

Europa, chronik der gebildeten welt

Johann Karl August Lewald



Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1835.

Zweiter Band.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

1835.

Belgien.

Deutschland.

Deutsche Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

England.

Skizzen und Genrebilder.

Novelletten.

Frankreich.

Französische Literatur.

Zur Tagesgeschichte.

Skizzen und Genrebilder.

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Novelle.

Norwegen.

Polen.

Novelle.

Spanien.

Zur Tagesgeschichte.

Skizzen und Genrebilder.

Reisen in Spanien.

Spanische Novelle.

Türkei.

Europäische Tagesbegebenheiten.

Scenen aus dem See-Leben.

Aufsätze vermischten Inhalts.



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

Die artistischen Beilagen.

Stahlstiche und Lithographien.

Modebilder.

Musikbeilagen.

Europa.



1835.

II.

Spanien.

Zumala-Carreguy in Navarra.

— „Holla! Volontario von Navarra, wenn Ihr nicht zu müde seyd.... — Ay! Jesus! Müde? Niemals! — So führet mich, wenn's Euch beliebt, nach Lessaca zu Don Pedro de Harismendi. — Zu dem Apotheker? — Zu ihm selbst. — Santa Maria! Ich kenne ihn! Ich bin von Vera; ich war Kapuziner. Die Christinos haben unser Kloster verbrannt, die Hunde! Ich bin zwanzig Jahre alt; und wurde Freiwilliger. Ich trage noch meine alte Kutte unter dem Ueberrock.... Seht her.... aber Ihr habt Eile, Bamos! *) Ich werde Euch gerade wie eine Kugel zu dem Boticario nach Lessaca führen. Ich bin sein Assistent."

Bevor ich das Bild dieses seltsamen Gesellschafters hinzeichne, den der Zufall mir sandte, muß ich dem Leser bemerken, daß ein Gehülfe oder Assistent bei den Offizieren die Functionen eines Dieners verrichtete. In diesem Kriege, wo die Gebirgsbewohner alle freiwillig dienen, erhielten die unbedeutendsten Dienstleistungen ehrenvolle Benennungen, welche die Gleichheit dieser freien Menschen und den natürlichen Adel des spanischen Geistes charakterisiren. Selbst der Spion wird hier zum Vertrauten, Confidente.

Wäre ich ein Fremder gewesen, so würde der Capuchino meine Fragen abgewartet haben, um darauf kurz zu erwidern; aber das geheimnißvolle Band der Nationalsprache war hinlänglich, um sogleich zwischen uns Vertrauen und Zuneigung Statt finden zu lassen, als wenn wir uns schon lange gekannt hätten. Ich war der erste französische Baske, den eine unwiderstehliche Neigung mitten in die Insurrection hineinzog. Die Gelegenheit war schön für den navarresischen Capuchino. Alle Exaltation, welche zwei Jahre der Gefahren und

*) Laßt uns gehen! — B wird bekanntlich V gesprochen.

unablässigen Arbeit der Kämpfe und Siege in ihm angehäuft hatten, machte sich jetzt Luft durch ein Feuerwerk von Worten, während wir die Hügel hinabeilten, welche das Dorf Lessaca beherrschen.

Der Capuchino war von kleinem Wuchse; seine dicken Haare, worauf eine Polizeimütze saß, bedeckten halb sein braunes Gesicht, welches durch zwei stechende Augen von außerordentlicher Beweglichkeit belebt wurde. Er trug ein schlechtes Pantalon und Sandalen auf den Füßen; eine gut versehene Patrontasche hing an dem Gürtel seines grauen Ueberrocks, worin sein Bajonet steckte. Der eine seiner Arme hing herab, indem er eine schwere Flinte hielt, während der andere unaufhörlich gesticulirte, und seinen Kopf begleitete, dessen schnellere Beweglichkeit der Volubilität seiner Zunge nachkam. Er bediente sich unverändert der baskischen Mundart, und die kastilianischen Flüche, welche er ihr beimischte, gaben seiner Erzählungsweise eine komische Kraft. Ich nahm mich wohl in Acht, ihn zu unterbrechen; und wenn die Geschichten, die er mir als etwas Neues zum Besten gab, auch nicht neu für mich waren, so unterhielten mich doch seine Petulanz und seine Exclamationen ungemein.

— „Die Basken sind nie bezwungen worden; in ihrem Lande sind sie unüberwindlich, C....! *) da seht 'mal meinen Ueberrock! Er gehörte einem Christino, den ich getödtet habe. Diese Flinte habe ich einem Manchego genommen, der nicht mehr das Brod der Königin essen wird, P.....! — Ich war in den Ebenen von Vittoria; ich habe den General O'Doyle erschießen sehen; der machte ein Gesicht im Fall, Demonio! — Das war ein Gemetzel! Man muß Zumala-Carreguy gesehen haben, Santjago! Seine Augen schossen Blitze; er ist finster, nicht ein Wort; aber Säbelhiebe, Carai! — Und seine Reiter, Dios mio! Stellt Euch die stärksten und erschreckendsten Männer des Gebirgs vor: der Eine wie ein Husar gekleidet, der Andere wie ein Dragoner, der wie ein Jäger, jener wie ein was weiß ich; Tuch um den Kopf, Sandalen, offene Brust; sie sind die Schrecken der Feinde. Einer gegen fünf, sie würden alle Teufel der Hölle in die Pfanne hauen, Satanas! — Wißt Ihr, was ein neuer Reitersmann bekömmt? Ein Pferd und eine Lanze; für das Uebrige sind die Christinos da. Wir machen sie kahl, wie die Ratten, blos das Halstuch läßt man diesen Ketzern, um sie besser zu erkennen; denn wir plündern auch unsere eigenen Kameraden, die getödtet werden. Sie wird Gott mit dem Gewande des Ruhms bekleiden, Amen! — Seht Ihr mich, der ich

*) Dieser und andere spanische Pöbelausdrücke sind Anstand genommen worden, hier auszuschreiben.

spreche? Ein ganzes Leben würde nicht hinreichen, um Euch die entsetzlichen Qualen zu schildern, die wir haben ausstehen müssen. Santa Madre de Dios! Welcher Winter! Christinos hier, Christinos da, Christinos bei allen Teufeln! Wir haben mehr als eine Nacht hingebracht, Füße im Schnee, ohne andere Stärkung als ein wenig Wein und Cigarren. Viele von uns Freiwilligen hatten nicht mehr als sechszehn Jahre. Und doch sangen sie, diese Engel! Später weinten sie, als man ihnen die erfrorenen Fußzehen abschnitt, viva Dios! — Endlich der Sieg!! Jetzt sind wir 30,000 Mann, wir wären schon 100,000, wenn wir genug Waffen gehabt hätten. Aller Anfang ist schwer. Unsere Kavallerie war anfänglich nicht stärker, als vier Mann. Halfter hatten sie statt der Zäume, Fauſtschläge statt der Peitschen, und sie riefen, indem sie ihre behaarten Arme in die Luft schwangen: „C.....! Was für Säbelhiebe werde ich austheilen!“ Aber sie hatten nicht einmal Säbel. — Wenn wir Christinos getödtet haben, so spießen wir sie, wie die Kröten. — — Ein Lancier zieht sich aus dem Gefecht zurück. Das Eisen seiner Lanze war ganz krumm gebogen; er setzt sich unter einen Baum. Der General läuft auf ihn zu. (Ihr wißt daß er aus Guipuzcoa ist, unser General, und daß er das R wie ein D ausspricht).... Der arme Lancier stirbt fast vor Angst. — „Don Thomas, ich bin müde; ich kann nicht mehr, ich habe schon neunzehn todt gemacht.“ Seine Kameraden bestätigen, daß er die Wahrheit sagt. — Denn mit dem General darf man nicht spaßen; er hält erschrecklich auf die Disciplin. Beim kleinsten Fehler Palos *). Will ein Freiwilliger sich widersetzen, so übernehmen seine Kameraden sogleich die Bestrafung. Das nennen wir die Gerechtigkeit des Volkes, Ay de mi!....“

Hier hörte der Capuchino ganz außer Athem zu sprechen auf. Aber nach einem Augenblick Pause ging es wieder los. —

„Ihr kennt also den Boticario von Lessaca? Das ist ein rechtlicher und treuer Navarrese. Er hat Alles für den Triumph der nationalen Sache aufgeopfert. Seine drei jungen Schwestern haben dieselbe Treue und denselben Heroismus bewährt. Gestern waren die Philister in seinem Hause, Barbaros! Sie haben Alles geplündert bis auf die Hühnersteige und haben ihm die letzte Taube genommen. Einer hat die Guitarre des Don Pedro zerbrochen, und wären nicht einige vernünftige Offiziere dabei gewesen, so hätten sie seine ganze Apotheke auf die Straße geworfen, die uns doch mit Arzneien versieht.....“

*) Stockschläge.

Don Pedro de Harismendi, der in Navarra unter dem volksthümlichen Namen des **Boticario** von Lessaca bekannt war, verdient ehrenvoll in der Geschichte der Insurrection genannt zu werden. Wir fanden ihn vor dem Thore seines Wohnorts, in einen Mantel gehüllt, spazieren gehen mit der eigenthümlichen Grazie, welche den Spaniern in diesem Kleidungsstück eigen ist. Er trug ein rothes Barett, eine Jacke mit schwarzem Pelz und einen großen Kavalleriesäbel: dies war das Kostüm eines Gebirgssoldaten, wie es von den Offizieren der insurgirten Armee getragen wurde. Sein dicker Schnurrbart und seine Falkenaugen gaben dem **Boticario** das unerschrockenste Ansehen von der Welt. Sein untersetzter Wuchs, verbunden mit eleganten, doch kräftigen Bewegungen, sein ungezügeltes Feuer und die Exaltation, die aus seinen geringsten Reden hervorleuchtete, zeichneten in ihm den navarresischen Typus, dessen Ausdruck ich in Sagastibelza, Ithurralde, Zumala-Carreguy und fast allen Oberoffizieren der Armee wieder gefunden habe. — **Amigo!** rief er, indem er mich in die Arme schloß; „seyd Ihr denn endlich in dem Navarra, das blutend zwar, verstümmelt, aber immer unüberwindlich ist. Nie war das Vaterland schöner, als heute. Das Dach und die vier Mauern meines Hauses sind mir geblieben, um Euch zu empfangen", fügte er heiter hinzu; „diese Spitzbuben von **Peseteros** haben mir sagen lassen, daß sie es verbrennen werden, sobald sie wieder nach Lessaca kämen. Ihre Freude wäre vollkommen, wenn sie mich lebendig fingen."

Der **Boticario** führte mich in sein Haus, und stellte mich seinen drei jungen Schwestern vor. Sie waren schwarz gekleidet nach der Landessitte: ihre geflochtenen Haare waren auf dem Scheitel wie ein Diadem zusammengebunden und mit hohen Kämmen befestigt, worüber die bizcajischen Mädchen große herabfallende Schleier werfen. Auf den ersten Blick hat dieses Kostüm etwas Religiöses und Trauriges, und der Fremde, der zum ersten Mal einem Volksfeste bei uns beiwohnt, muß die Basken für ein Volk in Trauer halten. Aber der graziöse und heitere Ausdruck der iberischen Weiber zerstört schnell diesen ersten Eindruck. Die schwarze Farbe war die Lieblingsfarbe der Cantabrer; sie hatten sie zu ihren Fahnen gewählt; einige der insurgirten Bataillone führten gleichfalls schwarze Paniere mit gelben Knochen von Todtenköpfen geziert, welche den Christinos großen Schrecken einflößen.

Der Abend war prächtig: der **Boticario** schlug mir vor, einen Gang durch's Dorf zu machen. Wir fanden die Freiwilligen auf dem Platze beim Ballonspiel. Sechse machten eine Partie Trinquet unter den Arcaden der Mairie.

„Da seht Ihr sie, diese Heldenkinder," sprach der Boticario. „Viele von ihnen sind erst sechszehn Jahre alt, und haben wahre Mädchengesichter. Hier spielen sie wie die kleinen Katzen und werden Tiger in der Schlacht. Man muß sehen, wie sie dem Feuer entgegen gehen und sich in das stärkste Handgemenge wagen! Hier ruhen sie aus von ihren Mühen, und sind sorglos und heiter. Die heiligste Sache gab ihnen die Waffen in die Hand. Die Bewunderung und die Liebe der Völker umgeben sie. Jede Mutter empfängt sie in ihrem Hause, wie die eigenen Söhne; überall finden sie das Vaterland wieder. Wie so anders sind die Christinos! Ihr werdet sie stets stillschweigend, finster, entmuthigt sehen. Sie verrammeln sich in ihren Häusern. Ihr Spiel ist, aus den Fenstern zu heulen oder auf die Vorübergehenden zu zielen, und ihnen verrätherische Ausrufe zu entlocken, die in diesen Gebirgen kein Echo finden. Die Raubsucht erregt ihre Leidenschaft, die sie mit anarchischen Demonstrationen, mit confusem Geschrei und mißtönenden Gesängen unterhalten und aufregen müssen. — Die Nachricht von dem Anrücken Zumala-Carreguy's genügte, el Pastor aus Lessaca zu vertreiben, der nun mit seiner Bande nach San Sebastian geflohen ist, wo er sich einschließt."

Der Boticario führte mich nun in ein benachbartes Haus, wo wir eine Gesellschaft von Offizieren fanden. Einige saßen an einem langen Tische mit Karten in der Hand und Cigarretten rauchend, und die edeln Weine von La Ribera dazu schlürfend; die Andern spazierten im Zimmer auf und ab mit ihren nachschleppenden Säbeln und ihren mit Leder besetzten Reithosen. Es waren größtentheils starke Bauern von mehr als gewöhnlicher Größe; als Soldaten der Unabhängigkeit verdankten sie ihre Grade der Anerkennung ihrer Mitbürger. Die Aeltesten hatten nicht mehr als vierzig Jahre. Ihre lebhaften und ungestümen Bewegungen verriethen ein Uebermaaß von Kraft und Leben. Ihre so malerische und belebte Sprache erhielt durch ihre männliche und sonore Stimme einen mächtigen Reiz. Man denke sich dicke Schnurrbärte auf kupferfarbenen Gesichtern, Adleraugen und eine furchtlose Stirn von einem blutrothen Barett beschattet, Jacken von Bärenfell, einen hastigen Gang, eine wilde Haltung und doch jede Stellung voll Adel und Würde, so wird man ein treues Bild dieser Gebirgsoffiziere haben; großsprecherisch wie die Helden Homers oder die Palatine des Mittelalters, und tapfer wie die Krieger Odins.

Indem wir eintraten, richtete der Boticario einige Worte mit freundlicher Miene an mich, um mir Gelegenheit zu geben, ihm in der Nationalsprache antworten zu können. Sogleich erzählte er den Andern, daß ich gekommen wäre, um Notizen zur Geschichte der In-

surrection zu sammeln, die ich schreiben wollte. Ich hatte alle Ursache, von dem Beifalle geschmeichelt zu seyn, der mir von allen Seiten zuströmte, und durch die naive Bewunderung, welche diese ungebildeten Gebirgsbewohner für die Mission des Poeten und Geschichtschreibers hegten.

— Hijo! (Sohn) rief einer, indem er diese castilianische Exclamation in die Landessprache mischte, von einer freundlichen Stimmung beseelt, an der der herrliche Wein von Todele keinen geringen Antheil hatte: „also bist Du in dieser patriotischen Gesinnung expreß von Paris hieher gereist? Wohlgethan! Die Basken bedecken sich mit Ruhm, und es geschehen Dinge in Navarra, welche es verdienen, in allen Sprachen beschrieben zu werden, um als Beispiel den Völkern zu dienen. — „Der erste Krieg der Unabhängigkeit hatte keinen Geschichtsschreiber,“ sprach hier heftig ein großer trockener Mann mit grauem Barte, „und er war nicht minder blutig, nicht minder ruhmvoll. Die französischen Grenadiere standen wie Riesen neben diesem gemeinen Lumpengesindel von Christinos, die man mit Stöcken aus unsern Thälern hätte jagen sollen.“

Nachdem er diese Phrase beendigt hatte, kehrte er uns den Rücken, und ging mit einem gemessenen und gewichtigen Schritte im Zimmer auf und ab. Sein langer Mantel, der so alt war, wie die Kriege, von denen er sprach, war eine Zusammensetzung von auf einander genähten Stücken, wie die Schindeln auf einem verwitterten Dache.

— „Augustin,“ sagte er zu mir, indem er auf mich zutrat, „da Du das Project hast, ein Buch zu schreiben, will ich Dir Alles von Punkt zu Punkt erzählen, was sich in den Pyrenäen zugetragen seit den Kriegen mit Napoleon:

— Spanien lag unter dem fremden Joche gebeugt: ein treuer Navarrese, welcher Kohlen auf seinen Maulesel lud, um sie nach der Schmiede zu bringen, schwur seinem Lande die Unabhängigkeit, und ergriff den Carabiner. Es war ein glühender Patriot und ein berühmter Guerillero: dieser Mann hieß Espos y Mina. Warum mußte die Verbannung das Herz unsers alten Generals verändern! Hat er denn so schnell vergessen, welche Menschenart in dem Schatten unserer Thäler wächst! — der Unsinnige, der sich schmeichelte, Schrecken unter uns zu säen, ohne zu begreifen, daß das unauslöschliche Gefühl der Nationalität hier alle andern beherrscht. Seine Grausamkeiten entehren ihn und regen uns auf; seine leeren Drohungen bemitleiden wir.“

— „Wo ist die Zeit hin, wo ich Mina sah als einfachen Landmann die Abarca an den Füßen, und auf einem Schemel sitzend sein Frühstück nehmen, seine Tasse Chokolade auf den Knieen, und keinen

andern Tisch, als den Stein des Heerdes. Damals tönte seine Stimme allmächtig in Navarra, und sein Zauber glich dem des Alten vom Berge. Mehr als einmal ging die Sonne nieder vor uns auf den hohen Gränzen von Aragonien, dann ging sie gleichsam erstaunt wieder auf, wenn sie uns am andern Morgen an den Gränzen von Alava erblickte, blutig und siegreich die reiche Beute einer französischen Convoi mit einander theilen. Der Engel des Vaterlandes begünstigte unsere abenteuerlichen Expeditionen. Die Wachtel, die auf frisch geackerten Feldern sich verbirgt, wird weniger bemerkt, als der Gebirgs-Guerillero, wenn er am Rande der Thäler liegt mit angelegter Flinte, auf das Signal des Chefs harrend, mit dem Ohr an der Erde, um auf das Nahen der Pferde zu horchen und das ferne Rollen der feindlichen Wagen. Der Wind, der im Rohre säuselt, hat für ihn prophetische Mittheilungen; er befragt das Geräusch der Ebene in diesem luftigen Gemurmel. Endlich naht die Stunde: der halbumzogene Mond neigt sich zu den Gebirgen, um auf die nächtlichen Gefechte niederzuschauen. Horch! Hört Ihr die freudigen Töne! Das sind die französischen Regimenter, die in dem finstern Thal den Reihen eröffneten, den der Tod anführt. Marsch, marsch! die Nacht ist stille. Die Sterne flimmern im Azur! Ein Gespenst erhebt sich stillschweigend auf dem Hügel, ein gellender Pfiff erschallt und hallt wieder: es ist Mina, der das Signal gibt: Arrama! Vollzähliger als die Aehren vor der Erndte, richten sich die Guerillero's mit ihren langen Flinten auf; das Schießen beginnt; das Gebirg ist in Feuer; ein bleierner Hagel schlägt auf die Gavachos nieder, und ihre Leichname bedecken das Thal: Arrama! Sieg den Landleuten! Und das hab' ich Alles gesehen, Augustin!“

Eine ausdrucksvolle und theatralische Miene hatte diesen dramatischen Bericht begleitet. Aber der Blitz der Begeisterung verlöschte bald, um einer finstern Wuth zu weichen. Der Offizier der Guerillero's raffte auf seine Schultern die tausend Stücke zusammen, welche er seinen Mantel nannte, forderte Cigarretten von seinem Nachbar, und versank für den Rest des Abends in stummes Brüten. Die Spieler hatten ihre Karten weggelegt, um Theil an der Conversation zu nehmen; der Boticario, mein herrlicher Freund, saß an meiner Seite, den Arm auf meine Schulter geworfen. Mir gegenüber saß einer der vornehmsten Offiziere, dessen Namen ich hier noch verschweigen will.

„Die Eifersucht der Kastilianer war die erste Ursache dieses Krieges,“ sprach der Insurgenten-Chef kurz und bestimmt. „Sie konnten es nicht leiden, daß die baskischen Provinzen in vollkommener Unabhängigkeit sich selbst beherrschten und regierten, während eine Menge

Civil- und Militär-Angestellter in Kastilien Bizcajer und Navarresen sind.

— „So war es von ewigen Zeiten her, erwiderte ein Anderer, „und die Gnaden, die unsere Landsleute erhielten, waren der Lohn des Verdienstes oder langer Dienste.

— „Wenn die Basken hartnäckig auf ihrer Unabhängigkeit und ihren Privilegien bestehen, so haben sie bei jeder Gelegenheit gezeigt, wie theuer ihnen Spaniens Ruhm ist, sagte der Boticario.

— „Ihre Ergebenheit der allgemeinen Sache hat doch nie die Furcht verscheuchen können, welche sie einflößen, und das Mißtrauen, dessen Gegenstand sie sind,“ erwiderte der Kommandant S. „Nach den Kriegen der Unabhängigkeit wurden unsere unüberwindlichen Milizen in die spanischen Festungen zerstreut, und unser Land blieb ohne Truppen. Dieselbe Maßregel wurde in Folge der Glaubenskriege ergriffen.

— „Dieß zur Richtschnur für die Landleute bei der Nachricht, daß Carl V. triumphirend in Madrid einziehen wird!“ rief aus einem Winkel der Guerilleros-Offizier mit zerfetztem Mantel. Hierauf leerte er sein Glas mit einem einzigen Zuge, und fing wieder zu rauchen an, indem er den Ellenbogen auf den Tisch stützte.

— „Man meldet, sagte der Boticario, daß die Regentin gegen uns die Garnisonen aus dem Süden marschiren lassen will. In diesem Falle werden sich die baskischen Offiziere, welche sich in großer Anzahl darunter befinden, sobald sie den Ebro passirt haben werden, unter unsere Fahnen sammeln.“

— „Es ist seltsam genug, sagte ich hierauf, daß die besten Offiziere in Christina's Armee Basken sind, und daß die Kastilianer, die unsere Privilegien beneiden, Anführern von uns gehorchen, wie Iriarte, Gurrea, Oran, Jauregui, Mina. . . .“

— „Diese Ueberläufer, sagte der Kommandant S., wären uns furchtbarer, wenn sie bessere Soldaten hätten. Iriarte und Gurrea sind thätig und tapfer. Der Gefährlichste von allen ist ohne Widerrede Oran. Ich bin auf meiner Hut, so lange dieser Gebirgswolf auf zehn Stunden in der Runde streift; aber ich würde ruhig meine Sieste verschlafen auf sechshundert Schritte von einem kastilianischen Anführer. Was Jauregui betrifft, so besteht seine Rolle in diesem Kriege von San Sebastian nach Lessaca und von Lessaca nach San Sebastian spazieren zu gehen, um die Geldsendungen zu schützen, welche die französische Regierung täglich den Generalen der Christina macht. Er führt seine Soldaten so friedlich, wie sonst seine Schaafe, denn Ihr wißt ja wohl, daß er ein Schäfer war, wie sein Beinamen kund gibt:

Archaja oder Pastor. Ich sehe für alle diese Leute ein tragisches Ende voraus."

— „Amen! sagte, sich erhebend ein dicker lustig aussehender Anführer, der bis dahin wenig gesprochen hatte. „Der den Krieg in sein Geburtsland hineinschleppt, unter welchem Vorwande es sey, verdient den Fluch des Volks um so mehr noch, wenn er keinen andern Beweggrund dazu hat, als den Durst nach Gold. Das ist eine Wahrheit, die ich Mina selbst sagen würde. Redondo como una pelota! — *Pilota bezoïn biribil!* *)"

— „Augustin, sprach der gute Kapitän, indem er mich freundschaftlich auf die Schulter klopfte, Ihr seyd ein junger Mensch, und ich bin fünfzig Jahre alt. Glaubt mir, alle Cristina'sche Generale sind alte Füchse. Es ist nicht ein einziger unter ihnen, der nicht vorausgesehen hätte, daß sie das Spiel verlieren müßten gegen die baskische Insurrection. Sie haben aber diesen Krieg für eine herrliche Gelegenheit gehalten, ihr Glück zu machen. Ein jeder von ihnen hat gerade so lange das Obercommando für sich behalten, bis er einige Millionen weg hatte. Ich bewundere die Leichtgläubigkeit Eurer Pariser Journalisten, welche ihre Großsprechereien im Ernste nahmen. Man weiß recht gut, was man von den gemästeten Kapaunen zu halten hat, aus denen sie Adler machen wollten. Ich könnte Rodil anführen, der nicht einmal die Ankunft seines Nachfolgers abwartete, und ohne Umstände die Armee übergab, um den Weg nach seinem Vaterlande Gallizien einzuschlagen. Am hellen Mittage mit einer Requa **) von zwanzig Maulthieren, die mit schönem französischen Gelde beladen waren."

Dieser Ausfall des Kapitäns erregte allgemeine Heiterkeit; nur der Kommandant, von dem ich oben sprach, behielt seine ernste Miene.

— „Die Frage, welche jetzt die westlichen Pyrenäen mit Blut bedeckt, ist wichtig, sagte er. Sie wurde gegen uns gerichtet unter der vorigen Regierung. Der Wunsch, unsere freien Provinzen ***) mit Kastilien in Eins zu verschmelzen, und den Basken das Privilegium ihrer Unabhängigkeit zu rauben, hat allein Ferdinands Testament dictirt, und die spanische Konstitution gebrochen. Der kränkelnde König sah unsern Widerstand voraus, und in der Hoffnung, der Regentin die Verwirrung und die Gefahren dieses Krieges zu ersparen, entschloß er sich, die Execution seines Testaments durch die Abschaffung

*) Das heißt: Rundweg — rund wie eine Kugel. Dieses Sprichwort ist im Kastilianischen wie im Baskischen gleich üblich.

**) Eine Reihe von Maulthieren, eins an das andere gebunden.

***) Die Kastilianer selbst nennen sie Exemptes.

unserer fueros vorzubereiten. Diese Drohung erregte in den baskischen Provinzen eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin eines allgemeinen Aufstandes, und die verschiedenen Deputationen richteten an den König zwar ehrfurchtsvolle, doch kräftige Vorstellungen. — Statt aller Antwort ließ Ferdinand eine Armee von 30,000 Mann über den Ebro gehen."

Hier drückte der Offizier den Griff seines Säbels krampfhaft an sich. Unwillkührlich zogen sich seine schwarzen Augenbrauen zusammen. Bald jedoch nahm er wieder seine ruhige Stellung und Kaltblütigkeit an, und fuhr fort:

— „Während die kastilianische Armee nach den baskischen Provinzen marschirte, war die Julirevolution in Paris ausgebrochen; Belgien und Polen folgten dem Beispiele Frankreichs; Helvetien erhob sein Bundespanier, und bis zum fernen Orient, vom Atlas zum Kaukasus wiederholten tapfere Gebirgsvölker den Ruf der Freiheit. Der Moment war nicht günstig, um die Basken zu einem Freiheitskampfe zu bringen. Das Madrider Kabinet rief die Truppen zurück, die am Ebro aufgestellt waren und die Frage blieb hängen bis zu Ferdinands Tode, wo die Sache der legitimen Erblichkeit sie zu unsern Gunsten complicirte. — Das salische Gesetz, welches seit lange in Spanien angenommen ist, raubt Christinen jedes Mittel, ihre Usurpation zu beschönigen, und das Recht Seiner Majestät Karl V. kann nur angegriffen werden im demokratischen und revolutionären Sinne. Es ist schwer, die Umwälzungen vorauszusehen, welche die spanische Halbinsel treffen können; was auch geschehe, die Basken kennen ihr Recht, und werden wissen, es zu erhalten. Ist es nicht wahr, Kameraden?"

Die Kaltblütigkeit des Insurgentenchefs verschwand bei diesem letzten Ausrufe, den er mit einer electrischen Stimme sprach, indem er bis in die Mitte des Zimmers sprang: er war wie ein Raubvogel, der seine Beute bekämpft hatte. Die allgemeinste Zustimmung war die Antwort der Landleute. Die Wölbung des geräumigen Saales wiederhallte diese kräftigen Stimmen, wie eine ungeheuere Glocke, und die Säbel der Insurgenten erhoben sich blitzend in der Luft. Der Anführer ließ einige Augenblicke seine Augen im Kreise fliegen mit einem von Stolz leuchtenden Ausdruck; dann ging er langsam nach seinem Stuhl.

— „Augustin, sagte er zu mir, indem er sich setzte, Du wirst für die Franzosen niederschreiben, was Du hier gesehen und gehört hast."

In diesem Augenblicke wirbelten die Trommeln in den Straßen von Lessaca, um die Freiwilligen zum Appell und zum Abendgebete zu versammeln. Der Kommandant S. hatte mich in eine Fensterbrüstung

gezogen. Ich befragte ihn nach den vorzüglichen Helden der Insurrection: Valdespina, Zavala, Erazo, Ithurralde, Zumala-Carreguy.

— „Valdespina," sagte er zu mir, „gehört einer der ältesten und glänzendsten Familien von Biscaja. Er war zu Ermua geboren, in dem prächtigen Schlosse seiner Voraltern, welches die Christinos eingeäschert haben. Seit seiner frühesten Jugend trug er die Waffen zur Vertheidigung seines Landes. Im Jahr 93 war er Kapitän und die Franzosen mußten seine glänzende Tapferkeit anstaunen. Der fremde Einfall unter Napoleon gab ihm Gelegenheit, seine Anhänglichkeit an die nationale Sache an den Tag zu legen. Er nahm thätig Theil an dem Unabhängigkeitskampfe, und später trug ihm seine erklärte Feindschaft gegen die konstitutionelle Regierung eine Verhaftung und die Verbannung nach Cadix ein. — Nach der Restauration der kastilianischen Monarchie und der Thronbesteigung Ferdinand **VII.** wurde Valdespina zum Generaldeputirten von Bizcaja ernannt. Er entwickelte auf diesem Ehrenplatze so seltene Administrativ-Talente, daß er bei den folgenden Versammlungen unter der Eiche von Guernica einstimmig wieder erwählt wurde. — Nach Ferdinands Tode zum Präsidenten der General-Deputation von Bizcaja ernannt, verbreitete er schnell die carlistische Insurrection in Guypuzcoa, Alava, Navarra, bis nach Kastilien, wo er Geld, Munition und Waffen hinschickte. Als die Truppen der Liberalen die baskischen Provinzen verheerten, theilte Valdespina das Glück des Brigadiers Zavala gegen Saarsfield. Ich vergaß, Euch noch zu sagen, daß ihm eine Kugel den rechten Arm zerschmettert hat, der ihm abgenommen werden mußte. Er kann sechszig Jahr alt seyn. Das Alter hat ihm von seiner Lebhaftigkeit nichts geraubt. Er verbindet den liebenswürdigsten Geist mit festen und vielseitigen Kenntnissen, und die Güte seines Herzens kommt der einnehmenden Höflichkeit seiner Manieren gleich. Jetzt habe ich nur noch seines kleinen Wuchses zu erwähnen, seines grauen Mantels und seines weißen Huts, um das Bildniß zu vollenden von Don Jose Maria de Orbe y Elio, Marques de Valdespina."

Der Kommandant hatte kaum zu sprechen aufgehört, als er sich lebhaft umdrehte, und den dicken Kapitän mit dem Finger herbei winkte.

— „Du kennst Zavala?" fragte er ihn.

— „Gewiß kenne ich ihn," erwiderte der Kapitän, mit seiner gewöhnlichen Geradheit, „den Don Fernando de Zavala, gebürtig aus Munguia in Bizcaja. — Kavallerie-Kapitän während des Unabhängig-

keitskampfes. — Unter der Konstitution Staatsgefangener. — Wunderbar entwischt. — Fürchterlicher Guerillero, an der Spitze von 10,000 jungen Bizcajern. — Brigadier. — Generaldeputirter von Bizcaja, bei der Thronbesteigung Karl V. — General. — Grand von Spanien. — Sieger des Rebellen Saarsfield. — Endlich in Ungnade gefallen und mit seinem Ruhme flüchtig in irgend einem Theile des ungastlichen Königreichs Frankreich.“

Nachdem der Kapitän dieß geantwortet hatte, eilte er zum Appell seiner Kompagnie.

„Einer der schönsten Charaktere, den Ihr in Eurer Geschichte zu zeichnen haben werdet, ist der des Don Benito Erazo,“ nahm der Kommandant S. wieder das Wort; „dieser Edelmann erschien zum ersten Male auf dem politischen Schauplatze im Jahr 1821. Erwähltes Glied der Junta von Navarra durch die Cortes des Königreichs, vereinigte er in Ronceval 800 junge Navarresen. Dies war der Kern der sogenannten Glaubensarmee. — Nachdem der Friede in Spanien wieder hergestellt war, wurde Erazo nach Hofe berufen und in Madrid als Staatsgefangener zurückbehalten. Hierüber empfand seine Frau einen so lebhaften Schmerz, daß sie zu Zeiten den Verstand verlor. — Im Jahr 1830 warf Erazo an der Spitze eines Korps navarresischer Freiwilliger die Bande von Chapalangarra in das Valcarlos. Ferdinand bewilligte ihm den Titel eines Obersten der Infanterie; als aber die Freiwilligen verabschiedet wurden, trat Erazo in das Privatleben zurück, und lebte in unthätiger Ruhe bis zur Thronbesteigung Carl V. — Euer Verwandter M. D. muß Euch die romantischen Details seiner Entweichung aus Bordeaux erzählt haben. Erazo brauchte mehr als einen Monat, um in den seltsamsten Verkleidungen die fünfzig Stunden zurückzulegen, welche Bordeaux von den Pyrenäen trennen. Endlich kam der treue Navarrese bei seinen Brüdern an, welche tausend Lustfeuer auf den Höhen angezündet hatten, um seine Rückkehr zu feiern. Der tapfere Ithurralde hatte, wie durch Zauberei, die ersten beiden Bataillone von Navarra organisirt, während die feindlichen Kolonnen im eigentlichsten Sinne unser Land durchfurchten. Eine zahlreiche Partei wollte ihm den Titel eines Obergenerals ertheilen; Erazo ließ die Waage zu Gunsten Zumala-Carreguy's sinken. Es ist ein herrliches Schauspiel für unser Land, zu sehen, wie Don Thomas sich zwischen zwei treuen Freunden von unsterblichem Ruhme mit dem Kommandoschwert umgürtet, welches er der Weigerung des Einen und der Großmuth des Andern verdankte. Don Benito Erazo wurde in Baraguim in Navarra geboren, und ist ungefähr fünf und

vierzig Jahre alt. Wenig Männer vereinigen wie er die Bescheidenheit mit vielseitigen Talenten, die Tapferkeit mit den zartesten Gefühlen für Menschlichkeit, die unermüdetste Thätigkeit mit einer gränzenlosen Sanftmuth. Regungen des Hasses haben nie in seiner schönen Seele geruht. Seine ausdrucksvolle und lächelnde Physiognomie drückt dieses aus. Seine Ueberredungskunst bemächtigt sich der aufbrausendsten Köpfe; sein eben so reiner, als feuriger Patriotismus reißt sie hin. Drei Mal wurde ihm das oberste Kommando angetragen, ohne daß man ihn zu dessen Annahme bewegen konnte. Die unabhängige und uneigennützige Stellung dieses tugendhaften Anführers drückt seinen Rathschlägen den Stempel einer unwiderstehlichen Kraft auf, und gibt seinem Einflusse einen religiösen Charakter, dessen Zauber an den Schutzengel erinnert, der über das Schicksal des Vaterlandes wacht."

Der Commandant, welcher mit so edler Unparteilichkeit das Lob seiner Waffenbrüder verkündete, war Niemand anders, als der wackere Sagastibelza selbst. Dieser Gebirgschef vereinigte in sich zwei verschiedene Physiognomien, die sich in schnellen Uebergängen folgten, die des Ur-Iberiers und des modernen Spaniers. Redete er die Sprache des Cervantes, so war er ernst, emphatisch und die Erhabenheit seines Gedankens suchte alle Pracht der Sprache zusammen. Aber beim ersten Ton der Sprache der Vasconier wurde seine Begeisterung freier, abgerissener, seine Wendung lebhafter, sein Gang entschiedener; ein neues Leben strahlte in dem Feuer seiner beweglichen Blicke; der Klang seiner Stimme wurde heller, und ich weiß nicht, welch ein Hauch von unbezwinglicher Freiheit aus diesem Manne wehte, der von kleinem, schlankem Wuchse war, und dabei so stark, wie ein Leopard.

Zwischendurch schallte das freudige „Presente" der Freiwilligen auf dem Marktplatze, welche dem Appell antworteten. Nachdem dieß beendigt war, bildete jede Compagnie einen Kreis um den Sergeant-Major, und betete den großen Rosenkranz als Nachtgebet. — Offiziere, Bürger, Mönche und andere Geistliche kamen neugierig herbei, und vermehrten den Haufen. Sie entblößten ihr Haupt, neigten es leicht, und grüßten höflich. Ich hörte die Worte: Ave Maria! worauf geantwortet wurde: Madre de Dios! Ich erkannte in diesem christlichen Gruße das Erkennungswort, welches die Navarresen zur Zeit ihres ersten Kreuzzuges gegen die Sarazenen schon angenommen hatten. Diese Erinnerung an die Vorzeit warf ein poetisches Licht auf die Scene, wo ich mich befand. Die verschiedenen Gruppen der Bergbewohner, ihr fremdartiges Costüm und ihre gebräunten Gesichter, deren fantastischen Ausdruck das hinschwindende Tageslicht merklich er-

höhte, gewährten ein zauberhaftes Bild, wie es kaum die Einbildungskraft des Malers ersinnen kann.

Ich bat Sagastibelza, mir von Zumala-Carreguy zu erzählen.

— „Ich will es wohl, sagte er mit einer vollkommenen Liebenswürdigkeit, indem er mich bei der Hand nahm; und da Ihr entschlossen seyd, für die Nachwelt die Geschichte unserer Insurrection zu schreiben, so ist es recht, daß ich Euch den großen Mann zu kennen gebe, der ihre mächtige Seele und ihr würdiges Oberhaupt ist. Sein Ruf hat in kurzer Zeit einen weiten Weg auf der Erde zurückgelegt.

Zumalaren *) izena	Der Name Zumala
Eta haren omena	Und seine Bedeutung
Hourroun da hedatzen.	Erstrecken sich weit hin.
Erregueren gorthetan	Ist an dem Hofe der Könige,
Hiri eta Kampanetan	In Städten und Feldern
Nourk ezdu aditzen	Einer, der es nicht versteht
Zumala mintzatzen?	Zu sprechen von Zumala?

— Augustin, fügte Sagastibelza lebhaft hinzu, Ihr werdet bald erkennen, indem Ihr Euch diesem heroischen Manne nähert, daß ein edles Herz in seiner Brust schlägt, und Ihr werdet ihn lieben müssen. Die Sennores, die uns hier zuhören, kennen Zumala-Carreguy eben so gut, als ich, und jeder von ihnen wird die Wahrheit meiner Worte bekräftigen können.

Don Thomas erblickte das Tageslicht in Ormaistegny von edeln Eltern in der edeln Provinz Guypuzcoa. Er ist ungefähr fünf und vierzig Jahr alt, und hatte mit sechszehn schon das Waffenhandwerk ergriffen. Im Jahr 1812 ging er als Unterlieutenant nach Cadiz, wo sein älterer Bruder Mitglied der Cortes war. 1822 kam er von dort zurück mit dem Grade eines Lieutenants im Regimente der militärischen Orden, welches in Pampeluna lag. Er weihete seinen Degen den Beschützern des Glaubens, und erhielt ein Bataillons-Commando. Am Ende dieses Krieges wurde er zum Obersten des vierten Linien-Regiments ernannt, dann des Regiments Bourbon, endlich des Regiments Estramadura. Er befand sich in Gallizien an der Spitze dieses Corps, als er 1830 verabschiedet wurde. Zumala-Carreguy zog sich

*) Dieser Vers, den die Gebirgsbewohner auf Zumala-Carreguy angewandt haben, ist einer alten Improvisation entlehnt, die ein Barde an den Ricombre von Belsunce gerichtet hat, und die anfängt: Belsunzeren izena etc. etc.

nun nach Pampeluna mit seiner Frau und seinen Kindern zurück. Dieß waren die verschiedenen Phasen seiner militärischen Laufbahn, bis wir ihn einstimmig zum Generalissimus erhoben, und Seine Majestät Karl V. ihn auf diesem Posten bestätigte.

Ehrbare Sitten, ein strenger und zum Nachdenken geneigter Geist, Liebe zur Arbeit, dieß sind die Züge, die seine Jugend auszeichneten. Er entwickelte sich spät, gleich jenen herrlichen Früchten, welche in der späten Jahreszeit reifen, und zeigte immer mehr hellen Verstand als Witz. Seine Organisations-Ideen, die angenommen wurden, erwarben ihm den Ruf eines guten Offiziers vom Generalstabe. Er erhielt seinen Platz unter den ausgezeichnetsten Anführern der spanischen Armee. Der einzige Fehler, den man ihm vorwirft, und der in unsern Augen zu seinem größten Verdienste wird, ist die Abgötterei, die ihn für die Nationalität unseres Stammes beseelt, sein exclusiver Patriotismus.

Sagt mir einmal, Navarresen, als dieser erhabene Krieger, in unsere Farben gekleidet, auf dem Gebirge erschien, und die neue Fahne entrollte, hatte sich da nicht der Mann des Volkes verwandelt, blendete uns nicht der Strahlenglanz des Helden? Ich grüßte ihn, wie einen Befreier, einen Propheten, und ich leistete den Eid, zu siegen oder mit ihm zu sterben. . . .

— „Und wir mit Dir! schrien die Insurgenten mit fürchterlichen Stimmen, wie von electrischem Feuer ergriffen; Blitze schossen aus allen Augen, und erleuchteten diese mächtigen Physiognomien, welche die hereinbrechende Nacht nach und nach zu umschleiern begann; doch sobald diese phantastischen Gestalten in ihre frühere Unbeweglichkeit wieder zurückgesunken waren, brach eine Pause allgemeinen Stillschweigens herein, während der man nur das Murmeln des Rosenkranzes vernahm, der von den Freiwilligen auf dem Marktplatze abgebetet wurde.

Hierauf läutete die Glocke von Lessaca das Angelus.

In demselben Augenblick hörte man kriegerische Töne wie vom Himmel herabströmen. Es war fernes Trompetenschmettern, welches sich mit dem Klange der Glocken vermischte. Die Reinheit der Luft und die Akustik der Thäler erhoben diese Laute zauberischer in der Stille der Nacht. — Ich mißtraute dem mächtigen Reize, der die Geister unterjochte, und glaubte mich von einer Erscheinung geneckt, wie der abergläubische Bergbewohner, welcher die Jagd des Königs Arthur in den Wolken zu hören glaubt mit Hundegebell, Pferdegewieher und Hörnergetön; aber das Geräusch, das ich vernahm, war wirklich, und wurde mit jedem Augenblick deutlicher und stärker.

— „Der General!“ rief Sagastibelza, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte, und ich sah ihn im Schatten sich erheben und länger werden, wie einen Raubvogel, der zum Fluge die Schwingen hebt.

— „Der General!“ schrie der Haufe, wie ein tosendes Wehr, und Alle stürzten tumultuarisch aus dem Zimmer hinaus auf den Marktplatz. In einem Augenblick waren die Freiwilligen unter den Waffen und ihr Commandant zu Pferde. Zumala-Carreguy hatte sie an Ueberraschungen gewöhnt, wie an unvorhergesehene und nächtliche Märsche. Er war es, den ein Eilmarsch der Gränze genähert hatte, um eine Sendung Waffen und Munition in Empfang zu nehmen, während die liberalen Truppen, welche auf dieser Seite der Pyrenäen aufgestellt waren, bei der Ankunft des navarresischen Generalissimus nach San Sebastian und Pampeluna flohen.

Mehre Compagnien Führer *) kamen zuerst von der Seite von Vera auf dem Platz an. Die Sandalen, womit diese Gebirgsleute versehen waren, machten ihnen den Marsch leichter. Der Anblick dieser graufärbigen Gestalten, welche ganz geräuschlos bei dem Scheine der Farols marschirten, würde mir wie eine Geistererscheinung vorgekommen seyn, ohne die feste und tönende Stimme der Offiziere, welche alle ihre Bewegungen leiteten. Diese Führer gingen einer Lancier-Escadron voran, von denen mir der Capuchino so viel Fürchterliches erzählt hatte. Hierauf folgten zwei gut berittene junge Offiziere; der eine ein Navarrese von hohem Wuchse, Don Vincent von Reyna, der tapferste und unterrichtetste unserer Artilleristen, der andere ein Franzose, der auf seinem melancholischen Vendeer-Gesicht die Trauer um seinen kürzlich getödteten Bruder zur Schau trug. Er hieß Barrès. Endlich erschien unter dem Lärmen eines allgemeinen Zurufs der General en Chef, umgeben von einer sehr beweglichen Gruppe von Offizieren. Die Lichter, welche auf die Fenster gesetzt worden waren, beleuchteten seine strengen und ausdrucksvollen Züge, sein Barett und seine Pantalons von rother Farbe, seinen schwarzen Rock und seinen langen Degen. Als er vor den Freiwilligen angekommen war, ließ er sein Pferd im Schritt gehen, der Marsch hatte mit einem Blutscheine die sonst finstern Gesichter der Gebirgskrieger geröthet; unbeweglich in ihren grauen Röcken und braunen Baretten, mit ihren spitzen Dolchen und glänzenden Flinten folgten sie mit exaltirten Blicken dem leuchtenden Auge Zumala-Carreguy's, der langsam an ihren Reihen hinabritt. Die Farols erleuchteten die Schlachtlinie, und vergrößerten den Schatten des herrlichen Anführers. Zumala-Carreguy machte eine Bewegung,

*) Guides.

und hielt still, hob dann das Auge zum Himmel, gleichsam um seinen Schicksalsstern zu suchen; ein frischer Wind bewegte die Fahne von Navarra, die vor ihm hergetragen wurde; Trommeln und Trompeten stimmten den Marsch der alten Könige von Pampeluna an. —

Fünf Minuten später verließen die Freiwilligen, unter tausendstimmigem Freudengeschrei Lessaca mit dem Karabiner auf der Schulter; die Lanciers trabten hinter her. Zumala-Carreguy erwachte aus seinen Träumen, gab seinem prächtigen Pferde die Sporen, und sprengte im Galopp davon, von seinem Generalstabe gefolgt, wie Sancho der Starke von seinen Ricombres. Er wendete den Kopf, und ich erblickte noch einmal sein edles Gesicht, streng und unbeweglich, wie das des Löwen; dann verschwand der große Mann in die Nacht. . . .



Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Erster Artikel.

Wien im December 1780.

*) Der Wiener Hof ist durch die Umgebung des höchsten und reichsten Adels in diesem Augenblicke der glänzendste Hof in Europa; aber die strenge Etiquette und eine Anzahl von Ceremonieen geben ihm einen so lästigen Anstrich, daß man nirgends etwas Aehnliches findet. Alle Welt schreit über diese lästige Etiquette; der Kaiser selbst scheint nur zu oft davon ermüdet, und doch wird mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit darauf gehalten, als ob es einen Glaubensartikel beträfe.

Ungeachtet dieses Zwangs hat dieser Hof für einen Fremden vom Stande (denn man muß hier von Geburt seyn) Annehmlichkeiten, die man an den Höfen von Paris und London vergebens sucht. Hiezu rechne ich vor Allem die Leichtigkeit, mit der sich hier Bekanntschaften machen. Hat man den kaiserlichen Majestäten sein Compliment gemacht, und ist man nur in einem Hause aufgeführt, so ist man sicher, in allen wohlaufgenohmen zu werden; überdieß ist der Fremde in Bezug auf die Conversation nie in Verlegenheit, da man hier französisch, deutsch, italienisch und spanisch in den Gesellschaften spricht; wo er in Paris und London nur in den Landessprachen sich unterhalten kann.

Die Minister und großen Herrn sind zuvorkommend, höflich, man findet leicht Zutritt bei ihnen, besonders wenn man nichts zu suchen hat. Sie haben den Gebrauch, keine Gegenvisiten zu machen; sie laden den Fremden zur Tafel, und da die Zahl der Gäste da immer sehr bedeutend ist, so knüpfen sich sehr leicht neue Bekanntschaften an.

*) Die etwas veraltete Rechtschreibung ist beibehalten worden. D. R.

Eben so leicht ist es, zum Handkuß bei den Majestäten zugelassen zu werden; man darf nur dem Oberstkämmerer des Kaisers, und dem Obersthofmeister der Kaiserin seinen Namen und Stand eröffnen. Am füglichsten geschieht das, wenn die Majestäten zur Tafel gehen; man sezt bei ihrem Eintritt ein Knie auf den Boden, indem man ihnen die Hand küßt. Bei den Privat-Audienzen sind schon mehrere Ceremonieen eingeführt. Der Oberstkämmerer bestimmt die Stunde, wo man sich in der Antichambre einzufinden hat, gewöhnlich um fünf Uhr Abends. Er selbst erscheint auf die Minute, und führt zur Audienz ein; in seiner Abwesenheit vertritt der Kammerherr des Tages seine Stelle. Der Kaiser steht vor einem Thronhimmel, auf einen Tisch gestüzt, einen Armsessel an seiner Seite. Ein Schirm von rothem Sammt mit goldenen Franzen steht vor dem Eingang, so, daß man den Kaiser nicht gleich erblickt, der hinter dem Schirm sich befindet. Ist man im Angesicht des Monarchen, macht man die erste Kniebeugung, man geht einige Schritte, wieder eine Kniebeugung, und die dritte, indem man vor seiner Majestät steht. Der Kaiser erwiedert die Kniebeugungen mit einem leichten Kopfnicken; er hört mit großer Aufmerksamkeit den Sprechenden an, er antwortet herablassend und in bestimmten Worten. Ist die Audienz zu Ende, küßt man die Hand, indem man ein Knie auf den Boden sezt, und entfernt sich rückwärts schreitend mit drei Kniebeugungen wie beim Eintritt. Dieselbe Ceremonie findet bei den Privat-Audienzen der Kaiserin statt, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Monarch allein im Zimmer ist, bei der Kaiserin aber eine Pallast-Dame gegenwärtig ist, doch so entfernt, daß sie nicht hören kann, was gesprochen wird.

Der Kaiser speist gewöhnlich mit der Kaiserin und den Erzherzoginnen zusammen. Nur an bestimmten Tagen, wie am Toisons-Feste speist er ganz allein. Das Diné ist in den Gemächern des Kaisers, das Soupé in dem Apartement der Kaiserin. Zwei Kammerherren halten ihren Majestäten das Waschbecken, wenn sie sich zur Tafel setzen, und der Obersthofmeister reicht die Servietten. Man bedient sie nach panischer Sitte mit einer Kniebeugung. Die Anzahl der Schüsseln, ie aufgetragen werden, ist sehr beträchtlich: acht und vierzig für den iser, ebensoviel für die Kaiserin; obgleich die Majestäten zusammenisen, so hat jede ihre eigene Küche und ihre eigene Bedienung. — as erstemal trinken beide zugleich, und bis zu diesem Augenblick bleien die Gesandten, die Hofherrn und Damen gegenwärtig. Nachdem r Kaiser getrunken hat, ertheilt er dem Obersten Hofmeister, — Stalleister, — und Kämmerer nebst den Gardecapitänen seine Befehle; enso die Kaiserin ihrem Oberst-Hofmeister, und ihrer Ehrendame,

die sich dann mit den Anderen entfernen. Es bleibt Niemand in dem Zimmer, als die zur Bedienung nöthigen Hausoffiziere, und manchmal einige Neugierige, die noch nie gesehen haben, wie Souveräne speisen. An Sonn- und Festtagen, wie bei großer Galla ist Musik während der Tafel. Der Kaiser sitzt mit bedecktem Haupte am Tische: so wie er den Hut aufsetzt, bedecken sich die anwesenden Gesandten. — Beim Soupé reicht eine Ehrendame den Herrschaften die Serviette, und die Pallastdamen serviren die Speisen und den Wein, die früher von ihnen verkostet werden. Der ganze Hof, der gegenwärtig ist, muß wie beim Diné stehen, selbst Prinzen und Prinzessinnen nicht ausgenohmen; Hier gibt es keinen Rang, in Anwesenheit der Majestäten sind alle Unterschiede des Ranges verschwunden.

An Gallatagen — (man benennt so die Fest- und Ceremonien-Tage) zeigt sich der Hof im höchsten Glanze; man sieht dann nichts als Gold und Juwelen. Dieß findet besonders am Namenstage des Kaisers und der Kaiserin statt. — Der Kaiser, gewöhnlich sehr einfach in seiner Tracht, ist am Tage der heiligen Elisabeth mit Diamanten bedeckt. Die Kaiserin, die zwar immer mit Pracht gekleidet erscheint, ist am Tage des heiligen Karl so mit Edelsteinen beladen, daß sie kaum ihre Kleider zu tragen vermag. Sonst ist mit Ausnahme der Gallatage der Hof sehr einfach gekleidet. Freilich gibt es deren so viele, daß diese Einfachheit sehr selten zum Vorschein kommt; der Namenstag eines Ministers, der Tag, an dem eine hohe Dame zur Ader läßt, ist hinlänglich, um halb Wien in Galla zu jagen. Man unterscheidet drei Klassen von Galla: Galla bei Hofe, die ist für Alle, für den Adel und für das Volk; große Galla für die Stadt am Namenstage eines Ministers; und endlich kleine Galla für die Aderlässe der Damen. Der Mann macht da der Frau Galla, die Kinder den Eltern, Brüder und Schwestern wechselweise einander: so, daß zwei Drittheile in Wien unaufhörlich in Galla stecken. — —

An hohen Feiertagen fährt der Kaiser mit großem Gepränge nach der Stephanskirche. Er sizt allein im Hintergrunde des Wagens, die Kaiserin ihm gegenüber; die Kämmerer, die Geheimen Räthe, die Ritter des goldnen Vließes zu Pferde voran. Neben dem kaiserlichen Wagen gehn zu beiden Seiten die Edelknaben und die Hartschieren der Garde; dann folgen die Wagen der Erzherzoginnen und der Hofdamen, die Garden zu Pferde mit Trompeten und Pauken, den Beschluß macht der päbstliche Nuntius und die fremden Botschafter mit ihrem Gefolge in prächtigen sechsspänigen Gallawagen. Am Frohnleichnamstage begleitet der Kaiser das Sacrament im feierlichem Zuge. Er begibt sich mit seinem ganzen Hof-staat, umgeben von allen Ministern und Hof-

würdenträgern, nach der Cathedrale von St. Stephan; er hört da die Messe, und begleitet dann den Zug. Alle Straßen sind mit Thielen belegt, die Häuser mit Teppichen behangen. Die Kaiserin geht unmittelbar nach dem Kaiser, von allen Damen ihres Hofes begleitet, in der Höchsten Galla; man kann nichts prächtigeres in der Welt sehen als diesen Aufzug.

Der Kaiser ist von mittelmäßiger Größe, sehr fett; er hat eine etwas braune Gesichtsfarbe, stark geröthet, das Auge frisch, und eine herabhangende Unterlippe, wie die Meisten seines Hauses. Er ist der zweite Sohn Kaiser Leopolds, und Eleonorens von Pfalz-Neuburg. Bestimmt von Kind auf der Nachfolger Karl des zweiten Königs von Spanien zu werden, wurde er in der ganzen Ernsthaftigkeit auferzogen, die diese Nation von ihren Souveränen verlangt. Das gibt ihm ein gewißes finsteres Aussehen, das aber bei einer näheren Bekanntschaft schwindet. Im Gegentheil er ist sehr herablassend, und gütig. Er hat schon früh im Kampf um jene Krone verschiedene Glückswechseln erfahren, die er mit wahrer Seelengröße getragen, im vollen Vertrauen auf die göttliche Vorsicht, die das Schicksal der Könige und Völker lenkt. Der Himmel, der die Tugend immer belohnt, hat ihm zum Ersatz das schönste Reich der Welt verliehen, und seinem Glücke fehlt nur ein männlicher Erbe! — — Die Kaiserin, eine Tochter Ludwig Rudolphs Herzogs von Braunschweig-Blankenburg, und Christinen Louisens von Oettingen, war eine der schönsten Prinzessinnen, die man sehen konnte, und ungeachtet der starken Röthe des Gesichtes und der Wohlbeleibtheit, die sie jetzt zeigt, kann sie noch immer für schön gelten. Aufgezogen in dem Lutherthum schwur sie zu Bamberg diesen Glauben ab, als sie dem Kaiser vermählt wurde; ihre Herzensgüte, ihre Leutseligkeit, und ihr Wohlthätigkeitssinn sind zu weltbekannt, um darüber mehr sagen zu müßen. — Die älteste Erzherzogin Marie Theresia die in der Aussicht auf den Thron ihrer Väter auferzogen wird, hat große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, möge sie auch ihre Tugenden erben, wenn sie einst den Thron besteigt!

Der gewöhnliche Zeitvertreib des Kaisers (um sich von Staatsgeschäften zu erholen) ist Jagd, und Scheibenschießen. Die Kaiserin leistet ihm gewöhnlich Gesellschaft; bisweilen verfügt er sich auf die Reitschule. Musik ist eine Lieblingsunterhaltung von ihm, und der Monarch spielt nicht nur vom Blatt, sondern componirt selbst. Vor ein paar Jahren wurde eine Oper von seiner Composition aufgeführt; die Sänger, Tänzer und Musiker waren Standespersonen, der Kaiser accompagnirte im Orchester, die beiden Erzherzoginnen tanzten auf dem Theater, die regierende, und die verwittwete Kaiserin waren Zuschaue-

einen, und jeder Mitspielende durfte zwei von seinen Verwandten oder Freunden mitbringen.

So sehr die Majestäten die Musik lieben, so werden doch nur zweimal im Jahre Opern gegeben; am Namenstage des Kaisers und der Kaiserin; bisweilen werden sie im Carneval wiederholt. In dieser Zeit finden auch die Hofbälle statt, und am Faschingsdienstag ist gewöhnlich große Maskerade des ganzen Adels, wo eine Bauernhochzeit vorgestellt wird. In der Burg ist ein herrliches Theater, und das ist wohl das Einzige, das des Beschauens werth ist; denn der kaiserliche Pallast selbst ist so äußerst schlecht, daß der Kaiser unter allen Monarchen in Europa am schlechtesten bewohnt ist. Die kaiserlichen Lustschlösser sind nicht im bessern Stande. Die Favorite, in der Vorstadt Wieden gelegen, sieht mehr einem Kapuzinerkloster, als dem Aufenthalte eines großen Fürsten, ähnlich. Laxenburg ist noch schlechter, als die Favorite; der Hof bringt nur sechs Wochen da zu, so lange die Reiherbaizen dauern. Die Minister die den Kaiser begleiten müßen, haben zwar eigne Häuser, nicht groß doch wohnbar; aber Alles was Cour macht, muß Abends nach der Stadt zurück, was äußerst unbequem ist. Kaiser Joseph hat zwar ein schönes Gebäude zu bauen angefangen, zu Schönbrun (etwa vier Stunde von der Stadt entfernt) aber nach seinem Tode blieb es unvollendet, was sehr zu bedauern ist; der Kaiser hätte zwar kein Versailles, aber immer einen Wohnplatz gewonnen, der der Würde eines Monarchen angemessen wäre. Ueberhaupt ist der schlechte Geschmack in der Architektur in Wien auffallend, und nur die Palläste des Prinzen Eugen von Savoyen machen hierin eine Ausnahme.

Seit der letzten türkischen Belagerung hat sich Wien sehr vergrößert, und die Befestigung der Stadt ist so eifrig betrieben worden, daß die Türken, bei einem neuen Besuche, ein schweres Spiel finden würden.

Einen neuen Glanz hat der Kaiser seiner Residenz itzt durch die Gründung eines Erzbisthums gegeben. Die catholische Religion ist die einzige, die in Wien und in ganz Oesterreich geduldet wird. Die Gesandten der protestantischen Fürsten haben ihre eigenen Kapellen. Wenn das heilige Abendmahl zu Kranken getragen wird, so wird es immer von den nächststehenden Wachtposten begleitet, die streng darauf sehen, daß jedermann sich niederkniet. Ich selbst sah einst den Kaiser, als er den Priester mit dem Sacramente begegnete, aus dem Wagen steigen, und ihn bis an die Kirche begleiten. Die Verehrung dieses Souveräns, und aller Prinzen aus seinem Hause, für das heilige Sacrament des Altars kann nicht genug gepriesen werden. Man kann

sagen, daß, so wie wenige Fürsten in Europa den Prinzen des Hauses Oesterreich an Geburt gleich sind, auch wenige ihnen an Frömmigkeit und Gottesfurcht gleichen. — —

Ich wende mich nun von dem Ernsten und Erhabenen zu dem Angenehmen — das heißt, ich will von den Frauen Wiens sprechen. Ich will sie, wie Burrhus sagt, mit der Freimüthigkeit eines Soldaten schildern, der nicht versteht zu schmeicheln.

Es giebt schöne und häßliche Weiber hier — das ist wie überall. Im Allgemeinen sind sie eher schön als angenehm zu nennen, denn bei allen körperlichen Reizen haben sie wenig Lebhaftigkeit. Sie sind mehr groß als klein, gut gebaut, ihr Gang ist fest, aber ihre Haltung ist ohne Anmuth, man glaubt sie brechen ab, wenn sie eine Verbeugung machen. Ihr Anzug ist mehr gesucht, als geschmackvoll; mit Ausnahme von Zwei oder Drei giebt es Keine, die Roth oder Weiß auflegte, selbst Schönpläſterchen sieht man selten. Mit einem Worte, man stößt auf nichts was Koquetterie verkündete. In ihrem Benehmen zeigen sie sich freimüthig, sie machen sich nicht leicht vertraut — übrigens eitel (wie alle Weiber) dem Spiel, dem Aufwand, und der Verschwendung mehr als der Galanterie ergeben. Sie kennen keine Lectüre als ihre Gebethbücher; leichtgläubig bis zum unglaublichen, besteht ihre ganze Religion in der Beobachtung der äußern Gebräuche. Im Umgange langweilig und einsilbig; und wenn nicht zuweilen Liebe oder Neid sich in das Gespräch mischt, reden sie von Regen und von schönem Wetter. Für Wien leidenschaftlich eingenommen, giebt es in ihren Augen: nichts in der Welt über Wien! — Aber alle diese Schwächen werden von einem tiefen Gemüth, und einer seltenen Großmuth aufgewogen. Sie sind in der Regel warme Freundinen, sie interessiren sich für die, die ihre Gunst gewonnen, mit ganzer Seele. In der Liebe vertrauend und beständig; weit entfernt ihre Liebhaber durch Aufwand zu Grund zu richten, haben sie vielmehr das Glück von Vielen gemacht. Man hat mir über diesen Punkt eine Geschichte, aus den Zeiten Kaiser Josephs mitgetheilt, unter dessen Regierung die Galanterie weit mehr an der Tagesordnung war, als es itzt der Fall ist. Eine Dame von hohem Range liebte einen Kavalier, dessen Umstände nicht die besten waren; sie suchte lange eine Gelegenheit im Stillen um sein Glück zu machen, ohne sie zu finden. Endlich trifft sie ihn in großer Gesellschaft, wo er gezwungen ist Bank im Basset zu geben. Sie setzt sich an den Tisch, und pointirt gegen ihn; sie läßt marquiren, ohne zu sagen wie hoch die Marque gilt: in diesem Augenblick tritt ihr Gemahl ins Spielzimmer ein. Kaum erblickt sie ihn, so springt sie auf, wirft die Marquen unter den Tisch, und sagt

laut zu dem Banquier, daß alle Welt es hören konnte. „Baron, ich bin ihnen vierzigtausend Gulden schuldig.“ — Der Mann stuzt, und fragt betroffen die Frau, was das bedeuten soll? „Ich habe die Thorheit begangen zu spielen, und an den Herrn hier, indem sie auf den Banquier zeigte, vierzigtausend Gulden zu verlieren. Sie haben Recht zu grollen, mein Gemahl, aber meine Schuld muß bezahlt werden? Der Mann im Ernste aufgebracht, versichert zulezt, daß er die Summe nicht bezahlen werde. „Wohlan, sagt die Frau ruhig und gefaßt, Sie wollen den Herrn hier nicht bezahlen? Desto schlimmer für Sie — ich bin entschlossen meine Schuld abzutragen, auf was immer für eine Art das sey!“ — — Der Herr Gemahl, der aus der Entschlossenheit seiner Frau bald merkte, daß wenn er nicht bezahlte, etwas verliehren könnte, was ihm theurer war — als Geld, gab die Summe her, und die Dame, die ihre Absicht erreicht hatte, verzichtete für immer den Geliebten wieder zu sehen.

Die Lebensweise der Wiener Damen ist sehr einförmig. Sie stehen spät auf — ihr erstes Wort ist Chocolat; dann schickt man zum Gemahl und läßt fragen, wer zum Diné geladen ist, und ob alle Couverts besezt sind. Ist die Gesellschaft nicht nach ihrem Geschmak, so läßt sie einer Freundin sagen, daß sie bei ihr speisen werde, oder sind nicht alle Couverts besezt, (jeder galante Ehemann sorgt dafür, daß immer einige zur Verfügung der Frau vom Hause bleiben) so schickt sie zu ihren guten Freunden. Ist das besorgt, wird Toilette gemacht, und die Meße besucht; auch die minder Frommen hören täglich eine Messe. Dort lesen sie einige Gebethe, küßen die Heiligenbilder in den Andachtsbüchern, und spielen sehr andächtig mit dem Rosenkranz. Nach der Meße halten sie mit den Bekannten eine kleine Conversation in der Kirche, und machen dann einige freundschaftliche Besuche, oder erwarten welche zu Hause. Das Gespräch dreht sich dabei um Stadt- und Hofneuigkeiten, und man zupft Gold in kleine Kästchen mit indischem Lak überzogen. So naht die Essenszeit heran. Nach Tisch wird Caffé getrunken, Piquet oder Quadrille gespielt, bis es Abend wird, wo man nach Hofe fahren muß. Nach der Visite bei der Kaiserin, kommen sie in die Assembleen, wo wieder gespielt wird; ist das vorbei fährt man nach Hause, wirft sich in Negligé, und soupirt in kleiner vertrauter Gesellschaft. Endlich legt man sich zu Bette, höchst zufrieden, den Tag glücklich im Nichtsthuen zugebracht zu haben. — —

Die Männer sind im Allgemeinen sehr stolz und eingebildet; sie verlangen, daß sich Alles vor ihnen beugen soll. So wie ihr Herrscher der erste Souverän in der Christenheit ist, so halten sie sich auch für das erste Volk der Welt. Es giebt nichts eitleres, nichts unausteh-

licheres, als einen jungen Wiener, dessen Vater einen Rang oder Stelle bei Hofe hat, sie stinken von Stolz und Hoffart. Ist der Papa ein großer Herr, haben sie Geld, so glauben sie, daß sie das Recht haben, die ganze Welt mit Füßen tretten zu können; sie verläugnen so ganz jene feinen Sitten, die man von Leuten von Geburt und Erziehung verlangen kann. Trifft diese Schilderung auch nicht alle jungen Herrn, so giebt es doch nur sehr wenige, die eine ehrenvolle Ausnahme machen.

Was den sogenannten leonischen Adel betrifft, so ist der so häufig, daß man allenthalben auf ihn stößt. Hofräthe, Agenten, Referenten, reiche Bürger, Alles läßt sich adeln — ob man gleich nicht begreift, wozu, da sie in den höhern Cirkeln nicht zugelassen werden. Diese Wuth sich adeln zu lassen geht so weit, und ist so leicht zu befriedigen, daß unlängst ein ehmaliger Läufer vom Kaiser Joseph sich den Baron-Titel gekauft hat, und seine Kinder laufen itzt in der großen Welt herum. — In ihren Häusern leben diese Menschen prächtig: ihre Frauen zeichnen sich durch ihre zufriedenen, Gesundheit strozenden Gesichter aus; ihre Häuser sind reich aber geschmaklos möblirt, und ihr Tisch ist auf das köstlichste bestellt. Ueberhaupt ist das Essen eine der größten Angelegenheiten der Wiener. Sie begehren eine Menge von Schüsseln, und aufgehäuft; vorzüglich müßen Fleischspeisen im Ueberfluße vorhanden seyn. Ich hörte mehrmals junge Wiener, die behaupteten, daß die Franzosen nichts von der edlen Kochkunst verstünden, weil sie nicht zwei Nierenbraten auf einer Schüssel zu serviren verstünden. Alle Gattungen von fremden Weinen sind bei den Tafeln im Ueberfluße vorhanden; eine bedeutende Auslage, da alle ausländer Weine mit einem starken Zoll belegt sind. Ich habe Gastereien gesehen, wo achtzehn Sorten von Weinen vorhanden waren; bei jedem Gedecke liegt ein Zettel, worauf die verschiedenen Weine angemerkt werden, die auf dem Schenktische aufgestellt sind.

Die Bürger und Gewerbs-Leute suchen hierin die Vornehmen zu erreichen, sie biethen alle Kräfte auf um große Freßereien zu Stande zu bringen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß es kein Volk giebt, — bei dem die Verschwendung in diesem Punkte so weit getrieben würde, als bei den Wienern. —

F. v. B— r.

Aberglaube und Glaubensansichten im Volke.

(Nachfolgendes ist dem American Quarterly Review entnommen. Der geistreiche, scharfsinnige Verfasser hat bei seinen Bemerkungen Großbrittanien hauptsächlich im Auge gehabt. Zur Vervollständigung glaubten wir einestheils eingestreute Noten und Zufügungen eines französischen Schriftstellers nicht vorenthalten zu dürfen, anderntheils hielten wir es für wesentlich, eigene Vergleichungen mit Volksmeinungen auf deutschem Boden zu geben. Jene Noten und unsere Beisätze finden sich in Klammern abgedruckt).

Mehre englische Schriften haben sich mit Untersuchung des Ursprungs gewisser Sitten und Ceremonien beschäftigt, welche kein, von der Kirche angenommener, Gebrauch vorgeschrieben, oder nur wenigstens bestätigt hat, während sich dieselben doch seit undenklichen Zeiten beim Volke in den Provinzen forterhielten. Den meisten Werken über diesen Gegenstand gebricht es an Ordnung und Vollständigkeit. Hier sollen die Lücken der Letzteren ausgefüllt, neue Quellen benützt, und die vorhandenen Stoffe in eine vernunftgemäßere Ordnung gestellt werden. Zu diesem Endzwecke sollen die Hauptfeste der Christenheit in ihrer Folge aufgeführt werden, hienach wollen wir zur Quelle der gesetzlichen Kirchen-Observanzen aufsteigen, und den damit verbundenen Volksaberglauben beleuchten.

Manche dunkle Stelle einer alten Dichtung mag durch Nachstehendes ihre Deutung erhalten, manche Erzählung aus den Kinderjahren wird dabei in das Gedächtniß zurückkehren.

Viele von diesen abergläubischen Ansichten sind einem so fernen Alterthume entsprossen, daß man bis heute außer Stande ist, bis zu ihrem Ursprunge zurückzugehen, während andere ein klares Licht auf alte Gewohnheiten werfen, und die Analogie zwischen den Gebräuchen der verschiedenen Nationen Europa's nachweisen. Die Coincidenz der Sitten unserer Voreltern mit denen anderer Völkerschaften ist zuweilen so schlagend, daß sie in Ermanglung geschriebener Geschichtsbücher hinreichend den ehemaligen Zusammenhang zu erreichen im Stande wäre.

Leser, denen es an Gelegenheit gemangelt hat, über unsern Gegenstand nachzudenken, werden erstaunen, wenn sie sehen, wie viele in unserem Kalender aufgeführte Feste heidnischen Ursprungs sind. Seitdem das Christenthum sein siegendes Panier entfaltete, leisteten die Heiden mit geringerem Schmerze auf einen Glauben Verzicht, dessen Ungereimtheit sie fühlten; anders war es mit den Festen ihrer Götter, die ihnen häufig erwünschte Gelegenheit zu Belustigungen boten. Die ersten Apostel der wahren Religion glaubten bei einem minder wichtigen Punkte nachgeben zu müssen, und die Umwandlung der Völker zu erleichtern, denen sie den neuen Glauben predigten. Gregor, der Thaumaturge, Bischof von Neocesarea, beschloß, die Hauptfeste der Heiligen und Märtyrer auf die schon durch heidnische Feierlichkeiten geweihten Epochen festzustellen, und selbst bei den großen Festen der christlichen Kirche einige durch Gewohnheit den Völkern liebgewordene Gebräuche beibehalten zu müssen. Daher rühren — abgesehen von dem Jubel, der der Natur der Sache gemäß die Geburt des Heilands bezeichnen muß — die profanen, gutgeheißenen Belustigungen an Weihnachten, die gerade auf die Zeit der Säkularien fielen, daher rühren auch die Blumen, welche bei den Frühlingsfesten eine so große Rolle spielten.

Die Bemerkung scheint nicht überflüssig, daß die jesuitischen Missionäre in China dasselbe System befolgt haben, was ihnen indeß nicht allein von den protestantischen Schriftstellern, sondern auch von den Feinden dieses Ordens im eigenen Schooße der katholischen Kirche die lebhaftesten Vorwürfe zugezogen hat.

Ehe wir uns mit den Einzelnheiten des Aberglaubens beschäftigen, glauben wir anführen zu müssen, daß der Glaube, welcher gewissen Menschen die Kraft zuschreibt, ihren Mitgeschöpfen Arges anthun und die Operationen der Natur hemmen zu können, dem frühesten Alterthum angehört.

Neujahr.

In den mittäglichen Provinzen von Schottland läuft ein Mitglied der Familie, so bald die Uhr am 31. Dezember zwölf geschlagen hat, so rasch als möglich zum Brunnen, und schöpft die oberste Lage des Wassers, das nennt man die Sahne vom Brunnen sammeln.

„Die Blume vom Brunnen, sie kehrt in mein Haus,
„Mich wählet der stattlichste Junge wohl aus.“

Unter der Blume vom Brunnen versteht man den ersten Eimer Wasser, und das Mädchen, das glücklich genug ist, diesen Preis zu gewinnen, hat viel mehr Chancen, als jedes andere, den schönsten, liebenswür-

digsten Jüngling des Kirchspiels zum Gatten zu erhalten. Während sie zum Brunnen laufen, singen die jungen Personen obige Worte.

Dieser Aberglaube ist im Lande sehr alt, und läßt sich wahrscheinlich von der Anbetung der Brunnen bei den Pikten ableiten. Die Römer kannten ihn schon, bei denen das Wasser auf eine gewisse Art abzuschöpfen, zu den nothwendigsten Gebräuchen gehörte, um die Befragung der Auguren gelingen zu lassen. Manche Leute halten viel darauf, neue Kleider an diesem Tage anzulegen, und betrachten eine Unterlassung in dieser Beziehung als ein trauriges Vorzeichen. Visiten und Geschenke sind ebenfalls ein sehr alter Brauch, auf den wir später zurückkommen werden.

(In Frankreich ist der erste Tag des Jahres dazu bestimmt worden, sich Etrennes — kleine Geschenke — zu geben. Der englische Schriftsteller behandelt diesen Gegenstand beim Christfeste, wo wir uns Anmerkungen erlauben werden. — Die lästigen Visiten sind in Wien von den größten Familien aufgehoben, welche dafür reiche Gaben an die Armen verabreichen lassen).

Epiphania.

Die Sitte, an diesem Tage Kuchen zu essen, und durch das Loos einen König und eine Königin zu wählen, ist ebenfalls sehr alt. Im Kalender der katholischen Kirche wird dieses Fest häufig das Fest der Könige (Dreikönigsfest) genannt. In den Städten und auf den Akademien von Deutschland wählen die Studenten und Bürger unter sich Einen als König, und geben bei dieser Gelegenheit ein glänzendes Mahl. In Frankreich wird der König, Bohnenkönig genannt, durch das Loos gewählt.

(Man theilt in Frankreich einen Kuchen aus, in welchem eine Bohne versteckt ist; wer das Stück mit der Bohne erhält, wird König. Der für Deutschland aufgeführte Brauch ist als sehr beschränkt zu betrachten; in vielen Städten hüllen sich nur arme Kinder an diesem Tage in eine Art von orientalischen Gewändern, singen Lieder ab, und benützen diese Gelegenheit, um Almosen zu gewinnen.)

Diese Ceremonien mögen uns von den Zeiten der Griechen und Römer hinterlassen worden seyn, da man bei jenen einen *συμποσιουρχος βασιλευς* (Gastmahl-König), und bei diesen einen Rex modimperator wählte, der beim Feste beauftragt war, die Gesetze festzustellen, welche die Gäste zu beobachten hatten, und Sorge zu tragen, daß Jeder den ihm vorgeschriebenen Theil richtig trinke, woher er denn auch den Namen *ὀφθαλμος*, Auge, bekam. Gewöhnlich wurde er durch das Loos, häufig durch Bohnen, öfter aber durch Würfel gewählt. Horaz

spricht öfter von diesem Gastmahl- oder Trink-König, **Rex convivii** oder **Rex bibendi.**

Die ersten Magistrate waren nicht der Verbindlichkeit des Gehorsams enthoben, wenn das Schicksal die Gewalt in eines Andern Hände legte; so wurde Agesilaus, der König von Lacedämon, als er einst einem Feste beiwohnte, nicht eher zum König ernannt, als bis ihn das Loos begünstigt hatte.

(Der gelehrte Bullet hat eine Abhandlung über den Ursprung der Bankette des Trink-Königs geschrieben, worin er sagt, daß die ersten Gläubigen den Tag vor dem Feste der Könige gefastet haben; gegen das eilfte Jahrhundert hielt man ein strenges Fasten nicht mit der Freude verträglich, die dem Christen des Heilands Geburt gewähren soll, dessen Gedächtniß sich bis Epiphania fortsetzt, und man glaubte darum, eine Erleichterung eintreten lassen zu müssen. Man trank dann an diesem Tage Wein, und bereitete die Speisen auf eine Art, wie sie nicht üblich war, wenn die Gläubigen fasteten. Keiner von den frühern Schriftstellern, denen Bullet seine Bemerkungen entnimmt, spricht vom Feste des Trink-Königs; Guillaume, Bischof von Paris, führt nur an, daß man zu seiner Zeit den Tag vor Epiphania auf den öffentlichen Plätzen Feuer angezündet habe, wie am Feste des heiligen Johannes, daraus will Bullet schließen, daß dieser Gebrauch aus dem vierzehnten Jahrhundert herstamme. Seine Behauptung läßt sich indessen sehr leicht in Abrede ziehen. Feierte man des Bohnenkönigs Bankett auch bei den Christen der Urkirche den Tag vor Epiphania nicht, so war es ihnen darum doch nicht unbekannt; sie beobachteten dasselbe einige Tage früher während der Feste der Calender, welche sie zu großen Lustbarkeiten riefen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese den ältesten Völkern entstammen. In einer alten Ordnung der Sainte-Madeleinen-Kirche von Besançon findet man die Art und Weise angegeben, wie man es an Epiphania zu halten pflegte. Einige Tage vor dem Feste wählten die Domherrn unter sich Einen aus, dem man den Namen König verlieh, weil er den Platz des Königs der Könige einnehmen mußte. An der ersten Stelle des Chors errichtete man diesem König einen Thron, und gab ihm eine Palme als Scepter in die Hand. Von der ersten Vesper an verwaltete er am Feste Epiphania sein Amt. Bei der Messe traten drei Domherrn aus der Sacristei, der Eine angethan mit einem weißen, der Zweite mit einem rothen, der Dritte mit einem schwarzen Meßgewande, Jeder eine Krone auf dem Haupte und einen Palmzweig in der Hand, Jeder von einem Pagen gefolgt, der seine Geschenke trug; so stiegen sie, das Evangelium singend, in den untern Raum der Kirche, welche sie dann

durchschritten, während ein Kronleuchter mit mehren angezündeten Kerzen vor ihnen herschwebte, welche den Stern vorstellen sollten. Sie gingen zum Chor zurück, sobald sie an der Stelle des Evangeliums waren, wo es heißt, die Weisen seyen in den Stall getreten, um unsern göttlichen Heiland zu verehren. Waren sie zum Altar gelangt, so warfen sie sich vor dem Priester nieder, der die Messe las, und boten ihm ihre Geschenke an, und entfernten sich der Seite gegenüber, durch welche sie eingetreten waren. Der Domherr, welcher am Feste Epiphania und den Tag zuvor König war, gab allen Mit-Domherrn, welche seinen Hof bildeten, ein prachtvolles Gastmahl, während daß man ihn als König der Gesellschaft betrachtete und behandelte.

Das Volk glaubt, daß einer der drei Könige, welche zur Anbetung unseres Heilandes kamen, schwarz gewesen sey. Aus diesem Glauben mag die Strafe hervorgegangen seyn, mit der man Alle belegte, welche nicht beim Feste „der König trinkt“ ausriefen. Zu ungemeiner Erhöhung der Lustbarkeit wurden sie einem Urtheile zu Folge angestrichen, welche Strafe die Lustigkeit beim Mahle ungemein erhöhte.

Der Montag nach Epiphania.

Der Montag nach Epiphania wird in England der Arbeits-Montag genannt, denn um diese Zeit beginnen etwa die Feldarbeiten. Dieser Jahrestag wird im Norden von England durch die Procession des Pflugnarren gefeiert. Gauckler ziehen einen Pflug und spielen dabei verschiedene musikalische Instrumente; Einige von ihnen sind auf groteske Weise angethan. Der Narr ist mit Fellen bedeckt, und trägt auf dem Kopf eine Pelzmütze, von der der Schweif irgend eines Thieres über seinen Rücken herabhängt.

Heilige Agnes. (21. Januar.)

An diesen Tag knüpft sich eine Masse abergläubischer Meinungen, welche besondern Bezug auf die Liebe haben. Man nehme zum Beispiele den Tag vor der heiligen Agnes einen Nadelbrief, und ziehe eine Reihe nach einander heraus, und spreche dabei das Vaterunser, stecke sodann eine von den Nadeln beim Schlafengehen in das Kissen, so wird man sicher von dem Gegenstande träumen, der Einem zur Ehe bestimmt ist.

Ein anderes Mittel der Mädchen besteht darin, daß sie diese Nacht in einer Grafschaft zubringen, in der sie nicht gewöhnlich wohnen; da knüpfen sie das Knieband vom linken Beine an den Strumpf vom rechten, indem sie dabei das andere Knieband und den andern

Strumpf unberührt lassen, wonach sie gewisse Strophen sprechen und bei jedem Komma einen Knoten machen. Ihr erster Traum hierauf muß ihnen nothwendig den ihnen bestimmten Gatten zeigen, der sich durch irgend ein Merkmal seines Standes kenntlich macht. In Aubrey's handschriftlichen Memoiren finden wir eine Dame, welche ihm zugestand, daß sie sich dieses Zaubermittels bedient, und in der That zwei oder drei Jahre später im Traume eine Erscheinung gehabt habe. Die Vision hatte sich beinahe aus ihrem Gedächtnisse verloren, als sie eines Sonntags in der Kirche einen jungen Prediger, der eben erst die Universität Oxford verlassen hatte, die Kanzel besteigen sah, und sogleich zu einer Schwester, die ihr zur Seite stand, sagte: „Sieh' hier ganz die Züge, die ich im Traume gesehen habe!“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß sie den jungen Geistlichen ehelichte.

Auch die Römer pflegten Knoten zu schlingen, um an ihr Herz das Herz der geliebten Person zu fesseln.

Sanct-Vincent.

Man hat genau darauf Achtung zu geben, ob am Sanct-Vincent die Sonne scheint. Ein Gelehrter meint, daß dieß vom Glauben herrühre, die Sonne glänze an dem Tage nicht, da dieser Märtyrer so grausam durch den Feuertod umgekommen, es sey denn, ein glückliches Ereigniß soll dadurch angezeigt werden. Es gibt aber ein altes Sprichwort der französischen Winzer, wonach der Wein an Sanct-Vincent in das Holz tritt, wenn die Sonne scheint, und zurückgeht, wenn es friert. (Man sagt in Deutschland: „Vinzenz Sonnenschein bringt viel Korn und Wein.“)

Pauli Bekehrung. (25. Januar.)

Ebenfalls ein prophetischer Tag in Beziehung auf atmosphärische Beschaffenheit im Laufe des Jahres, und zwar in vielen Ländern herrschend. Im Mittelalter war ein Vers in aller Welt Mund, wonach an Pauli Tag schön Wetter reiche Aerndte, Wind Schlacht und Kampf, Nebel gewaltig Sterben des Viehs, und Regen theuere Zeit weissagte. (Die deutsche Bauernregel sagt:

„Ist auf Pauli Bekehrungstag das Wetter schön und klar
„So ist zu hoffen ein gutes Jahr.“)

Lichtmefs. (2. Februar.)

Das Landvolk prophezeit auch den Charakter des Jahres nach der Witterung an Mariä Reinigung. Im größern Theile von Europa spricht sich die allgemeine Meinung dahin aus, daß sich große Kälte

voraussehen lasse, wenn die Sonne an Lichtmeß scheine. Es gibt ein altes Sprichwort:

> Si sol splendescat Maria purificante
> Major erit glacies post festum, quam fuit ante.

(Womit das deutsche harmonirt:

„So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie hernach.“)

Der Name Lichtmeß rührt davon her, daß man sonst an diesem Tage viele Kerzen anzündete, welche, mit geweihtem Wasser besprengt, die Macht Dämonen zu bannen besaßen. Ueberdieß glaubte man, diese Kerzen brächten Sterbenden großen Vortheil. In einem alten englischen Katechismus findet man die Frage: „Wozu dienen die geweihten Kerzen?“ Antwort: „Um sie anzuzünden, wenn es donnert, und um Sterbende zu retten.“

Am Anfang des Monats Februar feierte man sonst in Rom die Feste der Reinigung und der Opferung — genannt die Februa. Der durch das Opfer gereinigte Gegenstand hieß Februatum, woher der Monat den Namen Februarius bekam. Der augenscheinliche Zusammenhang zwischen den beiden Festen gehört zu den schlagendsten Beispielen einer Verbindung zwischen den Gebräuchen und Ceremonien des Heidenthums und denen des Christenthums, sowohl was den Zeitabschnitt, als was den Zweck ihrer Feier betrifft.

Treten Ostern frühe ein, so fallen Fastnacht und Aschermittwoch auf diese Epoche.

(Sonst herrschte in vielen französischen Kirchen die Gewohnheit, an Lichtmeß ein Mädchen als Jungfrau Maria zu kleiden und ihm ein Kind von Wachs auf den Arm zu geben; so erschien es dann bei der Messe begleitet von Jünglingen, die sich als Engel angethan hatten; zwei von ihnen trugen Turteltauben. Die Jungfrau sprach einige Verse, und bot die Turteltauben dar).

Fastnacht.

In vielen Gegenden führt dieser Tag den Namen „Dienstag der Krausbrode.“ Nachdem die Gläubigen die, nach der Vorschrift der Urkirche gebotene Beichte abgelegt hatten, durften sie sich der Freude und Lust hingeben, ohne daß es jedoch von ihrer Wahl abhängig gemacht wurde, ob sie Fleisch zu sich nehmen wollten oder nicht; dadurch entstand der Gebrauch, an Fastnacht Krausbrode und Küchelchen, gleichsam an der Stelle soliderer Nahrungsmittel, zu verzehren. Der Tag zuvor oder Faschingmontag wird in England auch Schnitten-Montag genannt, nach der alten Sitte sich an diesem Tage mit Eiern auf

Brodschnitten zu bewirthen, die man später mit Fleischschnitten vertauschte. Es scheint gebräuchlich gewesen zu seyn, daß an Fastnacht Jeder die Küchelchen selbst in die Pfanne warf, die er zu verschlingen gedachte. Ein englisches Gedicht im J. 1694 in London gedruckt, enthält folgende Stelle:

„Es war der Tag, wo die Reichen und Armen sich Alle aus einer Schüssel bewirthen, wo alle Wänste sich vollstopfen, bis sie nicht mehr können; wo Knaben und Mädchen ihre Küchelchen selbst schmoren, aus Angst, sie möchten anbrennen, und die ganze Küche von schallendem Gelächter wiedertönt, wenn das Gebackene auf den Boden geworfen wird."

Fastnacht nennt man im Englischen Shrove-Tuesday, was so viel bedeuten will, als Beichte-Dienstag. In Schottland heißt dieser Tag Fastronevin, Fastryngys-Ewyn, Fasternseen und Fastenseen, was Alles sagt: der Tag vor Fasten. Dieses Wort ist älter, als das englische, welches sich in der angel-sächsischen Sprache nicht vorfindet. Die Deutschen sagen wie die Schottländer, Fastnacht, Fastenabend, die Holländer Vastenavond.

Sonst läutete man in Newcastle in diesen Müßiggangs- und Ablaßtagen um Mittag die große Sanct-Nicolaus-Glocke; alsbald schlossen sich die öffentlichen Bureaux und Läden, und der übrige Theil des Tages wurde einer Art von Carneval (carne vall — dem Fleisch lebewohl) gewidmet; noch heut zu Tage wird dieser Tag daselbst wie ein halbes Fest gefeiert. Die gewöhnliche Unterhaltung bestand sonst in den Hahnenkämpfen.

(Das Vergnügen des Carnevals ist in katholischen Ländern so allgemein, während die Protestanten, namentlich in England, die strengsten Maßregeln dagegen ergriffen haben, und die Faschingslust der deutschen Protestanten an einer unangenehmen Einförmigkeit leidet, oder, die Fastnacht-Küchlein ausgenommen, wie in Großbrittanien als ein nicht bestehendes Ding zu betrachten ist. In England bietet sie in der That keine andern Züge als die angeführten. Darum Einiges zur Vervollständigung.

Vor Allem ist anzuführen, daß Maskeraden und Faschingstänze von jeher von der Kirche verworfen worden sind, und daß die Legenden zahlreiche Erzählungen von den außerordentlichen Strafen enthalten, welche vom Himmel über Diejenigen verhängt wurden, welche sich solchen Ausschweifungen im Uebermaaße hingaben. Hier folge nur ein Beispiel. Im Augenblicke, da im J. 1012 Robert, der Priester der heiligen Magnus-Kirche in Sachsen am Christfest die Mitternachtsmesse zu lesen begann, wurde er in seinem Dienste durch den Lärmen

eines gewissen Others gestört, der mit fünfzehn andern Männern und drei Frauen auf dem Kirchhofe tanzte. Man befahl ihnen, aufzuhören, aber sie achteten nicht darauf, da flehte der Geistliche zu Gott, ihr Tanz möchte ein ganzes Jahr dauern. In der That tanzte die Bande Tag und Nacht drei hundert und fünf und sechzig mal vier und zwanzig Stunden, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne zu rasten, und ohne, dem Scheine nach, von Regen und Sonne belästigt zu werden. So oft man sie ansprach, schwiegen sie. Ihre Kleider nutzten sich nicht ab, und ihre Schuhe blieben im besten Zustande; aber die Erde senkte sich unter ihren Füßen und sie gruben sich anfangs bis an die Kniee, und dann bis an die Mitte des Schenkels ein. So weit war es gekommen, als der Neffe des Geistlichen seine Schwester dem Kreise der Tänzer, von dem sie ein Glied bildete, entreißen wollte, es blieb ihm aber der Arm, den er ergriffen, in der Hand, ohne daß das unglückliche Opfer einen Laut oder irgend ein Zeichen von Schmerz von sich gab. Das Jahr war um, der heilige Herbert, Bischof von Cöln, hob den Fluch auf, und versöhnte die Reuigen mit der Kirche, der größere Theil davon starb jedoch bald danach, und die am Leben blieben, behielten ein krampfhaftes Zittern in ihren Gliedern.

Die Verbindung der Bräuche des alten und des neuen Cultus war ein Ungeheuer, würdig der barbarischen Jahrhunderte, von denen es die Weihe empfangen. Nicht ohne gegen den Strom zu kämpfen und eine große Strenge der Doctrine in ihren Ermahnungen zu entwickeln, wichen die Priester — durch die unzähmbare Macht der Gewohnheiten und Leidenschaften überwältigt — der Nothwendigkeit, nahmen an der Unordnung Theil, und ertrugen ein kleineres Uebel, um ein größeres damit aus dem Felde zu schlagen. Die lächerlichsten Gewohnheiten, der albernste Aberglaube scheinen nur vom Einflusse der Philosophie in den letzten Jahrhunderten besiegt worden zu seyn, nachdem sie tausend Jahre und drüber der Herrschaft der Religion und des gesunden Menschenverstandes Widerstand geleistet hatten. So war es bei den Franken mit den Ceremonien am Aschermittwoch und den Lustbarkeiten der drei vorhergehenden Tage, welche auf das lebhafteste an die Ausschweifungen am Lupercusfeste erinnerten. Als neue Pans-Priester liefen die Franken an Fastnacht nackt auf der Straße umher, und schlugen rechts und links Alle, die ihnen begegneten, mit kleinen mit Asche gefüllten Säcken, welche sie wie Geißeln handhabten. Am darauf folgenden Mittwoch, dem ersten Tage der Fastenzeit, spannten sich die Mädchen, im Vereine mit den jungen Männern, wie Pferde, vor einen Pflug, zogen ihn beim Schalle der Hörner fort, und stürzten ihn sodann in den Fluß oder einen benachbarten See, gleichsam

als Sühne der Orgien, womit sich diese Narrentheidung schloß. So war endlich das berüchtigte Narrenfest, welches, den Calendern des Januarius entsprossen, und unter hundert verschiedenen Formen in Frankreich fortgepflanzt, überall nur eine monstruöse Mischung geheiligter Sitten mit den unanständigsten Spielen eines reinen Cultus in der lächerlichsten Anwendung auf einen abgeschmackten albernen Kirchendienst bot; das war der Fall mit dem Esel, den Narrensprüngen u. s. w.

Memoiren und andere über die tollen Gebräuche erschienene Schriften überheben uns der Mühe, hier ein neues Gemälde aufzustellen; eine Bemerkung knüpft sich aber an die Idee dieser Unordnungen, welche bis jetzt in ihrer Geschichte übersehen worden ist. Es hieße den Geist und Grundgedanken unserer alten Gebräuche allzu ungenau und viel zu streng beurtheilen, wollte man sich in seinem Urtheile nach der Weise richten, wie wir in unserer Zeit sehen und fühlen. Die Narren des Mittelalters waren nicht so närrisch und gottlos, als sie uns erscheinen mögen, Gottlosigkeit war keineswegs die vorherrschende Absicht in ihren Handlungen. Sie sind eher als die vervielfachten, schlecht gelenkten Sprünge einer abergläubischen Verehrung zu betrachten, die sich an Alles anhing, was die rohen Geister nicht von den wahrer Frömmigkeit am meisten entgegenstehenden Akten zu trennen vermochten. So wurde zur Zeit des heiligen Gerold Irland von einer schrecklichen Hungersnoth verheert. Man versammelt sich, um ein geistiges Mittel zu Abwendung des Elends zu ersinnen. Der Abt Gerold schlägt vor, man solle Fasten und Gebete anordnen, um die Rückkehr des göttlichen Segens zu erflehen. Dagegen verlangt der milde Fecchinus, vir magnæ sanctitatis, man solle Gott bitten, daß er die Pest schicke, um die Bevölkerung zu vermindern, und das Bedürfniß in ein Gleichgewicht mit den Quellen zu setzen; und dieser Rath wurde angenommen.

Wir können unsere Bemerkungen über die Ausschweifungen an Fastnacht nicht schließen, ohne den Umzug des Faschings-Ochsen zu berühren, welcher noch heut zu Tage im größten Theile der französischen Städte vorkommt, und in seinen geringfügigsten Einzelnheiten die Ueberreste des Cultus und der Opfer für die falschen Götter darstellt.

Noch ein Wort. Nach einer in Deutschland sehr verbreiteten Meinung hat man den Ursprung des christlichen Carnevals bei den Hebräern zu suchen. Die Juden geben sich allerdings noch jetzt am Hamans- oder Purim-Feste, welches beinahe immer auf die Faschingszeit fällt, allerlei Vergnügungen hin, die eine große Aehnlichkeit mit den Carnevals-Lustbarkeiten haben. So waren sonst in Holland die Maskenbälle streng,

selbst in Privathäusern, verboten, nur am Purimfeste wurde zu Gunsten der Israeliten eine Ausnahme gemacht, welche zu dieser Zeit offenes Haus hielten, wo sich die ganze bessere Gesellschaft maskirt hinbegab, ohne zuvor geladen zu seyn. Trotz dem ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die Christen diese Lustbarkeiten nicht bei den Hebräern entlehnt haben; denn zur Zeit, als die Juden noch in einem Körper als Nation vereint waren, wußten sie nichts davon, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Christen und Juden auf gleiche Weise Erben der Heiden sind).

Sanct Valentin. (14. Febr.)

In England ist der Glaube sehr verbreitet, daß zwei nicht verheirathete Personen verschiedenen Geschlechts, die sich am Morgen des heiligen Valentinstages begegnen, sehr wahrscheinlich sich ehelichen werden. Lange glaubte man, die Vögel paaren sich an diesem Tage, weßwegen man ihn als der Liebe besonders geheiligt betrachtete. Später erhielten die Liebesbriefe, die man sich an diesem Tage schickt, den Namen des Heiligen und heißen nun Valentins.

Die Sitte der Valentins ist sehr alt; sie war in den reichen Häusern schon im J. 1476 üblich. John Lidgate, ein Mönch von Bury spielt in einem Gedichte darauf an, das er zum Preise der Königin Catharina, Gemahlin Heinrich V., verfaßte.

„Seit langer Zeit, sagte er, ist es Brauch, daß am Tage des heiligen Valentin die Menschen Cupido's Kalender ergreifen, und mit gewaltiger Leidenschaft wählen; die von Cupido's Hand getroffen sind, unterziehen sich der Wahl, die das Loos ihnen angibt, aber ich liebe eine Schöne, die alle Andern übertrifft.

Der heilige Davidstag. (1. März.)

Das ist ein theures Fest für alle Waleser, welche es zu Ehren des heiligen David, Bischof von Miney in Wales, und zum Andenken eines großen Sieges feiern, den dieser Heilige über die Sachsen davon getragen hat. Der Gebrauch, ein Büschel Lauch am Hute zu tragen, rührt davon her, daß die waleser Truppen sich dieses Bundeszeichens bedient hatten, um sich im Gemenge wiederzuerkennen.

Der Passions-Sonntag.

In Schottland und den nördlichen Provinzen von England nennt man diesen Sonntag Carlin Sunday, ein Ausdruck, dessen Etymologie ziemlich dunkel ist. Es scheint, daß man ihn früher Carl-Sunday, oder Sonntag der Sorgen, Leiden nannte, was auf das Wort Passion zurückführt. Später pflegte man an diesem Tage eine Art grauer Erbsen zu verzehren, die man die Nacht über im Wasser erweichen, und

dann in Oehl kochen ließ, diese nannte man carlings. Indessen ist es wahrscheinlich, daß die Erbsen ihren Namen vom Feste erhalten haben, und nicht das Fest den Namen von den Erbsen; denn die heilige Woche nennt man in Deutschland Charwoche, was so viel als Woche der Schmerzen bedeutet. Ueber den Ursprung, an diesem Tage Erbsen zu speisen, gibt Brand folgende, nicht völlig genügende Deutung.

„Im alten katholischen Kalender finde ich angegeben, daß man an diesem Tage weiche Bohnen austheilte, und ohne Zweifel rührt unser Gebrauch hievon her. Bei den Katholiken war es üblich, bei Leichenbegängnissen Bohnen auszutheilen; dieselbe Ceremonie hatte bei den Heiden statt. Ich weiß nicht, warum Erbsen dafür gewählt worden sind, es sey denn, weil man sie um diese Jahreszeit besser essen kann.“ Später drückt sich Brand noch bestimmter aus. Nachdem er davon gesprochen, daß Plutarch Gemüsepflanzen für äußerst wirkend zu Beschwörung der Namen gehalten habe, fügt er bei: „Wie lächerlich und albern solcher Aberglaube auch erscheinen mag, so ist es doch gewiß, daß hievon der Brauch der carlings abzuleiten ist.

(In Deutschland gibt es keinen Passions-Sonntag. Unser Kalender nennt allgemein den Sonntag nach Judica Palmsonntag).

Palmsonntag.

Im Französischen Le dimanche des rameaux, im Englischen Palm sunday (Dominica ad palmas) genannt, wegen der Palmzweige, die man zum Andenken an Diejenigen trug, welche man auf den Weg des Heilands streute, als er in Jerusalem einzog. Weil die Palmen in unsern nördlichen Gegenden nicht gedeihen, so nimmt man dafür Zweige vom Buchsbaum, von Feigen- oder Weiden-Bäumen. Daher rührt es, daß das Volk in Cumberland die Weide Palmbaum nennt.

(Im nördlichen Deutschland werden in dieser Beziehung jede Knospe, besonders aber die wolligen Blüthenkätzchen der Weiden, Erlen und Haseln, welche schon um Ostern zum Vorschein kommen, Palmen oder Osterpalmen, in andern Gegenden Palmkätzchen genannt. Wer nach dem Volksaberglauben den Frieden seines Hauses bewahren will, muß am Palmsonntage Zweige mit solchen Kätzchen holen, und das symbolische Zeichen des Friedens als Talisman hinter den Spiegel stecken. Wie man in England beim gemeinen Volke am Neujahr ein neues Kleid tragen zu müssen glaubt, so heischt der deutsche Aberglaube: Wer am Palmtag nicht ein neues Kleid trägt, den frißt der Palmesel).

Der grüne Donnerstag.

Der sonderbare Name Maunday Thursday, den der grüne Donnerstag in England führt, soll von dem lateinischen Dies mandati

herrühren — der Tag, wo der Herr sein großes Geheiß gegeben hat, daß wir einander lieben sollen, an welchem Tage er seinen Jüngern auch die Füße wusch. Die Fußwaschung besteht noch in katholischen Ländern, wo sie (wie in Wien und München) vom Monarchen oder den Mönchen in den Klöstern vorgenommen wird. Nach dieser Ceremonie empfangen die Armen reiche Geschenke an Geld und Kleidern. In England besteht ein Recht dieses Gebrauches darin, daß zwölf Waisen im Pallaste von Saint-James je einen Schilling und ein Brod erhalten. In Holland wird dieser Tag Witte Donderday, weißer Donnerstag genannt, ein Name, den er auch in einigen Gegenden Frankreichs der weißen Brode wegen führt, die an diesem Tage ausgetheilt werden.

(In Deutschland nennt man diesen Tag Grüne Donnerstag, sagt der Verfasser des Aufsatzes, das soll der allgemeinen Meinung nach von dem verdorbenen Worte carena, Entbehrung (von careo) herrühren. Diese Meinung ist indessen nicht sehr allgemein, den Engländern aber, wie sie das Wort carena aussprechen, wohl zu vergeben. In Deutschland ißt man an diesem Tage Spinat; da ließe sich denn auch, wie oben bei den Erbsen, die Conjectur aufstellen, daß dieser Tag vom grünen Gemüse seinen Namen erhalten habe).

Der Charfreitag.

Mehre englische Schriftsteller behaupteten, der Name Good Friday, welchen dieser Tag in ihrer Sprache führt, komme allein der anglikanischen Kirche zu, das beruht aber auf einem Irrthume; denn die Holländer, die strengen Calvinisten, nennen ihn auch Goede vrydag, guter Freitag, und denselben Namen hatte er einst in Deutschland und Dänemark. In mehren Städten von England, und namentlich in London, ißt man an diesem Tage eine Art von Kuchen, worauf das Zeichen des Kreuzes eingedrückt ist; dieses Backwerk nennt man Cross bunns. Bryant gibt eine sonderbare Etymologie vom Worte bunn. Die Opfer, welche von den Heiden ihren Gottheiten dargebracht wurden, und namentlich die geweihten Brode kaufte man am Eingange des Tempels. Eine Gattung dieser Brode trug den Namen boun (sollte heißen bous) und war mit zwei Hörnern bezeichnet.

(In Deutschland werden an diesem Tage Brezeln in ungeheuerer Masse verzehrt. Beim Landvolke namentlich beschenken liebende Jünglinge ihre Geliebtinnen mit Dutzenden von Bretzeln am Vorabende des Charfreitags, während von muthwilligen Burschen zur selben Zeit von dem Hause eines jungen Mannes zu dem seiner Geliebten Abwerg gestreut wird, wenn die Dorfgemeinde das Verhältniß der Unreinheit beschuldigt).

Das Osterfest.

Der englische Name Easter hat zu großen Discussionen Anlaß gegeben. Forster glaubt, daß man das east, Osten, von wo sich die Sterne zu erheben scheinen, gewählt habe, um das Fest der Auferstehung Jesu Christi zu bezeichnen. Bede gibt einen andern Ursprung an; er leitet den Namen vom heidnischen Glauben ab. „Easter monath," sagt er, wie wir jetzt den österlichen Monat nennen, hat diesen Namen anfangs von einer Göttin Eostre erhalten, welche von den Sachsen angebetet wurde; da man das Fest der Gottheit in diesem Monat zu feiern pflegte, so bediente man sich zu Bezeichnung einer neuen freudigen Feierlichkeit eines Ausdrucks, an den man sich durch den Gebrauch während mehrer Jahrhunderte gewöhnt hatte."

Die Benennung der deutschen Ostern stößt diese Deutung um.

Der auf dem Continent so allgemein eingeführte Gebrauch der Ostereier hat sich im Süden von England verloren, aber er besteht im Norden und in Schottland noch fort.

Der heilige Patrick. (17. März.)

Saint Patrick ist der Patron von Irland; an seinem Feste tragen alle Irländer ein Büschel Klee als Strauß gebunden. Als der heilige Patrick in Irland das Evangelium predigte, erklärte er den Neophyten das Geheimniß der Dreieinigkeit dadurch, daß er ihnen diese Pflanze zeigte, wo die drei Blätter aus einem Stiele wachsen. Die Irländer, dadurch von der Wahrheit überzeugt, feiern seit dieser Zeit die Predigt des Heiligen durch jenen Kleestrauß.

Die Unglückstage des Monats März.

Abergläubische Leute betrachten die drei letzten Tage des Monats März als Unheil bringend. So wird auch der Freitag von der ganzen Christenheit als Unglückstag angesehen. Obgleich die Ursache klar am Tage liegt, da Unser Herr an diesem Tage gekreuzigt wurde, so bleibt die sonderbare Coincidenz doch merkwürdig, daß es den Birmanen verboten ist: am Freitag irgend ein Geschäft zu beginnen. In England theilt der Sonnabend den Fluch des vorhergehenden Tages. Dieser Aberglaube reicht zum höchsten Alterthume hinauf, und entfließt unbestreitbar der menschlichen Natur. Stets begierig, die Zukunft zu kennen, muß der Mensch wünschen, wenn es sich um den Erfolg seiner Unternehmungen handelt. Natürlich mußte er in seinem Glauben an Vorzeichen überzeugt seyn, daß Tage, an denen sich schon einmal traurige Ereignisse zugetragen, für ihn unheilschwanger seyn müssen. Wohl erheben sich die ersten Apostel des Christenthums gegen diese alberne Ansichten.

Der heilige Augustin erklärt eine hierauf sich beziehende Stelle aus Pauli Briefen dahin.

„Die Personen, welche der Apostel meint, sind die da sagen: Ich will mich nicht auf die Reise begeben, denn das ist der Tag nach diesem Tag, oder, weil der Mond so steht; oder ich will abreisen, um Glück zu haben, denn das ist der Stand der Gestirne. Ich will keinen Handel treiben, denn jener Stern steht oben an, oder gerade darum will ich es thun. Ich will in diesem Jahre keine Reben pflanzen, denn es ist ein Schaltjahr u. s. w.

Die letzten drei Tage des Monats März erhielten die Benennung Anleihenstage oder geliehene Tage. In der Regel waren sie sehr stürmisch, und unsere Voreltern glaubten diesen Umstand dadurch erklären zu können, daß sie sagten, der Monat März habe sie vom April entlehnt, um sein Reich verlängern zu können. Sehr abergläubische Personen wollten an diesen Tagen weder Geld entlehnen, noch es ausleihen, und versuchte es Jemand, irgend einen Gegenstand zu entlehnen, so waren sie überzeugt, daß er sich desselben gegen sie als eines Zaubers bediene.

Der Glaube der geliehenen Tage herrscht allgemein bei den Gebirgsbewohnern Schottlands, nur mit dem Unterschiede, daß die Tage stark rückwärts datirt wurden, und das Anleihen die Seite wechselte. Die Faïolteach, womit man die drei ersten Tage des Februars bezeichnet, geben Stoff zu mehren poetischen Sagen. Sie führen an, der Februar habe sie vom Januar mittelst eines Geschenkes von drei Lämmern entlehnt. Diese drei Tage fallen nach der Zeitrechnung der Gebirgsbewohner zwischen den 11. und 14. Februar, und es ist ein äußerst glückliches Vorzeichen für das beginnende Jahr, wenn während dieser Zeit starke Winde wehen. Sind diese Tage im Gegentheil freundlich, so ist kein schön Wetter mehr den ganzen Frühling durch zu hoffen.

(Fortsetzung folgt.)



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

POSTOJALIU DWOR, »das Wirthshaus« oder Memoiren des Herrn von *Corianoff*, veröffentlicht durch seinen Freund *Maloff*. 4 Bände. in 12. bei *Smirdin*, und den ersten Buchhändlern in beiden russischen Hauptstädten.

Dieser Roman, dessen Verfasser genugsam durch bedeutende Arbeiten bekannt ist, obgleich er sich unter einem angenommenen Namen verbirgt, bietet eine interessante Gallerie russischer Sittengemälde, die durch den Faden einer interessanten Fabel an einander gereiht werden. Die Tendenz des Ganzen ist, den religiösen Einfluß auf die Erziehung der Frauen hervorzuheben. Der Verfasser scheint in seiner Darstellungsweise Paul de Kock nachahmen zu wollen; dies ist aber zu beklagen. Bei dem unverkennbaren Talente, von dem er Proben abgelegt hat, sollte er sich vor dem Abweg der Nachahmung gehütet haben. Es wäre besser, wollte er seinen eigenen Inspirationen folgen, und so ganz und gar den Beifall der Nation, für die er schreibt, für sich gewinnen.

NEUESTE ERZÄHLUNGEN von *Carl Hanisch*. Stuttgart, bei *Julius Weise*. 1835.

— * Unter dem Titel »Neueste Erzählungen« verstehe man nicht neue, denn von diesen Novellen sind schon einzelne an andern Orten abgedruckt, so z. B. »der Herr Vetter« im Pantheon vor sieben Jahren. Es läßt sich kein strenger Maaßstab an dieses Buch legen; seine Tendenz ist es offenbar nicht, eine erregende, tiefer ansprechende Lecture zu bieten, Leser zu fesseln, die mit geläutertem Geschmacke und höheren Anforderungen die Gebilde fremder Einbildungskraft zu betrachten pflegen. Obgleich viel von Liebe die Rede ist, so sind die Erzählungen des Herrn Carl Hanisch nach Form und Materie doch so gehalten, daß man bei der Ankündigung füglich beisetzen dürfte: »für edle Jünglinge und Jungfrauen.« Der Blüthenstaub der Unschuld ist nirgends verwischt, und die Ereignisse reihen sich auf eine so natürliche, prunklose Weise aneinander, daß sich der Jüngling und die Jungfrau mitten in den Kreis hineingezogen und als mithandelnd denken können. Dergleichen erleben wir ebenso im engen Raume unserer Familien. Bei geringeren Ansprüchen wird man auch durch

manche Unebenheiten nicht gestört werden; man wird es dem Verfasser unter Anderem vergeben, daß er ein Paar Freunden den Tag vor einem Zweikampfe die heißen Stirnen von banger Erwartung mit ahnungsvollen Schauern lächeln läßt.

WANDERUNGEN durch den THIERKREIS von *Ludolf Wienbarg*

Hamburg. 1835. Bei *Hoffmann und Campe.*

— * Eine kräftige Geißel in der Faust durchwandert Wienbarg die Zeit, und peitscht die Rosse, die sich vor den poetischen und moralischen Karren gespannt haben und will ihre Bewegung lenken im Bewußtseyn angestammter Fähigkeit. Von dieser Seite betrachtet gehört das erste Fragment des Buches — eine treffliche Uebertragung eines Pindar'schen Gedichtes in Stanzen nicht gerade zum Hauptstoffe der Wanderungen, die es mehr mit der Kritik der Sitten-Geschichte unserer Jahre, mit dem religiösen und ästhetischen Unvermögen zu thun haben. Am ausführlichsten spricht sich der geistreiche Wanderer durch den Zodiakus, über die Heine'schen Lieder aus, die »dereinst, wenn die Zeit erschienen ist, in der ein Dichter die heiligen Mysterien der Liebe enthüllen darf, mit reiner ungetrübter Begeisterung, ohne die gebildete Gesellschaft als profanum vulgus vor die Thüre zu setzen, nur historisch die Schande unserer Zeit verkünden, und immer noch interessante Denkwürdigkeiten der Sitten-Geschichte bleiben werden.« Der historische Roman, gleichsam ein langweiliger, bequemer Diebstahl aus Antiquitäten-Sammlungen, durch den schon mancher deutscher Geist seines Lebens Ende gefunden, sieht sich von Wienbarg in vorliegendem Werke, durch scharfen, aber gewiß nicht ungerechten Stachel verletzt. Er zweifelt, daß die Romanhistorie sich zur Romanpoesie erheben könne — ein kaum zu bestreitender Erfahrungssatz! Junge Dichter sollen nicht an die Gräber klopfen, um die Todten aufzuwecken, sie sollen in die Zeit, in den eigenen Busen greifen. Wienbarg mahnt zum zeitgeschichtlichen Sittenroman. Ich hoffe die Deutschen werden ihm folgen, und wenn auch nicht ihm und seinem scharf ausgesprochenen Rathe, doch dem der Nation und besonders ihren Schriftstellern angeborenen Triebe der Nachahmung. Wie sie im verflossenen Jahrzehnte Walter Scott auf dem Meere der Romantik nachgesegelt sind, als gehörten sie zu seiner Häringsflotte, so werden sie es jetzt mit Bulwer halten. — An eine Bemerkung des Wanderers läßt sich ein Wort anknüpfen. Er sagt: »Unsere besten Dichter, glaube ich, sind die Unbekannten.« Von dieser Wahrheit bin ich auch durchdrungen; die besten Gedichte unserer Tage kommen nicht vor das Volk, aber es naht eine Zeit, wo manche von diesen Kryptogamen an das Licht der Welt treten werden. Man bereitet sich zum Kampf gegen eine, scheinbar fest gegründete, poetische Autorität. Wird es wohl da nicht gehen, wie bei den Revolutionen? Haben nicht die Julitage Legitimisten hervorgerufen, die sonst im Verborgenen lebten, sich um Throne und ihre Göttlichkeit nie zu kümmern schienen, denen man nie Kraft zum Wirken und Streiten zutraute, weil sie noch nicht öffentlich in die politische Trompete gestoßen hatten? Man wird die drückende, hemmende Stubenluft aus den Fenstern jagen, und die bescheidenen Talente werden schwerer in die Wagschale fallen, als es dem stolzirenden Gegengewichte lieb seyn dürfte.

MARABOUT'S;

Federschmuck aus dem Reiche der Satyre, des Humors und der Frivolität.

Von *C. M. Oettinger.*

Hamburg. 1835. Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst.

— * Ohne Zweifel nur Zeitungsartikel, die hier in einem Bande zusammengestellt werden — in der That zu unbedeutend, um in der letzten Leihbibliothek unseres gesegneten Deutschlands vom Staube zerfressen zu werden. Aufgestutzte Anekdoten, und nicht Frivolitäten, sondern — — bedeutend tiefer unten. Ein alberner Geck und sein Freund werden z. B. zu einem Rendezvous verlockt, wo man sie zwischen Zweikampf und Ruthenstreichen wählen läßt — die armen Tröpfe lassen sich die Streiche gefallen und quittiren für die fünf und zwanzig. — Das ist das Niveau der Oettinger'schen Delikatesse! — Ein hungriger Engländer verschlingt werthvolle Tulpenzwiebel statt ächter Zwiebeln (wer kennt nicht die Anekdote von dem gemeinen Russen und dem holländischen Handelsgärtner?). Das ist das Niveau der Oettinger'schen Erfindungsgabe! — Eine Schauspielerin gibt auf einer Leseprobe das alte Räthsel auf das Wort Physikus. — Das ist das Niveau des Oettinger'schen Witzes! — Dergleichen Dinge sollen scheinbar nur mitten durchschwimmen, in der That aber bilden sie den Kern des Buches und das Uebrige ist nur eine gewürzlose Brühe zu Herrn Oettingers Leibspeisen!...

— La vérité sur les Cent-jours, von dem Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte ist bei Ladvocat in Paris erschienen, und in einem Tage vergriffen worden*). Der Fürst glaubte es seinem Charakter schuldig zu seyn, einige

*) 1. Band in 8. Preis 4 Frcs., und 5 Frcs. mit der Post.

unbestimmte Angaben über seine Person in den Memoiren des General Lamarque widerlegen zu müssen. Diese Bemerkungen, welche fast nur allein zur Kenntniß der nähern Freunde des Prinzen in London gekommen waren, sind voll des mannigfaltigsten Interesse und enthalten werthvolle Dokumente für künftige Geschichtschreiber.

Diplomatie.

Die königlich französischen Gesandtschaften an fremden Höfen erleiden folgende Veränderung. Der Baron von Barante löst den Marschall Maison in St. Petersburg ab. — Der Graf von Rumigny geht nach Turin für Herrn von Barante. — Der Herzog von Montebello für Herrn von Rumigny nach der Schweiz. — Der Graf Charles von Mornay, Bevollmächtigter in Stockholm, ersetzt den Herzog von Montebello. — Der Baron Mortier geht nach dem Haag für den Marquis von Dalmatien. — Der Graf Alexis von St. Priest löst den Baron Mortier in Lissabon ab. — Herr Eduard von Pontois geht nach Brasilien für den Grafen von St. Priest. — Herr Lagrenée wird Minister-Resident in Griechenland für den Baron Rouen. — Herr von Bacourt, der zuletzt Gesandtschafts-Secretär in London war, wird Minister-Resident in Carlsruhe für den Grafen von Mornay. — Der Graf Hipolyt von Larochefoucault ist zum Geschäftsträger am Hessen-Darmstädt'schen Hofe ernannt. — Herr von Langsdorf ist Gesandtschaftssekretär in Wien für den Grafen Hipolyt von Larochefoucault; Herr Lutteroth kommt an die Stelle des Herrn von Langsdorf als erster Sekretär nach Berlin; Herr Casimir Perier, zweiter Sekretär in Wien für Herrn Lutteroth; der Marquis Napoleon von Bassano, Sekretär in Brüssel für Herrn Casimir Perier; Herr Durand de Mareuil kommt zur Gesandtschaft nach Belgien für Herrn Napoleon von Bassano. — Die große englische Ambassade ist noch nicht ernannt, aber schon waren Wetten entrirt, daß Herr Sebastiani abberufen werden würde.

Industrie.

Für J. M. die Königin von Belgien ist in Lüttich ein Bureau von Gußeisen verfertigt worden. Dies in seiner Art einzige Kunstwerk wiegt mehre tausend Pfund und kann in Stücken zerlegt und wieder zusammengesetzt werden.

Theater.

Stuttgart, 22. Sept.

° Wieder eine Woche durch das Land und nur eine anziehende Erscheinung über die Bühne. Schnee und weiße Dame lassen sich nicht mehr zu den Novitäten rechnen, und wie man sich dafür interessirt, darüber kann die Kasse am besten Rechenschaft ablegen. Gestern endlich: „Die beiden Figaro, nach dem Französischen von Jünger." Der Titel verspricht und das Lustspiel hält — aber es bedarf auch einer großen Lebendigkeit in der Aufführung. In dergleichen Stücken, wo die Intrigue in den Charakteren der unteren gesellschaftlichen Stufe spielt, müssen die Personen auf einem und demselben Niveau der äußeren Bedeutsamkeit gehalten seyn. Ein geflissentliches Vorschieben einer Persönlichkeit bei allem Unterschiede des Ranges kann nur der wahren Wirkung entgegenarbeiten, das Lachen und die augenblickliche Aufregung eines Auditoriums mögen

dagegen sagen, was sie wollen. Den Grafen führte Herr Maurer consequent durch. Die beiden Figaro waren lebhaft, feurig; das sprudelte und zuckte bei Hrn. Seydelmann, dem ältern, das schwamm behende mit fort bei Hrn. Moritz, dem jüngern. Mad. Schmidt, als Susanna, wußte ihr Thema recht behende, und ganz so, wie man sich eine Susanna vorstellen mag, in den Grundcharakter der Figaro einzuflechten.

— Die Rosenmädchen, komische Oper in drei Abtheilungen von Lindpaintner, wird auf dem königlichen Theater in Berlin öfters wiederholt, und scheint daher recht sehr gefallen zu haben, obgleich die dortigen Blätter noch keine ausführliche Anzeige darüber enthalten.

— Das Drama Lavater, welches auf dem Théatre français gespielt wurde, lag vierzehn ganzer Jahre in den Cartons der Regie, und ist jetzt hervorgesucht worden, um an drei Abenden ein kümmerliches Daseyn zu fristen. Es ist nämlich durchgefallen, ein trauriges Leben für so lange Gefangenschaft.

— Pauvre Jacques ist ein neues Vaudeville des Gymnase dramatique, welches den Beweis liefert, wie leicht es sey, das Publikum durch ganz gewöhnliche Situationen in das Theater zu locken, wenn sie mit Geschicklichkeit herbeigeführt und ausgearbeitet sind. Der Besitzer eines Hauses will seinen Miethsmann, einen alten Musikanten, vor die Thüre setzen, weil er ihm schon vier Zinstermine schuldet; ein junger Mensch verbürgt sich für ihn; endlich findet er seine Tochter wieder, die Tochter derjenigen, die er so lange schon beweint, und sie ist die Braut des jungen Menschen, seines Wohlthäters. — Die Franzosen suchen zu erforschen, welchem alten Drama diese Züge entnommen sind, welche ihnen so bekannt vorkommen; wir brauchen uns gar nicht lange zu besinnen, das riecht stark nach unserm „armen Poeten.“ Der arme Poet wäre freilich in Frankreich ein Unding gewesen, und darum mußte ein alter Musikant daraus gemacht werden.

— Das neue Vaudeville „Pauvre Jacques“ erregt immer mehr die Theilnahme des Publikums. Bouffé wird in der Hauptrolle mit Beifall überschüttet. Da das Stück in Marseille spielt, so bemerkt eins von den kleinen Witzjournalen, nur ein geborener Marseillaise würde einige Kleinigkeiten daran auszusetzen finden. Z. B. Jemand schenkt in dem Stücke einem Musiker ein Bankbillet von 500 Fr. Allein in Marseille cursirt nur Silbergeld. — Ein junger Dichter spricht davon, daß er sein erstes Werk einem dortigen Verleger verkauft habe. Aber Marseille ist so wenig literarisch, daß noch nie dort ein Buchhändler irgend etwas verlegt hat. Selbst Méry, der doch in Marseille geboren ist, hätte sein Gedicht „Napoléon en Egypte“ dort nicht an den Mann bringen können. Endlich erzählt man von einer musikalischen Soiree, welche der Präfekt gibt. Allein wenn Herr Thomas, so heißt der Präfekt, sich in Marseille befindet, d. h., wenn die Cholera sich dort nicht befindet, so pflegt er nach 3 Uhr Niemand mehr bei sich zu sehen. Diese wenigen Lokalfehler abgerechnet, ist das Stück sehr gut und wird die Pariser noch lange unterhalten.

— Die ersten sieben Vorstellungen der Reprise von Zampa haben der komischen Oper 29,500 Franks eingetragen. Die Vorstellungen folgen sich ununterbrochen.

— Die neue Theater-Censur hat mehre Stücke untersagt, unter andern das bekannte: „le camarade de lit," worin der König von Schweden einst eine persönliche Beleidigung erblicken wollte.

Ein neues Drama.

Ein Pariser Journal theilt den Plan eines neuen Drama's mit, welches den Titel führt:

Die Secirung

oder

die Gefahren, die Söhne Medicin studiren zu lassen.

Personen:

Vater Martin, 60 Jahre alt.
Martin der Sohn, Student der Medicin.
Zoe, Tochter eines Pairs von Frankreich.
Ein Todtengräber.
Mediciner.
Nebenpersonen.

Erster Akt.

Das Theater stellt einen Corridor vor.

Martin der Sohn entdeckt in einem Monolog, daß er Zoe liebe. — Dann kommt Zoe und sagt in einem Monolog, daß sie Martin liebe. Allein Martin der Vater, der noch voller alter Vorurtheile ist, will seine Einwilligung nicht geben. Da knirscht der Sohn mit den Zähnen, geht zum Apotheker, kauft für drei Franken Arsenik, und vergiftet seinen alten Vater in einer Bavaroise. Dann ruft er triumphirend: „Sie ist mein!" Und ein allgemeiner Galopp beschließt den Akt.

Zweiter Akt.

Das Theater stellt den Kirchhof Père Lachaise vor.

Vater Martin ist begraben, aber er ist nicht todt; anstatt des Arseniks hat der Apotheker nur Stärkemehl gegeben. Es ist Mitternacht. Man sieht rechts Charonne und links Mondschein. Der alte Martin richtet sich in seinem Sarge auf, zertrümmert mit einem Faustschlage die Bretter von Fichtenholz, die ihn umschließen, arbeitet hierauf mit Händen und Füßen, kratzt mit den Nägeln und kriecht dann unter der Erde hervor. „Wo bin ich?" ruft er aus. Dreißigtausend Grabsteine antworten ihm auf seine Frage durch ein colossales Schweigen. Der unglückliche Greis setzt sich nun auf einen Stein und bleibt in dieser unangenehmen Stellung bis zum andern Morgen. Endlich erscheint um drei Viertel auf acht ein Todtengräber und befragt den Greis um Namen, Alter, Geschlecht, Handthierung und politische Meinung. Martin gibt Alles an, aber zu delikat, um seinen Sohn zu compromittiren, bittet er, in ein Hospital gebracht zu werden. Der Todtengräber lädt ihn auf die Schultern und trägt ihn nach der Charité, wo man ihm weiße Wäsche und gekochte Pflaumen sogleich verabreicht. Er frißt wie ein Wolf und ruft dazwischen: „O zu beklagenswerther Vater!" Tableau; der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Das Theater stellt einen Krankensaal in der Charité vor. Links vier Kranke im Negligé,

rechts drei Betten; im Hintergrunde Hanfkörner und Tisane.

Beim Aufziehen des Vorhangs singen zwei Kranke ein Duett; einige Studenten erscheinen an der Thüre, und suchen einen Cadaver zur Secirung. Martin der Sohn ist unter ihnen und betrachtet die Kranken durch's Glas. Plötzlich glaubt er einen Todten zu erblicken, der so eben seine letzte Pflaume hinuntergeschluckt hat; voll Freude, obgleich nicht ohne einige Gewissensbisse, lädt er den vermeinten Todten auf, und läuft mit seinem Raube davon.

Das Theater verwandelt sich in den großen Saal der Anatomie.

Martin der Sohn tritt ein und legt seinen Todten auf den Tisch; dann sucht er sein Messer. Doch plötzlich rührt sich der Cadaver, setzt sich auf und verlangt Pflaumen. Martin der Sohn erkennt seinen Vater; Martin der Vater erkennt seinen Sohn. Eine herzzerreißende Scene. — „O, mein Vater, wirst du einen Augenblick des Leichtsinns entschuldigen können?“ — „Nie mehr.“ — „Ach! Du fluchest mir, das seh' ich kommen.“ — „Ich thue noch mehr: ich gebe Dir meinen Fluch!“

(Tableau. Allgemeiner Galopp).

Bei der jetzt grassirenden Liebhaberei für starke Affekte glaubt der Dichter mit seinem Drama Glück zu machen, und wir müssen ihm beistimmen.

Paganini's Auferstehung.

Paganini ist wirklich todt. Die Nachrichten aus Genua waren nur allzuwahr; aber die Nachricht, welche die Mailänder Zeitung verbreitet hat, ist eben so glaubwürdig, die Kunst hat noch nicht den Verlust des größten der Violinisten zu betrauern: Paganini lebt noch. — Paganini ist todt, Paganini lebt — Beides scheint im Widerspruche zu einander zu stehen, und doch darf man kein Oedipus seyn, um dies Räthsel zu lösen. Zwei Paganini haben zu beiden Nachrichten den Stoff hergegeben. Jener Paganini, der den 26. vorigen Monats in Genua an der Cholera gestorben ist, war ein Arzt, dabei ein großer Musikliebhaber und Besitzer eines ungeheuren Vermögens. Aber Nicola Paganini, der Illustrissime, ist gesund und frisch — wie er es nur seyn kann — durch Navarra gereist, um sich nach Parma zu begeben, nach einer dreitägigen Quarantaine, die er als genuesischer Reisender zu bestehen hatte. Mercadante, der Kapellmeister in Navarra war, hat ihn selbst gesprochen und diese erfreuliche Nachricht nach Paris gebracht, wo er so eben angekommen ist, um für die diesjährige Stagione eine neue Oper zu componiren. — Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine Medaille aufmerksam, welche der Musikhändler Pacini auf Paganini schlagen ließ. Sie zeigt auf der einen Seite das Bildniß des berühmten Künstlers und auf der Rückseite einen aufschwebenden Adler, welcher eine Geige im Schnabel hält, die nur die vierte Saite hat, und in seinen Krallen einen Bogen, eine Palme und Kronen.

Arzneikunde.

Auch in St. Petersburg ist jetzt eine Anstalt eröffnet worden, um durch Anwendung der Elektrizität viele Gebrechen zu heilen.

Pferderennen.

Fünf Pferde rangen um den königlichen Preis von 12,000 Fr. in Paris am 17. September. Dies waren:

Miß Annette .	Lord Seymour.
Helena . . .	Madame Cazalot.
Arlette . . .	Herr Fasquet.
Veronaise . .	Herr Palmor.
Agar	im Gestüte du Pin.

Die Agar, eine schöne Stute, kaufte nach dem letzten Rennen der Graf von Cambis um 10,000 Frcs.

Lord Henry Seymour hatte dafür 8,000 Frcs. geboten.

Agar wurde schon vor dem Rennen von dem Grafen von Cambis zurückgenommen, weil er sie zu dem nächsten Rennen am Sonntage aufsparen wollte. Den Sieg trug Miß Annette davon, welche seit dem Monat Mai d. J. über 30,000 Fr. gewonnen hat.

Jagd.

Den 21. September wird den Franzosen ein ihnen ganz neues Schauspiel zum Besten gegeben werden. A fox hunting, d. h. eine ächt englische Fuchsjagd wird in der Gegend von Bièvre um 11 Uhr Vormittags von den Mitgliedern des Versailler Jagd-Clubbs abgehalten werden. Alles ist schon auf das Glänzendste zu diesem Feste bereitet, nur die Füchse fehlen noch, bemerkt ein Journal.

Vermischtes.

Folgende Blätter haben in Paris und den Provinzen, in Folge des neuen Preßgesetzes bereits aufhören müssen: Figaro, Carricature, l'élection de Bordeaux, la gazette de Normandie, la gazette du maine, le patriote du Puy de Dôme, le Dauphinois et le Percurseur.

— Fieschi. Man hat Schildwachen vor den Hof gestellt, worin Fieschi seit einigen Tagen spazieren gehen darf, um den zu großen Andrang des Volkes zu verhindern. Er trägt um den Kopf ein großes schwarzes Tuch gewickelt, und den Arm in der Schärpe.

— In Paris hat man einen Mann von 50 Jahren arretirt, der sich ein Vergnügen daraus machte, den Damen mit einem scharfen Instrumente die Kleider zu zerreissen, während sie auf dem Boulevard standen, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

— Die Verhandlungen des Roncière'schen Prozesses sind nun in einem eleganten Bande erschienen. Beigegeben sind: der Plan des Hauses und des Zimmers des Fräulein von Morell und das Fac-Simile der Briefe, wie auch der Handschrift des Fräuleins um Vergleiche anstellen zu können. Man kann denken, wie sehr diese Bekanntmachung die Neugierde spannt, und wirklich circulirt das Buch bereits in allen Salons.

— Neue Höllenmaschine. Der Albion, ein Tory-Blatt, berichtet Folgendes aus London:

In der Nacht von Sonntag auf Montag, zwischen 10 und 11 Uhr, wurden die Bewohner von Manchester Square durch eine plötzliche Detonation in Schrecken gesetzt. Eine alte Frau, Marie Wilson, wohnhaft in der Straße Mary le Bone, hatte, indem sie über den Platz ging, einen

schwankenden Lichtschimmer an einem Fenster des französischen Gesandschafts-Hotels bemerkt, und bald nachher war die Explosion erfolgt. Eine große Menschenmenge begab sich sogleich hin und die Neuigkeit cirkulirte bald von Mund zu Mund. Man sagte, es sey eine Höllenmaschine gewesen, die für den französischen Botschafter bestimmt seyn sollte. Ein Constabel, der die Untersuchung anstellte, fand eine große Granate, die mit brennbaren Gegenständen gefüllt war. Kurze Zeit vorher hatte man einen Menschen mit einer Laterne auf dem Platze gesehen, der sie mit dem Hute zu verbergen suchte, und zu einem andern in schlechtem Englisch sagte: Its all right now. (Alles geht nun gut.) Ein lebhafter Schrecken hat die Gemüther ergriffen. Die Polizei ist bemüht, die Thäter zu entdecken.

— Man erzählt sich viel im Publikum von den großen Festen, die in Fontaineblau stattfinden und die Zeiten Ludwigs XIV. wieder vergegenwärtigen sollen.

— Ein Philosoph hat behauptet, daß selbst die Pest ihre Verehrer zählen würde, wenn sie Pensionen und Gunstbezeugungen zu vergeben hätte. Man hat in Toulon die Wahrheit dieses Satzes bestätigt gefunden. — Als die Gefangenen des Bagno hörten, daß man wegen der Cholera ihnen bessere Nahrungsmittel zukommen lassen würde, riefen sie einstimmig: „Es lebe unser Commissär! Es lebe die Cholera!" —

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

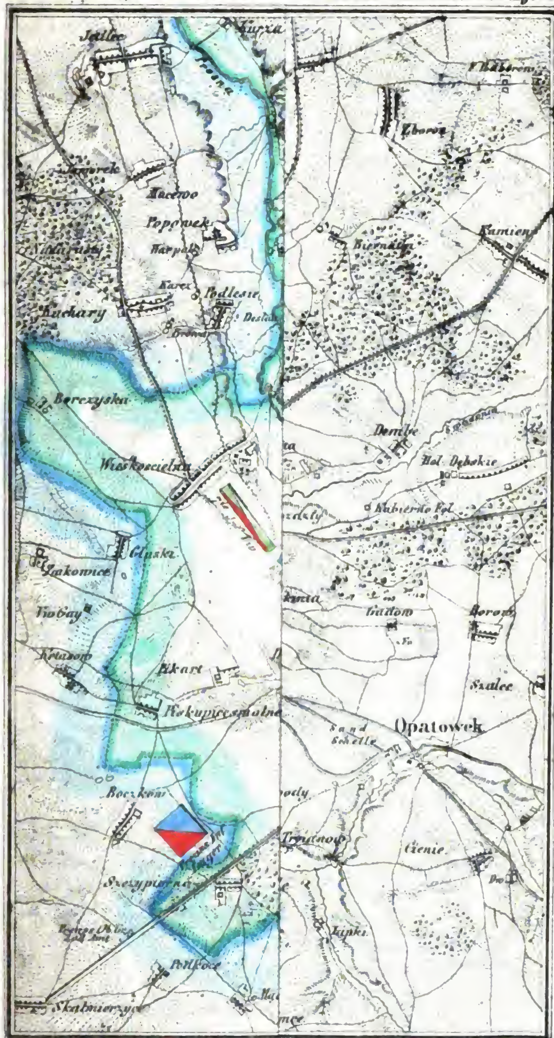
1) Eine Situationskarte des Lagers von Kalisch und der Umgegend.

2) Ein Bildniß des französischen Dichters Lamartine, in Stahlstich.

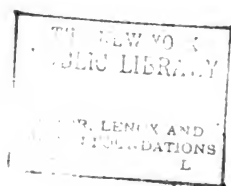
3) Das Gebet des Fischers, eine musikalische Novität aus Paris, die sich in diesem Augenblicke der allgemeinsten Anerkennung in den Salons der vornehmen Welt erfreut, und die wohl auch auf den Fortepiano's deutscher Damen ihren Platz finden dürfte. Eine artige Lithographie ziert überdieß noch den Titel dieser eleganten Gabe.

Herausgegeben von August Lewald.

A. Lewalds Europa 1835 II Band J. Scheible's Buchhandl. in Stuttgart



hritt.
Meile


DATIONS
L

Allegro

Und sie zerschel len Den schwachen

Adagio

Kahn mei ner Bahn Spen de mir Son ne

a piac

Auf hig es wa gen! Ziehst mich hin ab, Du
Blitzes schnel le Das Steu'r ge lenkt, Den
r ent ge gen, Des Nordwinds Wuth, Trei

a piacere

nas und Glück Wonnig zu rück
Kahn ich nicht Dein Augen licht
bet dich Hand Bald seh' ich Land



...as Gebet des Fischers.

Gedicht von

CREVEL DE CHARLEMAGNE

La

Musik von

F. MASINI.

Schäfer'sche Buchhandlung in Stuttgart

Das Parlament im Jahre 1835 *).

II.

Das Oberhaus.

§. 1.

Wir haben nicht weit zu gehen vom Unterhaus zum Oberhause. Die beständige Kommunikation der beiden Kammern heischte die Vereinigung in einem Pallaste. Der letzte Brand im December veranlaßte keine Trennung. Provisorische Gänge führen gegenseitig zu den provisorischen Sälen. Durch diese Gänge tragen die Mitglieder täglich ihre Bills vor die Schranken der Pairie, und auf demselben Wege sendet die Pairie ihre Boten zum Bureau der Gemeinen, um die von ihr beschlossenen Bills darauf niederzulegen.

Auch die Minister ziehen ihren Vortheil von dieser Nachbarschaft, welche für sie dadurch wesentlich wird, daß ihnen der offizielle Eintritt nur in die Kammer gestattet ist, von der sie Mitglieder sind; entspinnt sich nun zu gleicher Zeit ein Kampf auf beiden Schlachtfeldern, so kann sich der doppelte Generalstab wenigstens von Sekunde zu Sekunde Couriere zufertigen, und seine Operationen nach den neuen Nachrichten ordnen.

Bei dieser Nähe geschah es wohl, daß das Getöse der volksthümlichen Versammlung allein die aristokratische Versammlung plötzlich auf ihren Sitzen erblassen machte. Während der fanatische Bund der weltlichen und geistlichen Pairs auf die muthig vertheidigte, aber schlecht befestigte Bank des Lord Melbourne Sturm lief, kam die Donnerstimme der Gemeinen mehr als einmal zu Hülfe, dämpfte die Wuth der Angreifenden, und ermuthigte den Widerstand der Belagerten. Oft schlug das Siegesgeschrei der Reformisten, unter Anführung von

*) Siehe die achte Lieferung vom 19. August.

Lord John Russel, die von Sir Robert Peel besiegten Conservatisten vollends in die Flucht.

Das zweite Theater für Großbrittaniens politischen Krieg soll nun näher beschrieben werden.

Das Haus der Lords hat, wie das Unterhaus, die Form eines langen Vierecks. Die Vertheilung der Sitze ist ebenfalls gleich, aber es herrscht größerer Glanz in der Ausstattung. Der einzigen Gallerie für Publikum und Journalisten gegenüber, steht der Thron. Das ist aber kein Geräthe, welches man nur einmal des Jahres am Sitzungstage aufstellt, wie in Frankreich; der Thron ist hier unbeweglich, er ist der ewige erste Präsident.

Unter ihm breitet sich quer durch der berühmte Wollsack, der Sitz des wirklichen Präsidenten der Versammlung aus; die Sitte verlangt in der That eine Art von Sack, eine kleine Bank ohne Lehne.

Das Bureau der Schreiber ist von dem Wollsack durch zwei Bänke getrennt, wo zwei Plätze für die masters in chancery — Kammerboten — vorbehalten sind.

Stoffe und Draperien des Thrones, Tapeten, Vorhänge, Bänke, Kissen, Lehnen, Alles ist roth in diesem Saale. Roth ist die patrizische Farbe. Sind die Pairs hier in großem Staate in den königlichen Sitzungen versammelt, so bildet das ein Ganzes, welches mehr blendet, als imponirt. Der Anblick der Gemeinen vor den Schranken in ihren gewöhnlichen, bürgerlichen Kleidern gibt einen schlagenden Kontrast. Unwillkührlich lächelt man und sagt sich, daß die Männer im Purpur hier nicht die Herren seyen *).

Der Saal, in welchem sich provisorisch die Pairs versammeln, war sonst das Schlafgemach Eduard des Bekenners; natürlich würde er für die vierhundert und dreizehn gegenwärtigen Lords nicht wohl passen, wollten sie sich Alle zu gleicher Zeit einfinden, aber eine solche Möglichkeit bilden sie sich auch nicht ein. Es muß eine vielbedeutende Veranlassung seyn, welche zwei hundert Mitglieder herbeizubringen vermag. Die Pairs genießen des besondern Vorrechts, welches von der legislativen Residenz befreit; sie können durch Auftrag stimmen. So begibt sich Einer auf die Reise, um seine große Tour in Europa zu machen, und überträgt, wenn es ihm gefällt, sein Mandat an einen Genossen seiner Partei, und der Mandatar macht davon Gebrauch so viel er will, wann er will, wie er will, ausgenommen in den Comité-Divisionen. Die Beauftragungen waren ehemals nur

*) Die Transactionen in neuester Zeit sind dieser Behauptung nicht sehr günstig.

mit Beistimmung des Königs gültig; heute verlangt man diese nicht mehr. Zur Stunde hat der Herzog von Wellington z. B. seine Tasche voll Tories-Stimmen.

Die Pairs, welche bei den Sitzungen erscheinen, finden den temporären Saal äußerst eng und unbequem. Die Regierung baut ihnen einen neuen und hat sie über das Maaß um Rath befragt, wobei bestimmt wurde, daß er nicht zu groß und nicht zu klein seyn dürfe. Es handelt sich nicht darum, ihn so einzurichten, als ob die ganze Masse der Lords an einem Tage erscheinen könnte; eine solche Hypothese hat man dabei gar nicht in Betracht gezogen. Die zahlreichste Versammlung, der man sich zu erinnern weiß, war die am 7. Mai 1832, wo man das Hauptamendement gegen die parlamentarische Reform versuchte. An diesem Tage waren zwei hundert sieben und sechszig Pairs anwesend. Von dieser Zahl geht man nun aus. Jeder soll einen Raum von drei Quadratfuß erhalten. Man sieht die edeln Lords sind getheilt zwischen dem Wunsche bequem zu sitzen, und der Furcht vor einem zu weiten Gemache, wo eines Tages ein anderes Gepäcke eingeschoben werden könnte.

Nun ein Paar Worte über die Zusammensetzung der Kammer; nichts ist so verschiedenartig, als ihre Elemente. Zuerst hat sie ihre erblichen Pairien nach dem Erstgeburtsrechte; das sind ohne Vergleich die zahlreichsten englischen Pairien, dann folgen die schottischen und irischen, welche auf zweierlei Art gewählt werden können. Die schottischen Pairs werden für die Dauer eines Parlaments gewählt; die irländischen auf Lebenszeit. Dann gibt es kirchliche Pairs, Erzbischöfe und Bischöfe, aus England oder Irland; von diesen haben die Einen ihren Sitz mit vollem Rechte und ebenfalls auf Lebensdauer. Die Andern abwechselnd für ein Jahr je vier. Wird diese Kammer einst reformirt und neu begründet werden, so wird der Wahlgrundsatz förmlich und unter jeder Gestalt festgestellt seyn.

Bei uns gibt die Pairie den einzigen wirklichen Adelstitel. Man hat keinen gesetzlichen Titel, ist man nicht Pair. Die Söhne eines Pair sind durchaus nicht befugt, bei einem öffentlichen Akte Adelstitel zu gebrauchen. Selbst die Aeltesten sind nur Lords durch die Gefälligkeit der Menschen. Das officielle Register der Pairie ist die einzige officielle Liste des Adels.

Streng genommen müßte man das Oberhaus nach seiner Hierarchie eintheilen. Es gibt in der That Pairien von verschiedenem Range, und unter denen von gleichem hat die älteste den Vorrang.

So kommen zuerst die Herzoge, dann die Marquis, dann die Grafen, dann die Vicomtes und die Barone. Die Bischöfe und

Erzbischöfe sind in ihrer Eigenschaft als geistliche Lords in diesen Kategorien nach ihrer Würde eingetheilt. Die Erzbischöfe von England stehen auf der gleichen Stufe mit den Herzogen, ja sie gehen diesen sogar noch vor. Der Erzbischof von Canterbury, eine Art von anglicanischem Pabste, als Primat und Chef der Kirche, folgt unmittelbar auf die Prinzen von Geblüt; er ist der erste Pair des Hauses. Der Lord Kanzler (gibt es einen solchen in der Versammlung) ist durch sein Amt der zweite, und der dritte ist der Bischof von York.

Die Bischöfe stehen in der Klasse der Barone und vor diesen. In der Ehrensprache ist ein Herzog „sehr edel“ und „seine Gnaden“. Die Krone nennt sie „sehr lieber und sehr getreuer Vetter und Rath.“

Ihre Gnaden von Canterbury und York sind Erzbischöfe, der erste durch göttliche Vorsicht, der zweite nur durch göttliche Zulassung.

Die Marquis, Grafen und Vicomtes sind sehr ehrenwerth, und überdieß sehr getreue und liebe Vetter der Krone.

Die sehr ehrenwerthen Barone sind auch sehr Liebe und Getreue der Krone, aber sie sind nicht mehr ihre Vettern.

Bei gewissen Gelegenheiten sind die Herzoge, Marquis und Grafen, nie aber die Vicomtes und Barone, mächtige Prinzen.

Die als Barone sehr ehrenwerthen Bischöfe, sind als Bischöfe sehr ehrwürdige Väter in Gott.

Die Barone von Kingsale genießen, gleich den Granden Spaniens, das erbliche, ausschließliche Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erscheinen.

Sonst gibt es bei der Pairie keine andere Privilegien, welche nicht allen Mitglieder gemein wären. Die hauptsächlichsten sind diejenigen, welche die Beschlagnahme ihrer Güter untersagen, Verhaft wegen Schulden und eine Verurtheilung wegen ungehorsamen Ausbleibens bei irgend einem Civilakte nicht zulassen. Sie sind nur vor ihren Pairs wegen einer peinlichen Anklage verantwortlich.

Der Grund, aus dem man in diesen und andern Fällen die Unverletzlichkeit ihrer Personen heiligen zu müssen glaubt, beruht auf der Einbildung, daß die Pairs, als Räthe des Königs, nie gehindert seyn sollten, ihm nach seinem Bedürfnisse beizustehen.

Das Oberhaus kann eines von seinen Mitgliedern nur ausschließen, oder seiner Würde entsetzen, wenn dasselbe wegen eines Verbrechens zu einer Todes- oder infamirenden Strafe verdammt ist. Blackstone erzählt jedoch, daß George Neville, Herzog von Bedford, unter der Regierung Eduard IV. durch einen Parlamentsact, auf den

Grund seiner Armuth, welche ihm nicht mehr gestatte, seiner Würde angemessen zu erscheinen, degradirt worden sey. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, als sie in den Annalen des Parlaments nur einmal vorkommt. Seitdem war eine entgegengesetzte Sitte vorherrschend. So hat in jüngster Zeit der Graf von Huntingdon, obgleich in den dürftigsten Verhältnissen, die Anerkennung seines in Zweifel gezogenen Rechtes auf die Pairswürde zu erreichen gewußt, und der König dotirte ihn, um ihm die Aufrechthaltung seines Ranges möglich zu machen.

Hier gibt es also eine compacte, fest geschlossene Aristokratie. Jede Pairie beruht, wenigstens der Fiction nach, auf einem wirklichen Titel, dessen Base eine Grunddomäne bildet. Es genügt nicht zu sagen, ich bin Graf oder Marquis; seyd Ihr Graf oder Marquis, so seyd Ihr auch Pair. Ist Euer Recht im Prozesse begriffen, so wird Euere Würde nicht anerkannt werden, wenn Euch nicht zuvor die Anerkennung Euerer Pairie durch Zulassung im Parlamente geworden ist.

Frankreich und Spanien haben mit viel mehr altem, illusterm Adel doch nie eine so mächtige, eingefleischte Aristokratie besessen. Hätten die Generalstaaten einen solchen fest gegründeten, in bestimmte Schranken eingeengten, politischen Körper gebildet, so möchte sie die Revolution nicht so leicht gestürzt haben. Ludwig XVIII. errichtete im Jahr 1814 eine Pairskammer; es war zu spät, es gebrach an Material; er baute mit Sand auf Sand.

Vor zwei Jahren wollte Herr Martinez de la Rosa auch ein Oberhaus fabriziren; doch, in dem Lande, wo alle Welt hidalgo ist, fand er nicht Granden und titulos genug, um sein schwaches Gebäude zu zimmern. Er hat es gemacht wie Frankreichs politische Maurer im J. 1831; er hat Oekonomisten, Philosophen, Richter, Advokaten, Dichter und Kaufleute genommen, und das Alles mit der geringen adeligen Materie vermischt, welche ihm verblieb. Das ist der Mörtel, mit dem er seine proceres erbaute, die so lange dauern mögen, als die neuen französischen Pairs.

Allerdings hat die englische Pairie nicht mehr die Festigkeit, wie in früheren Jahrhunderten; allein, wenn auch schwankend und geschwächt, erhält sie sich doch noch durch die Kraft ihrer ersten Organisation; sie hält die Strömung des Volkes nicht mehr gänzlich auf, aber sie widersteht für sich selbst, indem sie dieselbe vorüberziehen läßt; sie steht aufrecht neben der alten Abtei, ihrer Zeitgenossin. Indessen wird die Fluth der Gemeinen nicht immer vergebens um dieses hemmende Haus tosen; sie untergräbt es in seinen Grundfesten und wird es bald über den Haufen werfen. Lange schon wird es unter-

gesunken seyn, wenn Westminster seine Thürme noch in der Thames spiegelt. Das ist das Loos der Werke des Mittelalters; seine Gebäude werden seine Institutionen überleben.

Die brittische Pairie ist nicht allein gesetzgebender Körper, sondern zugleich auch Gerichtshof und zwar nicht allein seinen Mitgliedern und den wegen Hochverraths Angeklagten gegenüber, nein, sie bildet einen beständigen, regelmäßigen, obersten Appellationshof in Civilsachen. Diese beiden Attribute sind so bestimmt, als es die inconsequente Verwirrung dieser doppelten Gewalt zuläßt; der gesunde Verstand des Gebrauchs hat die Albernheit des Rechts reformirt. Obgleich jeder Pair, wie geborener Gesetzgeber, so auch competenter, geborener Richter in jeder Sache ist, so wird doch die Pairie als Tribunal stets nur durch Gesetzkundige aus ihrer Mitte repräsentirt. So ertheilen z. B. die Lords Brougham und Lyndhurst, beide Exkanzler, in der Regel Morgens Audienz und beschließen in letzter Instanz über die der Krone übertragenen Civil-Rechtssprüche.

So kann eine Ehescheidung nur durch einen Parlamentsact ausgesprochen werden. Die Pairie instruirt den Scheidungs-Prozeß. Handelt es sich nur um Thatsachen, deren Beurtheilung keine Rechtskunde fordert, so werden dergleichen Angelegenheiten ganz gleichgültig von den rechtsgelehrten Pairs oder von den Laien-Pairs entschieden, welche bei Eröffnung der politischen Sitzung anwesend sind. Da ist die Pairie — ein barbarisches Amalgam — zugleich Gerichtshof und Kammer.

Bei feierlichen Gelegenheiten sollten die Pairs auf hierarchische Weise sitzen, das heißt die Herzöge auf den Bänken des ersten Rangs, die Marquis auf den zweiten, die Barone auf den dritten. Diese Ordnung wird jedoch nicht beobachtet; sie setzen sich wie die Gemeinen nach ihren politischen Schattirungen, Herzöge, Marquis, Barone ohne Auszeichnung. Das Whig-Ministerium hält sich gegenwärtig mit den Seinigen zur Rechten des Wollsacks, die Opposition der Tories zu seiner Linken.

Man sage Whigs und Tories, denn dem Oberhause kommen diese Benennungen zu. Hier ist die ganze Aristokratie versammelt, die Pairs repräsentiren nur sich selbst; sie sind nie der Ausdruck dieser oder jener Partei, sie sind nur ihr eigener Ausdruck. Lord Durham und Lord Brougham, beide Radicale, sind zwei Anomalien, zwei aus der Bahn gewichene Wesen. Die Eintheilung wird hiedurch noch einfacher und leichter als bei den Gemeinen. Bei den Lords gibt es, wie im vorigen Jahrhundert so auch jetzt noch zwei Nuancen von Aristokratie, die sich mit bewaffneter Hand die Gewalt und ihre Benefizien streitig

machen; die Tories wenigstens consequent in ihrem antiliberalen Princip, dessen vollständiger Sieg, könnte er im Frieden und ohne Revolution erreicht werden, das einzige Heil der Pairie wäre, und die Whigs, die sich jetzt mit ihrem Scheine von populären Gesinnungen sehr in Verlegenheit gesetzt sehen, weil es nun gilt zu handeln, und nicht mehr sich hinter Proklamationen zu verstecken.

Der Zahl nach sind die beiden Nuancen durchaus nicht gleich mächtig. Wollte man die Gewissen abzählen, so stünden immer zehn Tories gegen einen Whig. Indessen hat die Minorität Whig doch die Tories im J. 1832 zum Capituliren genöthigt; und seit der Zeit hat sie ihnen, durch den Beistand von Außen gekräftigt, wiederholt die Gesetze vorgeschrieben. Aber der Augenblick naht, wo die wahre Majorität das Joch zu zerbrechen suchen wird, denn sie fühlt, daß sie von den Concessionen keine Rettung mehr zu hoffen hat. Zu ihrer Ehre halte sie es nicht für ebenso römisch, das Schwert zu ergreifen und bei Vertheidigung ihrer Schanze zu fallen, als den politischen Tod feindlich auf dem curulischen Stuhle zu erwarten!

Die Ordnungen und Gebräuche der beiden Kammern haben ihre Analogien und ihre Unähnlichkeiten.

Bei den Lords behält man wie bei den Gemeinen sans façon in den Sitzungen den Hut auf dem Kopfe; bei den ersteren herrscht indessen nicht dieselbe Nachlässigkeit in der Haltung. Selten wird man sehen, daß ihre Herrlichkeiten die Bänke zum Bette machen und mit ihren Beinen die Zeichen des Telegraphen figürlich darstellen. Das Getöse der Versammlung ist weniger verwirrt. Das Geschrei ist mehr civilisirt, die Mißbilligungen sind nicht so ungezogen. Das Drama der Debatten bietet im Allgemeinen weniger große, belebte, ergreifende Scenen. Man streitet da nicht mit jenem Wortkram, welcher die Geduld und Höflichkeit des Unterhauses beständig zu Tode hetzt. Um eine tüchtige Rede zu hören, hat man bei den Gemeinen zuvor oft zehn eckelhafte Schwätzer zu ertragen, welche die Discussion nur verlängern und ersäufen; bei den Lords gibt es weniger geschickte Sprecher, und man macht keinen solchen Mißbrauch von dem Worte; man schreitet lieber zur Sache. Allerdings ist die Pairie nur eine Gruppe, eine kleine, abgeschnittene Garnison; das Unterhaus dagegen eine ungeduldige Armee, welche ganze Nächte hindurch auf den Bänken feldlagert, wo jeder Soldat ein Eroberer seyn möchte — kann man von einer solchen Masse Zurückhaltung, Discretion, Disciplin verlangen!

§. 2.

Eine so hohe Stellung auch der Präsident der Lords einnimmt, besonders, wenn er Großkanzler von England ist, so hat er doch als

Speaker nicht die souveraine Autorität des Sprechers vom Unterhause. Die Pairs richten ihre Worte nicht an ihn, sondern an die Versammlung. Nicht ihm, sondern der Versammlung allein kommt es zu, das Wort zu geben oder zu nehmen.

Offenbar gründet sich dieser Unterschied zwischen der Gewalt der beiden Sprecher darauf, daß der Eine von der äußeren Macht, vom Throne, der Andere von dem Hause selbst, dem er präsidirt, gewählt wird.

Um fünf Uhr erscheint der Präsident, begleitet vom Huissier mit schwarzem Stabe und vom Scepterträger. Ein Bischof verrichtet das Gebet. Sind drei Lords anwesend, so kann der Sprecher die Sitzung eröffnen, so constituiren drei Pairs ein Oberhaus. Zwei von ihren Stimmen reichen dann gesetzlich hin, eine Bill zu verwerfen, welche die sechshundert und acht und fünfzig Abgeordnete des Volkes einstimmig angenommen hatten.

Nicht selten sieht man die edle Kammer auf diese gesetzgebende Dreieinigkeit reducirt. Ich will sie nicht in dieser Einsamkeit vorführen, wo sie mit ihren verlassenen, rothen Sitzen einem Necessaire mit leeren Fächern gleicht. Denken wir uns, es liege eine gewichtige Frage vor, gleichviel, welche. Der Saal ist voll; die beste Zahl von Notabilitäten der Pairie ist am Platze.

Lassen Sie Ihre Blicke auf die zahlreichen, zusammengedrängten Köpfe spazieren, so finden Sie mehre im Centrum des Saales, welche Ihre Aufmerksamkeit eben so erregen, wie die Hauptkuppeln einer Stadt, die Sie von der Höhe eines Thurmes betrachten.

Zuerst in der vordersten Reihe die Allongenperrücken der drei clercks der Kammer, die Ihnen den Rücken drehen, wie sie an der Tafel sitzen, und diesen gegenüber, Ihnen im Gegentheil das Gesicht zuwendend, die drei nackten und entblößten Häupter von Lord Roll, Marquis Wellesley und Lord Holland, etwas entfernter die zwei langen Mähnenperrücken der masters in chancery, und endlich am Horizont unter den Goldfranzen des Throns die Haupt- und Dienstperrücke des Sprechers, die sich majestätisch erhebt wie der Thurm der Kathedrale unter den Glockenthürmen der City.

Von dieser erhabenen Perrücke wollen wir ausgehen; nach ihr richten wir uns, um die verschiedenen Quartiere der Kammer zu durchlaufen, wie wir uns an den St. Paul Dom halten würden, wollten wir London durchspähen.

Gegenwärtig ist es kein Kanzler, der die Last der Präsidenten-Coiffure zu tragen hat. Das große Siegel wird auftragsweise geführt. Der Mann, der mit so viel edler Leichtigkeit auf dem Wollsacke figu-

rirt, ist Lord Denman, seit dem Sturze des Whig-Ministeriums zum zeitlichen Sprecher des Hauses ernannt. An seinen Manieren mögen Sie erkennen, daß er nicht erst in der Lehrlingszeit der Präsidentschaft steht. Seit mehreren Jahren ist er oberster Richter von England (chief-justice). Gerade vor den Schranken der Pairie hat er zuerst eine wichtige Rolle gespielt, indem er im Jahr 1820 die Königin Caroline gegen die Unzüchtigkeit des Königsthums vertheidigte. Wiegte er sich wohl damals schon mit der Hoffnung, daß er einst selbst Pair und Präsident dieser Kammer seyn werde, vor der er als einfacher Advokat erschien? Mit allem Ehrgeize seines Standes konnte er sich die 400,000 Fr. Renten nicht träumen lassen, welche diese souveraine Perrücke werth ist.

So ausgezeichnet er in seinem Berufe auch gewesen seyn mag, so haben doch weder das tiefe Wissen, noch die hohe Beredsamkeit Lord Denmans großes Glück begründet. Es war ein gewisser allgemeiner Einklang in der Würde seiner Sprache, seiner Person und seiner Manieren, der ihn auf die erhabene Stufe führte. Der senatorische Stuhl schien dieses Mannes zu bedürfen. Was indessen an ihm mehr noch zu loben ist, als das einigermaßen theatralische Verdienst einer majestätischen Repräsentation, das ist, daß er unter dem Purpur derselbe bleibt, der er im schwarzen Gewande gewesen war. Als oberster Magistrat, auf die Stufen des Thrones gestellt, ist er der liebenswürdige, zugängliche, liberale Advokat des Justizhofes geblieben.

Zur Rechten des Sprechers, Ihnen zur Linken, sehen Sie in einem geschlossenen Asyle, wo das Fensterwerk einer Flügelthüre nur ein zweifelhaftes Licht eindringen läßt, einen verworrenen Haufen bleicher und mit Blüthen besäter Gesichter, weiße Roben und schwarze Chorhemden. Das sind die drei gedrängten Reihen der Bischöfe und Erzbischöfe. Sonst beflissen sich diese Herren eben nicht zu sehr, von ihren legislativen Privilegien Gebrauch zu machen, jetzt fehlt keiner an seinem Posten. Die Emancipation der Katholiken hat diese Millionäre von Kanonikern aus dem lethargischen Schlaf geweckt, in welchen sie ihre Geldhaufen versetzt hatten. Jetzt halten sie gute Wache bei ihren Reichthümern, und ihre Schuld wäre es nicht, wenn das ausgehungerte Irland einige Brocken von ihren fetten Mahlen bekäme.

Wer die englischen Bischöfe nur in der Kammer oder in großer Uniform auf ihren Stühlen gesehen hätte, der würde sie nur halb kennen. Man muß sie auch im gewöhnlichen Anzuge im Stadtkleide, galant und stutzerhaft, sehen. Sie würden sich sogleich fragen, wer die niedliche Personnage im Fracke von feinem schwarzen Tuche mit dem langhaarigen Castorhute seyn möge, die durch Regent-Street ga-

loppirt. Ein seltsamer Cavalier, in der That, von dessen Anblick Sie noch mehr überrascht seyn werden, wenn er abgestiegen, und die Reitpeitsche in der Hand, in seinen Klubb eingetreten ist, wo Sie den Rest seines gleichsam freimaurerischen Costumes, die hohe schwarze Kamasche und die schwarze Schürze, genauer unterscheiden können. — Das war nichts mehr und nichts weniger, als ein edler und sehr ehrwürdiger anglikanischer Bischof.

Und der andere Herr in ähnlicher Toilette, ganz gleich schwarz, der mitten aus dieser mit weißen und rosenfarbigen jungen Damen gefüllten Calesche springt, wenn wir über den Westminsterplatz schreiten? Das ist ein Bischof, den Frau und Kinder in das Parlament geführt haben.

Aber folgen wir diesen edeln geistlichen Lords auf ihre Sitze im Oberhause.

Stellen Sie sich eine Alte mit gelbem, fleischlosem Gesichte vor, krümmen Sie diese unter der Last von achtzig Jahren, durchkreuzen Sie ihre Stirne mit so vielen Falten als möglich, ihre Stimme sey dünn und gebrochen, das Auge falsch, unruhig und lauernd — ist das nicht das leibhafte Porträt seiner bischöflichen Gnaden von Canterbury, des ersten Prälaten von England, der in diesem Augenblicke allein auf der ersten Bank der Kirche sitzt? Ist das nicht der Aberglaube selbst? — die zitternde, zusammengehockte Hinfälligkeit?

Der ehrwürdige Bischof, so betagt und dienstunfähig er scheint, hat doch Kraft genug, zu sprechen, wenn das Interesse der Kirchen-Revenuen im mindesten in Berührung kommt. Unabänderlich bewegen sich dann seine Redeformen in löblichen Betrachtungen über den Nutzen der Toleranz, aber am Ende laufen sie alle auf den frommen Wunsch hinaus, daß der Papismus auf Erden und im Himmel verdammt werden möge. Das ist wenigstens der Sinn, denn die Bezeichnung ist nicht leicht zu fassen. Seine Gnaden empfängt ihr Erzbisthum von der göttlichen Vorsicht, aber die Gabe, ihre religiösen Rancunen leicht auszudrücken, ist ihr nicht zu Theil geworden. Es braucht eine große Arbeit für sie, ihre zusammenhanglosen, von häufigem Unterbrechen durchschnittenen anti-katholischen Homilien zu formen. Man kann nicht sagen, daß die Galle dem sanften Prälaten über die Lippen läuft — er spuckt sie vielmehr aus.

Es war eine lustige Bewegung, die ihn eines Tages so außer sich setzte, daß er mit Nachdruck auf Lord Fitz-William losging, weil dieser gottlose Herzog die Blasphemie so weit getrieben hatte, zu fragen, ob die protestantische Religion nicht eine Sekte sey? Welche monstruose Frage? Ist es nicht entschieden, daß die katholische Kirche,

die Mutter der andern, eine abweichende Sekte bildet? Gewiß werden es bald die anglikanischen Doktoren seyn, die das Christenthum erfunden und das Evangelium unter einer Oxforder oder Cambridger Mütze entdeckt haben.

Sehen Sie nicht hinter seiner Gnaden den kleinen falben Mann mit dem Auge eines gezähmten Tigers, wie er auf seiner Bank treibt und drängt, wie er sich streckt, wie er aufspringt und gaukelt. Das ist der Bischof von Exeter, einer der mächtigen Pfeiler der, im fanatischen Kriege begriffenen Kirche. Der ist ein geschickterer, gefährlicherer Feind der Kirche; seine schlimmen Leidenschaften hüllen sich in die Versicherungskünste einer liebenswürdigen Außenseite. Keiner von unsern edeln, geistlichen Hypokriten besitzt diese ausgesuchte Feinheit, diese träge Schmeichelei der Manieren. Es gibt keine Katze, welche ihre Klauen besser unter dem Sammet der Pfote zu verbergen wüßte.

Dem Bischof von Exeter scheint nicht in demselben Maße der Gegenschlag, als der Angriff zu Gebote zu stehen, oder vielmehr, die Replique kommt bei seinen süßlichen Feindseligkeiten kaum vor. Hört ihn, wie er sich heilig erhebt, die kleine viereckige schwarze Mütze zwischen den gefalteten Händen; er bringt seine Tasche voll Angebereien und muß sie leeren. Den Friedensmann kostet es viele Ueberwindung, gegen die weltliche Gewalt kämpfen zu müssen. Aber wie kann sich die weltliche Gewalt erlauben, das Embonpoint der geistlichen Gewalt schmälern zu wollen? O! der barmherzige Prälat, hört ihn! Wie seine Treulosigkeit lächelnd um den Mund spielt! Wie er ohne Falsch kratzt! Mit mehr Salbung und Schüchternheit kann man nicht herausfordern! Wer vermag mit solch ängstlicher Bescheidenheit den Zankapfel mitten in die Versammlung zu werfen? Jetzt hat man ihn aufgerafft, und es bleibt dem Herrn Nichts mehr zu sagen. — Whigs und Tories, verzehrt Euch, der gute Bischof wird Euch nicht unterbrechen, er hat seine Pflicht als Hirte der protestantischen Kirche gethan. Verzehrt Euch. Er hat sich gesetzt und betrachtet das Gemenge, — ganz leicht und zufrieden lacht er unter der Kappe und zählt die Streiche, die gegen das Ministerium geführt werden. Gott vergebe ihm! Ich glaube, sein Fuß schlägt den Takt!

Wollte ich Ihnen die dreißig protestantischen, hier eingerahmten Bischöfe beschreiben, so möchten etwa drei bis vier Whigs zum Vorschein kommen, die vielleicht mehr Christen ähnlich sehen, unter ihnen besonders der Bruder des Lord Grey, das Haupt dieser unscheinbaren geistlichen Minorität; damit genug von diesen Chorhemd-Mustern. Lassen wir die Erzbischöfe zu unserer Rechten. Nach ihrer Bank folgt

die der Minister, wenn wir gegen die Schranke der Kammer fortwandern; hier lassen Sie uns eine Pause machen.

Halten wir vor dem Manne mit grauem Hute, in brauner Redingote an, der sich nachlässig auf seinen Stock stützt. Die Hitze ist unerträglich. Zur Erleichterung hat er das Halstuch aufgebunden. Würden Sie ihn im St. James=Parke, seinem Lieblings=Spazierorte, zu Pferde einher caracolirend treffen, oder auch zu Fuße, die weiten Nasenflügel gegen den Wind aufgesperrt, den Kopf hochgetragen, mit blitzendem, verächtlich blickendem Auge, Sie möchten ihn wegen seines hohen Wuchses, seines robusten, militärischen Aussehens für einen alten, pensionirten Oberst und nicht für einen ersten Lord der Schatzkammer halten. Und doch ist es Vicomte Melbourne, das Haupt der Regierung.

Prüfen Sie diese Gesichtsbildung genauer, näher; der Ausdruck ist zusammengesetzt, es liegt eine Mischung von Stolz, Indolenz und Reizbarkeit darin. Darin besteht das ganze Geheimniß der Fähigkeit und des Talents dieses Ministers. Man möchte es ein Wunder nennen, daß ihn bei seiner natürlichen Trägheit dennoch der Ehrgeiz stachelte, nach dem ersten Staatsposten zu ringen; er möchte auch nicht die Energie besessen haben, sich lange auf seiner Stufe zu erhalten, hätte man sie ihm nicht streitig gemacht. Weil er einmal gestürzt worden ist, steht er jetzt wieder aufrecht. Als man ihn niederwarf, stieß man an seine Federkraft; so sprang er wieder auf, so gelangte er wieder zur Macht, und nahm nun eine festere Stellung ein, als vor seinem Falle. Das sind sie, die Naturen, deren schlummernde Kraft von der Geißel der Schande geweckt werden muß. Im J. 1834 war Lord Melbourne nur ein lahmer, ohnmächtiger Whig, 1835 ist er ein radikaler Whig, der den Hof capituliren läßt, gegen die Kirche donnert und die Pairie bedroht, — einzig und allein, weil man ihn beleidigt, fortgejagt hat. Daher schreibt sich seine Macht; denn die seiner Reden bekommt ihren Anstoß nur von ihren Hindernissen. Man lasse ihn sprechen und gehen, sein Wort erlahmt und schleppt sich mühsam fort; man trete ihm entgegen, man setze einen Damm, er empört sich, reißt mit sich fort, er sprudelt auf, er wird beredt! Mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seiner ganzen Seele lebt er in seiner Rede. Es liegt nichts Vorbereitetes, Feierliches in seinen Worten; Alles tritt plötzlich und unwillkürlich hervor. Jetzt war er noch so ernst, so zurückhaltend — einen Augenblick und er ballt die Fäuste, wirft die Arme und springt auf; er stößt ein Wuthgeschrei, Ausdrücke der Verachtung aus, die ihm aus den innersten Eingeweiden kommen. Dann erstickt ihn die Aufregung; er hat keinen Athem mehr und muß

sich unterbrechen; es herrscht eine Stille, während welcher man nur noch das Keuchen seiner breiten Brust vernimmt. In solchen Augenblicken erinnert er an Casimir Periers zitternde Haltung, an dessen schöne gereizte Miene.

Lord Melbourne ist der originellste, vom übrigen Parlamente am meisten sich abscheidende, vielleicht der leidenschaftlichste, wenn nicht der vollkommenste und größte Redner. An ihm als Staatsmann erkenne ich die Mittelmäßigkeit seiner Kräfte; er ist ein fortschreitender, abenteuerlicher, nach dem Ziele getriebener Whig, ein unvorsichtiger Aristokrat, der sich nicht fragt, wohin der Grundsatz führen wird, den er auf seine Fahne geschrieben hat.

Der Mann zur Rechten von Lord Melbourne, mit der mittleren, gleich runden Taille, ohne zu viel Fettigkeit, mit dem freien, offenen Antlitz ist der Marquis von Landsdown, der Präsident des Ministerrathes. Bekanntlich gibt dieses Amt dem Minister, der es bekleidet, kein Uebergewicht über seine Collegen, er leitet nur ihre Verhandlungen, ist nur ihr Sprecher. Ihr wahrer und oberster Chef ist der erste Lord der Schatzkammer. Der Marquis von Landsdown spielt eine ehrenhafte Rolle im Parlamente, eine nützliche im Cabinet. Bei der Discussion hält er in der Regel das zweite Treffen nach Lord Melbourne aus; sein Ausdruck ist männlich und gewählt, seine Stimme klingend und fest, aber sein Vortrag leidet an Monotonie und Schwerfälligkeit. Es stehen ihm offenbar mehr Worte als Ideen zu Gebot. Nichts spricht er mit zu viel Feierlichkeit. Diese unabänderliche, allgemeine Emphase schwächt die Wirkung seiner besten Bewegungen. Es wäre nicht übel, wenn er sich nicht fortwährend mit Takten begleiten würde, die seine Hand auf dem Bureau der Schreiber schlägt. Dieses gemeine Mittel sollte man Lord Londonderry überlassen, welcher an der andern Seite, der Tafel gegenüber, sitzt. Eine solche Beweisführung mag beim Faustkampfe ersprießlicher seyn, als bei der Redekunst. Ich habe Debatten gesehen, wo die beiden edeln Marquis sich auf diese Weise antworteten; da war es gerade, als wollten sie die Kraft ihrer Arme versuchen, oder Eisen auf dem Amboß schmieden.

Nach der Aussage der Habituirten beim parlamentarischen Schauspiele erinnern Zusammensetzung und Verbindung in den Reden des Lord Landsdown ganz besonders an die Weise Pitts. Von diesem soll der Präsident des Ministerraths die Procedur geerbt haben, vermittelst der man eine ganze Beweisführung in eine einzige, ungeheure, von tausend und aber tausend Zwischensätzen durchschnittene Periode einschließt, aber Pitts Hauptgeschicklichkeit bestand darin, daß er seine Zuhörer unfehlbar auf dem Umwege von Querstraßen zum Ziele einer

Harangue führte. Der Marquis von Landsdown würde den Seinigen einen offenbaren Dienst leisten, wenn er ihnen den rettenden Faden leihen wollte, an dem er sich selbst heil und gesund aus dem Labyrinthe seiner Parenthesen herauszieht.

Die andere dünne, eckige, hüftenlahme Personnage, mit dem dürren, langen, in eine weiße Cravatte eingeschachtelten Halse, die sich nicht übel als Notarius auf dem Lande ausnehmen müßte, ist Lord Duncannon, der erste Commissär der Forsten und des Privatsiegels; er hält sich auf der Rechten des Lord Melbourne, und ist eines von den nützlichen Mitgliedern des Cabinets. Er stottert und spricht oft vom guten Willen, auch scheint es ihm weniger an den Ideen, als an der Zunge zu fehlen; sein ruhiges Blut gibt ihm oft sonderbare Einfälle an die Hand, zuweilen theilt er mit offener, unschuldiger Miene kleine trockene, wohlangebrachte Ohrfeigen aus.

Die andern Minister-Pairs sind nur Invaliden, die, wenn vielleicht auch im Cabinete nützlich, doch im Feuer der Discussion wenig gebraucht werden können. Das lange, gebräunte, leidenschaftslose Gesicht des Lord Auckland zeigt sich nur selten am Bureau; es muß sich um Angelegenheiten der Admiralität handeln, deren erster Lord er ist, soll er ein Paar verschämte, sein Departement betreffende Worte wagen. Lord Glenely, ein ganz frisch gebackener Pair, wird sich auch nicht in's Kampfgewühl stürzen, sind nicht seine Kolonien auf's Spiel gesetzt. Uebrigens hat Lord Glenely einst Beredtsamkeit besessen; er galt bei den Gemeinen mehr, als er nur Herr Grant hieß. Allerdings ist er kein junger Mann mehr; das deuten seine ergrauten Haare an; aber er ist älter als sein Alter; er ist an Körper und Seele erschöpft. Man will behaupten, er gehöre zu den mystischen Sensualisten, die den überspannten, mysteriösen, von Opium erzeugten Träumen das wahre Leben aufopfern.

Ein enormer, blasser, kahler Kopf mit schwarzen großen Augen und dickem, weißem Backenbarte — zwischen breiten Schultern, das ist der ganze Rest von Lord Holland, einem Neffen von Fox, der sonst ein geschickter Redner aus der Schule seines Oheims und ein ziemlich guter Schriftsteller gewesen ist. Von dem übrigen Theile seines Körpers kann nicht mehr die Rede seyn; die Gicht hat ihm denselben weggefressen; er endigt, wie ein Fisch. Nur mit Aufwand von Zeit und Mühe tragen ihn seine Krücken an das Ende der Bank, wo er sich Lord Melbourne gegenüber setzt. Uebrigens ist er als Kanzler des Herzogthums Lancaster nicht allein im Genusse einer Sinecur, wie man behaupten wollte; wenn auch nicht mit Worten, so unterstützt er seine Kollegen doch mit der ganzen Kraft seiner Lunge. Er hat sich

die Billigung ihrer Reden aufgeladen, und entledigt sich dieses Auftrags auf das gewissenhafteste. Er ist der mächtigste hear Enthusiast, und wiegt allein mit seinem Bewunderungs-Lärmen die ganze Whig-Seite auf. Es ist ein wahrer Spaß, dieses Stück von einem Menschen aus vollem Halse schreien zu sehen; man glaubt ein chinesisches Spielzeug vor sich zu erblicken, welches einen Lacher vorstellen soll, der balancirt und sich dabei die Hüften hält.

Die Literatur-Geschichte verdankt Lord Holland ein Werk über das Leben des Lope de Vega; dieses Buch erinnert übrigens an einen Zug aus dem des edeln Lord, der mehr seiner Artigkeit, als seiner Großmuth zur Ehre gereicht. Im J. 1832 hatte ein armer spanischer Flüchtling, dessen ganzen Schatz drei noch ungedruckte Manuscripte von Komödien des berühmten kastilischen Dichters ausmachten, den Gedanken, sich nach London zu begeben, um dem erhabenen Kommentator-Whig sein Eigenthum zu verkaufen, da dieser natürlich mehr Werth darauf legen müßte, als jeder Andere. Der schüchterne Auswanderer wagte es nicht, in Gegenwart seiner Herrlichkeit von dem Handel zu sprechen, und bot seine Stücke geradezu an. Besuch und Ehrbezeugung wurden anmuthig aufgenommen, und der Fremde empfing am andern Morgen zum Austausch für beide die Karte des Lord Holland nebst einem Exemplar vom Leben des Lope de Vega. Bei gewissen Gelegenheiten sind die Engländer großartig; aber die Freigebigkeit üben sie nur öffentlich in vollem Umfange aus. So würden sie z. B. Ruhm darein setzen, einer italienischen Sängerin einen Diamanten-Schmuck bei vollem Theater zuzuwerfen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)



Das erste und das lezte Mittagsmahl.

Novelletto.

Zwölf Freunde, ungefähr von demselben Alter, welche sich sowohl durch ihre Beschäftigung, als durch ihre Familien-Verbindung auf bleibende Weise in der Hauptstadt fixirt betrachteten, saßen eines Tages im Gasthause zum Hosenband in Richmond, und genossen bei der Weinflasche die herrliche Aussicht, die sich vor den Fenstern dieses Hotels bietet. Die Herzlichkeit, welche in der Versammlung herrschte, die Reize der Scene, von der man sich umgeben sah, entspann den Wunsch, das Andenken dieses Abends zu erneuern, und auf den Vorschlag eines Mitglieds der Gesellschaft wurde folgender Beschluß gefaßt: am letzten Tage des Jahres und Tags darauf, am ersten des neuen Jahres sollen die zwölf Freunde zusammen speisen und zwar abwechselnd bei Jedem von der Versammlung; die beim ersten Gastmahl zuerst entpfropfte Weinflasche soll sorgfältig wieder verpfropft auf die Seite gebracht und von Dem getrunken werden, welcher alle Uebrigen überleben würde; nie soll ein Fremder bei den feierlichen Mahlen zugelassen werden; stirbt Einer, so sollen die andern Eilfe die Versammlung fortsetzen, dann die Zehne, dann die Neune und sofort; ist nur noch Einer übrig, so soll er allein speisen und an seiner einsamen Tafel die gewöhnliche Stundenzahl zubringen; aber das erstemal, daß er so speisen wird, soll er die erste Flasche entpfropfen, und das erste Glas zum Andenken aller vorangegangenen Freunde leeren.

Mit ungemeiner Freude ergriff man den bizarren, originellen Gedanken. Alle standen in der Blüthe der Jahre, waren durch gegenseitige Freundschaft innig verbunden, Alle waren von gesellschaftlichem Frohsinn beseelt, und so versprachen sie sich die lebhaftesten, reinsten Freuden von ihren Zusammenkünften. Der einzige Ueberlegungspunkt, der die angenehme Aussicht etwas zu verdüstern im Stande gewesen wäre, verbarg sich für diesen Augenblick vor ihnen — und zwar die

Betrachtung der traurigen Lage des Unglücklichen, der einst die erste Flasche beim einsamen Mahle zu entpfropfen hätte.

Der Vertrag wurde in der Mitte des Sommers geschlossen, und während ihr Nachen auf der Themse hinschwamm, um sie nach London zurückzubringen, sprachen sie nur von den freudigen Mahlen, mit denen sie ihr ganzes Leben hindurch das Jahr zu schließen und zu beginnen gedachten. Ihre Einbildungskraft schweifte in den Lustbarkeiten und Freuden der Zukunft. Sie trieben sich in hundert Conjecturen über die Veränderung umher, welche die Zeit an ihnen bewirken werde; sie scherzten gegenseitig über ihr dereinstiges Aussehen bei fernen Gastmahlen; der Eine werde nach einem heftigen Gichtanfall auf Krücken einherwanken, der Andere werde so wenig sehen, daß er selbst durch Brillen keine Rehkeule mehr zu erkennen vermöge, der Dritte werde mit einem Domherrnbauche und einer runden Perrücke, der Vierte in einem ganz neuen schwarzen Kleide erscheinen, das er sich so eben zur Trauer um seinen Urenkel habe machen lassen.

„Dich George," rief Einer von den Zwölfen seinem Schwager zu, „Dich, der Du ohnehin schon schwächlich bist, sehe ich so trocken und eingeschrumpft, wie eine alte Aalhaut." Diesen Ausruf begleitete er mit einem wohlangebrachten Schlag auf die Schulter.

George Fontescun legte sich in diesem Augenblicke nachläßig über den Nachen, und lachte übermäßig über die Späße, die man zum Besten gab. Bei dem unerwarteten Gruße seines Schwagers verlor er das Gleichgewicht und fiel in das Wasser. Die Freunde hörten das Getöse des Sturzes, ehe sie seinen Fall gesehen hatten. Der Nachen flog rasch vorwärts; sogleich hielt man an.

Man mag sich leicht den Schrecken denken, welchen dieses Ereigniß hervorbrachte, da Fontescun aber ein vortrefflicher Schwimmer war, so zweifelte man indessen nicht daran, daß er die Barke bald wieder gewinnen werde. Man vermochte Nichts zu unterscheiden, horchte auf, und vernahm das Geräusch seiner Hände und Füße, man rief ihm zu, er antwortete aber mit schwacher Stimme, und es ertönte bald der Schrei: „O, mein Gott!" Augenblicklich warfen sich zwei oder drei, welche vollkommen zu schwimmen verstanden, in den Fluß, und richteten sich nach der Gegend, von wo der Schrei ausgegangen war. Einer kam so nahe zu Fontescun, daß er ihn deutlich mit den Wellen kämpfen sah, aber ehe er den Unglücklichen erreichen konnte, tauchte dieser unter, und sein verzweifelnder Freund konnte das Zusammenschlagen des Wassers über der Stelle bemerken, wo jener auf den Grund gesunken war. Er tauchte nach und berührte die Erde,

aber die Strömung hatte ohne Zweifel den Körper mit fortgerissen; man fand ihn nicht mehr.

Eilig begaben sie sich an den nächsten Ort, wo Rettungswerkzeuge für diejenigen, welche in's Wasser gefallen, aufbewahrt wurden, und nachdem sie sich das Erforderliche verschafft hatten, schifften sie an die unselige Stelle zurück. Nach Verlauf von mehr als einer Stunde fanden sie den entseelten Leichnam ihres unglücklichen Freundes. Alle gewöhnlichen Mittel wurden angewandt, um ihn wieder in's Leben zu rufen, aber vergebens, und sie sahen sich genöthigt, ihren Weg in stillem Schmerze an der Leiche dessen fortzusetzen, der mit ihnen eine Vergnügungsreise im Vollgenuß blühender Gesundheit, im Schooße der ausgelassensten Heiterkeit begonnen hatte. Zum Kummer um den Verlust des Freundes trat der traurige Gedanke, daß schon am ersten Tage ihr freudiger Kreis eines Mitglieds beraubt seyn solle.

Die Monate liefen ab, und der Winter sandte seine wohlwollenden Grüße, seine lustige Gastfreundlichkeit, da kehrte aber auch das gemilderte Andenken an das Geschick des armen Fontescun wieder. Eilf von den zwölf Freunden versammelten sich am letzten Tage des Jahres, aber sie sahen sich bei dem Gedanken an den Verlust, den sie erlitten, innerlich nicht wenig beklommen. Selbst die Unregelmäßigkeit der Gedecke, indem sechs auf der einen und fünf auf der andern Seite saßen, mahnte unwillkürlich an das schmerzliche Ereigniß.

Indessen gibt es keinen so hartnäckigen Kummer, der der vereinten Kraft des Weines, eines Kreises auserwählter Freunde und einer Epoche des Jahres, wo man gleichsam zur Heiterkeit verbunden ist, zu widerstehen vermöchte.

Ein Paar Seufzer des Wohlanstandes, einige von den Verhältnissen diktirte Ausrufungen nebst einer moralischen, belehrenden Reflexion über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens bildeten das ganze Opfer, welches man den Manen des unglücklichen George Fontescun darbrachte, wonach sie zu Erfüllung der wichtigen Pflichten schritten, wegen welcher sie hier zusammen gekommen waren. Nachdem Jeder zu einigen Flaschen Rheinwein und Madeira erster Sorte drei Gläser Champagner gefügt hatte, fingen sie an, nichts Pathetisches in der Ungleichheit der Gedecke, nichts Trauriges mehr in der ungeraden Eilf zu finden.

Den übrigen Theil des Abends brachte man so lustig hin, als man es nur wünschen konnte. Das Gespräch erhielt sich auf schicklicher Höhe unter einem Kreuzfeuer von Calembourgs, Witzen, Anekdoten, politischen Discussionen, Toasts, Gesundheiten, Späßen, von Gelächter und gelehrten Abhandlungen über das Gewächs der verschie-

denen Weine, die man zu sich nahm, und darein mischte sich von Zeit zu Zeit ein munterer Gesang. Als man sich trennte, wurde einstimmig anerkannt, daß man nie einen Abend lustiger zugebracht habe. Man wünschte sich gegenseitig Glück, ein so köstliches Fest veranstaltet zu haben, und versprach sich, am andern Tage pünktlich zu erscheinen, um das neue Jahr zu feiern, dessen Eintritt sie so eben mit vollen Gläsern in dem Augenblicke begrüßt hatten, als der Nachtwächter unter dem Fenster schrie: „Es hat zwölf Uhr geschlagen.“

Am ersten Januar kamen sie wirklich zusammen, und ihre Heiterkeit lebte ohne Störung fort. Nur bei der ersten Versammlung konnte der Tod des Georg Fontescun ihr Glück verkümmern; denn, obgleich nur wenige Stunden seit dieser ersten Zusammenkunft vorübergegangen waren, so nahmen sie dießmal doch ihre Plätze bei der Tafel ein, als wäre ihre Zahl stets eilf gewesen, und Alle hätten sich eingefunden, welche erscheinen sollten.

So geht es bei allen Dingen; das erste Mal, daß man im Gefängnisse sitzt, das erste Werk, welches ein Schriftsteller schreibt, das erste Gemälde, das ein Maler ausführt, die erste Schlacht, welche ein General gewinnt, mehr noch das erste Mal, daß ein Schelm gehängt wird, (denn obgleich diese Operation ihrer Natur nach einzig ist, so kann doch das Reißen des Strickes eine Wiederholung veranlassen,) kurz, alle diese ersten Male gleichen durchaus nicht den zweiten. Es liegt ein Reiz, ein Zauber, eine Neuheit, eine Frische, ein Delirium in den ersten Proben (wobei natürlich das Hängen dennoch ausgenommen werden muß), was keine Kunst, kein Verhältniß den zweiten verleihen kann. Dasselbe findet bei den Schmerzen des Lebens Statt. Die ersten Anfälle von Kummer sind so lebhaft, so beengend, wie man sie später nie mehr verspürt. Ist der erste Hauch unserer Empfindungen vorüber, so wird ihn uns nichts mehr zurückführen.

Mehre Jahre vergingen, während welcher unsere Freunde ihre doppelten Jahrestage feierten, ohne daß eine merkliche Veränderung unter ihnen vorging. Aber mein Gott! endlich nahte ein Mahl, so verdüstert durch ein schreckliches Mißgeschick, wie es ihre Ahnung nie voraussehen konnte; denn an diesem Tage selbst wurde ihr Freund, ihr Genosse, man könnte sagen, ihr Bruder, gehängt. Ja, Stephen Rowland, der Schöngeist, das Orakel, der Mittelpunkt ihres kleinen Kreises, hatte am Morgen dieses Tages sein Leben auf dem Schaffot verloren, eines einzigen Federzuges wegen, den er auf einer Stelle ausgeführt, wo er es nicht hätte thun sollen. Mit andern Worten,

ein Wechsel, der beim Eintritt in seine Hände 700 Pfund Sterling galt, hatte beim Austritte den Werth von 1700 erhalten; diese unscheinbare Einheit hatte er zur Linken der Hunderte gesetzt, und der Banquier bezahlte die Summe, ohne zu untersuchen. Die Fälschung wurde entdeckt, und der Beweis hergestellt, daß Rowland der Urheber sey, und obgleich sein Gnadengesuch von der theuren Geliebten des ersten Ministers unterstützt war, so wurde der arme Stephen Rowland doch gehängt. Alle Welt beklagte ihn, und Niemand konnte begreifen, was ihn zu dieser verbrecherischen Handlung getrieben haben möchte. Seine Angelegenheiten waren geordnet, er spielte nicht, gab sich nicht mit falschen Spekulationen ab; um sich über sein Benehmen Rechenschaft zu geben, mußte man zu Galls System Zuflucht nehmen. Bei Untersuchung seines Schädels nach der Execution fand man das Erwerbs-Organ so groß, wie ein Taubenei. Das war nicht sein Fehler! —

Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die zehn Freunde, wollte man nicht anerkennen, daß weder der Wein, noch die Innigkeit, noch der Einfluß der Jahreszeit die Wolken zu zerstreuen vermochten, welche sich über diesem Mahle gelagert hatten. Anfangs verabredete man sich, das schmerzliche Ereigniß gar nicht zu berühren, und da man von dem einzigen Gegenstande nicht sprechen durfte, der Alle beschäftigte, so trat ein nachdenkendes Stillschweigen an die Stelle düsteren Gespräches, und sie trennten sich lange vor Mitternacht. Ueberdieß herrschte ein drückender Zwang in den wenigen Worten, welche man in Zwischenräumen wechselte. Der Champagner war schlecht, aber Niemand wagte zu äußern, daß er Faden ziehe, aus Furcht, dieser Ausdruck möchte an die Schnur erinnern. Ein prachtvolles Gemälde von Van-Dyk zierte den Speisesaal, und lieferte für einige Zeit Stoff zur Unterhaltung. Man wollte indessen nicht sagen, daß es schlecht aufgehängt sey, und Niemand glaubte die Execution des großen Meisters berühren zu dürfen. Der Amphytrion des Tages ließ eben Ausbesserungen an seinem Hause vornehmen, und in jedem andern Augenblicke würde er seine Gäste gewiß beim Weggehen ermahnt haben, sie möchten auf das Gerüste Acht haben; dießmal aber hätte er sie eher ohne Barmherzigkeit fallen lassen, als daß er das unselige Wort ausgesprochen oder ihnen gesagt haben würde, sie laufen Gefahr, den Hals zu brechen. Einer von ihnen glaubte sogar seinem Nachbar nicht Glück wünschen zu dürfen, daß er vor einiger Zeit das Band der Ehe geknüpft habe.

Fünfzehn Jahre nach dem Tode des armen Rowland war der kleine Kreis der Freunde von keinem neuen Verluste mehr heimge-

sucht, aber die unsichtbare Hand der Zeit hatte an ihren Personen die gewöhnlichen Verwüstungen angerichtet. Die schwarzen Haare des Einen ergrauten merklich; zwei oder drei Köpfe waren beinahe kahl geworden; ein Vierter trug eine Perrücke; der Gänsefuß zeigte sich im Augenwinkel; alter Porto und Madeira erhielten den Vorzug vor den kälteren Rhein- und Bordeauxweinen, ja selbst vor Burgunder und Champagner; Ragouts und gewürzte Speisen wurden begünstigt; beim Käse verlangte man weiches Brod statt der Kruste; die Conversation war weniger lebhaft, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Politik, mit dem Preise der Fonds und dem Werthe der Ländereien; man entschuldigte sich, daß man in dicken Schuhen und wollenen Strümpfen erscheine; Fenster und Thüren waren sorgfältig mit Stahlbändern und Sandsäcken versehen; das Feuer wurde besser unterhalten, und eine gelehrte Whistpartie füllte die Stunden aus, die man sonst mit Singen, Trinken und Lachen hingebracht hatte. Zwei Robbers und eine Tasse Kaffee und um eilf Uhr nach Hause, das war das gewöhnliche Feldgeschrei, wenn die Schüsseln weggenommen und fünf bis sechs Gläser geleert waren. Und wenn man sich trennte, da hatte man im Vestibule noch große Geschäfte; man mußte die Oberröcke zuknöpfen, Tücher um die Nase binden, und den großen Stock zur Hand nehmen, um sich beim wankenden Gange zu unterstützen.

Der fünfzigste Jahrestag erschien, und der Tod hatte dießmal reiche Erndte gehalten. Einer von den Genossen, der sich mit seiner Familie nach Wales zurückgezogen, war durch das Umstürzen der Diligence gestorben, welche er genommen hatte, um zu dem Mahle zu fahren. Ein Anderer war in Folge einer Operation an der Hüfte verschieden. Ein Dritter war dem Kummer über den Verlust einer geliebten, einzigen Tochter unterlegen. Einen Vierten hatte die Cholera in wenigen Stunden hinweggerafft. Ein Fünfter ging an demselben Morgen hinüber, da er einen Spruch des Lordkanzlers nach achtzehnjähriger Procedur mit enormen Unkosten erhalten hatte, wodurch ihm eine jährliche Rente von zehntausend Pfund Sterling zufiel. Ein Sechster unterlag dem Stahle eines Meuchelmörders, im Augenblicke, da er ein Päckchen Banknoten zu retten suchte, welche der Räuber, nach der Angabe der Hausmitbewohner, unter dem Kopfkissen hervorziehen wollte, wo sie zu größerer Sicherheit verborgen worden waren.

Vier alte, hinfällige Greise, mit gebrochener, zitternder Stimme, mit matten, erloschenen Augen, setzten sich, so zu sagen, aus Gottes Barmherzigkeit, an die Tafel, wo sie zum fünfzigsten Male gemein-

schaftlich den ersten Tag des Jahres feiern mußten, um den lustigen Vertrag zu halten, den sie fünfzig Jahre früher im Gasthause zum Hosenband in Richmond geschlossen hatten. Acht von ihren Freunden waren vorangegangen; die vier Zurückgebliebenen standen an Grabesrand, und doch tranken sie noch munter ihr Glas, das sie an den Mund zu bringen kaum hinreichend Kraft besaßen, während es jetzt nur halb gefüllt wurde; immer noch gab es Scherzworte, obgleich sie schwer aussprachen und noch schwerer hörten. Sie kauten mühsam, plauderten und lachten, wenn man das erstickte Gepfeife Lachen nennen darf,, und wenn der Wein ihre eisigen Adern zu erwärmen begann, so sprachen sie von früheren Zeiten, als hätten sie sich nur für einen Tag getrennt gehabt, und von der Zukunft, als hätten sie noch ein Jahrhundert vor sich.

Es war gerade noch die Anzahl vorhanden, um eine ruhige Whistpartie zu spielen, und in der That spielten sie auch noch drei hierauf folgende Jahre. Beim vierten mußten sie sich mit dem Strohmanne begnügen; es kam das fünfte, und kein Whist war mehr möglich, sie spielten Piquet, oder versuchten wenigstens, zu spielen, denn ihre gelähmten Hände vermochten kaum die Karten zu halten, ihre Augen kaum die Farben zu unterscheiden, und bei jedem Coup stießen sie unwillkürlich Seufzer aus.

Endlich erschien das letzte Mittagsmahl. Der einzige Ueberlebende von zwölf Freunden, auf dessen Haupt neunzig Winter ihren Schnee ausgebreitet hatten, nahm sein einsames Mahl ein; zufällig war in seinem Hause, an seinem Tische das erste gegeben worden. Seit acht und fünfzig Jahren lag die Flasche in seinem Keller, die sie an diesem Tage entpfropft und wieder verpfropft hatten, und die er jetzt zum zweiten Male öffnen mußte. Sie stand an seiner Seite. Mit schwacher Hand und nicht ohne Widerstreben ergriff er das zerbrechliche Monument des Gelöbnisses aus seiner Jugendzeit. Die Flasche stellte ihm die lange Reihe, im Schlunde der Zeit begrabener Jahre dar, und sein Herz erinnerte sich aller. Sein lustiger, lebensfroher Frühling kehrte zurück, ihm folgten sein glänzender, heißer Sommer, sein reifer, gemäßigter Herbst, sein kalter, aber doch nicht allzu eisstarrer Winter. Wie in einem Spiegel sah er die fröhlichen Genossen der ersten Versammlung in Richmond wieder, wie Einer nach dem Andern in die Ewigkeit hinüberging. Er überblickte die Einsamkeit seiner Lage, denn er war nie vermählt gewesen, und es lebte kein Wesen auf dieser Welt, in welchem ein Tropfen seines Blutes floß. Als er das Glas füllte und zum Andenken der Vorangegangenen leerte, rollten sanfte Thränen über die tiefen Furchen seiner Wangen.

Den ersten Theil seines Versprechens hatte er erfüllt, und er bereitete sich, auch den zweiten zu erfüllen, und bei seiner einsamen Tafel die durch Gewohnheit geheiligten Stunden sitzen zu bleiben. Mit gepreßtem Herzen verlor er sich in traurige Gedanken; bald bemächtigte sich seiner ein lethargischer Schlaf, der Kopf fiel auf die Brust herab, verworrene Bilder schwebten vor seinem Geiste vorüber; er sprach einige abgebrochene Worte, dann schwieg er, und als der Bediente, durch ein ungewöhnliches Getöse erschreckt, in den Speisesaal trat, traf er seinen Herrn auf dem Boden ausgestreckt, vor dem Stuhle, von dem er gefallen, von einem Schlaganfalle getroffen. Er sprach nicht mehr, öffnete die Augen nicht mehr, und verschied am andern Morgen. Das war das letzte Mittagsmahl.

Französische Literatur.

(Aus dem siebenten Bande des so eben erschienenen „Paris moderne" entnehmen wir ein bisher noch ungedrucktes Fragment des kürzlich verstorbenen **Pigault-Lebrun.**)

Die heirathslustigen Mädchen.

Er ist dreißig Jahre alt, von schlankem hohem Wuchs. Er ist nicht schön, aber sein Gesicht zeugt von Einbildungskraft und Güte. Damit ist man nicht häßlich. Er hat 20,000 Livres Einkünfte und das fügt Einiges den persönlichen Annehmlichkeiten bei.

Er ist Garçon und ärgert sich darüber, daß er's ist. Die Schuld liegt an ihm: es wäre ihm so leicht, sich eine Frau zu nehmen. Er fürchtet aber, sich zu täuschen oder getäuscht zu werden. Schon so viele Männer waren es vor ihm und werden es nach ihm seyn.

Diese Betrachtung ist nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Auch beobachtet er stets die Welt, die ihm freundlich entgegen kommt, und aus Gründen. Er neigte sich bald zur Braunen, bald zur Blonden; bald zur Schlanken und zur Runden, bald zu einer lebhaften Einbildungskraft, bald zu einem ruhigen gleichgültigen Charakter. Endlich entschließt er sich, jeden Abend aufzuzeichnen, welche Ideen die Gegenstände auf ihn während des Tages machten; eine Art von Tagebuch, welches so anfängt:

„Ich habe drei Neffen, die sich mir nur in seltenen Fällen theilnehmend beweisen. Wenn sie zärtlich mit mir sprechen wollen, so bleibt ihr Gesicht kalt, und scheint sogar Zwang auszudrücken, also scheint es mir klar, daß ihre Zuneigung sich auf meinen Geldsack bezieht, und nicht auf mich. Sie sollen mich nicht beerben, das ist beschlossen.

„Warum soll ich es nicht eben so halten, wie es meine Väter gehalten haben, das scheint mir nicht schwer zu seyn. Zuerst aber

muß man heirathen, weil ich nur rechtmäßige Kinder hinterlassen will, und sich gut zu verheirathen, ist nicht leicht.

„Ich will vor allen Dingen Portraits aufzeichnen, will sie dann vergleichen und werde dem den Vorzug geben, welches denselben verdient.

„Ich habe heute allein gegessen, wie es oft der Fall ist, das langweilt mich sehr. Wie wird es erst seyn, wenn ich sechszig Jahr alt seyn werde, von Seitenverwandten umlagert, die den Moment erwarten, mit allen Glocken läuten zu lassen? Die lächerliche Huldigung, welche die Ueberlebenden ihrer eigenen Eitelkeit abstatten, und die dem armen Verstorbenen von keinem Nutzen mehr ist. Ich werde mich verheirathen, es ist beschlossen.

„Ich brachte den Abend bei Madame Duprat zu. Es ist eine Wittwe, weder jung noch hübsch mehr; sie hat sich während ihres Frühlings damit beschäftigt, ihren Wintervorrath einzusammeln. Je mehr sie an Reizen verlor, desto mehr nahm sie an guten Eigenschaften zu, und nun hält man sie für die achtungswertheste und liebenswürdigste Frau von Paris. Jeden Tag bekommt sie einen oder zwei Freunde mehr, ohne einen einzigen zu verlieren. Diese Frauen sind selten. Ich kenne keine, die mit ihr zu vergleichen wäre. Das betrübt mich wegen der Andern.

„Sie scheint mich sehr gern zu sehen, warum soll ich sie nicht heirathen? warum nicht? .... warum nicht? .... Weil sie fünf und vierzig Jahre zählt, und meinen Seitenverwandten nichts nachgeben wird, und dann wenn ich auch weder eine Hebe noch eine Venus verlange, so will ich doch eine Frau, und zwar eine im vollständigsten Sinne des Worts.

„Ich sprach bei ihr mit einem jungen Mädchen, Namens Julie; so nannten sie wenigstens Alle. Sie hat sorgfältig den Namen bewahrt, mit dem man sie in frühester Jugend nannte, und sie ist nicht weniger als fünf und zwanzig Jahre alt. Sie wird roth, wenn ein Mann sie ansieht. Sie wird roth bis in die Augen, wenn ein Mann eine jener Phrasen an sie richtet, welche nichts bedeuten, da sie überall wiederholt werden. Eine simple Höflichkeit setzt sie in Verlegenheit, als wenn man in ihrem Alter nicht wüßte, daß Höflichkeit nur der Firniß der Falschheit sey. Alles an ihr ist Ziererei, Koketterie, Manier. Es ist klar, daß sie, sich zu verheirathen, brennt. Aber potz tausend! Ich werde sie nicht heirathen.

„Seit acht Tagen lief ich auf Bälle und in's Schauspiel. Da sah ich viele junge Mädchen, in Reihen sitzend. Ihre Gesichter sind unbeweglich. Sie betrachten alle Vorübergehenden, und scheinen zu

sagen: Sehen Sie mich an. Da ist nicht eine Abweichung zu bemerken. Man kann eben so gut auf die Kunstausstellung gehen und die schönen Bilder ansehen, die uns ebenso anblicken.

„Im Theater ist das ein Anderes. Ich liebe die jungen schönen Kinder, die von ganzem Herzen lachen, wenn die Schauspieler unsere alten guten Stücke aufführen: Das beweist mir, daß sie unbefangenen Herzens sind. Ich will hoffen, daß ich mich nicht an eine fesseln werde, die schon für einen Andern bestimmt wäre. Es ist schon genug, sich der Gefahr einer scandalösen Neigung auszusetzen, die nach der Verheirathung entstehen könnte. Ich habe keine sehr prononcirte Achtung für Diejenigen, welche im Schauspielhause heftige Erschütterungen suchen, die sich vertraut zu machen suchen mit dem Ehebruch, der Blutschande, dem Dolche, dem Gift und den Särgen. Die Herzen solcher Mädchen müssen den sanften Gefühlen unzugänglich seyn, und ich wünsche mir keine liebende Medea zur Frau.

„Gestern ließ ich mir eine Loge im Theater Français öffnen; ich saß hinter einer Mutter mit ihrer Tochter. Die Mutter war ungefähr vierzig Jahr alt, die Tochter achtzehn; die Mutter behält ihre kalte Würde während der komischen Scenen; das Mädchen lacht laut; die Mutter will sie ermahnen, daß diese Art zu lachen die Schicklichkeit verletzt. Warum, versetzt die Kleine, haben Sie mich hierher geführt? — Ach, Madame, sagte ich, wir wollen den jungen Mädchen das Lachen gönnen; sie müssen wegen so vieler jungen Herren Thränen vergießen.

„Diese hier hieß Rose, und dieser Name schickte sich sehr gut für Sie. Vielleicht wird sie mich ein wenig zu alt für sich finden. Ich finde sie nicht zu jung für mich.

„Wir wollen einmal zusehen. Ich suche eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Mutter mischt sich immer darein. Sie will mir nicht erlauben, zu plaudern, und doch hab' ich nichts gesagt, was sie beleidigen könnte. Sollte es eine eifersüchtige Mutter seyn! Sie sind selten, aber es gibt doch einige. Arme Rose! Ich möchte Dich wohl wieder sehen. Aber ihre Mutter hat einen Ton angenommen, der mir nicht erlaubt, sie zu bitten, sie besuchen zu dürfen.

„Ich bin heute Abend zu einem glänzenden Zirkel geladen. Ich liebe die Abendgesellschaften nicht, die erst am andern Morgen aus einander gehen; ich liebe nicht, daß man zwei hundert Personen in eine Wohnung zusammensperrt, die nur hundert beherbergen kann; ich liebe es nicht, daß man mir auf den Fuß tritt, und daß ich stehen muß, wenn ich gern sitzen möchte. Ich werde verdrießlich, wenn man mir mit dem Ellenbogen die Tasse aus der Hand stößt. Die Wirthin

vom Hause, die auf Alles sieht, läuft mit einem Diener herbei, der eine Serviette in der Hand hat. Wischt er mich meinetwegen ab, oder aus Rücksicht auf die jungen Mädchen, die an mir streifen könnten, denn sicherlich passen die Himbeeren nicht zu weißen Kleidern. Was für Mädchen? Schon vollauf, und immer kommen noch neue hinzu. Da gibt es zu sehen und Vergleiche anzustellen. Dort ist ja auch Rose und ihre Mutter. Gut, schön, vortrefflich! Ich werde mit Rose tanzen und in den Pausen kann man sich einige Worte zuflüstern.

„Ach, mein Gott! man hebt den Deckel vom Fortepiano. Nun merk' ich, die Tochter vom Hause hat Talente. Ein berühmter Musiker wird sie accompagniren. Ich liebe die gute Musik, nun aber eine ganze Stunde lang .... Sie singt wie ein Engel; sie ist schön, sie besitzt Alles, um zu gefallen; aber sie beschäftigt sich nur einzig und allein mit dem Instrumente. Nicht eine Stunde des Tags wird sie ihrem Gatten schenken können.

„Aber was seh' ich! Vier, sechs Mädchen präpariren sich zum Singen, so gut es gehen will. Sie halten sich für Virtuosen, und ihre Mütter sind davon eben so überzeugt, wie sie. Die Frau vom Hause nöthigt sie, bittet sie, drängt sie; es ist ganz natürlich zu thun, was ihren Freunden nur angenehm seyn kann. Vielleicht denkt sie auch nur daran, ihre Tochter auf Kosten der andern Mädchen glänzen zu lassen. Die Falsche! Jetzt ist es halb zwölf, und man fährt fort, uns zu ermüden, uns zu langweilen, uns auf's Aeußerste zu bringen. Niemand wagt es, sich zu beklagen; man applaudirt, man beglückwünscht die, welche uns so eben einen Ohrenzwang bereitete, und man resignirt sich, eine Andere anzuhören.

„Wir wollen ein wenig nachdenken, und die Mutter nicht so schonungslos behandeln. Es ist gewiß, daß ein Mädchen, welches in zahlreicher Gesellschaft singt, nothwendig gesehen werden muß; ist sie ein wenig hübsch, so fragt man, was sie hat, und diese Frage führt oft weiter. Uebrigens haben alle Mütter Lust, ihre Töchter zu verheirathen, und alle Töchter, Männer zu nehmen.

„Wer wird jedoch seinen Namen solchen Sängerinnen anhängen wollen, wer? Der eine Mitgift braucht, und sie besonders nöthig hat. Auch werden einige von diesen Mädchen ohne Zweifel andere Eigenschaften besitzen, und da könnte man ja recht ruhig mit ihnen leben, wenn man Instrumente und Noten zum Fenster hinauswürfe. Die Neuvermählte wird Gebieterin eines Hauswesens und vor allen Dingen unabhängig. Sollte sie das nicht für einen Flügel, eine Harfe oder das traurige Vergnügen entschädigen, eine spröde oder dumpfe oder mißtönende Stimme hören zu lassen?

„Das sind freilich die sogenannten Convenienz-Heirathen. Und was entsteht zuweilen daraus? Die Frau lebt auf ihre Weise, der Mann auf die seinige. Sie streiten nie mit einander, denn sie sehen sich nur vorübergehend. Aber die Moral geht dabei unter, die Unordnung nistet sich fest in den Geschäften, und endlich zermalmt das Elend die Gatten, welche schon die öffentliche Meinung vernichtet hat. . . . . Nein, nein, keine Convenienz-Heirath.

„Welch' ein Ende nehmen aber oft die Heirathen aus Neigung? Sechs Monate lang betet man sich an. Dann werden die Mängel sichtbar, sie werden fühlbar, vielleicht unerträglich, und die jungen Leute sind überrascht, es nicht bei einander aushalten zu können. Beim Teufel! es ist schwer, sich zu verheirathen.

„Bei solchen schönen Betrachtungen werde ich wohl Junggeselle mein ganzes Leben bleiben. Aber Rosa ist so sanft, so zurückhaltend. Ich darf annehmen, daß ich mit ihr nie ernste Auftritte erleben werde. Ich bin von Natur gut, und da man dem Zufall Manches überlassen muß, so scheint es mir besser, es mit ihr zu wagen, als mit irgend einer von denen, die ich gesehen habe. Ich bin mindestens fest überzeugt, daß wenn sie nicht hier wäre, ich schon seit einer Stunde im Bette liegen würde.

„Endlich stellt man sich zum Tanzen. In der kurzen Zwischenzeit, die das Konzert von dem ersten Kontretanz scheidet, kann man noch beobachten. Schöne Augen blicken in die Runde; fast unmerkliches Lächeln schwebt hinüber und herüber. Ich sehe Ehen nach allen Seiten sich anknüpfen. Nehmen Sie sich in Acht, meine Damen; machen Sie es nicht so leicht. Bald wird man sich nur mit Ihrer Aussteuer beschäftigen. Rosa allein scheint umherzublicken, ohne etwas zu sehen.

„Ich fordere sie zum Tanze auf; ihre Mutter antwortet mir ziemlich trocken: daß ihre Tochter den Schnupfen hat und nicht tanzen wird. Warum führt sie sie in's Schauspiel, wenn sie nicht lachen darf, und auf den Ball, wenn ihr das Tanzen untersagt ist? Vielleicht errathe ich es. Sie kann eine Tochter von achtzehn Jahren nicht zu Hause lassen, und sie leidet doch, sie neben sich zu haben: sie muß viel beim Vergleiche verlieren. Das ist es, ja, das ist es. Man schlägt der Madame Meneval eine Bouillotte vor. Sie nimmt es an, steht auf, sagt ihrer Tochter nicht, daß sie ihr folgen soll, und Rosa bleibt zurück. Ich habe es also mit einer eifersüchtigen Mutter zu thun. Desto besser. Sie muß also sehnlichst wünschen, ihre Tochter los zu werden. Diesen kleinen Dienst will ich ihr leisten.

„Ihr Platz ist frei, ich nehm' ihn ein. Hie und da stehen wohl ein Paar Damen; ich scheine es nicht zu bemerken: Geschäfte gehen vor Allem. Doch wie soll ich anfangen? Das setzt mich in Verlegenheit. Ich sehe wohl ein, daß es nicht nöthig ist, eine Rede nach den Regeln der Rhetorik zu halten. Die Augenblicke sind kostbar. Also zur Sache! Wollen Sie mich heirathen, Mademoiselle? Rosa ist immer bei guter Laune, und sie setzt diese auch bei Andern voraus. Sie sagt mir lächelnd, daß sie den Spaß liebe, und ich werde verlegen.

„Hier geht die Frau vom Hause vorüber. Ich nehme sie bei der Hand, und verlasse meinen Platz, den Platz, wo ich mich vor Kurzem so wohl befunden habe. Zum Henker! Was will das Mädchen zu meiner Linken? Ich habe nicht Zeit, sie darum zu fragen. Was geht es mich auch an? Ich nehme Madame Montfort und führe sie in den Hintergrund des Zimmers. Dort erkläre ich mich freimüthig und deutlich; die Dame lächelt. „Sie werden ein gutes Werk thun, mein Herr. Rosa's Mutter ist eifersüchtig auf sie, und wäre im Stande, um ihrer los zu werden, sie an den Ersten Besten zu verheirathen. — An den Ersten Besten, Madame? Machen Sie, daß ich dieser Erste Beste bin. — Morgen werde ich anfragen. — Wie viel Güte! — Aber ich muß Ihnen sagen, daß die Mutter sehr auf Vermögen sieht. — Mir gleich! — Daß sie ihrer Tochter in der Kindheit zwar Lehrer hielt, die sie ihr aber nach und nach entzog, als ihre Reize sich entwickelten. — Auch ich habe nichts gelernt, da werden wir uns keine Vorwürfe machen dürfen. — Das Hauswesen versteht Rose trefflich. — Gut, gut! — Ihre Mutter beschäftigt sie viel im Hause. So entzieht sie sie den Augen der Welt. — Solch' eine Frau will ich haben. Also morgen fragen Sie an, Sie haben es mir versprochen, Madame. — Und ich werde Wort halten. — Wenn ich aber nicht gefalle? — Das wird sich machen. — Ach, Madame! — Der Gefangene findet den immer liebenswürdig, der seine Fesseln zerbricht. — Auf morgen dann also!“

„Wer ist jenes Mädchen, die mich dort unten auf so seltsame Weise fixirt? — Sie ist nicht hübsch. — Das seh' ich. — Und sie bildet sich ein, sehr reizend zu seyn. — In der That? — Und sie verachtet gewöhnliche Partien. — Da hat sie sehr unrecht. — Sie hat sogar ansehnliche ausgeschlagen. — Ist sie sicher, bessere zu finden? — Sie will mindestens eine Kalesche besitzen. — Ach, darum warf sie mir solche Blicke zu, die mir so mißfielen. — So ist es! — Morgen wird sie diese Blicke einem Andern zuwerfen! — Sehr wahrscheinlich. — Madame, ich gebe mich manchmal mit Prophezeihen ab. —

Nun wohl, so stellen Sie ihr das Horoskop. — Sie wird wie das heirathslustige Mädchen des guten Lafontaine enden, die

Am Ende noch glücklich und zufrieden war,
Einen lumpigen Bettler zu frei'n.

„Armes Mädchen! Wir waren so grausam, über sie zu lachen. Das war freilich nicht recht. —

„Der Walzer beginnt, noch viele Plätze sind leer, und ich finde Rose, wo ich sie gelassen habe. Niemand gibt auf sie acht, und doch tanzt sie nicht. Ich liebe die Töchter, die ihren Müttern gehorchen, selbst wenn sie sich über sie zu beklagen haben.

„Ich bin doppelt glücklich. Das Mädchen, das sich für schön hält, ging an das andere Ende des Saales, um eine Kalesche zu suchen.

„Bei peinlichen Erklärungen kostet uns immer nur das erste Wort Mühe. Jetzt hatte ich schon positiv gesprochen. Das Folgende fließt reichlich. Ich höre nicht auf zu schwatzen und es bleibt mir noch immer etwas übrig zu sagen. Rose antwortet mir nicht mehr, aber sie hört mir so aufmerksam zu. Mir scheint es, daß in solchem Augenblicke zuhören antworten sey. Und dann blickt sie mich so rührend an! Und dann lächelt sie mir so pikant zu! Und ihre Lippen sind so roth, ihre Zähne so weiß! Ach wie gut hatte ich daran gethan, an jenem Abend das Theater Français zu besuchen. . . . Ihr erinnert Euch wohl noch daran?

„Madame Montfort gesellt sich zu uns; das ist mir lieb. Rose wird mittheilender mit ihr, als mit mir seyn. Sie willigt darein, daß ihre Freundin mit ihrer Mutter spreche. Das ist schon so viel, als mir ihr Jawort geben. Ach warum sind so viele Menschen hier! Ich würde zu ihren Füßen fallen — oder in ihre Arme — Nein, zu ihren Füßen: das schickt sich besser.

„Wie die Zeit vergeht. Es ist drei Uhr nach Mitternacht, und ich wurde es nicht gewahr. Madame Méneval erinnert mich daran. Ermüdet von dem Wechselglück der Karten, kommt sie, ihre Tochter zu holen. Rose und ich blicken uns zum letzten Mal an. Das ist Alles, was wir uns sagen können; in welcher Sprache aber könnte man wohl mehr sagen!

„Endlich richte ich meine Aufmerksamkeit auf das, was auf dem Ball vorgeht. Ich habe nichts Besseres mehr zu thun.

„Aber welche Veränderung! Feuchte Haare fallen herab; die Ermattung hat die vor wenigen Stunden noch so pikanten Gesichtszüge ganz aufgelöst. Die Ehemänner erkennen zwar noch immer ihre Frauen, aber die Liebhaber suchen ihre Geliebten.

„Und man will noch tanzen. Einige von Punsch Erhitzte verlangen die Galoppade, und der Ball artet in ein Bacchanal aus. Man wirft sich die Bacchantinnen an den Kopf. Man denkt nicht mehr daran, sie zu heirathen.

„Ich entfliehe. Zum ersten Mal erblicke ich dieses abstoßende Schauspiel. Ich will es nie wieder sehen. Rose soll nie die Miasmen einathmen, die sich aus solchen glühenden Lungen erheben.

„Madame Montfort hat ihr Versprechen gehalten. Rose's Mutter hat ohne Schwierigkeit eingewilligt. Ich soll ihr diesen Abend vorgestellt werden. Dann will sie mir ihren Willen eröffnen.

„Wie lang währt dieser Tag! Mir scheint er nicht endigen zu wollen. Ich laufe zu Madame Montfort. Ich will mit ihr von Rosen sprechen. Das ist das einzige Mittel, die Zeit abzukürzen.

„Endlich sind wir in dem Salon der Madame Meneval. Die Unterhandlung war nicht lang, aber sie hat mich bezaubert. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht; aber Madame hier bürgt für Sie. Sie wollen meine Tochter; Sie sollen sie haben. Ich gebe ihr jährlich sechs tausend Franken unter der Bedingung, daß Sie in der Provinz leben. Diese Pension hört auf von dem Augenblicke, wo Rose nach Paris zieht. Convenirt Ihnen das? — Ach, Madame, wie danke ich Ihnen! — Keine Redensarten, mein Herr, das ist unnöthig. Machen Sie jetzt Ihre Disposition. Eine Hochzeit ohne Glanz, ohne Gesellschaft. Sie steigen gleich nach der Ceremonie in den Wagen."

„Madame Meneval verläßt den Saal, und wir sind alle drei ziemlich überrascht über ihre Art, solche Geschäfte abzumachen. Madame Montfort räth uns, uns in Bordeaux zu fixiren. Sie will uns dort zu angenehmen Bekanntschaften behülflich seyn. Glauben Sie, schöne Rose, sich in Bordeaux gefallen zu können? — Ich glaube, mein Herr, daß man sich mit Ihnen überall gefallen kann. — Nun wohlan! So gehen wir nach Bordeaux. Sie werden von einer Mutter und ich von meinen Neffen befreit werden!"

Gallerie interessanter Zeitgenossen.

Einige Berühmtheiten in ihren Wohnzimmern.

Er wohnt Rue de Richelieu, im Hotel des Princes, im ersten Stocke, ist ein kleiner Mann mit schwarzen, glänzenden Haaren, wie der Fittig eines Raben; seine Züge erinnern unwillkürlich an die melancholische Physiognomie jener edlen Nachtvögel, welche in hohlen Felsen der Pyrenäen sitzen, die sie nur nach Sonnenuntergang verlassen, um ihren mächtigen Flug zu beginnen. Diese Aehnlichkeit wird noch größer durch eine silberne Brille, womit er die Augen beschattet, deren glühende Sterne hinter ihren Kreisen hervorleuchten.

Das Appartement, welches dieser Mann sich erwählt hat, ist nicht reich, aber es ist ruhig. Ein herrlicher Flügel ist das einzige merkwürdige Möbel darin, und obgleich der, von dem hier die Rede ist, einen großen Theil des Tages an diesem Flügel zubringt, so will er doch von Niemanden gehört seyn, und zwei Bediente bewachen unaufhörlich die Thüre der drei Zimmer, welche ihren Herrn von dem Profanen scheiden, ihren Herrn, der geiziger auf seine Accorde ist, als auf seine ungeheuren Reichthümer.

Er sieht wenig Leute bei sich, und nur zu gewissen Stunden; geht er aus, so bedient er sich eines einfachen Mieth-Cabriolets; Abends werdet Ihr ihn einsam spazieren gehen oder sich eben so einsam in einen Sperrsitz hinter dem Orchester der großen Oper setzen sehen. Die berühmtesten Meister gehen sich verbeugend vorüber; Rossini, der doch auch den Moses, den Barbier, Wilhelm Tell und Othello geschrieben hat, wirft neidische Blicke auf ihn; Berlioz, dieser Gluck in der Verpuppung, der bald seine Hülle von den Flügeln streifen wird, grüßt ihn mit jenem Lächeln, das man nur an ihm allein bemerkt, und worin sich so reizend Traurigkeit und Anmuth verschwistert zeigen. Die Augen aller Exekutanten im Orchester kehren

sich nach ihm; man erspäht seine Empfindungen, als wären es Urtheile, und wenn Jemand seinen Namen ausspricht, so wiederholt ihn das Parterre mit Eifer, und zeigt mit dem Finger auf diesen Mann. Er hingegen, immer ruhig und zerstreut, hört ohne Ostentation der Musik des Herrn Gidde zu, doch lehnt er seinen Kopf auf die Rückenlehne der vor ihm stehenden Bank, und überläßt sich bald einem weiten Traume, der ihn „der Insel der Piraten" und der ganzen Oper entführt; seine Oberlippe hebt sich, sein Auge glänzt, und seine zahlreichen Glaubensgenossen, die das Parterre füllen, murmeln einander zu: „Unser Bruder hat wieder eine neue, eine große Inspiration."

Dieser Mann ist Meyerbeer.

Man muß es gestehen, daß dieses schöne, dieses freie und erhabene Genie manchmal von originellen Launen heimgesucht wird, die man sich schwer erklären könnte, wenn nicht oft ähnliche Beispiele vorhanden wären, welche zeugen, daß kindischer Sinn höheren Organisationen anklebt.

Ganz Herrn von Chateaubriand entgegen, der seine Freude daran hat, kleine Katzen spielen und springen zu sehen, empfindet Meyerbeer die größte Antipathie gegen dieses Thier; der Anblick einer Katze verursacht ihm Nervenzufälle.

Kürzlich besuchte er Scribe auf dem Lande, um dort zu speisen und einige Tage bei ihm zuzubringen. Kaum ist das Pferd ausgespannt, kaum beginnt man einen Spaziergang im Park, als Madame Bayard, die Nichte des Herrn Scribe, Meyerbeer bleich werden sieht. Dieser befiehlt sogleich seinem Bedienten, wieder anspannen zu lassen; man umgibt ihn, man ist besorgt, man hält ihn für krank; er weicht lange allen Fragen aus, und gesteht endlich seinen Abscheu gegen die Katzen. Man schafft die vorhandenen fort, und Meyerbeer wird wieder, was er gewöhnlich ist: geistreich, friedlich und geheimnißvoll, denn er liebt es, sich mit Geheimnissen zu umgeben. So z. B. kennen die Schauspieler, welche in diesem Augenblicke seine neue Oper studiren, noch nicht das ganze Stück, und man hat ihnen nur erst den durchaus nothwendigen Theil desselben anvertraut, dessen sie zu ihren Studien bedürfen.

Meyerbeer treibt so weit als möglich den Cultus, ja man darf sagen, den Fanatism für seine Kunst. Neulich drückte er Nourrit sein Bedauern aus, daß er in der „Jüdin" die Arie des vierten Aktes mit halber Stimme sänge.

„Dieses ist eine Neuerung, die ich zuerst in die Opernmusik einführen wollte," sagte er. „Warum hat es Herr Halevy sich unterstanden?" Und er bezeigte seinen Unwillen darüber mit einer ächt

naiven Bonhomie. — Man weiß, daß man während der Proben des „Robert le diable“ in der großen Oper, auch Zampa in Feydeau probirte. Mit einem Mal erfährt Meyerbeer, daß der Componist des Zampa eine Orgel in seiner Musik anzuwenden gedenkt; sogleich steigt der Componist des Robert in sein Cabriolet, fährt zu allen Orgelbauern, kauft, was sie vorräthig haben und was sie in vier oder fünf Monaten verfertigen könnten, und kehrt hierauf zufrieden und beruhigt nach Hause, nachdem er zu diesem Zweck 40—50,000 Fr. ausgegeben hatte.

Außer diesen Seltsamkeiten ist er der einfachste, sanfteste, friedfertigste Mensch; er ist bescheiden, wenn er von sich spricht, aufrichtig, ohne Schmeichelei und ohne Eifersucht, wenn er ein Urtheil über die Werke Anderer fällt. Er liebt und sucht die Dunkelheit, wie Andere den Glanz und den Triumph.

Ein eben solches Leben, einfach und zurückgezogen, führt auch Beranger. Meyerbeer ist reich, und lebt, als wäre er arm; Beranger ist arm, und lebt glücklicher, als ob er reich wäre. Reich? und ist er's nicht in der That in seinem kleinen Hause zu Passy, im zweiten Stock, wo er die schönen Bäume sieht, welche für die kleinen Kinder ihre Früchte herabfallen lassen, verehrt und geliebt von Allen, die sich ihm nahen, mit seiner schwarzen alten Pfeife, die er Abends und Morgens, auf der Bank sitzend, raucht? Obgleich ein wenig überdrüssig der Welt, ist er doch immer gut und weich, und wenn er schon die Menschen zum Theil verachtet, so liebt er sie doch noch. Beranger lebt im Schatten, entfernt von dem Geräusche des Lebens, und verwirklicht zur Hälfte den Wunsch, den ein anderer Dichter aussprach:

Oubliant,
Oublié. *)

Die Orte, wo Alexander Duval und Charles Nodier sich zurückgezogen haben, sind weniger zugänglich. Alle Beide bewohnen das Arsenal, wo sie als Bibliothekarien angestellt sind.

Die weitläufigen Säle, die Sully anlegen ließ, bewohnt heute einer unserer berühmtesten dramatischen Schriftsteller. Man durchschreitet drei Piecen, und findet endlich in einem Cabinet, dessen Möbel die Mode von 1810 verrathen, einen kleinen, geistreichen, wunderlichen Greis, der oft am Podagra leidet, und noch einen Theil jener frischen Imagination bewahrt, die ihm Eduard von Schottland und andere schöne Dramen dictirte; denn Duval war der Alexander Dumas seiner Zeit.

Bei Nodier ist im Gegentheil Alles weit, kahl und kalt; er arbeitet an einem einfachen Tisch seines Speisezimmers, wo sich statt

*) Victor Hugo, Ballades.

aller Bureaugeräthe ein Schreibzeug von Porcellan und ein oder zwei Bogen Papier befinden. Wenn Jemand ihn besucht, so zeigt Nodier, obgleich die Unterbrechung ihm immer lästig ist, eine außerordentliche Höflichkeit, verspricht Alles, was man will, schwört hoch und theuer, es den andern Morgen, es noch diesen Abend zu thun, und vergißt sein Versprechen, noch ehe man ihn verlassen hat, um wieder in seinen akademischen Halbschlummer zu versinken, den er früher selbst so grell verspottet hat.

Hört man vom Bibliophilen Jakob sprechen, so stellen sich die, welche ihn nicht kennen, gewöhnlich einen alten, stäubigen, grundgelehrten Bücherwurm vor, der gern lustige Schwänke und zweideutige Redensarten hört. Nun trete man in die Rue Saint-Lazare ein, und man wird am Ende eines Gartens, neben einer jungen blonden Frau von ausgezeichneter Schönheit, einen jungen Ritter der Ehrenlegion finden, Namens Paul Lacroix, dessen Conversation anmuthig und sarkastisch ist; aber von Büchern sieht man dort nichts, vom Pedanten nichts, vom Bibliophilen Jakob nichts. Die Bücher sind nicht da, sie sind höher in dem Sanctum Sanctorum, wo Niemand Eintritt hat, als der Bibliophil, der ihren Staub einathmet Nächte hindurch, und sie durchblättert, um ihren verwitterten Reichthum an das Licht zu ziehen.

Nicht weit von da, in derselben Straße, wohnt Auber, der die Stumme von Portici geschrieben, der einsam mit seiner Mutter lebt, für die er einen frommen und heiligen Cultus hegt. Ein Flügel, ein elegantes Appartement und ein Stall mit den schönsten und theuersten Pferden von Paris, dieß charakterisirt den Geschmack Aubers, den die seltsamsten Ereignisse, die Andern verderblich geworden wären, zu dem musikalischen Berufe erweckten.

Er ist der Sohn eines Bilderhändlers, den er für reich hielt, und beschäftigte sich wider Willen mit diesem Handel. Nach dem Tode seines Vaters erfuhr Auber, daß er statt eines reichen Erbes nur Schulden zu bezahlen habe. Anstatt zu verzweifeln, wurde er nun Künstler. Er war schon durch einige musikalische Produktionen bekannt, und componirte eine Oper, die einigen Erfolg hatte; dann folgte eine andere mit zweifelhaftem Glück; endlich die Bergère châtelaine, worin man schon das Genie des Componisten der Stummen entdecken kann. Es verdient bemerkt zu werden, daß die zwei Gebete der letzteren Oper von Auber in einem Alter von siebzehn Jahren zu einer vierstimmigen Messe componirt wurden, welche man in einem kleinen Dorfe bei Paris aufführte.

Nächstens wollen wir unsere Wanderungen zu andern Berühmtheiten unserer Zeit fortsetzen.

Spanien.

Französisches Schauspiel in Spanien.

Im Jahr 1833 bereiste ich ganz Spanien. Ich war von Barcelona abgereist, kam in Cadiz an. Seit einem Monat hatte ich keinen Franzosen gesehen. Seit einem Monat hörte ich unaufhörlich Worte mir vor den Ohren murmeln, die mich an das Patois unsrer südlichen Gebirge erinnerten, und ungeachtet der Poesie, der Religion und der Liebe, die ganz Spanien erfüllt, ungeachtet der fremden und seltsamen Sitten, die dort angetroffen werden, und der bunten und malerischen Trachten, die dieses Land verschönern, dachte ich dennoch beständig an Frankreich. Ich verlangte, französische Worte zu vernehmen, selbst von den Frauen, deren leichte Mantille das Gesicht halb verbarg, und ich suchte nach der dreifarbigen Kokarde, bis auf die Resillen der Landleute. Sogleich bei meiner Ankunft, nachdem ich mit Ungeduld die Fragen des Gastwirths angehört hatte, ob ich die Alameida, das Kloster del Carmen, die Douane und die vielen Kirchen sehen wollte, erwiderte ich nur immer, ob es in Cadiz viele Franzosen gebe. „Ich weiß es nicht," sagte er hierauf, „aber einige wohnen hier im Gasthofe." — „Wer ist es? was treiben sie?" — „Lesen Sie hier, und Sie werden eben so viel davon wissen, wie ich."

Er überreichte mir einen großen Zettel in derselben Art gedruckt, wie die der Mad. Saqui, und ich las: „Comédie française, dirigirt von Herrn Saint-Allan, Hofschauspieler des Königs von Frankreich, verabschiedet. Erste Vorstellung von Michel, Christine und Stanislas; spanisches Sujet in einem Akt von Herrn Scribe. Hierauf folgt: Fernand Cortez oder der Ruhm von Spanien, Trauerspiel in vier Akten und in Versen von Herrn von Jouy, Mitglied der französischen Akademie. Das Schauspiel beginnt mit Victorine, oder: Guter Rath kommt über Nacht, Drama in fünf Akten mit Gesang, von Herrn Dupeuty; die verschiedenen Rollen werden gespielt von Herrn Saint-Allan selbst, Madame Saint-Allan, Künstlerin de Porte St.-Martin, und den Herren Saint-Adalbert, erstem Schauspieler des königlichen Theaters des Odeons, Saint-Gaudan, erstem Komiker des Theaters der Gaité, Saint-Mandé, erstem Liebhaber des Vaudeville, und den Damen: Adelaide, erster Liebhaberin des Gymnase dramatique, Saint-Adalbert, Liebhaberin des Palais royal,

und Saint-Gaudan, junger Duenna des Theaters der Variété. Notabene: Diese verschiedenen Theater sind die ersten und besuchtesten der französischen Hauptstadt; die Cholera ist die Ursache, daß alle diese Künstler sich entfernen durften."

Ich hatte so eben diesen bewundernswürdigen Zettel gelesen, als ich einen Mann in's Zimmer treten sah, der die französische Kokarde trug. Dieß war St. Allan selbst. Wir hatten bald Bekanntschaft gemacht, und kurze Zeit darauf stellte er mir seine Truppe vor, die andächtig aus der Messe nach Hause kam. Alle diese Schauspieler und Schauspielerinnen bildeten nur eine einige Familie. Es waren des Direktors Frau, Söhne, Töchter, Neffen und Nichten. Er hatte sie alle mit schönen Namen decorirt, wie wir eben gesehen haben, und auch die schönen Titel nicht gespart. Uebrigens waren die Frauen alle sehr hübsch, von der Mutter bis zu der jungen Duenna. Ich war begierig, das ambulante Leben dieser Künstler kennen zu lernen, denn gleich mir kamen sie von Barcelona, und hielten sich in jeder etwas bedeutenden Stadt auf. Während des Essens, welches sehr gut war, bemühte sich Allan, meine Neugier zu befriedigen. „Vor allen Dingen, sagte er, muß man in Spanien, mehr als in einem andern Lande der Welt, den Leuten Sand in die Augen streuen. Sie sehen aus meinem Zettel, daß ich mich darauf verstehe. Hier kann man von Frankreich so viel Mährchen erdichten, als man will. Unsere Journale sind als revolutionäre verboten, und die Spanier wissen fast nichts von dem, was sich bei uns zuträgt. So bald ich in eine Stadt komme, begebe ich mich sogleich zu den Pfarrern und Superioren der Klöster. Ich überreiche ihnen ein Verzeichniß meiner Truppe, und händige ihnen meine Stücke ein, damit sie die uneingeschränkteste Censur daran üben mögen. Dann schicke ich meine Schauspieler und Schauspielerinnen zur Beichte. Ich thue dasselbe, und lasse einige Messen für den glücklichen Fortgang meines Theaters lesen. Auf diese Weise verhindere ich, daß die Priester ihren Beichtkindern das französische Schauspiel verbieten, und mache, daß sie wohl selbst hineingehen. Bisher waren unsere Einnahmen herrlich, auch trug ich jederzeit Sorge, den Priestern eine Summe für die Armen zu geben, wofür ich Empfehlungsbriefe von ihnen für ihre Amtsbrüder in der nächsten Stadt erhielt. Durch diese kleinen Mittel gelang es mir, die Hindernisse zu besiegen, welche mir die spanischen Schauspieler, die uns hassen, in den Weg legen. In Cadiz sind sie mehr, als anderswo, zu fürchten, denn außer der spanischen Truppe ist auch eine italienische hier. Ich konnte ihr Theater nicht bekommen, erhielt aber die Erlaubniß, mir mitten auf der Alameida eins zu errichten, wo ich noch den Cirkus von Ducrow ganz fertig vorfand. Auch fürchte ich nichts mehr von ihnen, denn als Schauspieler sind die Mönche die stärksten."

Er war in seiner Mittheilung so weit gekommen, als Herr Saint-Adalbert hereinstürzte, um ihm zu melden, daß die Schauspieler verweigert hatten, ihnen die nöthigen Dekorationen zu leihen, ungeachtet sie doch dazu Befehl erhalten hatten, und daß sie demnach für diesen Abend nicht mehr als eine einzige Dekoration besäßen, welche die Felsen der Sierra Morena vorstellte. Saint-Allan ließ sich dadurch nicht im Geringsten stören. Er beendigte ruhig

sein Diner, schlürfte dann seinen Kaffee, und ging gelassen fort, indem er versicherte, daß er Alles in Ordnung bringen würde.

Ich ging nach der Alameida, und trat in das französische Theater. Der Cirkus von Ducrow war in einen ziemlich eleganten Saal umgewandelt, der aber weder Logen noch Gallerien hatte. Die Plätze für das Publikum waren stufenweise erhöht; die Versammlung war zahlreich. und bestand aus der besten Gesellschaft der Stadt. Auf den Stufen saßen Frauen mit spanischer Koketterie gekleidet, welche jenes graziöse Fächerspiel übten, wodurch die Damen von Cadiz einen europäischen Ruf erlangt haben; dazwischen saßen einige Mönche, und eine Menge von Dandy's nach der alten Mode von Frankreich und England herausgeputzt. Das Parterre steckte voll Mönche aller Nationen, welche mit den Füßen stampften, und in ihren verschiedenen Sprachen das Aufziehen des Vorhangs begehrten. Endlich rollte er unter lautem Geschrei in die Höhe. Saint-Allan erschien auf der Scene, und nachdem er drei tiefe Verbeugungen gemacht hatte, sagte er mit einer ganz kläglichen Stimme: „Meine Herren! Das Talent der französischen Schauspieler und das Wohlwollen, womit Sie dieselben beehren, haben ohne Zweifel Eifersucht und Haß bei unsern Collegen hier in Cadiz erregt. Ungeachtet der Befehle des Herrn Alkade major konnten wir von den Theatern die uns nöthigen Dekorationen nicht erhalten. Unter dem Vorwande, daß sie Generalproben hielten, geben sie uns nichts, als was Sie hier sehen, und was die Felsen der Sierra Morena vorstellen soll. Da aber wahre Künstler ihr Talent in die hohen Schönheiten versenken, welche die Werke enthalten, die sie spielen, und das Feuer über Alles hoch stellen, welches der Wunsch in ihnen entzündet, dem Publikum zu gefallen, so wollen wir unsere Vorstellung geben, als wenn kein Hinderniß stattfände, und uns damit begnügen, ihnen die Dekorationen anzugeben, welche das Theater vorstellen soll.“

Und nun nahm er das Buch dem Soufleur aus der Hand, und las mit lauter und deutlicher Stimme: „Das Theater stellt vor das Zimmer von Victorine, unter dem Dache gelegen, mit zwei Seitenthüren, rechts ein Tisch mit einem Lichte, links im Hintergrunde ein Bett, seitwärts eine Kommode, ein kleiner Schwenkkessel, ein Wassertopf und ein Spiegel.“ So wie Saint-Allan die Möbel nannte, so wurden sie auch hingestellt, und wirklich lehnte der Tisch an einem ungeheuern Felsen, das Bett schien auf einem Mühlbach zu schwimmen, der Spiegel hing an den Zweigen eines erstorbenen Baumes, und die Kommode stand vor einem bodenlosen Abgrunde.

Nun begann das Stück unmittelbar darauf, und wurde mit einer andächtigen Sammlung angehört. Vor dem zweiten Akte erschien Saint-Allan wieder, und las aus dem Buche: „Das Theater stellt einen reichen Saal vor; vergoldete Möbel, Teppich, Candelaber, kostbare Stoffe hie und da zerstreut. Und so erschien er vor dem Akte eines jeden Stückes, und las die Beschreibung mit demselben kalten Blute, mit derselben edlen Dreistigkeit ab. Das Bewundernswertheste dabei war die Geduld des Publikums.

Nun kam man zu der Oper Fernand Cortez, welche Saint-Allan ein

Trauerspiel betitelt hatte. Ich habe nie ein Stück gesehen, welches mich, wie dieses, ergötzt hätte. Ich hatte Spontini's Musik im Kopfe, und hörte nun die Worte declamiren, die ich so oft in meinem Leben singen gehört hatte. Zuerst genirten mich die Verse, dann aber konnte ich das Lachen nicht zurückhalten, als ich von einem Einzigen die Worte der Chöre sprechen hörte: Déchirons, frappons les victimes . . . quittons, quittons ces bords . . . sur une terre hospitalière etc. . . . Hiezu kamen nun noch die Soldaten der Cadizer Garnison, welche stolz in ihrer Uniform einhermarschirten, während Cortez im Costum seiner Zeit sie anführte; dann ein Dutzend Ressileos als Beduinen gekleidet, welche das mexikanische Volk vorstellten; der Wildbach, den man sich als Ocean denken mußte, und vier Schiffe auf Papier gemalt, nicht größer als die Anschlagezettel, welche die Flotte repräsentirten, und mitten auf dem Theater verbrannt wurden. Aber das Publikum, welches mich umgab, theilte meine Empfindungen nicht; es schrie unaufhörlich Bravo, es war ganz Enthusiasmus und zitterte vor Freude. Ich errieth bald aus ihren Gesprächen, daß die Spanier dieses Stück als eine Huldigung betrachteten, welche Frankreich ihrem Lande darbrächte. Während der Zwischenakte hörte ich von allen Seiten die Worte: Fernand Cortez, Napoleon, Victorine. Man citirte oft das Werk des Mönchs Pepe Riego, der zwei merkwürdige Bände geschrieben hat, um einen Vergleich zwischen Napoleon und Fernand Cortez anzustellen. Dieses Werk ist aus Forschungen hervorgegangen und voll Thatsachen und zum Theil gesunden Meinungen; aber unter dem Einfluß der härenen Kutte und der Sandalen hat Pepe Riego schon auf den ersten Seiten den vernünftigen Leser zurückgescheucht, indem er Napoleon unter dem Einfluß des Teufels, und Fernand Cortez unter dem Einfluß Gottes darstellt. Sehr schöne Frauen und sehr dicke Mönche haben mir in Spanien oft dasselbe behauptet.

Das letzte Stück war Michel und Christine, dessen Titel auf dem Zettel vergrößert war, und als spanisches Sujet angekündigt wurde. Saint-Allan hatte geringe Mühe, es dem Publikum Glauben zu machen. In dem Augenblicke, wo Stanislas erscheint, und Namen und Eigenschaften auseinandersetzt, sagt er anstatt: „Stanislas, Soldat und Pole, damit ist man überall gern gesehen und überall gut aufgenommen, Folgendes: Stanislas, Soldat, Edelmann und Spanier, damit ist man überall gern gesehen und überall gut aufgenommen." Diesen Worten folgte der lebhafteste Beifall.

Saint-Allan gab in Allem drei Vorstellungen, welche der ersten glichen, mit der Ausnahme, daß die dritte nur wenig Zuschauer herbeigezogen hatte. Wer Spanien kennt, wird sich über diese schnelle Veränderung nicht verwundern. Wenn die spanischen Frauen nach den Französinnen am launenhaftesten sind, so verändern sie ihre Capricen und Phantasien eben so leicht als diese. Die Neugier kann sie wohl für Augenblicke hinreißen, aber sie kehren schnell zu ihrem gewohnten Lebenswandel zurück, der zwischen Liebe, Ruhe und Andacht getheilt ist, und das finden sie Alles in ihrem Theater. Ihre Logen sind dazu ganz eingerichtet; in einigen sah ich sogar Crucifixe und Madonnen. Die Spanierinnen beten in dem einen Zwischenakt, schlafen in dem andern,

und empfangen ihren Geliebten am Schlusse des Schauspiels. Sie haben Gefallen an großen Dramen, an unzähligen Verwandlungen, an Dolchstichen, besonders aber an den wollüstigen Tänzen ihres Vaterlandes. Wenn das gespielte Stück keinen Tanz enthält, so wird in dem Zwischenakte der Bolero oder Fandango getanzt. Ich glaube nicht, daß das französische Theater, welches in Madrid errichtet wird, sein Fortkommen haben werde, obgleich Madrid die einzige Stadt in Spanien ist, die wenig mehr an den nationalen Sitten hängt, und sich den französischen noch am meisten nähert.

Saint-Allan wagte keine vierte Vorstellung mehr. Er war daran gewöhnt, immer nur drei zu geben. Er schiffte sich mit seiner dramatischen Ladung in Cadiz ein, und ich reis'te nach Granada. Sechs Monate später fand ich ihn in St. Hippolyte du Fort wieder, einer kleinen Stadt im Mittelpunkte der Cevennen. Er hatte nur noch den dritten Theil seiner Truppe bei sich, befand sich im tiefsten Elend, und kündigte sich auf den Zetteln an als den einzigen und letzten Schüler des seligen unsterblichen Talma. Er sagte mir, daß er nach Spanien zurückkehren wolle.





Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Bonn, 21. September.

Eine große Zahl der in diesen Tagen hier versammelten Naturforscher und Aerzte ist gestern Morgens mit den, dem Vereine von der Direktion der rheinischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zur Verfügung gestellten drei Dampfschiffen »die Prinzessin Marianne, die Stadt Frankfurt und der Kronprinz« nach Köln gereist, und unter dem Donner der an Bord derselben aufgestellten Geschütze dort eingetroffen. Alle Sehenswürdigkeiten der Stadt waren an diesem Tage der Beschauung preis gegeben und wurden von den gelehrten Herren besucht. Mittags war großes Festmahl im Saale des Casinogebäudes und Abends kehrten die verehrten Gäste wieder nach Bonn zurück.

Kassel, 22. September.

— Zu der gegenwärtig hier eröffneten ersten Kunstausstellung sind 168 Werke eingegangen; davon aus München 53, aus Kassel 44, aus Dresden 8, aus Rom 11, aus Hanau 4, aus Frankfurt 5, aus Darmstadt 7, aus Gotha und Bückeburg jedesmal 3, aus Fulda und Hamburg jedesmal 2, aus Wetzlar, Berlin, Aachen und Düsseldorf jedesmal 1. Darunter sind 443 Oelgemälde, 8 Miniaturgemälde, 11 Original-Handzeichnungen, 2 Aquatintblätter, 1 Lithographie, 1 Kreidezeichnung, 1 Marmorbüste, 1 Gypsstatue. Die wenigen Zusendungen aus Düsseldorf rühren daher, daß dort in diesem Augenblick eine Ausstellung des Kunstvereins stattfindet.

Stuttgart, 30. September.

— Das jährliche Volksfest in unserer Nachbarschaft ist bei schönem Wetter am 28. und 29. gefeiert worden. Eine unzählige Menschenmenge war dabei versammelt, die sich in üblicher Weise erlustigte. Am 29. fand das Privatrennen Statt. Wir werden mit einer ausführlichen Schilderung dieser Feste in Kurzem eine bildliche Darstellung begleiten, die wir bereits von dem ausgezeichneten Künstler, Herrn Meyer in Nürnberg, der hier anwesend war, anfertigen lassen.

Literarische Uebersichten.

Mémoires du Prince de la Paix, (Don Manuel Godoy) Duc de l'Alcudia, prince de Bassano, comte d'Evoramonte, vormals erster Mini-

ster des Königs von Spanien, Generalissimus seiner Armee, Großadmiral ꝛc. ꝛc.

Unter den wichtigsten Erscheinungen, welche die zeitgenössische Geschichte der Verlagshandlung Ladvocat in Paris verdankt, müssen die obengenannten Memoiren des Friedensfürsten zuerst genannt werden. Die beiden ersten der vier Bände, woraus das Ganze bestehen wird, werden zur Mitte Oktobers erscheinen. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich nicht an den Namen des Friedensfürsten; diese Memoiren hat er selbst in Paris geschrieben, wo sein bewegtes Leben eine Zuflucht fand. Er hat sie spanisch abgefaßt und Herr Esmenard übersetzte sie unter seinen Augen in's Französische, so daß sie zu gleicher Zeit in beiden Idiomen erscheinen werden. Geht der berühmte Verfasser in die persönlichen Details des Privatlebens ein; beantwortet er die Fragen über den Ursprung seines Glücks oder beschränkt er sich auf die Enthüllung politischer Geheimnisse, die er allein nur kennt? Wird hier der Günstling oder der Premierminister sprechen? Dieses Alles können wir noch nicht beantworten. Da wir jedoch nicht die Einzigen sind, welche diese Fragen aufwerfen, so dürfen wir annehmen, daß ihre Beantwortung mit großer Ungeduld erwartet wird; besonders werden jene Leser diese Ungeduld theilen, welche bereits Torreno's Buch über die spanische Insurrektion von 1808 gelesen haben. Obgleich beide Werke von verschiedenen Quellen stammen, so werden sie doch ein homogenes Ganze bilden, indem man alle geheimen oder öffentlichen Dokumente vorfinden wird, die zu der Geschichte der Halbinsel und ihrem Verhältniß zu Frankreich seit den letzten 30 Jahren unerläßlich sind.

Das Werk erscheint in vier Bänden in 8., mit sechs Portraits und wird dreißig Franken kosten.

— Von Michel Masson, dem geistreichen Verfasser von Daniel le Lapidaire ꝛc., erscheint den 10. Oktober ein neuer Roman: Vierge et Martyre, worauf das Publikum mit Recht sehr gespannt ist.

Bellini.

Wenn gleich der Tod Paganini's eine voreilige Zeitungsnachricht war, so ist leider der Tod Bellini's nur allzu wahr. Er starb mit neun und zwanzig Jahren. Die Natur hatte ihn mit ihren schönsten Gaben beschenkt; er war eben so schön als geistreich. Er lebte in dem Genuß einer frohen Zukunft. Alles vereinigte sich zu den schönsten Aussichten für ihn. Sein Vaterland, Italien, bewunderte ihn; Frankreich ertheilte ihm das Bürgerrecht; er sieht sich in Favart gekrönt; er hört seine Noten von den reinsten Kehlen gesungen, und in dem Augenblick, wo sich die Scene seiner Triumphe wieder eröffnen soll, in dem Augenblick, wo Lablache das Suoni la Tromba ertönen lassen soll, wird die Trompete der Puritani für ihn die Trompete des Requiems. Die Eröffnung des italienischen Theaters in Paris wird sehr traurig seyn. Grisi wird ihre Polonaise weinen, das darauf folgende Quartett wird vor Schluchzen nicht gesungen werden können. —

Vicenzo Bellini wurde zu Catanea in Sicilien am Fuße des Aetna geboren; sein Großvater und sein Vater, die Beide noch leben, waren Musiker; seine Familie ist zahlreich, und die Nachricht von seinem Tode wird seine liebenswürdigen Schwestern tief betrüben, denen die zärtlichsten Briefe einen baldigen Besuch des jungen, mit den Pariser Lorbern und dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückten Maestro verkündigten. Von frühester Jugend verrieth Bellini die günstigsten Dispositionen zur Musik; seine Liebe zur Arbeit zwang den Vater, der für seine zarte Gesundheit fürchtete, ihn vom Cembalo fortzureißen, worauf er Tag und Nacht spielte. Einer von den Freunden der Familie, der das frühreife Genie des jungen Musikers errieth, nahm ihn nach Neapel mit, und brachte ihn am Konservatorium unter. Hier machte Bellini reißende Fortschritte, und im Jahr 1825, da er neunzehn alt war, ließ er mit großem Glücke seine erste

Oper „Bianca e Gernando“ aufführen. Sein Ruf flog nach Mailand, wo er zwei Jahre darauf engagirt wurde. Hier komponirte er den Piraten, sein Meisterstück, das auf alle Theater Italiens kam und auch in Deutschland, England und Frankreich großes Glück machte. Ein Jahr später schrieb er in Mailand „La Straniera.“ Im Jahr 1828 komponirte er Romani's „Zaira“ für Parma, die jedoch, obgleich Lablache, Inchindi, der Tenor Tressini und die Meric-Lalande darin sangen, nur einen mittelmäßigen Succeß erlangte. Als der junge Maestro im Jahr 1830 nach Mailand zurückkehrte, nahm er eine eclatante Revanche, indem er die „Somnambula“ für Rubini und die Pasta schrieb. Aus den Trümmern der Zaira verfertigte er später für die Fenice in Venedig die „Capuletti e Montecchi“ für Judith Grisi und die Carradori, die Furore machten.

Mailand brachte jedoch Bellini immer Glück. Er fühlte sich in seinen Mauern stets höher inspirirt. Hier war es, wo er „Norma“ für Donzelli, die Pasta und Julie Grisi componirte. Zum zweiten Mal nach Venedig berufen, schrieb er dort „Beatrice Tenda,“ die jedoch nur einen succès d'estime davon trug, weil der Componist nicht die gehörige Zeit darauf verwenden konnte. Von Venedig reiste Bellini nach England, wo er der Aufführung seiner Norma im Kings-Theater beiwohnte, worin Donzelli und die Pasta sangen. Während er in Paris war, wurden ihm von der Administration des italienischen Theaters die glänzendsten Anträge gemacht. Er schrieb die „Puritani,“ die die schwierigsten Dilettanti in Enthusiasmus versetzt haben.

Während der Nacht, in welcher er starb, glaubte Bellini, sich besser zu befinden, und bat den Arzt, der bei ihm wachte, sich ein wenig zur Ruhe zu begeben, um ihn am andern Morgen desto heiterer zu sehen. Einige Stunden darauf war er nicht mehr. Er nannte seine geliebten Künstler Lablache, Tamburini, Rubini, Grisi; er unterwies sie, die Passagen besser zu singen, und endete wahrscheinlich mitten auf einer glänzenden Probe seiner Puritani. Auf die Nachricht seines Todes verfügte sich der bekannte Bildhauer Dantan in seine Wohnung nach Puteaux bei Paris, und nahm einen Abdruck seiner Gesichtszüge. Sein Körper wird einbalsamirt, und so lange in einem Keller des Hauses aufbewahrt, bis die Wünsche seiner Familie darüber eingeholt seyn werden. Ihm wird das Requiem in der Kirche von St. Roch von den ersten Künstlern gehalten werden. Die Commission, die bei seiner Trauerfeier functioniren wird, besteht aus den Herren Rossini, Cherubini, Pär, Caraffa, Halevy, Habeneck (Orchester-Direktor des Conservatoriums), Nourrit (Tenor der großen Oper), Robert und Severini (Direktoren des italienischen Theaters), Panseron, Rubini und Troupenas (Musikverleger). — Bellini's Puritani eröffnen dieses Jahr die italienische Oper.

Ein Nachkomme Napoleons.

Das historische Institut in Paris hat in seiner vierzehnten Generalsitzung Herrn Napoleon Louis Bonaparte in die Zahl seiner Mitglieder aufgenommen, und erhielt folgenden merkwürdigen Brief von demselben:

Arenenberg, Kanton Thurgau.
17. Juli.

Die Ehre, die das historische Institut mir durch die Ernennung zum correspondirenden Mitgliede hat erzeigen wollen, war mir sehr erfreulich. Wenn Napoleon als Kaiser und Triumphator mit Vergnügen den Titel eines Mitglieds des großen Instituts von Frankreich empfing, wie soll nicht sein Neffe, ohne Ruhm und ohne Vaterland, sich stolz fühlen, in die Reihen dieses jungen historischen Instituts aufgenommen zu werden, das schon so Wichtiges realisirt hat. Ich bitte Sie, bei allen meinen neuen Collegen der Dollmetsch meiner dankbaren Gesinnungen zu seyn. Dieses Zeichen der Achtung von so ausgezeichneten Männern wird für mich stets eine mächtige Triebfeder seyn, mich immer würdiger der Ehre zu zeigen, Ihnen anzugehören. Als Franzose bin ich glücklich, zu dem nationalen Werke, das Sie unternommen haben, beitragen zu können; als Verwandter des Kaisers Napoleon habe ich mit der größten Befriedigung den Verein gewissenhafter Männer betrachtet, deren Zweck das Forschen nach Wahrheit seyn wird, die so oft von den Geschichtschreibern entstellt wurde, indem ich überzeugt bin, daß diese Wahrheit nie ungünstig dem Andenken des großen Mannes werden könne.

Es bleibt mir nun noch zu danken für die schmeichelhaften Ausdrücke, die Sie Ihrem Schreiben für mich beifügen. Sie haben mir dadurch bewiesen, daß ich meinen Landsleuten noch nicht gänzlich fremd geworden bin, wenn ich gleich außerhalb Frankreich aufwuchs. Nichts konnte mir angenehmer seyn. Genehmigen Sie u. s. w.

Napoleon Louis Bonaparte.

Musik.

Den 27. September wurde im Gymnase musical in Paris eine fantastische Symphonie von einem Herrn Tourbri aufgeführt. Wenn man dem Programm glauben kann, so wurde zuerst eine Introduction gehört, die eine Wiese darstellte (!). Hierauf folgte eine Menuett, welche eine Legion Dämonen von allen Gestalten und Größen erweckte. Dann kam ein nächtlicher Marsch von höllischen Geistern, und ein Rondo, das den Traum einer exaltirten Imagination versinnlichte, machte den Beschluß.

Theater.

Stuttgart, 29. Sept.

* Madame Schultze vom Hoftheater in Dresden trat zweimal auf, zuerst als Königin in Essex und dann als Landräthin in den Stricknadeln. Mad. Schultze entwickelte edeln Anstand als Königin, in Haltung und Geberde. Ein angenehmes modulationsfähiges Organ unterstützt sie im Ausdruck der Rede, eine schöne Gestalt in der plastischen Ausführung ihrer Rolle. Es wäre nur zu wünschen gewesen, die Künstlerin hätte den Charakter dieser Königin treuer erfaßt und wiedergegeben, denn Elisabeth ist hier gar wenig Königin, sie fühlt so menschlich als möglich. Die Tempi hätten rascher genommen werden müssen, wodurch die Würde der hohen Stellung durchaus nicht verletzt worden wäre. Die Gemessenheit schien der Wahrheit einigermaßen Eintrag zu thun. — Als Landräthin entwickelte Mad. Schultze eine freie, leichte, ungezwungene Darstellungsgabe. Mit aller Wärme und Lebendigkeit ging sie

in die Aufgabe ein; das trippelnde, geschwätzige, von gutmüthiger Besorgtheit überfließende Alter hatte an ihr eine ungeschminkte Repräsentantin ohne Uebertreibung und gefallsüchtiges Auftragen. Hat Mad. Schultze auf Engagement hier gespielt, und ihren, vom Publikum beifällig aufgenommenen Leistungen folgt eine Anstellung, wie dieß bei der schwachen Besetzung älterer weiblicher Partien bei unserer Bühne wünschenswerth wäre, so wollen wir es ihr verzeihen, daß sie uns mit den alten Reprisen gelangweilt hat. — Am Geburtsfeste Sr. Maj. des Königs wurde zum ersten Male gegeben: „Der Zweikampf, Oper in drei Aufzügen, nach dem Französischen (Le pré aux clercs), Musik von Herold. Das Sujet könnte, wenn man den Barometer in dreißig Grade eintheilt, nicht um drei Grade niederer stehen. Die Königin von Navarra spielt eine Sorte von Kupplerinnen, beiläufig gesagt. Die Musik ist wohlgefällig, aber doch gar zu nüchtern. Die Melodien schweben am Ohre vorüber, ohne von ihrem Gehalte Etwas zurückzulassen. Es ist, als hätte Herold ein Tanz-Divertissement schreiben wollen. Auch sind die einzelnen Partien nicht ausgearbeitet, sie verlieren sich spurlos ineinander. Die wenigen neuen Gedanken wiederholen sich zu lange; die alten hat sich Herold meistens selbst gestohlen; Zampa hier, Marie dort.

— Das effectvolle Drama Richard Darlington (von Herrn Marr in Braunschweig, unter dem Titel „das Leben eines Ehrgeitzigen," mit Erfolg auf die deutsche Bühne gebracht), ist nun auch in's Spanische übersetzt worden und am 6. September als Riccardo de Arlinton auf dem Teatro del Principe in Madrid gegeben.

— Ein französischer Autor, Herr Denormandie, hat bei Barba ein fünfaktiges Drama: Eleonore de Fioretti, erscheinen lassen, welches das Lektüre-Comité des Théatre-français verworfen hatte. Er appellirt nun an das Publikum.

— In dem Variété-Theater geht ein neues Vaudeville in einem Akte in Scene, welches: le jugement de Salomon betitelt ist, und sehr interessant seyn soll.

Mode.

Neue Stoffe. Wir geben hier das Allerneueste der dießjährigen Pariser Herbstsaison.

Mäntel. Angelo; reicher Stoff in Seide und Wolle. — Castillans; Grund von Seide und Wolle, mit Glanzseide broschirt. — Hermine; Gewebe von einfacher Wolle, grün oder blau, sehr dick, weich und warm, wie Hermelin getupft; wird auch mit Hermelin besetzt getragen. — Peau de chagrin; braun, gekörnt (grainé), in der Art wie die Etuiüberzüge, die man Chagrin nennt. Dieser Zeug ist solid und nützlich, und wird bei der Mehrzahl Beifall finden. — Der Schnitt der Mäntel ist ohne Kragen, mit enorm weiten Aermeln und markirter Taille.

Putz. Der glänzendste Stoff in diesem Genre hat einen Grund von Gaze-cachemire, worauf mosaische Zeichnungen sich befinden, die aus vielen Farben und Gold bestehen. Allein das Gold ist so angewandt, daß es dem Stoffe seine Schmiegsamkeit nicht nimmt, und sich auch nicht ab-

schuppt. Man sieht ein, daß er erst hiedurch für Bälle von großem Werth ist. Man macht griechische Kleider daraus, die um die Mitte des Leibes von einer Goldschnur gehalten werden, und trägt einen weißen Turban dazu. — Reps Trianon. Weiße Atlasblätter auf schwefelgelbem Reps. Auch in andern Nuancen. — Velours-Médicis. Ganz im Geschmacke der alten Höfe. Weißbroschirte Desseins auf punktirtem Sammt. — La Feuille des Indes. Ein schön gezeichnetes Blatt auf mattem Grunde, von allen Farben. — Satin Gabrielle. Blumen von Nelkenfarbe, auf einem reichen Grunde. — Reps Isabeau. Serge mit reichen Glanzdessins. — Satin Rachel. Ganz im alten Geschmacke, sehr reich. — Es gibt noch eine Unzahl solcher kostbarer Stoffe, die wir später geben wollen, um hier noch Platz zu gewinnen, einige einfachere für Halb-Toiletten u. s. w. anführen zu können.

Hier nennen wir zuerst: den Velours égyptien, weich wie Caschemir und glänzend wie Atlas. — Reps africain, warmer und solider Stoff für Ueberröcke. — Velours oriental, sehr schöne Art von Reps mit kleinen broschirten Pünktchen. — Reps Indiana, ein dunkelfarbiges und sehr weiches Gewebe. — Armure Léonide und Armure Indiana, einfache Stoffe zu Ueberwürfen. — Velours des Indes, etwas reicher als Reps. — Zu einfachen Toiletten, auf Promenaden und zu kleinen Soireen: Basin des Indes, feingestreifter broschirter Grund. — Foulard sergé, dem vorigen ähnlich. — Poil de Chèvre, ein Gewebe, das seine Falten behält, sich nicht zerdrückt, und im Herbst wie im Winter getragen werden kann. — Salamporis, Foulard thé und Mandarin, klein gedüpfelt, weich, leicht und sehr hübsch. — Satin Corinne, Atlas mit Blumen, geschmackvoll, nicht reich, und daher überall anzuwenden. — Reps Atala, nach der Länge gestreift und in allen Farben. — Perdrina, Peruvienne, Satin anglais u. s. w. u. s. w., die zu verschiedenen Toiletten gehen.

Aus der Gesellschaft.

Der kolossale Palast, den Napoleon für den König von Rom anlegen ließ, und der lange unvollendet stand, ist jetzt zum Ministerium des Innern ausgebaut worden, und Herr Thiers wird ihn beziehen. Ein Blatt macht die boshafte Bemerkung: der Palast des Sohnes Napoleons wird von dem Sohne der Madelaine Amic bewohnt werden. Der Minister hat seine Privatzimmer nach der Seine zu gewählt. Sie bestehen aus einem prachtvollen Kabinet und einem köstlichen Boudoir, dessen Gemälde Deveria anvertraut sind.

Luftfahrt.

— Den 19. d. M. war man in London sehr unruhig über das Schicksal des Herrn Green, von dem man keine Nachrichten seit seiner Auffahrt im Luftballon, welche am 18. Statt fand, gehabt hatte. Einige Minuten vor seiner Auffahrt erklärte er, daß er einen Begleiter wolle von geringem Gewichte, dessen Börse aber weniger leicht wäre. Ein Wundarzt aus Woolwich, Namens Butler, zahlte zehn Guineen und stieg mit Green auf. Ungefähr zwei Meilen vom Vauxhall, von wo sie aufgestiegen waren, ließ Green den Ballon nieder, und bat Butler auszusteigen, indem er

sagte, daß es ihm unmöglich wäre, die Reise fortzusetzen. Butler's Bitten halfen nichts, und Green versicherte, daß er später seiner Weigerung beistimmen werde.

Hierauf erhob sich Green von Neuem und seitdem wußte man nicht, wo er hingekommen war. Vorher hatte er angezeigt, er wolle, wenn der Wind günstig wäre, über den Kanal nach Frankreich gehen. Später kamen endlich Nachrichten von ihm an. Sein Ballon war der Nordsee zugetrieben werden, und er hatte sich eine Meile vom Strande in Norfolk niedergelassen. Er schwebte dreizehn Stunden in der Luft, und glaubt 130 Meilen gemacht zu haben, auch glaubt er, nach der Beschaffenheit seines Ballons, die er nun erprobt, fünf Tage und fünf Nächte in der Luft zubringen zu können.

Eine neue Heilige.

Seit einigen Jahren verehrt man in Italien eine neue Heilige. Es ist dieß Sancta Filomena, die vor tausend Jahren den Versuchungen des Kaisers Diocletian Trotz geboten hat.

Im Jahre 1802 entdeckte Monsignor Giacinta Puzetti, Conservator des öffentlichen Schatzes der Reliquien, eine Kiste, an welcher sich eine rothe Inschrift auf terra cotta befand, mit den bei den ersten Christen üblichen Zeichen versehen, womit sie die Art des Marterthums bezeichneten. Man öffnete die Kiste, und fand einige verschlossene Vasen, worin die heiligen Gebeine mit großer Sorgfalt angehäuft waren. Eine dieser Vasen von sehr feinem Glase war von ovaler Form, und mochte ungefähr zehn Unzen Flüssigkeit enthalten können. Man bemerkte rothe Flecken daran, die auf Blut hindeuteten. Auf dem Boden lag eine vertrocknete, schwärzliche Masse, die man aufhob und in ein Kristallfläschchen brachte.

Nun fingen die Mirakel an. Kaum hatte die Masse das Fläschchen berührt, so verwandelte sie sich in glänzende und leuchtende Partikelchen, die wie Karfunkel aussahen. Man holte Sachkenner herbei, die darin Gold, Silber, Diamanten, Rubine, Smaragde und ganz unbekannte Edelsteine entdecken wollten.

Der Körper der Heiligen wurde in dem geheiligten Schatze beigesetzt, wie solches üblich ist, und blieb dort bis zum J. 1806. Dann brachte man ihn nach Mugnano, einer kleinen Stadt unweit Neapel. Während dieses Transportes folgten Wunder auf Wunder. Zuerst gab es ein Ungewitter, dem das herrlichste Wetter folgte; dann wurde die Kiste mit den Gebeinen den Schultern der Träger so leicht wie eine Feder; dann aber ward sie so schwer, daß sie sie kaum mehr zu tragen vermochten. Hierauf nahmen sie eine tüchtige Mahlzeit zu sich, und siehe da! sie vermochten die Kiste wieder leichter fortzubringen. Das Volk war von 20 Miglien in der Runde nach Mugnano zusammengelaufen. Bei Ansicht der Heiligen ward die Luft von ihrem Geschrei erfüllt. Die Hinkenden gingen, die Blinden sahen, die Tauben hörten, die Stummen sprachen und die Kranken wurden gesund. Diese Mirakel währten viele Monate lang. Eines der sonderbarsten wollen wir hier mittheilen: Ein Buchhändler in Neapel, der das Leben der Heiligen verkaufte, bemerkte, daß die Exemplare, trotz des starken Absatzes, nicht abnahmen, und daß sein Vorrath nach

zwei Monaten noch eben so groß, als anfänglich war.

Die Anbetung der heiligen Philomene ist noch immer im Zunehmen. Ihr werden Kirchen, Kapellen und Klöster geweiht. Alle Mädchen heißen seit den letzten Jahren nach ihr — kurz, es ist eine allgemeine Philomenomanie in Italien eingerissen.

Vermischtes.

Der bewundernswürdige Künstler Daguerre in Paris hat ein neues Bild in seinem Diorama aufgestellt, das den Bergsturz bei Goldau zum Gegenstande hat, und allgemeine Bewunderung erregt. Die Landschaft geht unmerklich von der Tagesbeleuchtung in's Dunkel über, und man sieht nun im Halblichte die Schauer der Verwüstung, welche der Bergsturz hervorbrachte.

— Folgende Nachricht enthält der Nouvelliste de la Meuse:

„Eine Dame aus dem Ardennen-Departement, Madame Destables, bietet 1500 Franken Belohnung Demjenigen, der ihr ihren Gemahl zurückbringt, welchen sie seit dem 14. Mai 1833 vermißt. Dies ist sein Signalement:

Alter 49 Jahre. Größe 4 Fuß 2 Zoll. Gesichtsfarbe, braun. Augen schwarz. Kopf, kahl. Die Nase, kupfrig. Bart, schwarz. Mund, mittel. Gesicht bleich. Auf der linken Wange eine Narbe in der Form eines V. Taub.“ —

Nun sage man noch, die eheliche Treue sey verschwunden! 1500 Franken für einen tauben, kahlen Mann von fünfzig Jahren, dessen Nase kupfrig ist. Es muß für ein solches Individuum ein süßes Gefühl seyn, so geliebt zu werden! —

— Den 24. September brach ein fürchterliches Ungewitter über Paris los, wobei ein Haus an der Ecke der Rue Montmartre und der Rue du Croissant, dessen Grund wegen unterirdischer Straßenarbeiten so eben ganz entblößt war, sehr gelitten hat. Das Wasser hat es dergestalt verwüstet, daß man für nöthig erachtete, das Gebäude zu stützen. Eine große Menge von Arbeitern begann noch am Abend die Arbeiten, und alle Bewohner flüchteten, so schnell sie konnten. Ein einziges Licht bemerkte man an einem Fenster des obersten Stockwerkes. — Hier wohnt eine alte Frau, die sich für die wenigen Tage, die sie noch zu leben haben dürfte, nicht derangiren will.

Nekrolog.

Den 30. vorigen Monats um die Mittagsstunde verschied in Stuttgart der Oberhofprediger und Prälat, Herr von d'Autel, im 55sten Lebensjahre.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Bildniß des Abbé de Lamennais.
2) Ein Modebild, worauf eine Dame im brodirten Tüllhäubchen und in einem Peignoir von Jaconas sichtbar ist; ferner eine junge Dame im halben Puze und ein sehr artiges Häutchen von Tülle und Band.

Herausgegeben von August Lewald.

Die Ersteigung des Mont Perdu.

Erinnerungen aus den spanischen Pyrenäen.

Es war in der Mitte der schönen Jahreszeit 1832. Ich hatte mich nach den Quellen von San Salvador begeben, und die oberen und niederen französischen Pyrenäen dabei genau in Augenschein genommen. Plötzlich kommt mir der Gedanke, daß die andere Seite der Kette, nämlich die spanischen Pyrenäen, nicht minder merkwürdig, noch minder malerisch seyn müßten. Mithin, da ich mich in Cauterets befand, so wagte ich eine Excursion bis in die Bäder von Pentacosa, und nach vier und zwanzigstündigem Aufenthalt in Bagnères de Luchon wandte ich mich nach Venasque. Vielleicht erzähle ich später diese gefährlichen Expeditionen, wo ich zwar nicht Amerika entdeckte, das ist wahr, jedoch mindestens den Vortheil hatte, mich von der Fahrstraße gewöhnlicher Reisenden zu entfernen.

Für jetzt will ich meine Leser damit unterhalten, was mir mein Führer nach der kleinen Stadt Jaca, um die Länge des Weges abzukürzen, von seiner versuchten Besteigung des Mont Perdu erzählte, die er mit dem berühmten Naturforscher Ramond unternommen hatte.

Es mochte ungefähr fünf Uhr des Morgens seyn, als ich in ein kleines Haus trat, am Ende von Barèges, welches jährlich beim Nahen des Winters abgetragen wird, damit es die Lawinen nicht zertrümmern. „Guten Morgen, mein Freund," sagte ich zu einem kleinen Greis von sechszig Jahren, den ich dort antraf. „Ihr seyd der Simon Charlet?"

„Ja, mein Herr, Euch zu dienen."

„Das ist mir recht. Ich komme eben her, Euch um Eure Dienste zu bitten. Doch vorerst antwortet mir. Erinnert Ihr Euch eines Schulkameraden, Namens Miquel?".

„Miquel? (Hier sah er mich einen Augenblick an.) Miquel Jubinal? Den vergißt man nicht so leicht."

„Nun, Ihr seht seinen Sohn vor Euch.“

„Das sah ich gleich. Ich erkannte Euch an dem Schlag des Thales von Zuz; Euer Gesicht zeigt ihn deutlich.“

„Das findet Ihr?“

„Ja, doch vor Allem muß ich in Euch Euern Vater umarmen.“

„Sehr gern, Simon, bis er Euch die Umarmung wieder geben kann.“

Hier umarmten wir uns brüderlich. Dann sprach Simon, indem er seine Uhr herauszog: „Ich bitte nur um zehn Minuten, um meine Frau, die Badewärterin ist, zu benachrichtigen, dann gehör' ich Euch, und will Euch führen, wohin Ihr wollt.“

„Gut,“ erwiederte ich, „aber was seh' ich auf Eurer Uhr?“

Er reichte sie mir hin und ich las: „An Simon Charlet, Führer von Barèges, die Wittwe Ramond.“

„Es ist ein Geschenk,“ erwiederte er, „das mir sehr theuer ist; denn es erinnert mich an einen Mann, mit dem ich lange Zeit wie ein Bruder gelebt habe, mit dem ich aus demselben Schlauch getrunken, dasselbe Brod gebrochen, dasselbe Lager getheilt habe, und doch bin ich nur ein einfacher Bauer der Pyrenäen, und er war ein Gelehrter aus der Stadt.“

Simon verließ mich, und erschien bald wieder mit seiner Frau, einer dicken Mutter in der rothen Kappe, welche entzückt zu seyn schien, einen Landsmann zu finden. Zwanzig Minuten später befanden wir uns auf der Straße von Gavarnie, der Landstraße der Neugierigen, um zu der Rolandsbresche zu gelangen, wodurch wir unsern Einzug in Spanien halten wollten.

Ich will hier nicht diese ganze Zauberschlucht beschreiben, wo man den Leiterpaß, die Teufelsbrücke, die Grotte von Gedres, das Chaos, eine fürchterliche Felsenwüste, welche die Einwohner selbst den Kirchhof der Gebirge nennen, erblickten. Endlich zum Schlusse, um das Werk zu krönen, begegnet man dem Ueberraschendsten und Colossalsten, dem Schönsten, was man je gesehen, nämlich dem Circus von Gavarnie mit seiner großen Cascade, die aus einer Höhe von 1270 Fuß herabstürzt. Außerdem hat dieser Circus noch siebzehn andere Wasserfälle, Schnee- und Eisbrücken, Marmorthürme, rechts die Rolandbresche, und links, wie eine Feder, den Mont Perdu, diesen colossalen Beherrscher der ganzen Pyrenäenkette.

Wir hielten uns in Gavarnie nur so lange auf, um uns mit Steigeisen, Branntwein und Aexten zu versehen, denn wir hatten Gletscher zu besteigen.

Als wir an der äußersten Gränze angekommen waren, ich weiß nicht, wie viel tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres, machten wir Halt, um zu frühstücken. Wir kletterten schon vier Stunden, und der Wind aus Spanien, der uns kräftig entgegenblies, hatte uns Appetit gemacht. Kaum waren wir durch die Bresche passirt, und stiegen auf der spanischen Seite herab, als ich plötzlich zu meiner Linken, drei bis vier Stundeu vor uns, einen viereckigen Eisberg erblickte, der sich bis in die Wolken erhob.

„Ach,“ rief ich, „was ist das, Simon?“

„Das, mein Herr, ist eine alte Bekanntschaft, das ist der Mont Perdu.“

„Nicht wahr,“ erwiederte ich. „Ihr habt versucht, ihn mit Herrn Ramond zu besteigen; ich bitte Euch, erzählt mir davon.“

„Das kommt mir erwünscht,“ sagte mein Führer, „das wird uns den Weg abkürzen.“

Wir nahmen Jeder einen Schluck Branntwein, und dann begann Simon mit diesen Worten: „Seit meiner Kindheit, wenn ich auf den Bergons, auf Brada, auf Neouvieille *) herumlief, so blickten meine Kameraden und selbst Euer Vater voll Neugierde auf den Pic du Midi, ich aber nicht; was ich auch beginnen mochte, meine zwei Augen hier hingen immer auf diesen Teufel von Mont Perdu, der seinen Höcker über alle andern erhebt.

„Mit den Jahren wuchs meine Sehnsucht; ich sprach so oft von dem Mont Perdu, daß man glaubte, ich würde darüber den Verstand verlieren, wenn nicht gar etwas Anderes, denn dieser Berg steht nicht in einer besonderen Reputation bei guten Christen. Man sagte in der Gegend, daß nur Ein Mann auf den Gipfel gekommen sey, und zwar mit Satans Hülfe, der ihn auf siebzehn Stufen hinaufgeführt habe, um ihn von dort oben hinabzustürzen, nachdem er ihm die Seele geraubt. Ich glaubte zwar alle diese Mährchen nicht, aber dennoch wußte ich nicht, wie ich das große Kameel besteigen sollte, und doch wiederholte ich mir alle Tage, wenn ich ihn erblickte: Paß auf, ich krieche dir doch noch einmal auf den Buckel.

„Eines Morgens, da ich mich eben in großer Sorge befand, wem ich mich anschließen sollte, um den Schritt endlich zu wagen, sucht mich ein Herr, um Neouvieille zu sehen. Dies war Herr Lapeyrouse. Ich sagte ihm von meinem Vorhaben, wozu er mich sehr ermunterte, indem er behauptete, daß es sehr wichtig für die Wissenschaft seyn würde,

*) Alter Schnee.

wovon ich jedoch nichts verstand. Ferner sagte er mir noch von einem seiner Freunde, einem Naturforscher, der denselben Gedanken im Kopfe hätte, und mit dem er, wenn ich es wünschte, von mir sprechen wollte. Ich dankte ihm herzlich, und drei Tage nachher ließ mich Herr Ramond nach Luz rufen, und sagte mir, er wolle mich in seine Dienste nehmen, da er einen ganzen Monat solchen Entdeckungen zu widmen gedenke. Vor allen Dingen waren wir bemüht, den Mont Perdu selbst zu suchen. Das überrascht Sie wohl, mein Herr, daß ich, der Ihnen so eben sagte, wie ich ihn stets vor Augen gehabt, nicht einmal wissen konnte, wo er war: aber damals wußte wirklich Niemand mehr davon, als ich. Was ich für den Mont Perdu hielt, war der Cylindre; was ich für den Cylindre hielt, nahm ein Anderer für den Mont Perdu; und für die Meisten war es der Pic d'Allauz. So war es klar, daß Niemand den Mont Perdu kannte, und seitdem man Bergen Namen gegeben hat, hat mithin keiner einen passenderen gefunden.

„Desto schlimmer war es, als man nun den Weg dahin unternehmen sollte. Von der Höhe der Berge zeigte mir ihn Herr Ramond, und dann sagte ich: Das ist gut! Gehen wir nur gerade drauf los, so müssen wir hinkommen. Kaum aber hatten wir den Gipfel verlassen, so sah ich nichts mehr, und fiel in meine vorige Ungewißheit. — Von welcher Seite sollte man zu ihm gelangen? Rathe, mein Junge, rief ich, rathe! und dann wußte ich nicht, wozu ich mich entschließen sollte.

„Herr Ramond fluchte, und sagte zu sich selbst, indem er den Marboré betrachtete: Wie? seh' ich hier nicht das Bette der alten Wildbäche, die aus dem Norden hervorbrachen? die Spuren eines Meeres, welches Alles auf seinem Wege mit fortriß, und auf den Berggipfel einen Schmuck von Seemuscheln zurückgelassen hat? Und doch kann ich durch den positiven Beweis mich nicht überzeugen, und diese Gegenstände berühren. — Ich verstand nichts von diesem Selbstgespräch. Was mich aber ganz rasend machte, war Folgendes: Ich ging nach Gavarnie, und fragte Jäger und Hirten; Alle kannten den Mont Perdu auf's Genaueste, und waren wohl zweihundertmal hinaufgestiegen. Aber wenn ich von ihnen mehr wissen wollte, so verlegten ihn die Einen nach Frankreich, die Andern nach Spanien, und ich, der ich Mühe hatte, einen einzigen Mont Perdu zu finden, bekam so drei bis vier. Wie es gewöhnlich sich zuträgt, so erhielten wir auch Zurechtweisungen von Leuten, die stets Alles wissen wollen; wir hörten aber nur unsere eigenen an. Den 25. Thermidor des Jahres 5 der einen und untheilbaren Republik [11. August 1797] (hier nahm Simon ehrfurchtsvoll seine Mütze ab) machte sich Herr Ramond, ungefähr von sechs Personen begleitet, auf den Weg, in Gesellschaft des Herrn Lapeyrouse,

der eben so viele bei sich hatte. Wir gingen durch die Schlucht von Zuz, und übernachteten in einer Scheune auf dem Coumélie; wir schliefen fast nicht, besonders ich. Ich stand jeden Augenblick auf, um Himmel und Wetter zu befragen; denn ich fürchtete mich vor dem Wind aus Spanien. Endlich kam der Morgen; die Wolken füllten den Grund der Thäler, die wir beherrschten, und bildeten ein ungeheures Meer, aus denen die Höhen, auf welchen wir standen, wie Klippen hervorragten. Wir baten Gott, uns dieses Wetter zu lassen, und nachdem wir uns einem Jäger von Heas und zwei Schäfern von Coumélie angeschlossen hatten, fingen wir zu steigen an.

„Bald kamen wir in das Thal von Estaubé; Sie wissen nicht, mein Herr, wie schön und majestätisch dieses Thal ist, wie regelmäßig seine Berge sind, wie . . . . doch basta! das rührte uns nicht. Wir sahen immer nach oben, und hätten bald darüber unten den Hals gebrochen; das war uns aber gleich, wenn wir nur den Gipfel des Mont Perdu gefunden hätten. Plötzlich gewahrten wir ihn: es war eine Art von großem, ganz weißem Casquet, das einen ungeheuern Kopf bedeckte, der auf breiten Schultern ruhte, und in der Sonne glänzte. Für dieses Mal, sagte ich zu mir, ist es wohl der rechte; mit Zeit und Muth müßten wir recht großes Unglück haben, wenn wir ihm nicht einmal die Hand drücken sollten, d. h. wenn nämlich der Teufel sich nicht drein mischt! Und wenn er sich auch drein mischen wollte, so scheint mir dieses Stück denn doch ein wenig schwerer, als eine Muskatnuß zu escamotiren, und obgleich man mich versichert hat, daß das Individuum, von dem ich spreche, ziemlich lange Krallen hat, so scheint es mir doch, daß, um ein solches Stück zwischen den Fingern zu verbergen, ohne daß man es sieht, sein Zeigefinger und sein Daumen in einer artigen Entfernung von einander stehen müßten. — Ich theilte jedoch nicht die Meinung der Gesellschaft über die Entfernung. Einige dieser Herren, die nie höher als zum Bergons gegangen waren, glaubten, daß sie mit einem Sprunge oben seyn könnten. Sie sahen sich schon reitend auf dem Rücken des Mont Perdu, und sie hätten mit mir wetten mögen, in vier bis fünf Stunden oben zu seyn; so viel Zeit aber brauchten sie, um den Fuß des Circus von Estaubé zu erreichen, oder mit andern Worten, um zu wissen, ob es ihnen nur möglich sey, bis an den Mont Perdu hin zu gelangen. —

„In der That, je weiter wir vorschritten, desto mehr verbarg sich der Mont Perdu hinter den ungeheuer hohen Felsenmauern des Oule, die immer höher und höher stiegen; bald hatte er sich ganz und gar dahinter verborgen, und wir befanden uns diesen Wänden gegenüber,

die so glatt sind, als wenn der Steinmetz sie bearbeitet hätte. Sie können sich wohl denken, daß wir, um ein solches Naturwunder zu überklettern, anders hätten constituirt seyn müssen, als wir es waren. Diese Mauer zu umgehen, hätte einen ganzen Tag verlangt. Sie sehen also ein, daß die Lage schwierig war.

„Endlich, nachdem wir vier Stunden zwischen Trümmern und Felsenstürzen gewandelt waren, befanden wir uns an dem Fuße der Mauer selbst, deren Gipfel in den Himmel zu reichen schien, über den hinaus sich aber noch schöne Gletscher erhoben, mehr als dreitausend Metres über uns.

„Inzwischen bemerkten wir in einer kleinen Coulla (Station für die Hirten) eine Art von Wilden, der auf der Erde lag; das war ein Contrebandier. Da er genöthigt war, die gebahnten Straßen zu fliehen und sich den gefährlichsten Pfaden anzuvertrauen, so mußte dieser Mann die unwegsamsten Päße kennen. Während nun meine Gefährten, mit Ausnahme der Herren Lapeyrouse und Ramond, die sich gleich mir auf das Eis wagen wollten, mit einander debattirten, ob man nicht durch das Thor von Pinede nach Spanien hinuntersteigen sollte, um wieder durch das Thal von Beousse heraufzusteigen, so fragte ich unsern neuen Gefährten um seine Meinung; er antwortete mir, daß das Eis gangbar seyn müsse, und einige Minuten später bekräftigte er diese Worte, indem wir ihn aus dem Gesichte verloren.

„Herr Ramond erklärte hierauf, daß er entschlossen sey, denselben Weg zu gehen, und hierauf setzte die ganze Gesellschaft, von seiner Beharrlichkeit angesteckt, den Fuß auf den Schnee.

„Anfänglich schien es nur ein Scherz. Der Schnee war nicht sehr abhängig, gab leicht unserer Körperschwere nach, und verhinderte so unser Ausgleiten. Dies waren jedoch nur die Rosen, die Dornen sollten nachkommen. Wir hatten noch nicht zweihundert Toisen zurückgelegt, als die Neigung zunahm. Wir blickten über uns; der Pfad schlängelte sich so steil wie eine Mauer in die Höhe. Wir blieben jeden Augenblick still stehen, und berathschlagten mit ängstlichen Mienen. Dieses aber raubte uns Zeit und Muth, die wir beide nöthig hatten. Wir waren nun vom Schnee auf das Eis gekommen; das war freilich schlimmer. Die, welche solches Steigen nicht gewohnt waren, äußerten Furcht und machten unendliche Schwierigkeiten: Herr Lapeyrouse erklärte bald, daß er nicht weiter könne; Herr Ramond befahl zwei von unsern Leuten, bei ihm zurück zu bleiben, und alle drei setzten sich auf einen Felsen, und sahen uns weiter steigen.

„Kaum waren wir eine Viertelstunde höher, so wurde der Gletscher so hart wie Stein. Unsere Steigeisen konnten nicht mehr eingreifen, und wäre hier Einer von uns gefallen, so würde er die Andern alle mit sich gerissen haben. Der Erste hieb nun mit einer kleinen Axt Löcher in das Eis, worein er und alle Nachfolgenden sorgfältig die Füße setzten, und so marschirten wir langsam und bedächtig vorwärts.

„Plötzlich hörten wir ein durchdringendes Geschrei über uns, und wir sahen einen Mann, der vier bis sechshundert Fuß auf dem Eise herabtaumelte, und endlich, ungefähr vierzig Schritte von uns an einem Felsen, der am Rande eines Abgrunds stand, liegen blieb. Dies war unser Contrebandier. Er hatte sich der Mauer nähern wollen, um die Neigung des Gletschers zu vermeiden, aber der Fuß war ihm ausgegleitet, und ich begreife nicht, daß er nicht ganz und gar zerschellt war. Jedenfalls war er der heiligen Jungfrau eine tüchtige Kerze schuldig geworden.

„Ich stand ihm am nächsten; er hatte sich den Kopf aufgeschlagen, und ich sah ihn schwindelnd an dem Stein sich fest halten. Ich hätte Alles darum gegeben, um ihn sogleich aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, dazu war aber kein Mittel. Erst nach fünfundzwanzig Minuten gelangte ich zu ihm hin, denn es ging abwärts, und ich mußte Löcher in das Eis hauen. Endlich erreichte ich ihn. Er hatte seinen Hut, seinen Pack und seinen Stock verloren, und nur vier Fuß weiter, so hätte ihn der ungeheure Schlund des Gletschers verschlungen. Ich legte mich auf den Rand, um hinabzusehen; das war schwarz wie ein Ofen, man hätte es einen Rauchfang der Hölle nennen können!

„Sie können wohl denken, daß dieses Abenteuer unsere Gesellschaft nicht sehr ermuthigte. Man schlug vor, zu versuchen, die Felsen zu ersteigen, welche den Gletscher umgeben, und zweimal unternahm der Jäger von Heas mit mir dieses Wagstück; aber zweimal mußten wir unsern Vorsatz aufgeben. Es war uns eben so unmöglich, als durch die Luft zu fliegen.

„Wir waren nahe daran, umzukehren.

„Inzwischen hatte Herr Ramond den Gletscher gemessen, dessen Abhang 80 Grade hatte; er war überzeugt, daß dieses seine stärkste Neigung war. Man entschloß sich also, noch einen Versuch zu wagen, und eine halbe Stunde später sahen wir den Gipfel der Mauern, auf denen wir schon seit sieben Stunden herumkrochen. Wir empfanden einen frischen Luftzug, und die Hoffnung, den Gipfel des Mont Perdu jetzt zu erreichen, ließ uns unsere Ermüdung vergessen. Als ich, der Erste, den Gipfel erreicht hatte, stieß ich ein Freudengeschrei aus, in

das meine Gefährten nach und nach einstimmten, dem aber alsbald ein tiefes Stillschweigen folgte. Wir hatten geglaubt, den Gipfel des Mont Perdu leicht erreichen zu können, allein jetzt sahen wir, welche Klüfte, welche Abgründe, welche Wüsten uns noch von ihm trennten.

„Man kann sich unsere Ueberraschung kaum vorstellen, als wir den Berg in seiner kolossalen Größe vor uns liegen sahen, neben ihm den Cylindre, der sich rechts dräuend erhob. Alle diese Dome, alle diese Spitzen von Schnee und Eis, die sich über einander thürmen gleich gefrorenen Wasserfällen; — wir setzten uns entmuthigt auf die Erde. Neben uns lag ein großer See, dessen Oberfläche fast ganz gefroren war, und auf dem ein Trupp Gemsen umherirrte und Wasser zu suchen schien, um seinen Durst zu stillen; sie flohen bei unserer Annäherung und wir blieben allein in dieser Wildniß.

„Herr Ramond bat mich, mit ihm zu dem See hinabzusteigen, und über ihn hinweg gelangten wir zu einem kleinen Vorgebirge, aus rother Erde bestehend. Er schlug mit seinem Hammer daran, um die Richtung der Strömungen zu erkennen; allein bei dem zweiten Schlage schon hörte ich ihn ein Freudengeschrei ausstoßen, und sah, wie er die Erde durchwühlte. Er hatte eine Austernschaale gefunden; ich mußte auf seinen Wunsch die ganze Gesellschaft herbeirufen, und wir entdeckten eine Menge Polypen und anderer Seethiere. Von diesem Augenblicke an glaubte ich, daß wir über den Mont Perdu den Sieg davon tragen würden. Diese Herren, die so eben noch so niedergeschlagen waren, sprangen jetzt vor Freude, und wollten hier übernachten, um mit anbrechendem Tage den Gipfel zu ersteigen. Aber die Kälte? .... Was Kälte bei so schöner Hoffnung? — Aber die Lebensmittel? .... Man stirbt nicht in zwölf Stunden, wenn man gleich nichts zu essen hat. — Ich wußte nicht, was ich anstellen sollte, um sie von dem tollkühnen Vorsatze abzubringen, denn bei dem Witterungswechsel, den ich voraussah, hieß hier zu bleiben, das Leben riskiren. Da kam mir eine beredtere Stimme, als die meinige, zu Hülfe. Eine Lawine rollte von den höchsten Theilen des Gebirges hernieder, ihr Donner weckte die Echostimmen, und dieß gab uns einen kleinen Begriff von einem Gewitter in diesen Regionen: die Unerschrockensten erbleichten.

„Herr Ramond benützte diesen Augenblick, um die Gesellschaft zur Rückreise zu bestimmen; mein Vorschlag, durch das Thal von Beousse zu gehen, um den beschwerlichen Gletscher zu vermeiden, wurde angenommen. Wir mußten lange Zeit an fürchterlichen Abgründen hinklettern, über Felsenkämme gehen, die nur einen Fuß breit waren, und über steile Wände hinabrutschen. Wir zogen uns aber glücklich

aus dieser Lage. Als wir das Thor von Pinede erreicht hatten und in die Scheune traten, wo wir schon am Morgen gewesen waren, brach das Gewitter mit Ungestüm los, und ein so ungeheurer Hagel stürzte auf unser zerbrechliches Dach, daß wir alle Augenblicke fürchten mußten, es zertrümmert zu sehen.“

— „Mithin, Simon,“ sagte ich, „seyd Ihr nur bis zum Fuße des Mont Perdu gekommen?“

— „Ja, mein Herr, und das war schon genug. Ich gelangte jedoch zur Ueberzeugung, daß wenn man den Berg von der spanischen Seite angreifen wollte, man ihm gewiß den Fuß auf den Kopf setzen könnte; ein gutes Kniegelenk wird aber immer dazu gehören.“

Ich hätte wohl gewünscht, die Wahrheit dieser Voraussetzung zu erproben; das schlechte Wetter aber, welches von unserer Rückkunft nach Jaca bis zu meiner Abreise nach Paris sich einstellte, ließ mich mein Experiment nicht wagen, und so glaube ich denn auch, daß der Gipfel des Mont Perdu bis auf diese Stunde noch so jungfräulich dasteht, als da er aus den Händen des Schöpfers hervorging.

Das Parlament im Jahre 1835.

II.

Das Oberhaus.

(Schluß.)

Springen wir über die Tafel der Huissiers, so befinden wir uns wie plötzlich mitten unter dem Generalstabe der toristischen Opposition. Hier sitzen die Minister-Pairs der vorangegangenen konservatistischen Verwaltung, Alle über dem reiferen Alter, wie die gegenwärtigen Minister-Whigs in einem Alter zwischen fünfzig und siebenzig, meistens aber im letzten Jahrzehnte stehen.

Gehen wir gerade auf den Generalissimus los, der sich im Centrum mit gekreuzten Armen, auf der zweiten Bank hält. Ich glaube, er schläft; denn ich weiß nicht, welches ängstliche Schnarchen aus seiner in ein schwarzes Kleid eingeengten Brust dringt; man weckt ihn; er nimmt seinen Hut auf eine brusque Weise ab, und entblößt sein langes, noch mit allen weißen, kurzgeschnittenen Haaren bedecktes Haupt. Betrachten Sie dieses schmale Kinn, welches immer vor- und rückwärts marschirt, diese eingekniffenen Lippen, diese höckerige Nase, diese blauen, glänzenden, starren Augen, und das ganze gelbe, bronzirte Gesicht — ist das nicht ganz die Physiognomie von Punch *), nur weniger röthlich? Gleicht diese dürre, knöcherne Gestalt nicht einem hölzernen Gliedermann, einer alten Springpuppe?

Beim Anblicke dieses Mannes kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Das ist also das beständigste und vollkommenste Glück des Jahrhunderts, das Derjenige, welcher Napoleon besiegt hat und seit zwanzig Jahren von diesem Ruhme lebt? Und nicht im Kriege allein ist ihm ein günstiges Loos gefallen, der Friede war ihm nicht minder

*) Der Hanswurst im englischen Marionettenspiel.

hold; er hat im Rathe befehligt, wie auf dem Schlachtfelde; lange Zeit hieng eine große, intelligente, freie Nation von seinem Eigensinne ab. Noch jetzt ist er der König der letzten Aristokratie der Welt. Glücklicher Mann! Welche Würden sind ihm entgangen, wenn es nicht solche waren, die er gar nicht haben wollte. Mit einem Schlage sah er sich zum Gelehrten erhoben, ohne je Etwas gelernt zu haben. Jurisprudenz und Theologie wetteiferten, ihm ihre Palmen zu reichen, und Universitäten machten ihn zu ihrem Kanzler. Noch mehr! die exclusiven Cirkel vom West-Ende erkannten seine Suprematie an. Er hat Generationen von Dandys welken, und im Herbste abfallen sehen, ohne als ihr Patriarch im mindesten zu straucheln. Der unbeständige Wind der Mode hat ihm kein Blatt aus seinem Kranze zu entreißen vermocht; er ist ein ganzes Viertel Jahrhundert fashionable geblieben. Folgen Sie ihm diesen Abend zu einem Rout von Grosvenor Square — wie er da auf einem Kanapee thront. Um ihn hüpft ein Schwarm schöner, hoher Damen, von denen jede dem Helden ein Wort, ein Lächeln, einen Blick entreißen will. Sie werden die Begünstigten unter ihnen in seinen Armen erblicken (denn der Held ist taub, und es gibt keine Vertraulichkeit, die ihm nicht erlaubt ist), und während sie ihm in die Ohren sprechen, kreuzen sich seine runzeligen Hände über ihren weißen Schultern. Glücklicher Mann! Sie lesen auch in der That auf der Schnalle seines Hosenbandes, welches sein siebenzigjähriges Bein umschließt, mit diamantenen Lettern geschrieben: „Honny soit qui mal y pense!“ die Devise des Ordens. Glücklicher Mann, wie dem auch seyn mag! Und was hatte er zu vollführen, um in allen Stücken so begünstigt zu werden? Ich weiß es nicht. Ein wenig ruhige Klugheit und kalter Verstand der Kugelprobe gegenüber; mehr aber noch der wohlwollende Strahl und die Parteilichkeit dieses eigensinnigen Gestirnes, welches in so geheimnißvoller Weise auf den Pfad der Prädestinirten leuchtet.

Aber wie er spricht, dieser Herzog von Wellington! Welche Arbeit! Er schüttelt mit dem Kopfe! Er preßt die Lehne seiner Bank hinter sich zusammen! Ueberall möchte er Gedanken zusammenraffen, die er selbst nicht hat. Endlich zieht er einige Bruchstücke unzusammenhängender Phrasen und zerbröckelter Urtheile aus seinem Gehirne. Das gibt zuletzt eine Sorte von nicht allzu unvernünftiger Rede; er läßt errathen, was er sagen wollte, wenn er es nicht gesagt hat. Ich kann versichern: dieser Mann ist ebenso Redner und Staatsmann, wie er großer Fashionable und großer General ist — durch die Gnade seines Gestirnes.

Die Tories im Oberhause wären Undankbare, wollten sie ver-

gessen, daß der Herzog von Wellington es gewesen ist, der sie lange Zeit durch die strenge, ganz militärische Disciplin erhielt, womit er ihre unmäßige Hitze geregelt hat. Nie durfte man es ungestraft wagen, ihm ungehorsam zu seyn. Noch im Beginnen der jüngsten Sitzung erhielt Lord Londonderry in voller Versammlung eine tüchtige Rüge, weil er ein Scharmützel entsponnen hatte, zu dem er von dem General nicht bevollmächtigt war. Gegenwärtig scheinen die schlimmen Köpfe der Partei der Mäßigungen ihres Chefs müde zu werden; bringt er sie nicht bald zu ihrer Pflicht zurück, so werden sie ohne seine Zustimmung dem Volke eine Schlacht liefern. Seine Gnaden nehme sich in Acht; verführen ihn seine Soldaten selbst, diese Schlacht zu liefern, so möchte ihn das Glück von Waterloo leicht verlassen.

Ein eigener Ausdruck von einfältiger, kraftloser Wildheit charakterisirt die Gesichtszüge, welche Sie zur Linken des Herzogs von Wellington erblicken; nicht ein Haar auf dem Kopfe, und trotz dem einen ungeheuern weißen Schnurrbart. Man könnte ihn für einen alten Türken vom Carnaval oder der Komödie halten, der seinen Turban verloren hat; dieses groteske Geschöpf muß man in seiner ganzen Höhe aufrecht stehen sehen; es steht so unsicher auf seinen Beinen, daß es keinen Schritt thun kann, ohne zu straucheln; man könnte dieses Wesen umblasen. Stets ertönt die dünne, schrille Stimme aus diesem großen Körper; nicht als spräche der Mann oft, nein, er zeichnet sich nur durch sein Beifalls-Geschrei für die Kämpfe der Tories aus. Er hält den Gegenpart gegen die Bewunderungsrufe des Lord Holland. Sie würden wohl kaum denken, daß Sie eine illustre Person vor sich sehen, illuster wenigstens, Dank ihrer Geburt, wie sich eines Tags Lord Brougham sehr unehrerbietig auszudrücken beliebte; wohl — es ist eine königliche Hoheit, der älteste Bruder des Königs, der hier die unkluge Rolle eines Beifallklatschers, der Brandstifter einer unpopulären Aristokratie spielt. Es ist ein Prinz von Geblüt, der seinen Rang zu eigenem Vergnügen in dieser schwachmüthigen Darstellung kompromittirt. Dieser Herzog von Cumberland ist in der That schlecht berathen — denn sein militärischer Ruhm gestattet ihm nicht so großsprecherische Mienen anzunehmen, und überdieß hat er gewisse private und öffentliche Sünden auf dem Gewissen, an die er weislich durch seine Prahlereien nicht so stark erinnern sollte. Noch hat man den Verdacht von Mord, ehelicher Verführung und Blutschande nicht vergessen, womit das Daseyn dieses Mannes befleckt war, den vielleicht nur seine Geburt allein der gesetzlichen Strafe entzogen hat. Der Großmeister der orangistischen Logen ist auch Irland sattsam zum Danke bezeichnet. Für ihn gibt es kaum eine Möglichkeit, seine Rechte auf

den Thron geltend zu machen. Vermag er das wohl nicht vorauszusehen? — in diesen Zeitläuften der Volkssouveränität gibt die Legitimität keine untrügliche Garantie für Kronen.

Jene magere Herrlichkeit, das Kinn zierlich auf die wohlbelederte Hand gestützt, eine rothe Nelke im Knopfloch, die Sie dort zu den Füßen der beiden edeln Herzoge erschauen, war seiner Zeit ein sehr empfehlenswerther Dandy, und ist noch heute der würdige Vater des Vicomte Castlereagh. Bei seinem dicken Bauche, und seinen sechszig Jahren ist ihm doch noch eine erträgliche Eleganz geblieben. Man muß seine Tournure bewundern trotz dem Embonpoint, der die Redingote überall zu zersprengen droht. Leider trägt Lord Londonderry den guten Geschmack, der seine Toilette im Widerstreit gegen das Alter auszeichnet, nicht auf seine Haltung als Pair über. Er ist als der indiscreteste Redner einer Kammer zu bezeichnen, bei der Mangel an Mäßigung durchaus nicht als Hauptgebrechen erscheint. Es ist eine Krankheit von ihm, daß er die Minister immer unterbricht, besonders wenn es sich um Spanien handelt, wo er einst als Husaren-Obrist gedient hat. Der edle Lord mag ein vortrefflicher Tory seyn, aber er legt zu viel Eifer an den Tag; ich bin auch Herrn von Talleyrands Meinung, es gibt nichts so Unseliges, als unmäßigen Eifer. Diese Husaren-Zügellosigkeit trägt ihm vom Generalissimus brave Püffe ein. O'Connell hat den kriegerischen Marquis vollkommen charakterisirt, indem er ihn halb einfältig, halb wahnsinnig — **half idiot, half maniac** nannte. Er ist kein boshafter Mensch, allein die Natur hat ihn zu reich mit jener unterbrochenen Beredsamkeit ausgestattet, welche die Lücken des Worts und der Gedanken durch einen heftigen Strom von Geberden ausfüllt. Er gefällt sich gar zu sehr, sein Batistsacktuch aufzupflanzen. Meines Erachtens würden Whigs und Tories gleich viel gewonnen haben, hätten sie seinen Abgang zur Ambassade in St. Petersburg zugegeben.

Lassen wir um den Herzog von Wellington seine Hauptadjutanten und ehemalige Mitminister, Lord Aberdeen, Lord Wharncliffe und Lord Ellenborough. Das sind drei kluge, geschickte, wenn auch nicht gemäßigte Tories, die sich gut auszudrücken wissen — wir haben keine Lust diese Herren abzuconterfeien. Eine epische Aufzählung beschreibt nicht alle Soldaten der beiden Heere, nicht einmal alle Offiziere; wir haben weniger, als eine Iliade unternommen. Aus guten Gründen berührt unser Fingerzeig nur die hauptsächlichsten Erscheinungen dieser Versammlung.

Um unsere Revue nach der Ordnung zu vervollständigen, setzen wir unsern Gang durch die Kammer fort, und betrachten die Bänke-

Reihen zu unserer Linken. Bemerken Sie nicht da oben auf der dritten, an die Mauer angelehnt, diese Affengestalt mit blonder Perrücke und schiefem Munde, welche aussieht, als wollte sie Nüsse knacken? So ferne sich dieser edle Baron vom Hauptquartiere der Tories hält, so ist er doch einer von ihren gefürchtetsten, gewichtigsten Capitainen. Zweimal ist er Großkanzler gewesen, und zwar noch beim letzten Ministerium Peel. Das ist Lord Lyndhurst. Wie Lord Brougham ist er von der Schranke durch die Kammer der Gemeinen zum Wollsacke gelangt. Seine außerordentliche Häßlichkeit hat nichts Gemeines; er ist im Gegentheil der erste Rechtsgelehrte, bei dem ich wahren Weltton und Hofsitte gefunden. Auch ist er nicht allein Gesetzkundiger, er ist zugleich der feinste, klarste, geschickteste, mäßigste Sprecher; seine Rede ist bestimmt und angenehm gedrängt. Sein voller, kräftiger, in der Regel ruhiger Ton ist doch bei Gelegenheit jeder Bewegung fähig; aber um ihn einigermaßen zu erwärmen, bedarf es eines persönlichen und verborgenen Verdrusses. Sein Gewissen kann nicht so sehr seiner Herr werden, um ihn fortzureißen; er hat kein Gewissen — dieses Privilegium der Advokaten hat er sich vorbehalten. Sonst war er Whig und etwas drüber. So sehr er sich in schöne Manieren verschleiert und in der Aristokratie einweicht, so ist er im Fond doch noch Advokat. Jetzt ist er Tory, weil ihm der Torism seine Plaidoiries verschwenderisch bezahlt hat. Würde ihm die Reform stärkere Honorare bieten, so möchte er, fürchte ich, in seiner Tasche viele Beweise zu Gunsten der Reform vorfinden.

Ehe wir uns um die Ecke der äußersten Linken wenden, betrachten wir einen Augenblick drei Personen, welche in sich den ganzen Ultratorismus des Hauses vereinen, — sie sind unten an der Seite am Ende der letzten Bank angereiht.

Der Erste, der lange trockene Leichnam in weißer Halsbinde, im Sonntagsstaate, grob gebaut, grob gekleidet, der ganz wohl einen Thürsteher vor einer katholischen Kirche vorstellen könnte, ist der Herzog von Newcastle. Bewundern Sie dieses glanzlose, dumme Auge, diese langen, gespitzten Ohren. Wie er horcht! Wie seine ganze Albernheit aufmerkt! Seyn Sie indessen überzeugt, er hört Nichts. Die Worte müssen lange an die Thüre dieses harten Gehirns schlagen; bei ihm wird es erst Tag in einer Idee nach einer Woche reiflicher Deliberation. Gewöhnlich fängt er erst am Schlusse einer Sitzung an, sich die Thronrede klar zu machen, die bei der Eröffnung gehalten worden ist. In seinem Verstande hat sich nur eine Art von brutalem eingefleischtem Hasse gegen Alles festgestellt, was nach Reform schmeckt. Die harten Lectionen, welche ihm die Volkswuth beizubringen bemüht

war, haben seinen blinden Leidenschaften keine Klugheitslehren gegeben. Im Allgemeinen erscheinen die Klagen und Vorwürfe des edeln Herzogs als lahme Retardate seiner Fassungsgabe; die Pairie könnte diesen Winter sterben und begraben werden, ich wette, er würde im nächsten Frühjahre seine Pferde anspannen lassen, um die Emancipation der Katholiken im Oberhause zu bekämpfen.

Die zwei Andern sind Grafen von hohem Credite bei der Kirche, beide mehr Fanatiker, als Tories.

Dieses erleuchtete Gesicht mit dem flammenden Auge, dieser Mann, der die Falten seines weißen Jabots mit dem Knopfe seines Regenschirmes liebkost, ist Lord Winchelsea, ein ehrlicher Mann, glaube ich, ein unbändiger, aber aufrichtiger Protestant. Im Grunde der wahnsinnigen Homelien, die er in der Kammer oder für die Colonnen des Standard improvisirt, liegt der Ausdruck von Ueberzeugung, welcher eine Entschuldigung für ihre Unduldsamkeit in sich schließt. Gewiß beredet sich der edle Besessene, wenn er die Verfolgung des Papismus predigt, daß ihn sein Apostelthum selbst zum Märtyrer mache.

Der Andere, jener enorme, ungestaltete Coloß dort, den man für einen Kürassier der Elite halten möchte, welcher wegen übermäßiger Beleibtheit aus dem Dienste entlassen worden ist, hat zwar bei seinem protestantischen Mysticismus ein noch stärkeres Caliber, aber ich würde auf seine Reliquien weniger Glauben setzen. Dieser Lord Roden war in seiner Jugend ein Ungläubiger, welcher weder Gott noch den Teufel anerkannte, und seine Anbetung einzig und allein auf Tafelfreuden und Schwelgereien jeder Art beschränkte. Aber in einer Nacht der Ausschweifung hatte er eine Schwedenborg'sche Erscheinung, die ihm zurief: „Du issest zu viel!“ Empfänglich für des Himmels Rath, beeilte sich Graf Roden, seine Tafel und seine ungeregelten Sitten zu reformiren, und nach und nach gestaltete er sich zum evangelischen und politischen Prediger, als welchen wir ihn noch jetzt im Oberhause sehen. Indessen ist er durch diese Verwandlung keineswegs abgemagert; seine neue Frömmigkeit hindert ihn nicht, ein wüthender Orangist zu seyn, der stets bereit wäre, wenn man ihn gewähren ließe, seinem Könige eine prachtvolle Hekatombe irländischer Katholiken zu opfern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Bänke vor der Schranke, dem Throne gegenüber. Man nennt diese Bänke die unabhängigen. Die meisten Pairs, die dort sitzen, sind Minister gewesen. Der größte, der Gestalt und dem Rufe nach, ist Lord Grey. Wie ist seine lange Gestalt doch so schwach und gekrümmt! Als er siebenzig Jahre zurückgelegt hatte, konnte er sich nicht mehr auf seinem Posten halten; es mangelte ihm an Kraft, länger das schwere Unternehmen der Reform

durchzuführen, darum legte er selbst die Last auf Schultern, die er an das Tragen gewöhnt hatte, und leistete definitiv auf die Gewalt und das Wort Verzicht. Sein Zeitgenosse lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren, er war ein kräftiger, loyaler Mann; als er das Steuerruder ergriffen, führte er das Schiff in der Richtung, die er sich seit dreißig Jahren überlegt hatte. Er hat nicht elenden Verrath an seinen Versprechungen und seiner Vergangenheit geübt, wie jene meineidigen Verwalter revolutionären Ursprungs, welche Frankreich seiner glorreich unnützen Juli-Revolution zu verdanken hat. Er ist der erste Whig, der es gewagt hat, consequent nach seinen Grundsätzen zu handeln, und es gehörte doch in der That keine geringe Festigkeit und Entschiedenheit dazu, der Reform die weite Thüre zu öffnen, von der er wußte, daß sie sich nicht wieder schließen dürfe.

Auch war er kein gleichgültiger Redner. Wohl erinnert man sich noch der Kraft, die er seinen würdigen, eindringlichen, durch Ueberzeugung gestählten Worten zu verleihen wußte. Die edle Geschmeidigkeit seiner Sitten erinnert lebhaft an Frankreichs Herzog von Montmorency Laval, nur mit dem Unterschiede, daß Lord Grey sein Ministerium nicht allein mit schönen Manieren gemacht hat, wie der ehemalige Plenipotentiaire Karl X. in Wien seine Ambassaden.

Der andere Lord mit groben Gesichtszügen, noch frisch und blond, ist Graf Ripon, in der Politik mehr unter seinem zweiten Titel als Vicomte Goderich bekannt. Auch er hat sich einst auf die höchste Stufe der ministeriellen Leiter aufgeschwungen, doch scheint er nicht zum Privatleben entschlossen, zu dem er in Folge seiner Unfähigkeit wieder herabsteigen mußte. Strebt er noch einmal hinauf, so schlägt er nicht den Weg ein, der ihm zukommt; es ist nicht mehr an der Zeit, zwischen zwei Meinungen zu schwimmen, und an zweierlei politischen Tafeln zu speisen. Es wäre ein doppeltes Unheil, gelangte er wieder zu den Zügeln der Regierung. Die Verwirrung im Ausdruck und der Rede, wenn er spricht, beweist hinreichend, daß er nicht Klarheit und Entschiedenheit genug besitzt, um heut zu Tage die fortreißenden Pferde des Staates zu bewältigen.

Der Herzog von Richmond hat bis jetzt den hohen First der Macht noch nicht erstiegen, aber er ist einer von den dürftigen Edelleuten, für die der Liberalismus durch einträgliche Stellen Werth erhält. Er ist ein aristokratischer Werth, geeignet für alle militärische und civile Bedürfnisse, gut für alle Gehalte. Obgleich General-Lieutenant und Adjutant des Königs, hat es seine Gnaden doch nicht verschmäht, die Posten zu dirigiren, und an einem Whig-Ministerium Antheil zu nehmen. Jetzt schmeichelt er sich mit der chimärischen

Hoffnung einer Justemilieu-Verwaltung, und gedenkt dabei auch eine Stelle einzunehmen. Ludwig XVIII. hatte ihn in seine erste Kammer gesetzt. Ich weiß nicht, was die Revolution von 1830 aus dieser englisch-französischen Pairie gemacht hätte. Vielleicht hätte der edle Herzog nur den falschen Schimmer Pariser Eleganz beibehalten, durch welche sich sein Anzug vor dem der steifen, englischen Stutzer auszeichnet. In jedem Falle finde ich es schätzenswerth, daß kein französischer Incroyable der neuesten Zeit sich so weit gehen läßt, wie der Herzog von Richmond, der in voller Sitzung seine Beine über dem Knie kreuzt, um sich besser in seinen gewichsten Stiefeln spiegeln zu können.

Den Herzog von Wellington, den Ehrendechant der englischen Mode unter unsern edlen Lords, ausgenommen, haben wir noch keinen gefunden, der sich wirklich fashionable nennen dürfte. Jetzt bietet sich Lord Alvanley unsern Blicken. Ja, dieser kleine, aufrechte, aufgeblasene, athemlose Mann, ohne Tournure, ohne Toilette, an dessen Anzug nichts ausgesucht ist, als die gelben Handschuhe, der von einer Orgie zu kommen scheint, zu welcher er eiligst zurückkehren muß, ist einer der Haupt-Repräsentanten des neuen Fashionablisme im Oberhause. Sonst war er Whig, jetzt ist er Tory, oder vielmehr guter Kamerad; er schlägt sich zu Denen, welche Diners und Soupers geben. Nun haben die Tories offene Tafel, also ist er Tory. Um sich zum Conservatisten zu stempeln, hätte er nicht seinen Ruin abzuwarten nöthig gehabt. Gleichviel. Nachdem er sein Gut verzehrt, hilft er Andern, und bezahlt mit seiner Person und seiner Munterkeit. Er besitzt auch in der That einen so reichen Vorrath von Humor, daß man von seinen lustigen Streichen ein Buch schreiben könnte. Im Parlamente ist er indessen mäßig. Sein böser Dämon verleitete ihn nur eines Tages, sich an O'Connell zu vergreifen; der Kampf war ungleich, der Agitator schlägt mit tödtlichen Waffen drein. So fashionable und wahrhaft geistreich Lord Alvanley seyn mag, so wird er doch sein ganzes Leben den Titel eines bloated buffon (aufgeblasener Possenreißer) an der Stirne tragen, welchen ihm der rohe Gegner aufbrannte, an den er sich so unklug gewagt hatte.

Der wohlgebaute, anmuthige, hübsche junge Mann, welcher aus dem Saale tritt, ist Graf Errol. Er stimmt mit dem Ministerium, obgleich er beinahe zur königlichen Familie gehört, denn er ist ein nicht officieller Schwiegersohn William IV., weil er eine von den natürlichen Töchtern Seiner Majestät geheirathet hat. Gerne möchte ich Ihnen seinen Schwager, den Grafen Münster, illegitim demselben erhabenen Stamme entsprossen, zeigen, aber er wohnt den Sitzungen

selten bei; weder bei dem einen noch bei dem andern der beiden edeln Grafen ist man sparsam mit den Sinecuren umgegangen. Sie sehen, daß in dem Jahrhundert constitutioneller, soi-disant moralischer und ökonomischer Regierungen die Souverains, nach Art Ludwig XIV., sich noch ein wenig mit Bereicherung der Bastardschaft abgeben.

Sie fragen nicht, wer der ausgetrocknete Greis mit den Schwefelholzbeinen in den umgestülpten Stiefeln sey. Sehen Sie die ailes de pigeon und den gerollten Zopf, wie er auf dem glänzenden, gepuderten Rücken eines antiken blauen Fracks tanzt! Möchte man ihn nicht für einen Emigré halten, der bei der Restauration im J. 1814 vergessen wurde und diesseits des Kanals zurückgeblieben ist? Bemerken Sie, wie er geht und kommt: das ist das perpetuum mobile. Seine achtzig Jahre hindern den Grafen von Westmoreland nicht, der eifrigste, thätigste Tory dieser Versammlung zu seyn. Er ist Cabinets-Mitglied gewesen, und erhebt jetzt noch von Zeit zu Zeit seine alte Stimme, um seine alte Sache zu vertheidigen. Sogleich nach der Sitzung werden Sie ihn einen alten Klepper, so mager, als sein Herr, besteigen, und Beide im Galopp forteilen sehen. Es mag ein Gebilde der Einbildungskraft seyn, aber ich glaube, am Tage, wo er nicht mehr erscheint, wird auch der ganze Torismus verschieden seyn. Unwillkürlich fasse ich in dem alten Manne zusammen, was dieser sterbenden Partei an Energie und Festigkeit geblieben ist. Er erscheint wie das letzte lebende, wandernde Skelett unter den leblosen Skeletten dieser in Staub zerfallenden Aristokratie.

Haben Sie den andern kleinen, geschäftigen Greis, der die Brille auf die Stirne geschoben und mit seinen Krebsaugen überall umherschaut, bemerkt, wie er beständig von Bank zu Bank läuft, und Jedem etwas in das Ohr zu sagen hat; gewiß hätten Sie ihn nach seinem Anzuge für einen Huissier der Kammer gehalten! Nun — das ist eine Sorte von Personnage, das ist eine edle Personnage — es ist Lord Shaftesbury, er stammt vom berühmten Grafen desselben Namens, von einem der ersten Essayists unserer Zunge, ab, der uns ein dem Style nach klassisches und dem Geiste nach sehr ausgezeichnetes Werk hinterlassen hat. Der gegenwärtige Graf Shaftesbury zeichnet sich nicht durch gleich erhabene Verdienste aus — er ist ein fleißiger, industrioser Mann. Als die Tories noch am Ruder waren (denn er ist starker Tory), wußte er sich den äußerst productiven Posten eines Präsidenten der Comités zu verschaffen, er zeigt auch Geduld, Einsicht und Gewandtheit, wie es sein Geschäft verlangt; überdieß ist er Vicesprecher der Versammlung. Bei Gelegenheit breitet er dann seine kleine schwarze Person auf dem Wollsacke aus; da er hier aber nur

in seinem unscheinbaren Costume figuriren kann, so wird ihm diese Ehre selten zu Theil; nur bei der äußersten Noth, und wenn es an jedem andern disponibeln Sprecher gebricht, genießt er den Vorzug. Eine englische Kammer glaubt sich nur in der Robe und Perücke würdig und gesetzlich präsidirt.

Dem heiligen Georg sey es gedankt, wir sind heraus aus der Masse der Tories, wir sind um den zweiten Winkel der Schranke getreten; wir kehren zum Throne zurück, indem wir durch die Bänke zur Linken schreiten und stehen unter den Whigs, die uns den Paß nicht sehr schwierig machen werden. Mein Gött! welche Lücken. Jetzt einen Blick auf die großherzigen, einsamen Pairien, und unser Spaziergang ist zu Ende; wir haben unser Reisewerk in der Kammer vollbracht.

Graf Radnor ist einer von den wenigen uninteressirten Whigs, die die Reform für sich selbst ergriffen haben, und nicht, um zu den Fleischtöpfen der Gewalt zu gelangen. Er füllt seinen Stand als liberaler Pair mit Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit, Rechtlichkeit und jener Festigkeit aus, welche seine gerade, nervige Person verspricht. Seiner Rede mangelt es an Schmuck, aber man muß ihn hören, wenn er spricht; er gibt den Ausdruck gehärteter Rechtschaffenheit, welcher das Auditorium zur Aufmerksamkeit zwingt.

Der Marquis von Clanricarde besitzt nicht dieses Selbstvertrauen, diesen Muth, aber er zeichnet sich ebenso durch unabhängige, aufrichtige Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit aus. Eine Art innerer Anmuth verhüllt bei diesem jungen Lord die Unebenheit seines Aeußeren; seine Stumpfnase, sein tief liegendes Auge, sein leichenblasser Teint schrecken nicht zurück; Sie haben nie eine so schöne Blässe gesehen, — es ist ein ganz angenehmer, lächelnder Todtenkopf. Paris kennt den Marquis von Clanricarde hinreichend durch die geistige Causticität seiner Gattin, einer Tochter Cannings, die sich im vorigen Jahre so grausam auf Kosten aller kleinbürgerlichen, pedantischen, quasi-legitimistischen Aristokratien der französischen Hauptstadt belustigt hat.

Schreiten wir zum Hauptquartiere der kleinen Whigsarmee. In ihrem Rücken hält, als Befehlshaber des Reservecorps, Lord Plunket, Mitglied der Verwaltung, obgleich nicht im Cabinet. Irland, dessen Kanzler er ist, hat wahrlich manche bittere Klage gegen dieses lange Zeit ungerathene Kind. Der Undankbare! Er konnte sein Geburtsland verrathen, um sich und die Seinigen zu bereichern; er hat sein Vermögen mehr geliebt, als seinen Ruf, und mit seiner Ehre die Ehrenstelle bezahlt, in die er sich kleiden ließ. Aber Cobbett und unsere

treuen Irländer haben den Ehrgeizigen hart genug bestraft. Irland ist wie alle Mütter; es öffnet die Arme den verlorenen Söhnen, wenn sie zurückkehren.

Völlige Amnestie für den alten bereicherten Advokaten, Vergessenheit seinen Fehlern, wenn er sich seiner ehrenvollen Jugend erinnert, und zum Dienste der heiligen Sache zurückkehrt. Der Beistand eines Mannes von der Einsicht Blunkets ist nicht zu verachten. Das Alter hat die außerordentliche Klarheit dieses mächtigen Geistes noch nicht vermindert; es gibt kein verborgenes Winkelchen bei der dunkelsten Frage, über das er nicht völlige Tageshelle zu verbreiten wüßte, und dabei ist er nicht allein durch wissenschaftliche Erleuchtung mächtig. Ob er gleich als guter Podagrist erscheint, der sich mit einer Hand auf dem Stocke stützen muß, wenn er sich zum Sprechen erhebt, so besitzt er doch jene ergreifende, robuste Bestimmtheit, mit der er den Tories die demüthigendsten Wahrheiten zu sagen vermag, ohne sich durch Unterbrechungen im Geringsten außer Fassung bringen zu lassen. Seine Ironie beleidigt oder verwundet um so mehr, als sie sich stets hinter eine bürgerlich einfache Miene versteckt.

Am äußersten Ende dieser Bank, welche an die der Minister anstößt, haben Sie Lord Brougham erkannt. Er ist die lebende Carricatur, von der ihnen die Bilderhändler am Strand so verschiedenartige Portraits gezeigt haben. Sehen Sie sein langes Gesicht, seine langen Beine, seine langen Arme, den ganzen unzusammenhängenden Verein seiner langen Person. Der Ausdruck seiner Physiognomie hat etwas Wildes. In diesem Gehirn ist sicher ein kleiner Gran Verrücktheit verborgen. Seine kleinen, stechenden Augen blinzeln aus der Tiefe ihrer Höhlen. Beständig öffnet und schließt ein krampfhaftes Zucken den großen Mund; man könnte Angst bekommen, würde man nicht durch die dicke, aufgestutzte Nase wieder beruhigt.

Kümmern Sie sich nicht, wenn der gelehrte Baron in diesem Augenblicke sich so sonderbar lebhaft geberdet; er sitzt auf Nadeln, man quält ihn, weil man spricht und er schweigen muß. Sprechen heißt Lord Brougham Unheil zufügen.

Jetzt setzt sich der Redner — Lord Brougham ist aufgesprungen; er steht auf seinen Füßen, er hat das Wort erhascht, hält es fest, und wird es nicht so leicht loslassen. Er erklärt, daß er nur zwei Worte zu sagen habe; müssen Sie Geschäfte abmachen, gehen Sie, in zwei Stunden können Sie wiederkommen; Sie werden ihn noch bei voller Beweisführung treffen. Es ist ein Elend, daß die lange Erfahrung des Advokaten und Parlaments-Mitgliedes einem Geiste von solcher Abhärtung nicht Mäßigung beizubringen vermochte. Er hat einen

beißenden Sarkasmus gebraucht, jetzt macht er ihn durch langes Hin- und Herwenden selbst wieder stumpf. Er hat die unangreifbare Festigkeit eines Beweises dargethan; jetzt wirft er ihn selbst um, so viele neue Beweise baut er drüber her. So richtet seine Indiscretion die beste Sache und seine schönsten Reden zu Grunde. Ein ungeschickter Luftschiffer zersprengt er die Ballons und stürzt mit ihnen auf die Erde, weil er sie allzusehr angefüllt hat. Wir, die wir hören, wollen durch eine Beweisführung überzeugt seyn und bei einer Ironie lächeln, aber wir verstehen auch ein halbes Wort. Wenn Ihr jede Sache mit einem so weitschweifigen Commentar begleitet, so verletzt Ihr die Würde unseres Geistes. Je länger Ihr darauf beharrt, desto mehr werden wir ermüdet. Euer hartnäckiges Zweifeln an unserer Einsicht muß uns reizen und verwunden.

Uebermäßige Pedanterie ist das Hauptgebrechen in der Redekunst des Lord Brougham; mit Recht hat man ihn den Schulmeister genannt. Seine großartigen Fähigkeiten als gelehrter, unermüdlicher, caustischer Raisonneur sind keines Wegs zu bestreiten; aber seine übertriebenen Auseinandersetzungen stehen außer allem Verhältniß namentlich im Oberhause, wo die Fragen summarischer und ein wenig nach der zu- zurückhaltenden Weise der Salons behandelt werden. Es ist eine Taktlosigkeit, weiß man sich den Geschmack seiner Zuhörer nicht zu eigen zu machen. Henry Broughams Manieren sagten den Gemeinen besser zu, wo die Debatten mehr ausgedehnt werden, wo man sich nicht so sehr beeilt, zum Ziele zu gelangen; da war er denn auch mehr noch Advokat geblieben. Ohne Zweifel wird er von seinen Haranguen nicht minder ermüdet, als seine Zuhörer; er schont seinen Körper durchaus nicht, schreit und gesticulirt, ohne Mitleid mit sich selbst; er dreht und krümmt sich, wie ein Equilibrist; er tanzt und springt mit seinen Phrasen; er schwitzt und erhitzt sich über die Maaßen; aber er läßt mich kalt, denn diese Art von Beredsamkeit kann mein Blut nicht entflammen.

Ueber den Schriftsteller Lord Brougham habe ich noch ein viel strengeres Urtheil zu fällen, Brougham ist nämlich Schriftsteller, und viel zu viel Schriftsteller. Die traurige Thätigkeit, die von ihm Besitz ergriffen hat, treibt ihn fortwährend, die Revues mit seinen ökonomischen, politischen, scientivischen, theologischen und historischen Versuchen anzufüllen und Brochure auf Brochure erscheinen zu lassen; das Uebel wäre nur halb so groß, wüßte er neue Ideen in tüchtiger Schreibart zu fördern, — aber das ist stets das unmäßige Ueberfließen von Worten, und da sich vom Papiere nichts verdunstet, so wird es noch weit unerträglicher. Obwohl es von seiner Seite nicht interes-

sirte Spekulation gewesen ist, so kann ich ihm doch nicht verzeihen, daß er diese aussätzige, wohlfeile Literatur gegründet hat, die sich die Verbreitung nützlicher Kenntnisse anmaaßt, während sie nur unrichtige Begriffe auszustreuen, Unwissenheit zu erhalten, und einen abscheulichen Styl einzuführen dienlich ist. In Frankreich, wo man diese unselige Erfindung schnell zu vervollkommnen bemüht war, wird man den Urheber ebenso verfluchen *). Er trägt indessen nicht die Schuld, daß man in Frankreich die Plünderer das ganze literarische Feld mit dem Unkraut besäen ließ, welches die grünen Knospen seiner jungen Poesie zu ersticken droht.

Als Politiker muß uns Lord Brougham noch viel unvollkommener erscheinen. Ich spreche ihn von der Anklage frei, als hätte er sich den Konservatisten um den Preis der Beibehaltung seiner Kanzlerstelle angeboten; das ist offenbar eine Verläumdung seiner Feinde. Er soll nie mit dem Torismus zu thun gehabt haben; aber wenn er nicht zu den Whigs zurückgekehrt ist, so hat nicht er die Schuld. Es ist erwiesen, daß ihn die Whigs nicht mehr unter sich aufnehmen und ihm das Siegel anvertrauen wollten; die Erfahrung hatte ihnen gezeigt, daß er als Feind minder gefährlich sey; denn als Freund. Jetzt ist er weder Tory noch Whig; aber auch nicht Radicaler. Er gehört keiner Partei an, wenn nicht seiner eigenen, der Partei des Lord Brougham.

Das Beispiel des Lord Brougham sollte dem Ehrgeize seines Freundes, des Herrn Dupin, einen heilsamen Wink geben. Sonderbare Analogien finden sich zwischen diesen beiden berühmten Gesetzkundigen; es herrscht eine seltsame Aehnlichkeit im Ausdrucke ihrer Gesichtszüge, in ihrem Vermögen, ihren Inconsequenzen und Bizarrerien. Herr Dupin präsidirt nicht mit größerer Mäßigkeit in der Deputirten-Kammer, als Herr Brougham im Oberhause präsidirte. Das ist auch ein Advokat, der auf dem Fauteuil erstickt und viel lieber das Wort für sich selbst nimmt, als es gibt. Wohl ist seine Beredsamkeit gehaltvoller, kräftiger, gedrängter, siegreicher, seine Schläge sind heftiger, tödtlicher;

*) Ueber des edeln Lords Erfindung haben wir Deutschen uns am meisten zu beklagen — denn die Pfennig-, Heller-, National- u. s. w. Magazine haben nur die Engländer geplündert, ohne mit den besseren deutschen Kenntnissen die Unrichtigkeiten der Originalien aufzuheben. Vor Allem hat sich Herr Adolf Bäuerle in Wien, sowohl was den schönen Styl als was die reinlichen artistischen Beilagen betrifft, die Erfindung sehr zu Nutzen gemacht; seine Zeitung hat jetzt oft die auffallendste Aehnlichkeit mit der Pfennigs-Literatur, die man von kleinen Jungen in den Straßen von London feilbieten sieht; das Colportiren hat er übrigens nicht von Brougham gelernt. Anmerk. d. Uebersetzers.

sollte er aber die Macht, welche er belagert, im Sturme ersteigen, so zweifle ich, ob er sich bei seinem Temperamente die Hälfte der Zeit halten würde, welche unser heftiger Exkanzler auf dem Wollsacke gesessen hat.

§. 3.

Jetzt sind wir unter die Perücke des Sprechers zurückgekehrt, von wo wir ausgingen. Hinreichend Porträts. Wir sind lange genug unter den Reihen der Lords umhergewandert, und haben ihre meisten Celebritäten gezeichnet. Steigen wir wieder auf die Gallerie. Von diesem Balkon aus, wollen wir die Versammlung zum letzten Male in Masse betrachten. Im Geschwindschritte wollen wir einige neuere Sitzungen an uns vorüberziehen lassen; das soll das Defilé und den Schluß unserer Revue bilden.

Nehmen wir die Hauptfrage der Sitzung, die Corporations-Bill, die ich früher bei den Gemeinen aufgeführt habe; legen wir sie jetzt in die Hände der Lords, beobachten wir Ihre Herrlichkeiten an der Arbeit, wie sie eine populäre Maaßregel behandeln.

Seit der parlamentarischen Reform ist die Reform der Municipalitäten der härteste Stoß gegen die Mauern des Oberhauses; es ist der Anfang der Zerstörung. Aufhebung der Erblichkeit der Corporationen, welche kleine Pairien der niederen Stufe bildeten, heißt die Grundfesten der erblichen Gesetzgeber selbst erschüttern.

Als Lord John Rüssel den 21. Juli in Person vor die Schranken des Oberhauses trat, und die Bill vorlegte, welche Tags zuvor einstimmig von den Gemeinen angenommen worden, erklärte er den Pairs den Krieg auf Leben und Tod. Was werden sie im engen Kreise beginnen, in den sie das Volk eingeschlossen hat. Werden sie ihren Purpurmantel schütteln und sprechen: „Wohl, Krieg auf Leben und Tod!“ Nein, sie sind weder so klug, noch so verwegen. Freimüthigern Angriffen werden sie heimliche Kriegslist entgegenstellen. Die Bill wird artig zur Ehre der ersten Vorlesung zugelassen; ohne ein Wort zu sprechen, legt man sie auf das Bureau der Schreiber *). So lange sie hier ausgebreitet ist, wage man es nicht, sie zu unterdrücken oder zu zerreißen, daß Jeder einen Fetzen unter seinem patrizischen Mantel mit nach Hause nehmen kann. Aber was wird man den Ge-

*) Obgleich das Resultat der Corporationsbill durch die Schwäche des Ministeriums und die Nachgiebigkeit des Unterhauses ein anderes gewesen ist, als der Verfasser dieses Aufsatzes zu erwarten scheint, so bleibt die Charakteristik der Verhandlungen im Oberhause scharf, wahr — ein historisches Zeitbild. Anmerk. d. Uebersetzers.

meinen antworten, wenn sie fragen: „Was habt Ihr mit unserer Bill angefangen?“ Geduld, man wird Euch benachrichtigen. Vielleicht hat man die Kraft, die Bill bei der zweiten Vorlesung umzubringen. Auch nicht; indessen ist man entschlossen, sie nicht leben zu lassen; man gewinnt wenigstens Zeit und streckt den Riemen so weit man kann. Die Corporationen sind eingeladen worden, von allen Seiten um ihre Erhaltung zu flehen und Vertheidigung vor der Pairie zu suchen.

In der ersten Sitzung beschließt die Majorität, man solle die Advokaten hören.

Den andern Tag stehen die Advokaten vor der Bresche; Leute, wie man sie braucht, erprobte Tories, wohl geübt im politischen Fanatismus. Das Haupt, der Geschickteste, Sir Charles Wetherel, hat das Verdienst einer eisenfesten Standhaftigkeit. Vor vier Jahren hat er die Siegel ausgeschlagen und auf das Amt des Attorney general Verzicht geleistet, aus Furcht, an der Emancipation der Katholiken Theil nehmen zu müssen.

Während der Plaidoyers hat der Saal ein anderes Ansehen gewonnen. Um besser zu hören, haben sich alle Lords näher an die Schranken gedrängt. Der Herzog von Wellington, der Herzog von Cumberland und Lord Londonderry sitzen am Ende der Bänke, welche die Schranken berühren und hängen an den Lippen des Redners.

Sir Charles macht den weitesten Gebrauch von dem Worte, das man ihm vergönnt, er spricht zwei Tage, oder besser gesagt, er erröthet zwei Tage, er schäumt und sprudelt einen Eiter von Invectiven gegen alle Freiheiten der Welt. Der alte Advokat ist in Manieren und Aussehen gleich unedel und grob; seine Geberden sind eine würdige Begleitung seiner Sprache. Mitten unter den erhabensten Ausbrüchen unterbricht er sich plötzlich und zieht seine herabfallenden Beinkleider auf. Als wahrer Engländer besprengt er seine Beweise nicht mit Zuckerwasser, sondern mit vollen Gläsern Sherry, was gerade wirkt, wie Oel in das Feuer geschüttet. Diese brutale Tavernen-Beredsamkeit ist indessen nicht ganz ohne Erfolg. Um die Eigenliebe ihrer Herrlichkeiten zu geißeln und sie wegen ihrer früheren Schwäche zu beschämen, um ihnen zuzurufen, daß ihre Sache Sache ihres Erbrechtes sey, schließt die Kühnheit des Advokaten damit, daß er ihnen ein wenig Muth in den Leib jagt. „Der Advokat hat Recht,“ sagen sie. Man hat wahrscheinlich die Corporationen verläumdet, ich schlage vor, sie selbst zur Zeugschaft ihrer Unschuld zuzulassen. Der Rath verdient in Betracht gezogen zu werden.

Neue Sitzung, worin die Paßlichkeit dieses Anhörens berathen

wird. Die Discussion kostet nicht viel Mühe, der Beschluß war schon zuvor gefaßt. Lord Brougham zerreibt und quetscht vergebens die Motion des Lord Carnarvon unter dem Gewichte einer dreistündigen Argumentation; der verzögernde Sophismus wird im Triumphe von Lord Lyndhurst wieder aufgenommen. Vermögen Mäßigung und Zurückhaltung nichts von dieser Majorität zu gewinnen, so werden die leidenschaftlichen Anzeigen desto mehr erhalten.

„Ihr habt Unrecht," sagt Lord Blunket, „wenn Ihr unsere Bill durch Euer Zaudern zu zerstören hofft. Ihr werdet nur Euch selbst zu Grunde richten. Euer langer Widerstand gegen die Parlaments-Reform hat Euch weder sehr großartig honorirt, noch in Euerer Lage befestigt. Erschüttert den Boden nicht noch mehr, der schon lange unter Euren Füßen zittert."

— „Auf Euch falle die Verantwortlichkeit der unpopulären Akte," ruft Lord Melbourne mit Verachtung aus, indem er in wenigen Worten Morgens vier Uhr die Debatte der ganzen Nacht resumirt. „Auf Euch allein. Seht zu, wenn Ihr Euch selbst morden wollt. Ueberlegt vorher, ehe Ihr Euch selbst zum Tode verurtheilt."

Diese neuen Stachelungen vermögen weder die Kammer zu bewegen, noch sie von ihrem Plane abzubringen; die Plaidorie hat ihre zuerkannten Beschlüsse; die Corporationen sollen gehört werden.

Die Scene ist wieder vor der Schranke. Die Corporationen erscheinen in einer Reihe, geführt von Sir Charles Wetherel, und beten ihren Rosenkranz. Der Advokat legt ihnen die Fragen vor, ohne bei seinen Metaphern zu zaudern.

„Ja, gnädiger Herr Advokat, wohl gesprochen, wenn Ihr die guten Aldermen für unschuldig erklärt. Wir sind Opfer der Verläumdung; man klagt uns der Bestechung an; wir sind die Reinheit selbst."

Wortgetreu wiederholen Alle diesen Refrain. Das hat acht Tage gedauert und hätte wohl bis zum Frühjahre dauern können, denn keine Corporation von England und Wales würde dem Rufe nicht Folge geleistet haben. Aber hab' ich's nicht gesagt, das Land wird plötzlich dieser Psalmodie einer langen, schaamlosen, käuflichen Procession müde.

Anfangs murmelt man in ganz England. Bald versammeln sich die Einwohnerschaften, und legen ihre Unzufriedenheit an den Tag. Manchester richtet an die Lords eine ehrerbietige Adresse mit drei und zwanzig tausend Unterschriften, worin ihre Herrlichkeiten ersucht werden, sich ein wenig zu beeilen, und mit der Bill zu schließen. An andern Orten benimmt man sich weniger ernst. Man beschließt, sich nicht mehr so weit zu demüthigen, um Eingaben an das Oberhaus

zu unterzeichnen, man wolle nur Petitionen an die Gemeinen verfassen, um diese zu bitten jenes zu unterdrücken.

Das Geräusch des Volkes, so fernher es tönt, übertäubt unaufhörlich die Stimmen der deponirenden Corporationen.

„Holla!“ ruft Seine Gnaden, der Generalissimus der Tories aus, indem er sich in den Finger beißt, „genug Depositionen. Halt! Wir sind hinreichend unterrichtet. Man entlasse die Corporationen und ihre Advokaten. Es ist Zeit, das Princip der Bill zu ergründen.“

Wieder eine Sitzung, worin die Pairie etwas mehr Muth, wenn auch nicht Verstand zeigt. Die Lage muß ernst seyn; wir erblicken einen Schauspieler auf der Scene, der nur bei großen Gelegenheiten und bedeutungsvollen Entwickelungen des politischen Drama erscheint: das ist Lord Mansfield, der Royer-Collard der Tories. Er hat bei unserer Gallerie nicht figurirt, weil er nicht zur ordentlichen Sammlung des Oberhauses gehört. Er kommt nur von Zeit zu Zeit, wenn die Aristokratie in Gefahr ist, um seine Lärmkanone loszubrennen. Der edle Lord hatte seine Herrschaften seit den Discussionen über die Parlaments-Reform kaum verlassen. Lord Mansfield ist hoch gewachsen, aber ein wenig gebückt. Sein sanfter, versöhnlicher Ton steht ganz im Einklange mit dem gemäßigten Ausdruck in seinem Gesichte. Gern erkenne ich die dogmatische Eleganz der Rede, welche Lord Mansfield am 12. August gehalten hat. Da ihm seine Umsicht aber den Rath gibt, der Reform der Municipalitäten keinen Beschluß der förmlichen Nichtannahme entgegen zu setzen, zu was uns sagen, daß sein Gewissen diesen Grundsatz eben so sehr mißbillige, als den der Parlaments-Reform? Lange prüft er das Gleichgewicht der Gewalten; auf geschickte Weise setzt er auseinander, wie unter gewissen Umständen eine Versammlung der äußeren Gewalt weichen könne, oder müsse. Meiner Ansicht nach bestünde die wahre Weisheit darin, sich nach diesen Theorien zu benehmen, ohne sie öffentlich auszukramen.

Der Herzog von Wellington ist viel naiver. „Wenige Einzelnheiten ausgenommen, ist diese Bill abscheulich,“ meint Seine Gnaden; indessen weiß er im Aeußern viel zu ihren Gunsten; er gestattet, sie in Betracht zu ziehen.

Der Herzog von Newcastle, Lord Falmouth und einige andere Hochtories protestiren vergebens gegen diesen furchtsamen Rath. Ihre edel verwegene Stimme wird von denen übertäubt, welche sich klug dünken, und nur unnütz ängstlich sind. Die Bill wird in Erwägung gezogen, und endlich in das Comité genommen.

Wäre das Getöse von Außen fortgesetzt worden, sicher würde die Reform der Corporationen unangetastet und bei vollem Leben aus den

Händen ihrer Herrlichkeiten hervorgegangen seyn. Die Lords sind nicht die Männer, welche gegen eine augenscheinliche Gefahr kämpfen; haben sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, so besinnen sie sich eines andern; sie wagen es, dem Lande den Puls zu fühlen. Unglücklicher Weise hatte das Land ein wenig Fieber, aber es war noch nicht zum wirklichen Ausbruche gekommen.

„Dieser Kranke ist nicht ruhig," bemerkten die edlen Pairs, unvorsichtige Doktoren, wie sie eben sind; „indessen ist jetzt noch nichts von ihm zu befürchten. Lassen wir uns nicht entmuthigen, die Bill ist noch unserer Discretion anheimgestellt. Sehen wir zu, ob wir die Bill, ohne sie gerade zu tödten, nicht mehr todt als lebendig den Gemeinen zurücksenden können."

An Händen und Füßen gebunden lag die Bill ihrem Mitleid anheimgestellt. Vier Nächte wurde ein grausames Opfer an ihr vollzogen. Hier liegt sie auf der Tafel des Comité, wie auf der eines Amphitheaters; nach Lust wetzt man das Messer der Amendemens. Lord Lyndhurst, als Prosector, leitet die Verstümmelungen; er dringt am tiefsten mit dem Skalpirmesser ein; er arbeitet in den innersten Eingeweiden. Indeß will Jeder sein Stück abschneiden; der Eine diesen, der Andere einen andern Paragraphen, der Dritte einen ganzen Artikel. Am zersäbelten Körper haben sie kaum noch gelassen, was in der Regel an einem Skelette bleibt.

Zu dieser Arbeit hat die Pairie einen Monat verwendet — und hätte sie dabei nur wenigstens das Verdienst eines insolenten Muthes gezeigt! Sie war aber nur eine träge, linkische Missethäterin. Soll man sich wundern, über das einstimmige Geschrei der Reformisten, welches beinahe in den Blättern der Whigs selbst ertönt; soll man sich wundern, wenn laut und allgemein gefragt wird, zu was die Pairs gut seyen? und ob es nicht besser wäre, diese vor Allem zu reformiren? Ist es besser, daß in Birmingham in voriger Woche der Redner eines populären Klubbs die Abschaffung der Pairie und zu gleicher Zeit die des Königthums inmitten von Beifallsbezeugungen, welche den Saal erschüttern, vorschlägt, welche Thatsache bewundert in vollem Unterhause berichtet wird?

Seit dem Tage, da man die verfaulten Flecken ihren Händen entriß; seit die Gemeinen aufgehört haben, ihr Werkzeug zu seyn, um Stimme und Arm des Volkes zu werden, haben die Lords den Todesstoß bekommen. Von ihnen hing es ab, daß man sie ihre Agonie verlängern und ruhig sterben ließ. Aber erheben sie sich nicht als Verräther und erdreisten sich, von hinten den edeln Feind zu verwun-

den, der den Gnadenstoß von ihrer Brust gewendet hatte, während er den Fuß auf ihre Gurgel gesetzt hielt?!

Die Unsinnigen! Sie möchten einen Kampf gegen die Gemeinen entspinnen! Erkennen sie nicht die Quelle unwiderstehlicher Kraft in einer Versammlung, welche die ewige Fluth des Volkes nährt. Obgleich die Wahlkammer in diesem Jahre noch Mäßigung zeigt, so wendet sie doch ihre Allgewalt an; sie setzt Ihre königlichen Hoheiten auf das Schemelchen; ordnet Haussuchungen an und sperrt nach Gefallen ein. Was wird sie nicht wagen, wenn ihr durch eine neue Wahl ein neuer radikaler Strom zufließt. Die Lords würden wohl thun, das zu bedenken. Lange haben sie das Land vor ihre Schranke gefordert; bald kommt die Reihe an das Land, sie vor die seinige zu fordern. Haben sie vergessen, wie das lange Parlament über ihre Vorfahren verfügte, so könnten sich die Gemeinen vielleicht bald daran erinnern. Das wird keine furchtsame, ehrerbietige Kammer seyn, sondern eine Versammlung, die eines Morgens vielleicht an ihrer Thüre sitzen wird, eine Versammlung, um so leichter souverain, je fester geordnet sie ihre außerordentliche Gewalt finden wird.

London, den 31. August 1835.

Andrew O'Donnor.

Der indessen zwischen den beiden Kammern zu Stande gekommene Vergleich möchte O'Donnor zu einer Vervollständigung dieses Aufsatzes veranlassen, die wir bei hinreichendem Interesse mittheilen werden.

Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Zweiter Artikel.

Prag, im November 1730.

— — — Es ist bereits ein Monath, daß ich mich hier befinde; mir scheint es kaum mehr als ein Tag zu seyn. Ich unterhalte mich trefflich — man überhäuft mich mit Güte und Auszeichnung. Prag, eine uralte Stadt, seit Jahrhunderten der Sitz der böhmischen Könige, gehört unstreitig zu den größten Städten in Europa. Sie ist mit Wällen umgeben, und so stark befestigt, als ein Platz von solchem Umfange es seyn kann. Sie wird in zwei Stadtvierteln getheilt, die Altstadt und die kleine Seite; die Moldau, die sie durchströmt, macht die Theilung. — —

Die Lage von Prag ist sehr angenehm; die Stadt ist von Gärten und schönen Landpartien umschlossen, in ihrem Innern mit den herrlichsten Gebäuden geziert. Die Palläste der Grafen Czerrin und Sternberg sind ausgezeichnet schön. Die Möblirung des ersten ist von großem Reichthum; überdieß eine ausgewählte Bildergallerie, ein Porzellain-Cabinet, ein Waffensaal, eine Raritäten-Kammer. Das Haus des Grafen Sternberg ist minder groß, hat aber eine bessere Eintheilung — es würde selbst in Rom für schön gelten. Aber alle diese Gebäude werden von dem Pallaste des verstorbenen Grafen Gallas, Vicekönigs von Neapel, übertroffen. Er hat Reichthum und Geschmack vereinigt, um seinen Wohnsitz zu verherrlichen. Schade, daß das Gebäude keine bessere Lage hat, und daß der junge Graf nicht die Idee seines Vaters ausführte, der fünf bis sechs alte Hütten, die ihm zugehörten, niederreißen wollte, um einen schöneren Platz zu gewinnen. Mönch- und Frauenklöster, in zahlreicher Menge, tragen das ihre bei, diese große

Stadt zu verschönen. So haben die Jesuiten eines der herrlichsten Häuser. Sie lassen itzt eine Kirche bauen, die mit einem Reichthume verziert ist, wie ich außer Italien nirgends gesehen habe. Die Kathedrale ist in der Kleinseite auf einem Berge gelegen, den man Hradschin nennt. Sie ist ein sehr altes Werk, von den Schweden abgebrannt, und nur zur Hälfte wieder hergestellt. Ihr Hauptvorzug besteht in der Festigkeit ihrer Pfeiler und Bogen. Mir scheint, daß die architektonischen Schönheiten dieser Kirche selbst den Gothen gothisch vorkommen würden. In dieser Kirche wird auch die Krönung des Königs und der Königin von Böhmen vorgenohmen. Der Erzbischof von Prag verrichtet die Salbung an Beiden; aber die Abtissin von St. Georg (eine Abtei, auf dem Hradschin gelegen,) setzt der Königin die Krone auf's Haupt, wobei sie von den Frauen der obersten Landes-Offiziere unterstützt wird.

Man verwahrt die Leiber zweier Heiligen in dieser Kathedrale, die bei den Böhmen in großer Verehrung sind. Der eine ist der heilige Wenzel (König von Böhmen), der andere der heilige Johann von Nepomuk (Beichtvater der Gemahlin des grausamen Kaiser Wenzels). — — Johann wurde unlängst vom Pabste Benedict XIII. auf das besondere Verlangen der böhmischen Stände heilig gesprochen. Die Kosten dieser Ceremonie wurde von den Ständen getragen, und zu Rom in St. Johann von Lateran mit außerordentlicher Pracht vollzogen. — — — Im rechten Flügel des Chors erhebt sich ein Altar, auf dem der Heilige in einem Sarge von Silber ruht; seine Zunge wird in einer Art von Tabernacl verschlossen, wo sie häufig Wunder wirkt. Man ströhmt von allen Seiten herbei, um die Hülfe des neuen Heiligen anzuflehen. Der Sarg ist mit Kostbarkeiten überladen, die Kaiserin selbst hat einen prächtigen Thronhimmel hiehergeschenkt. Doch Niemand hat so kostbare Beweise seiner Verehrung aufgestellt, als der Fürst von Schwarzenberg, Oberststallmeister des Kaisers, *) und der Graf von Martinitz, Hofmarschall. Beide schreiben es nur der Fürbitte des Heiligen zu, daß ihre Frauen von Knaben entbunden worden sind, ob ich gleich glaube, daß die Sache auch ohne Wunder möglich war. Ich will diese interessanten Begebenheiten erzählen, wie sie hier allgemein bekannt sind.

Die Fürstin Schwarzenberg hatte in den ersten Jahren ihrer Ehe nur eine Tochter. Ihr Gemahl hatte sie durch vierzehn Jahre vernachläßigt — sie brachte in dieser Zeit keine Kinder; was in der

*) Es ist derselbe, der später das Unglück hatte, auf der Jagd von Kaiser Karl erschossen zu werden.

Regel war. Plötzlich stellen sich die ehlichen Verhältnisse wieder her, und die Fürstin wird mit einem Knaben entbunden. Im Grunde war das eine sehr natürliche Begebenheit — aber Alles schrie Wunder, und schrieb die Geburt des Knaben einer neuntägigen Andacht zu, die die Fürstin am Grabe des heiligen Nepomuk hielt, und der Fürst belohnte seine Fürsprache mit einer Anzahl silberner Vasen, mit denen man seinen Altar und sein Grab schmückte.

Ungleich größer scheint das Wunder, womit das Haus Martiniz beglückt wurde. Der Graf mochte vierzehn oder fünfzehn Jahre verheirathet seyn, und noch zeigte sich keine Hoffnung zu einem Erben. Die Gräfin war von einer starken Wohlbeleibtheit, sie hatte mehrmals Karlsbad gebraucht — aber immer umsonst. Der Graf, der leidenschaftlich einen Sohn wünschte, ließ es nicht am Gebethe fehlen; er verrichtete mehr als eine neuntägige Andacht, er wallfahrtete nach Rom und Loretto — der Himmel blieb taub für sein Flehen, und er ohne Erben. Endlich als man schon nicht mehr wußte, an welchen Heiligen man sich wenden sollte — beschloß Gräfin Martiniz eine Wallfahrt, und neuntägige Andacht am Grabe Johann von Nepomuk. Man reist nach Prag, wirft sich dem Heiligen zu Füßen — und kurze Zeit darauf fühlt sich die Gräfin in gesegneten Umständen, und wird nach neun Monathen mit einem gesunden Knaben entbunden. Mag ein Jeder davon denken, was er will. — Die Gnade war immer ein paar silberne Geschirre werth; der dankbare Graf opferte drei massive silberne Lampen, die itzt am Grabe des Heiligen zu sehen sind.

Das Vertrauen der Böhmen auf ihren heiligen Johann von Nepomuk ist so groß, daß sie den heiligen Wenzel, ihren alten Landespatron ganz vergessen haben. Es giebt keine Kirche, in der er nicht eine Kapelle, keine Brücke, auf der er nicht eine Statue hätte. Alle Welt hier, Vornehme und Geringe, Frauen und Männer tragen sein Bildniß, in Form eines Ordens, an einem feuerrothen Bande um den Hals. Kurz, Johann von Nepomuk ist der einzige Heilige, der in der Mode ist; man überhäuft ihn mit Geschenken, und bald wird er so reich seyn, als unsere liebe Frau zu Loretto.

Das königliche Schloß stößt an die Kathedrale. Ein großes, weitläufiges Gebäude ohne Symmetrie. Der Saal, in dem am Krönungstage die Festlichkeiten statt finden, ist nach der Westminsterhalle, das größte Gebäude dieser Art, was ich gesehen. Die Gärten, die zum Schlosse gehören, sind von bedeutendem Umfange, aber all' ihr Vorzug liegt in ihrer Lage. Auch sind die Gemächer des Schlosses niedrig, ohne Zierath, aber sie biethen eine herrliche Aussicht dar. In diesem Schlosse versammeln sich die Gerichtshöfe des Königreichs.

Das erste Tribunal besteht aus den Statthaltern; sie sind geheime Räthe des Kaisers, und die Meisten von ihnen oberste Landesoffiziere. Zwei von diesen Statthaltern sind blos Edelleute; sie vertretten die Rechte des niedern Adels, gegen die Herrn. Denn die Fürsten, Grafen und Barone bilden einen Körper für sich, und würden sich für beschimpft halten, wenn man sie Edelleute titulirte; obgleich Heinrich IV. König von Frankreich sich's zur Ehre rechnete, der erste Edelmann seines Reiches zu seyn, und Franz der Erste keinen höheren Schwur kannte, als „bei der Ehre eines Edelmanns." Der Chef der Statthalterei führt den Titel Oberstburggraf; er repräsentirt die Person des Monarchen, und untersteht Niemanden als dem Kanzler von Böhmen, der beständig beim Kaiser ist.

Die Brücke über die Moldau, die die Altstadt mit der kleinen Seite verbindet, ist eine der längsten und festesten Brücken in Europa. Zu beiden Seiten sind Statuen von Heiligen angebracht, die ihr zur Zierde dienen sollen, aber sie sind von sehr mittelmäßiger Arbeit. Auch ein Kruzifix findet sich darunter, das die Juden auf Befehl der Regierung errichten mußten, zur Strafe, weil sie am Ostertage einen Christenknaben gekreuzigt hatten, um das Andenken an dem Tode des Heilandes zu verspotten.

Die Juden sind die einzigen Sectirer, die in Böhmen geduldet werden. Es giebt wohl noch hie und da Hussiten; aber sie halten sich verborgen, und die Regierung scheint sie zu ignoriren. Man hat mir versichert, daß über vier und zwanzig tausend Juden allein in Prag sind; die Sache mag übertrieben seyn, aber daß sie in großer Anzahl hier sind, ist gewiß. Ihr Quartier, in der Altstadt, bildet eine kleine Stadt für sich. Sie haben den ganzen Handel in den Händen, sie treiben alle Gewerbe, und da sie überdieß alte Sachen an Zahlungsstatt annehmen, so setzen sie dem christlichen Gewerbsmann das Messer an die Kehle. Dieses Volk vermehrt sich wie die Kaninchen, und der Kaiser soll sich bewogen finden, eine Verordnung ergehen zu lassen, die in Zukunft nur dem Aeltesten einer Familie erlaubt zu heurathen. Diese Nachricht beunruhigt dergestalt die Juden, daß sie schon große Summen angebothen haben, jene Verordnung zu hintertreiben.

Außer Rom, Paris und London gibt es keine Stadt, wo es so vielen und so reichen Adel gebe, als in Prag. Man findet nirgends Kavaliere die mehr Pracht zeigten, und mit größerem Aufwande ihre Revenuen verzehrten, als hier. Sie sind höflich und zuvorkommend gegen Fremde, von denen sie wissen, daß sie Standespersonen sind. Selten findet sich hier ein Kavalier, der nicht in seiner Jugend Holland, Frankreich oder Italien gesehen hätte. Diese Reisen sind auch zu ihrer

Ausbildung um so nöthiger, da die Erziehung, die sie erhalten, nicht zu den besten gehört. Sie reisen selbst nicht so, wie es Leuten von ihrem Stand und Reichthum zukömmt. Ihre Hofmeister durchreisen die Welt mit ihnen, wie die Kourire. Der größte Theil dieser sogenannten Erzieher sind Wallonen, Luxemburger, Lothringer u. s. w., Abenteurer ohne Kenntnisse und feinen Sitten, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Kavalieren Häuser und Kirchen zeigen, und da sie sich selbst nicht in bessere Gesellschaft wagen, auch ihre Eleven davon zurückhalten. Da heißt es: Se. Excellenz der Herr Papa hat Oeconomie anbefohlen — in großen Assembleen wird hoch gespielt, das geht nicht auf der Reise — besser, man bleibt zu Hause. Höchstens führt man sie in's Schauspiel, und auch das nicht zu oft, denn es kostet Geld. So knikert der Hofmeister, und spikt dabei seine Börse auf Kosten der Kavaliere. Gefällt es ihm nicht an einem Orte, so muß die Reise fortgesezt werden, wenn gleich der Platz für die Bildung des jungen Mannes vorzüglich geeignet wäre, und an Papa und Mama wird geschrieben, daß die Luft in der Stadt dem jungen Herrn nicht zuträglich gewesen sey. Sechs Wochen, um Paris kennen zu lernen, vierzehn Tage, um den Geist der Engländer zu studieren, acht Tage für Rom oder Neapel, mehr brauchen diese erleuchteten Führer nicht für ihre Zöglinge. Und haben sie ihnen in Paris die anatomischen Wachspräparate und das Observatorium, in London die Löwen im Tower, in Rom die Kakatomben und in Neapel die Flüssigmachung des Bluts des heiligen Januars und den Berg Vesuv zeigen lassen, so ist der Zweck der Reise vollkommen erfüllt, der junge Herr ist mit den interessantesten Dingen bekannt gemacht, und kömt nach einer Abwesenheit von achtzehn Monathen als ein vollendeter Kavalier in's väterliche Haus zurück. Der würdige Mentor erhält für seine Bemühung zwei auch dreitausend Gulden Belohnung, und findet bald wieder einen andern Schwachkopf, der ihm sein Söhnlein zu einer ähnlichen Führung vertraut. Wäre es nicht besser, statt die Menschen auf diese Weise reisen zu lassen, ihnen die Pläne und Abbildungen aller Städte kommen zu lassen: das kostete weit weniger; der Vater hätte die Freude, seinen Sohn immer um sich zu haben, und könnte mit den Abbildungen zulezt noch ein Lusthaus tapezieren lassen.

Ich glaube nicht, daß der Adel irgendwo so zur Verschwendung geneigt ist, wie hier. Das macht denn freilich, daß er ungeachtet der ungeheuren Einkünfte tief in Schulden steckt. Zum Glücke sind die Besitzungen in diesem Lande so groß, daß sich selten ein Kavalier ganz zu Grunde richten kann. Der größte Theil der Herrschaften sind Majorate, und dürfen weder veräußert, noch mit Schulden überladen

werden ohne Zustimmung der ganzen Familie und des Königs selbst — eine Zustimmung, die sehr schwer zu erlangen ist. Hat der Majoratsherr die Allodialgüter verschwendet, und fährt er fort, Schulden zu machen, so wenden die Gläubiger oder die Familie sich an die Regierung und verlangen einen Sequester, der ihm gesezt wird, bis die Schulden abbezahlt sind. — — —

Obgleich die Böhmen den Ruf braver Soldaten haben, so hat doch der hohe Adel keine Neigung zu diesem Stande. Der größere Theil zieht die Civildienste vor, oder ergiebt sich dem Privatleben. Gewohnt, unumschränkte Herrn auf ihren Gütern zu seyn, wo der Bauer ein Sclave ist, oder in Prag zu leben, wo sie der Bürger wie kleine Souveräne verehrt, vermeiden sie so viel möglich den Aufenthalt in Wien. Denn dort werden sie wie andere Unterthanen angesehen, und sind genöthigt, dem Kaiser und den Ministern den Hof zu machen. Wird ein böhmischer Kavalier majoren, so muß er dem Kaiser, als seinem Herrn, den Eid der Treue schwören. Keinem von ihnen ist gestattet, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hofes das Land zu verlassen, unter Strafe der Confiscation seiner Güter. Sind sie von ihrer Reise ins Ausland zurückgekommen, so lassen sie sich zu Kammerherrn machen, mehr, um ihren Frauen einen gewissen Rang zu verschaffen, als sich selbst dem Hofleben anzuschließen. In der Folge suchen sie Statthaltereiräthe oder wohl gar Statthalter zu werden. Diese Stelle scheint das Ziel aller ihrer Bestrebungen zu seyn. Als Statthaltereiräthe machen sie auf den Titel Exzellenz Anspruch; da aber jene, die ohne eine Anstellung leben und ein eben so großes Haus machen, ihnen diese Auszeichnung streitig machen, so bleibt ihnen zulezt nichts übrig, als sich von ihrer Dienerschaft und den Klienten als Exzellenzen betitteln zu lassen. Man könnte von diesen Exzellenzen sagen, was die Herzogin von Elboeuf von den Prinzen von Bouillon sagte: sie wären Bedienten-Hoheiten — weil Niemand als ihre Bedienten ihnen den Titel Hoheit gäbe.

Von all den großen und reichen böhmischen Kavalieren sind nur die Lobkowize, Kinsky, Kollowrate und Martinize, die am kaiserlichen Hofe glänzen. Zwar giebt es noch mehrere Herrn in Wien, die in Böhmen große Besitzungen haben, allein ihre Familie ist nicht ursprünglich aus diesem Königreiche. — —

Gehört Böhmens Adel unstreitig zu dem reichsten in der Monarchie, so schmachtet im Gegensatz der Bauer in der elendesten Lage. Seine Grundobrigkeit ist Herr über sein Gut, seinen Leib und sein Leben. Diese armen Menschen haben oft nicht Brod zu essen — etwas unglaubliches! in einem Lande, das an allen Gütern der Erde einen

Ueberfluß hat. Sie dürfen den Ort nicht verlassen, keine Dienste suchen, kein Handwerk erlernen ohne Erlaubniß ihrer Herrschaft. Dieser Druck macht auch diese Unglücklichen so furchtsam und kriechend, daß sie jedem, der sie anspricht, den Saum des Kleides küssen. So fürchterlich die Strenge ist, mit der ihnen begegnet wird, so nothwendig ist sie auch — da das Volk, wie man behauptet, faul, stützig und hartnäckig, durch Güte nicht zu leiten ist. Gewöhnt, vom Vater auf den Sohn mißhandelt zu werden, können kaum Prügel sie zähmen, das einzige Mittel, sie zu regieren.

Die Böhmen haben großes Talent zur Musik, besonders sind sie auf dem Waldhorn ausgezeichnet. Es giebt beinahe keinen Flecken im Lande, wo die Messe nicht mit Musik begleitet würde.

Es ist gewiß, daß Böhmen zu den besten Ländern gehört, die der Kaiser besizt; und nach Ungarn sicher das einträglichste. Es hat eine Ständische Verfassung. Der Kaiser (König) beruft alle Jahre die Stände in seine Hauptstadt Prag. Sie bestehen: aus dem Clerus, den Herrn, den Rittern und den Städten. Ein vom Kaiser ernannter Comissär eröffnet in seinem Namen den Landtag, und theilt ihnen die Forderungen Seiner Majestät mit. Die Stände, eben so gehorsam als bereitwillig, erfüllen Alles, was man von ihnen verlangt, so viel es auch immer seyn mag. Auch würden sie über die höchsten Auflagen nicht murren, wenn sie nur so glücklich wären, den Kaiser in ihrer Mitte zu haben: aber so sehen sie, wie man ihr Land aussaugt, um die Oesterreicher damit zu bereichern, gegen die sie eine angebohrne Abneigung haben, und die ihnen von diesen reichlich zurückbezahlt wird.

Ich gestehe es aufrichtig, daß ich ungern Prag verlasse. Ich finde, daß die Böhmen die besten Menschen unter dem Monde sind, und Prag unter allen Städten der Monarchie der angenehmste Aufenthalt. Man kann hier seinen Cirkel ganz nach Wunsche wählen; die Damen sind liebenswürdig; das Spiel (beinahe das allgemeinste Vergnügen und so hoch, als man es will) ist in allen bessern Häusern zu finden, in denen eine fröhliche Gesellschaft von Damen und Herrn jeden Abend zusammenkömt. Man lebt da ganz herrlich: Fasanen und Schnepfen sind im Ueberfluß, an Fasttagen köstliche Forellen, Lachse und Krebse. Und damit nichts hier mangle, so sind auch die böhmischen Weine von vorzüglicher Güte. Auf den Herrschaften des jüngern Grafen Czernin in Melnik wächst ein rother Wein, der dem Burgunder nahe kommt. Kurz, man ißt und trinkt, und in guter Gesellschaft, und ich gestehe, daß ich dieses Vergnügen vielen Andern vorziehe, man kann darin abbrechen, wenn man's für gut findet, und es taugt für alle Lebensalter. —

Im Winter ist eine erträgliche italienische Oper hier, prächtige Schlittenfahrten, und Maskeraden, wo man tanzt bis zum Ohnmächtigwerden. Auch öffentliche Bälle finden statt, und zwar mit einer so außerordentlichen Pracht, daß nur die Bälle zu Haymarket in London damit verglichen werden können.

Während des Sommers (wo wenig große Welt sich hier findet) sind die Gesellschaften nicht so zahlreich. Der Adel versammelt sich Abends im Schwarzenbergischen Garten; es wird da gespielt, medisirt, spaziert, und am Ende öffnet sich immer ein oder das andere Haus, wo man soupirt.

Wer Liebhaber vom Landleben ist, wird überall mit offenen Armen aufgenohmen. Je länger man bleibt, je lieber ist man gesehen. Das Vergnügen der Jagd biethet sich den Freunden derselben in allen Arten an: nebst der gewöhnlichen Jagd trifft man bei vielen Herrn Reigerbeizen und Parforcejagden. Ist die Witterung ungünstig, so kömt Musik an die Reihe, die größtentheils von der Dienerschaft des Hauses ausgeführt wird — und so geht das Vergnügen nie aus. Ueberdieß herrscht in allen diesen Häusern die größte Ungebundenheit. Wer kann also noch zweifeln, daß ich Böhmen nur höchst ungern verlasse! —

F. v. B — r.



Der grüne Wald.

Von der Herzogin von Abrantes.

Es war im Herbste des Jahres 1831, der Tag fing an, zu grauen, und der Wald beleuchtete sich schon mit dem ersten Scheine des Morgens, als mehrfach wiederholte Schüsse sich in einem einsamen Theile desselben vernehmen ließen. Auf dieß Geräusch sprang ein Jüngling auf, der unter den Birken schlief, die ihn mit ihren herabhängenden Zweigen bedeckten, und zog ein Pistol, das in seinem Gürtel steckte. Er zog es auf, neigte den Kopf, und schien zu horchen, ob man auf ihn zukomme; aber die Schüsse wiederholten sich nicht mehr, die tiefste Ruhe herrschte im Walde, und die Stille in dem dicken Gebüsche, das den jungen Menschen verbarg, wurde nur durch das leise Geräusch eines frischen Morgenwindes gestört, der mit den zitternden Blättern der Birken und Erlen spielte, woraus nebst den Fichten die ungeheuren Wälder Polens allein bestehen. Der Himmel war rein blau; die Sonne ging auf in ihrer ganzen Pracht, und ihre Strahlen drangen durch die gefranzten Zweige der Tannen und das bewegliche Laub der Birken, und erwärmten den jungen Menschen, der so plötzlich aus seinem Schlummer aufgeweckt worden war.

Er schien kaum achtzehn Jahre alt zu seyn. Sein schlanker und zierlicher Wuchs war in den grauen Ueberrock der polnischen Patrioten eingezwängt.

Auf beiden Seiten seiner Brust sah man zwei Reihen Cartouchen, die zur Vertheidigung jener unglücklichen Schlachtopfer bestimmt waren, die von den Russen Insurgenten genannt wurden. An dem Gurte von schwarzem Leder mit einem Schloß von Vermeil, woran man ein Wappen mit einer Grafenkrone erblickte, hing ein türkischer Säbel von hohem Preise mit gekrümmter Klinge. Auf dem Kopfe des jungen Polen saß die viereckige Mütze der Freiwilligen, unter welcher sich viele blonde, glänzende Seidenlocken hervorsträubten. Er schien zu leiden; er war bleich, niedergedrückt, und seine großen blauen Augen schienen nicht die Helle des Tages ertragen zu können.

Er schien aufmerksam auf entferntes Geräusch zu horchen, und dieß deutete auf eine Gefahr, die ihn bedrohte. Er glaubte, einen Schuß im Dickicht zu vernehmen, und alsbald verließ er den Felsen, worauf er lag, und nahm seine frühere Stellung zur Vertheidigung an; aber bald wurde er wieder ruhig, seine Hand fiel an seiner Seite nieder, und der junge Patriot überließ sich von Neuem einem tiefen, melancholischen Träumen.

„Sie haben meine Spur verloren," sagte er endlich, „ich höre nichts mehr. Was soll ich in dieser Wüste beginnen? Wo soll ich einen Führer finden? O Warschau! Wird es mir vergönnt seyn, zu deiner Rettung noch herbei zu eilen oder unter deinen Mauern zu sterben?"

Indem er diese Worte sprach, schien es, als würde er von einem jener Gefühle beherrscht, welche ein ganzes Schicksal bestimmen und leiten. Seine Blässe war verschwunden unter der Purpurröthe des Fiebers, aber jenes Fiebers der Seele, welches das Leben verzehrt und mit zwanzig Jahren den Tod bringt.

Endlich sagte er: „Auf, voran!"

Er nahm seine Mütze ab, warf sein Haar auf die Seite mit einer sehr graziösen Bewegung, dann setzte er seine kleine Tschapka wieder auf; er zog die Schnalle seines Gürtels fester zu, riß den Säbel aus der Scheide, besah seine Klinge, und ein triumphirendes Lächeln schwamm auf seinen Lippen, wie er den Säbel schartig erblickte, und von kaum getrocknetem Blute gefärbt.

„Das ist russisch Blut," sagte er mit einer hohlen, tonlosen Stimme und mit einem unerklärbaren Ausdruck.

Er riß einen vom Thau feuchten Grasbüschel aus, und wischte die blutigen Spuren von seiner Waffe; wie sie wieder blank war, ergriff der junge Soldat das damascirte Heft, kniete nieder, hob den Säbel zum Himmel, und schien lange inbrünstig zu beten. In diesem Augenblick wurden seine Gesichtszüge von einer erhabenen Schönheit umleuchtet; es lagen in seinem glühenden Blick, in seinem todesverachtenden Lächeln, in dem ganzen Ausdruck seiner Physiognomie unbekannte Gedanken, fremde, aber schöne und erhabene Gefühle; seine Augen schossen Blitze, und wie groß auch die Anzahl der Russen gewesen wäre, die sich auch nur wenigen Männern entgegen gestellt hätte, welche der, den ich eben schilderte, befehligte, so würde doch nicht Einer von ihnen die Newa wieder gesehen haben.

Aber diese begeisterte Miene, die das Gebet erzeugt hatte, machte einem unbestimmten Schmerze Platz. Der junge Mann erbleichte, seine Hand senkte sich und stützte sich auf seinen Säbel, sein Leiden schien sich zu verdoppeln; er unterlag auf dem Felsen, der ihm als Ruhestätte gedient hatte, und sein Kopf fiel auf den kalten Stein, den kein Moos umwucherte.

„Mein Gott, welche Leiden!" sagte er, indem er seine Brust zusammenhielt. „Ich verbrenne und nicht ein Tropfen Wasser! Dieß ist das Gericht der Verurtheilten! Mein Gott, mein Gott! habe Mitleid mit mir!"

Er erhob sich und blickte umher, um eine Quelle zu suchen, obgleich er wohl wußte, daß keine da war. Sein Mund wurde immer trockener, und das Fieber nahm zu. Bald wurde der Kopf des jungen Soldaten so schwer, daß er ihn nicht mehr zu tragen vermochte; seine Augen schlossen sich, und er fühlte einen solchen Schmerz, daß er zu sterben wähnte.

„Hier zu sterben — so weit von Allen, die ich liebe,“ so murmelte er in dem traumähnlichen Zustande, der das Fieber begleitet. „O mein Gott!“ —

Plötzlich steht er auf; er schwankt, aber sein Wille ist stärker, als sein Leiden.

„Hier würde ich sterben,“ rief er, „wenn ich hier bliebe, aber ich will nicht sterben! . . . . . Ich will hier nicht in der Wüste sterben. Bis zum letzten Herzschlage gehört mein Leben meinem theuren Vaterlande. Muß ich so jung sterben, so sey es wenigstens vor den russischen Kanonen.“

Er schnitt mit seinem Damasceener einen starken Fichtenzweig ab, um sich beim Gehen darauf zu stützen.

Nur mit Mühe kam er aus dem Dickicht, welches ihm Schutz gewährt und das Leben gerettet hatte; der Unglückliche wußte nicht, daß die Russen in derselben Nacht das Gehölz nach ihm durchsucht hatten, und daß sie neben ihm waren, während er schlief. Dieser junge Kopf war ein reicher Fang, und der untergeordnetste russische Anführer, welchem die Kosacken denselben gebracht hätten, würde ihn mit Gold aufgewogen haben.

Der Wald, den der Flüchtling durchzog, war einer der ausgedehntesten in Polen. Er begränzt dieses Land sowohl nach Preußen, als auch gegen Bialistok zu nach Rußland, und in den Tagen, welche dem Unglück der litthauischen Armeen gefolgt waren, wurden diese wilden und einsamen Gehölze von zitternden Polen belebt, welche dem Säbel, der Pike, dem Dolche der Russen zu entfliehen strebten. Das ganze Corps des Generals Gielgud hatte sich nach Preußen geworfen, und gehofft, dort eine Zuflucht zu finden; aber nichts als Gefangenschaft gefunden. Jene Polen, die ihm nicht folgen konnten, waren glücklicher gewesen. Die Russen hatten Alles getödtet, was ihnen begegnet war. Bei jedem Schritt stieß der Verbannte auf schreckliche Spuren. Plötzlich stürzt er sich auf einen Gegenstand, der aus dem Gesträuche hervorleuchtet. Er hebt ihn auf: es ist eine Pistole voll Blut und Erde. Der junge Mensch reibt den Schaft mit seinem Aermel. Ein Schrei entfährt ihm, als er das hineingegrabene Wappen erblickt.

„Todt!“ ruft er, „todt! Auch er! O Leo! Es ist zu viel . . . . zu viel zu ertragen . . . . todt! . . . .“ Der Verbannte stürzt zur Erde, und sein großes blaues Auge durchspäht das Dickicht, um unter den Tannenästen irgend einen geliebten und verehrten Gegenstand zu erblicken; aber er sieht nichts, er läßt die Hand sinken, und vermag nichts als die Worte zu wiederholen: „O Leo, Leo! Armer Michael! Und sie auch! Todt! Alle todt!“

„Nein, nein, sie sind nicht todt," sprach hier eine rauhe Stimme, die den Flüchtling aufschreckte, und ihn sogleich nach seinen Waffen greifen ließ.

„Komm mir nicht zu nahe," sagte er zu dem Manne, der jene Worte gesprochen hatte. „Wer bist Du?"

„Ein Pole und ein freier Pole," sprach der Andere. „Ich heiße Thaddeo Bulawski. Ich bin Waldwart in diesem Forste, und Ihr könnt mir vertrauen; hier ist mein Arm: Ihr habt ihn nöthig."

Der junge Pole hielt beständig seine gespannte Pistole in der Hand, und betrachtete den Mann mißtrauisch; jedoch trotz des rauhen Tones flößten die Offenheit seiner Gesichtszüge und die ruhige Sicherheit seines Blickes dem Verbannten Zutrauen ein.

„Was sprachst Du so eben von Leo Przelawski, von Michael Wolcowicz?" sagte er zu dem Waldwart.

„Ich sagte Euch, daß sie nicht todt seyen, denn ich habe sie alle zwei verborgen, wie der Wald voll Russen war. Es war im Frühjahr; ich erinnere mich jenes Tages, als wenn es gestern gewesen wäre. Sie sind gerettet und längst über den Niemen. Ihr seyd aber recht ermüdet, mein edler Herr. Stützet Euch auf meinen Arm und ruhet in meiner Hütte aus. Das Dach eines alten Soldaten des Kaisers Napoleon" — hier nahm er seine Mütze ab und verneigte sich — „ist ein sicherer Zufluchtsort. Ihr könnt Euch ihm getrost überlassen."

Wie der Verbannte hörte, daß die zwei polnischen Parteigänger, die er todt geglaubt, außer aller Gefahr seyen, faltete er betend die Hände. Wie er den Namen Napoleon vernahm, erhob er sich lebhaft.

„Du hast unter dem Kaiser gedient," rief er aus, und drückte die Hände des Waldwarts, indem er ihn mit neugieriger Bewunderung ansah.

Der alte Soldat neigte den Kopf, ohne zu sprechen.

Endlich sagte er: „Ich war in Egypten mit ihm." Dann faßte er den jungen Mann unter dem Arm und sprach: „Wir müssen machen, daß wir aus dem Walde kommen, mein Herr Officier, um keinem ungebetenen Gast zu begegnen. Euer Kleid ist ein schlechter Paß. Vorwärts Marsch!"

Sie gingen weiter, aber nach einigen Schritten wurde der alte Soldat aufmerksam, und sah seinen Begleiter schwach und bleich.

„Ich fühle mich krank," sagte er mit einer hinsterbenden Stimme. „Ich habe Durst, aus Mitleid ein wenig Wasser."

„Nur Muth," sprach Thaddeo, „nur Muth." Und er trug fast seinen Gefährten, der nicht mehr gehen konnte. „Dort zwischen den Bäumen seht Ihr mein Haus. Noch zwei Schritte, und wir haben es erreicht. Denn seht nur, hier kann ich Euch kein Wasser reichen, aber hier sind wir schon . . . . Marie!" rief er mit starker Stimme, „Marie!"

Hierauf öffnete ein schönes Mädchen die Thür von Birkenrinde, welche die Hütte verschloß. „Rücke den großen Lehnstuhl näher, Marie, und gib dem Fremden ein Glas Milch — das ist besser, wie

Wasser — nicht wahr? Nun ist's gut — und wenn Ihr meinem Rath folgen wolltet, so legt Euch einen Augenblick auf jenes Bett und ruhet; glaubt einem alten Soldaten, das ist das beste Mittel für alle Leiden.“

Der junge Mensch dankte durch ein Kopfnicken, und erhob sich schwankend, um den Worten seines Wirthes nachzukommen, denn seine Blässe und die Erschöpfung, die sich in seinem ganzen Wesen kund gab, legten ein beredtes Zeugniß von seinem Zustande ab.

„Noch einen Augenblick,“ sagte der Veteran, als der Verbannte sich auf das Bett setzen wollte, „Ihr vertraut Euch mir, junger Mann, und Ihr habt recht; allein Euer Schlummer wird ruhiger seyn, wenn Ihr erst wisset, bei wem Ihr Euch befindet.“

Hier öffnete er seine Jacke und zeigte ihm neben dem Kreuze der Ehrenlegion das Zeichen der geheimen Gesellschaft der Sensenträger*). Der Fremde drückte seinem Wirthe die Hand.

„Es bedurfte dieser Bürgschaft nicht, um unter Euerm Dache in Frieden zu ruhen; jetzt aber bin ich Euch zwiefach verbunden.“

Er warf sich auf das Bett und war in wenigen Stunden eingeschlafen. Sein Schlummer währte lang. Die Sonne erstieg die Höhe des Mittags, dann sank sie — aber der Fremde erwachte nicht. Gegen Abend schüttelte ein starker Herbstwind die Stämme im Walde. Die alten Fichten krachten, und die Hütte des Veteranen schien gegen den Sturm nicht so sicher zu schützen, als einst die leichten Zelte in den Sandwüsten Egyptens.

Die Nacht brach an .... plötzlich vernimmt das spähende Ohr des Veteranen mitten durch das Sturmgeheul, die fernen Schritte vieler Menschen .... sie nahen auf einem der vielen Holzwege, die zur Hütte führen. Nun wird das Geräusch deutlicher; ein Hund schlägt an; und ein dreimaliges Pfeifen durchschneidet die Luft.

„Das ist Dein Bruder,“ sagt der Alte zu Marie.

Das Mädchen öffnet die Thür und ein junger Mann tritt ein. Er trug auch den grauen Rock der Insurgenten; sein Aeußeres zeigte jedoch große Unordnung; er hatte seine Mütze verloren, in seinem Gürtel war nur noch eine Pistole, und sein Säbel war ohne Scheide. Im Eintreten neigte er das Haupt, um den Segen des Vaters zu empfangen, den ihm dieser stillschweigend ertheilte, dann sank er auf die zunächst stehende Bank. Sein Aussehen erschütterte seinen alten Vater — doch gab er ihm ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten und zeigte auf den Fremden, der noch immer schlafend, das Gesicht nach der Mauer gekehrt hatte. Es herrschte hierauf ein ängstliches Schweigen in der Stube; der Eine schien sich eben so vor dem Erzählen, wie der Andere vor dem Fragen zu scheuen. Endlich erhob sich der Vater und ging auf den jungen Menschen zu:

---

*) Kossimirry; die erste geheime Gesellschaft in Polen, die von dem Generale Reminski gestiftet wurde, einem der merkwürdigsten Männer der Revolution.

„Was für Nachrichten, Andreas?“ fragte er leise.

Ein Seufzer aus tiefer Brust war die Antwort des Sohnes. Der Vater erwiderte mit einem Blicke, der eben so beredt war.

„Die Russen sind wieder unsere Herren,“ sprach Andreas mit tonloser Stimme, „Warschau ist genommen ....“

Ein durchdringender Schrei, ein vom Schmerze ausgepreßtes Aechzen, drang jetzt vom Bette her, und die Familie erbebte. Aber es wiederholte sich nicht. Der Alte ging auf seinen Gast zu und rief ihm; er antwortete nicht. Jetzt ergriff Thaddeo die Lampe und trat näher hin. Der Unglückliche war ohne Besinnung und schien dem Ersticken nahe.

„Luft! Luft!“ schrie Thaddeo.

Man öffnete die Thür; der Veteran hob den jungen Menschen in die Höhe und öffnete seinen Rock. „Ach — ein Weib!“ rief er und streckte seine Hand gegen den Sohn aus, um ihn zurückzuhalten: allein zu spät — Andreas hatte diese Frau erkannt; es war die Gräfin Plater. —

Als die Heldin Polens wieder zu sich kam, sprach sie laut schluchzend das Wort „Vaterland“ aus. Sie rang die Hände im fürchterlichen Wahnsinn — „Verrath“ — und „Krukowiecky“ — war Alles was sie sprach. Sie griff nach ihren Waffen und wollte noch jetzt nach Warschau eilen, um dort zu sterben.

Dann ließ sie das Haupt in die Hände sinken und blieb lange wie im Todesschlaf versunken. Dieses Schweigen machte einen solchen Eindruck auf die Hüttenbewohner, daß Keiner es zu stören wagte. Plötzlich erhob sie sich und ihr Aussehen, die Zerstörung ihrer Züge thaten dem alten Krieger weh. Sie ging auf ihn zu, ergriff seine Hände und drückte sie.

„Adieu,“ sprach sie, „ich dank' Euch für Eure Gastfreundschaft. Nun, da Ihr wißt, wer ich bin, will ich Euch nicht länger der Gefahr aussetzen, mich zu beherbergen. Dient Polen immer treu — werdet nie zum Vatermörder — lebt wohl und betet für mich!“ —

Rasch riß sie nun die Hüttenthür auf und verschwand so schnell im Dickicht, daß die überraschten Hüttenbewohner nicht im Stande waren sie zurückzuhalten. — —



F e u i l l e t o n.

Literarische Uebersichten.

REISE EINES VERBANNTEN
durch Holland, Rheinpreussen, Nassau, die Grossherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tyrol nach Italien und Sicilien.

Von Baron von *Haussez*.

Nach d. Franz. mit Anmerk. v. Ferd. Freiherrn *v. Biedenfeld*.

Weimar, 1835. Bei L. Fr. Voigt.

* Der ehemalige Staatsminister Karl X. ist so edelmüthig, seinem undankbaren Vaterlande in der Verbannung nützlich seyn zu wollen; er reist umher und schreibt zwei dicke Bände, aus denen Frankreich staatsökonomische Vortheile schöpfen soll. Leider nimmt der Herr Baron aus den bereisten Ländern nur die Kenntnisse mit hinaus, die er hineingetragen hat. Der Umfang seiner »genauesten Forschungen« beschränkt sich häufig nur auf das Wissen der Lohndiener, von denen er sich in den Städten hat herumführen lassen. Die statistischen Angaben wimmeln von Unrichtigkeiten. Die beschreibenden Bemerkungen geben nichts Neues, zeugen weder von einer geistreichen Auffassung, noch von fleißiger, gründlicher Untersuchung. Das Ganze scheint auf gelegentlichem Geplauder mit den Landsleuten zu beruhen, die Herr von Haussez da und dort getroffen hat; mit diesen theilt der Reisende die bekannte Sprachunwissenheit der Franzosen, den Leichtsinn und die Leichtgläubigkeit, die wir regelrechten Deutschen bei den auswärtigen Artikeln der Pariser Journale bewundern. Der Verbannte maaßt sich ein Urtheil über Deutschland an, während er sich nirgends über fünfzehn Meilen von der Gränze entfernt hat. Er hält sich einige Stunden in Heidelberg auf und bezeichnet dann deutsche Universitäten als Mördergruben und organisirte Revolutionsschulen!! Würtemberg nimmt er z. B. eine halbe Million Unterthanen, die es den Mediatisirungen Napoleons zu verdanken hat. Warum führt er nicht vollends die hohe Carlsschule unter den Merkwürdigkeiten von Stuttgart an, wie dieß vor wenigen Jahren in Paris ein berühmter Professor der „Geographie“ gethan hat! Deutschland ist dem Baron eine terra incognita geblieben, und über Italien weiß er nur zu sagen, was wir in unsern Schulbüchern älteren Styls lesen. —

ERINNERUNGEN AUS DEM LEBEN.
Von *Ferd. Aug. Oldenburg.*
2 Bde. Braunschweig, bei G. C. E. Meyer sen. 1835.

— • Es muß ein schreckliches Gefühl seyn, sich nach langen Jahren seines Lebens keiner erheblichen Thatsache, keines auf unser Daseyn unmittelbar einwirkenden Umstandes zu erinnern, der bei der Erzählung der übrigen Welt ein flüchtiges Interesse abzugewinnen vermöchte. Die meisten Menschen erleben doch irgend einmal von Außen einen Anstoß, der sie rascher umherwirft und im Gedächtnisse eine scharfe, nie mehr zu verwischende Marke zurückläßt. Der Held dieses Buches ist aber völlig ohne alle Erinnerungen, denn ein Dutzend alberne, lahm sich an= und abspinnende Liebschaften, wie man sie auf den Casino=Bällen eines Winters anfängt und aufgibt, kann man doch in der That keine Erinnerungen nennen. Zu den einzelnen Liebes=Abenteuern führen weder poetische Exaltation, Ueberspanntheit, noch Casanova'sche Sinnlichkeit, sondern eben langweilige Wanderungen, wo man sich gelegentlich wieder einmal verliebt, und noch einmal verliebt — doch guthmüthig ohne Selbstmord=Gedanken ꝛc. Noch gräßlicher aber, als ein solches abenteuerleeres Leben, muß die Verpflichtung seyn, sieben hundert Seiten über die grauenhafte Leere seines Lebens zu schreiben. Es ist, als ob der Verfasser durch sieben hundert Kasteiungen hätte den Himmel sühnen wollen. Er wird wohl schwerlich fromme Seelen finden, die an seinem Gelöbniß Antheil nehmen.

DIE LIEBENDEN.
Ein Gedicht in neun Gesängen von *W. Elias.*
Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835.

— • Eine anmuthige Idylle ohne den eckelhaften Schwulst von leeren Epitheten, ohne die breite Beschreibung des Treibens im alltäglichen Leben. Die Bilder sind klar und frei gehalten, die Gefühle nicht studirt und die Schilderungen der Natur=Scenen der Anschauung entnommen. Elias betrachtet die Landschaft nicht durch die Spalten seines Bücherschrankes. Er lebt in ihr mit poetischem Auffassungs=Vermögen. Der Ausdruck ist gefällig; die Verse leiden nicht an dem frommen Zwang, der uns bei dieser Gattung in der Regel widrig beengend entgegentritt.

Das Wettrennen des Privatvereins in Kannstadt.

•• — Wie überall die Lust an Wettrennen sich verbreitet, so auch hier, und in der That ist nicht zu läugnen, daß diese Uebung auf die Veredlung der inländischen Pferde einen mächtigen Einfluß übt. Die Leistungen würtembergischer Pferde waren vor dem Bestehen der Rennen, dem einzig richtigen Probiersteine, nur sehr wenig bekannt. Es hat sich daher seit dem vorigen Jahre ein Wettrennverein hier gebildet, der jetzt aus einer Anzahl von 185 Aktionären besteht, welche eine Summe von 400 Dukaten einzahlen. Seine Majestät der König steht mit einem Beitrage von 100 Dukaten an der Spitze derselben. Es finden zwei Hauptrennen statt, wobei Vollblut- und Halbblut=Pferde, welche in Würtemberg geboren und erzogen sind, zugelassen werden. Den Tag nach dem Kannstadter Volksfeste fand das zweite Rennen des Vereins statt. Es waren um den ersten Preis von 100 Dukaten angemeldet worden:

1. Sr. Majestät des Königs br. Wallach Delibos v. Bairactar org. Arab. aus d. Delibos, diese aus einer org. Pers. Stute Tereks. 5 Jahre alt. — Reiter roth, schwarze Kappe. 127 Pf.

2. Sr. Majestät des Königs, Schimmel=Hengst Pascha von Sultan Mahmoud, org. Arab. aus der Soud., diese von Bournu aus ein. Schewouski=Stute. 5 Jahr alt. — Reiter roth, schwarze Kappe. 130 Pf.

3. Sr. Majestät des Königs, Fuchs=Stute. Halma vom Tajar org. Arab. aus d. org. Arab. Stute Schagra. 14 Jahr. — Reiter roth, schwarze Kappe. — 145 Pf.

4. Sr. Majestät des Königs, Schimmel=Wallach vom Sultan Mahmoud org. Arab. aus der Halma, diese vom Tajar aus d. Schagra. — Reiter roth, schwarze Kappe. — 125 Pf.

5. Baron Reischach's Fuchs=Stute Freya vom Seglavy org. Arab. aus d. engl. Vollblutsstute Freya. 7 Jahr alt. — Reiter blau, gelbe Aermel, schwarze Kappe. — 142 Pf. Königl. Privatgestüt.

6. Baron Hügel's Schimmel=Wallach Tchinkis=Chan vom Young Bournu aus d. Delta, diese aus d. Abolulu org. Arab. von Bournu, org. Arab. 5 Jahre alt. — 127 Pf. Fiel wenige Tage vor dem Rennen. Königl. Privatgestüt.

7. Baron Hügel's Fuchs=Wallach Kalaf vom Sanspareil aus einer org. Don. Stute. 7 Jahr alt. — Reiter weiß, rothe Aermel und Kappe. — 127 Pf. Hauptgestüt Marbach.

8. Herrn Schallich's Fuchs=Wallach Butzka, vom Soliman, diese von Bournu; aus d. Butzka. pers. 4 Jahr. 122 Pf.

9. Herrn Speitel aus Wolfschlugen Fuchs=Stute von Thimurchan, aus einer Landstute erster Klasse. 4 Jahr alt. — Grüne Jacke, weiße Aermel, grüne Kappe. — 112 Pf.

Seine Königliche Hoheit, der Prinz Friedrich von Würtemberg, war Richter.

Die Länge der Bahn betrug 10,000 Fuß.

Die beiden Hauptpreise von 100 und 50 Dukaten gewannen zwei Pferde Seiner Majestät des Königs. Da aber Seine Majestät für die Höchst Ihnen gehörigen Renner auf die Preise verzichtet hatten, so fiel der erste Preis Herrn Baron Reischach's Fuchsstute, Freya, und der zweite Preis Herrn Baron Hügel's Fuchs-Wallach, Kalaf, zu. — Bei dem zweiten Rennen um den Ehrenpreis war die Länge der Bahn 4,000 Fuß. Die Herren ritten selbst. Nicht trainirte Pferde jeder Abkunft auf dem Kontinente geboren. Fünf Reiter angemeldet. Den Ehrenpreis, ein Paar Pistolen, gewann Hr. Lieutenant von Hochstetter mit seiner meklenburgischen Fuchsstute. — Drittes Rennen:

Halbblut-Pferde in Würtemberg gezogen. Erstes Pferd 80 Dukaten, zweites Pferd 40 Dukaten. Gewicht nach dem Alter. Länge der Bahn 10,000 Fuß. Stuten und Wallachen 3 Pf. erlaubt. Angemeldet wurden:

1. Sr. Majestät des Königs, Fuchs-Wallach Goko, vom Seglovy org. Arab. aus der Clary, diese vom Emir org. Arab. a. einer engl. Halbblut-Stute, 5 Jahr alt. 117 Pf.

2. Sr. Erlaucht Graf Alexander von Würtemberg, Fuchs-Wallach Hassard, von Sanspareil aus d. Hedalga, diese vom Mezachar org. Barbe. 11 Jahr alt. Reiter schwarz, gelbe Aermel, schwarze Kappe, 137 Pf. Hauptgestüt Marbach.

3. Herr Arnold von Wolffschlugen, Schimmel-Stute, im Lande gezogen, 4 Jahr alt. — Reiter blaue Jacke, weiße Aermel, weiße Kappe. 112 Pf.

Nummer 2 gewann den ersten und Nummer 3 den zweiten Preis.

Viertes Rennen mit Hindernissen. Länge der Bahn 4,000 Fuß. Um den Preis der Damen. Es fanden sich drei Bewerber ein. Sieger war Herr Stallmeister Baron von Hügel mit seinem Fuchs-Wallach Kalaf aus dem Hauptgestüte Marbach. Er erhielt eine schöne silberne Vase aus den Händen Ihrer Majestät der Königin.

Donnerstag den 1. Oktober war das letzte Wettrennen, das deßhalb ein besonderes Interesse gewann, weil hier Voll- und Halbblut-Pferde concurrirten, die schon einen Preis errungen hatten. Der Einsatz war fünf Dukaten, ohne Rücktritt; zwölf Reiter waren angemeldet. — Mittags nach dem Rennen versammelten sich die Aktionär's im Gasthof zum großen Mann, wo über eine neue Redaktion der Vereins-Gesetze debattirt, und ein angekauftes Pferd ausgespielt wurde. Dieses wurde aus dem Ueberschusse der erlegten Gelder angeschafft, und jeder Actionär erhielt so viel Loose, als er Actien besaß. Man wählt stets ein fehlerfreies Pferd, das im Lande geboren und erzogen seyn muß, und sich zu jedem Gebrauche eignet. In diesem Jahre wurde jedoch selbst unter den Thieren, welche Preise beim Volksfest erhielten, kein passendes gefunden, und so wurde denn ein Sr. Majestät dem König gehöriger Fuchs-Wallach Goko dem Vereine bedeutend unter dem Anschlagspreise überlassen. Für kommende Jahre ist der Verein bereits in den Stand gesetzt, 40 Louisdor zu diesem Ankaufe zu bestimmen.

Um 3 Uhr fand ein Mittagessen zu etwa 60 Gedecken in demselben Gasthofe statt, das Se. Majestät der König mit Seiner Anwesenheit beehrte.

Diese Wettrennen, welche unser Volksfest wahrhaft verherrlichten, erregten die größte Theilnahme beim Publikum. Die Tribünen, welche den weiten Circus umgeben, wimmelten von Menschen aus allen Ständen. Viele wetteten unter sich, Damen standen mit Gläsern bewaffnet, und folgten dem Fluge der edlen Thiere und der kühnen Reiter, und Bauern, in ihrer ländlichen Tracht, hielten ihre Sackuhren in der Hand, um die Zeit des Umlaufs zu verificiren, und waren nicht wenig stolz, als der Landmann aus Wolffschlugen mit seinem inländischen prächtigen Schimmel den zweiten Preis errungen hatte.

Wettrennen in Algier.

Die Leser der Europa werden es nicht übel nehmen, wenn wir ausnahmsweise einmal nach Afrika hinüberschweifen, da sich uns gerade eine gute Gelegenheit dazu darbietet.

Das Wettrennen in Algier ist von dem Grafen d'Erlon eingeführt worden, und scheint dem Geschmacke des Publikums zu entsprechen. Die Bahn betrug drei Meilen (?), dabei waren vier Hindernisse angebracht. Zwei Pferde liefen, Fox von irländischer Race, berühmt als Traber und Jagdpferd, dem Herrn Napoleon Bertrand gehörig, geritten von Herrn Léon Duhesme, und Citadin von englischer Race, früher dem Grafen d'Erlon gehörig, geritten von Réné von Rovigo. Citadin warf seinen Reiter ab, der nicht mehr aufsteigen konnte, und mithin gewann Fox den Preis. — Eine große Menge von Liebhabern hatte sich zu diesem Schauspiel in der Ebene von Mustapha eingefunden. Es war 4 Uhr Nachmittag. Einige von den jungen Damen, die sich kaum acclimatisirt hatten, trotzten muthvoll der afrikanischen Sonne, um die Versammlung mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Bellini's Todtenfeier.

Da der Erzbischof von Paris die Damen in der Kirche nicht singen lassen wollte, so konnte Cherubini's Requiem nicht aufgeführt werden. Es

wurde daher eine Trauermusik von verschiedenen Meistern arrangirt. Das Kyrie und das Pie Jesu war von Panseron und wurde von französischen Sängern gesungen. Lablache, Tamburini, Rubini und Iwanoff sangen ein Lacrymosa nach einem Thema von Bellini aus „den Puritanern“ ohne Accompagnement. Die Versammlung konnte kaum ihren lauten Beifall zurückhalten. Die Chöre waren bewundernswürdig. An ihrer Spitze standen Santini, Nourrit, Levasseur, Henri, Chollet, Bordogni, Massol, Inchindi u. s. w. Alle berühmten, in Paris anwesenden Componisten waren zugegen. Nach dem Todtenamte begab sich der Trauerzug zum Père Lachaise. Eine Militärmusik, aus hundert Individuen bestehend, begleitete den Zug. Der Veteran der Componisten, Pär, und mehre Andere hielten rührende Reden.

Eröffnung des Theatre royal italien in Paris.

Bellini's Schatten, wenn er im Saale schwebte, ist zufrieden gestellt worden. Das Andenken an diesen angenehmen Komponisten war in allen Herzen, sein Name auf allen Lippen, die Betrübniß auf allen Gesichtern. Alle Sänger, mit Ausnahme von Santini, Iwanoff und die beiden Debutantinnen, erschienen vor dem Publikum mit demselben reizenden Talente, mit denselben mächtigen Mitteln. Rubini mit seiner frischen Stimme, Tamburini mit seiner leichten Vokalisation, Lablache mit seiner hinreißenden Macht, die Grisi mit ihrer Nachtigallenkehle; jede von ihnen wurde mit einer dreifachen Salve begrüßt. Die Grisi erhielt noch überdies einen Regen von Blumensträußen. Die meisten Nummern wurden zweimal verlangt und die Künstler heraus gerufen.

Vor dem Ende der Oper wollten alle Logenbesitzer zu einem Denkmal für Bellini beitragen. Es ist viel Geld zusammen gekommen. Folgende Künstler haben dazu beigetragen: Rubini 200 Fr. — Lablache 200 Fr. — Tamburini 200 Fr. — Mlle. Grisi 200 Fr. — Mad. Malibran-Garcia 200 Fr. — Meyerbeer 200 Fr. — Troupenas, Verleger der „Puritaner“ 200 Fr. — Robert und Severini, Direktoren des italienischen Theaters, 1000 Fr. — Die Kommission der Trauerfeierlichkeit 500 Fr. — Santini 20 Fr. — Dantan (der berühmte Chargen-Verfertiger) 20 Fr. — ꝛc. ꝛc.

Theater.

In dem Cirque Olympique wird ein burleskes Mimodrama aufgeführt, welches den Titel führt: „Za ze zi zo zu.“

— Die Vorstellungen, welche die Schauspieler in Teplitz geben, ähneln nicht denen, welche unter Napoleon einst in Erfurt aufgeführt wurden. Statt Talma's und der ernsten Werke der großen französischen Autoren gibt man hier komische Opern und Wiener Farcen.

— Die Vorderseite des Gaité-Theaters ist beendigt. Man liest auf der einen Seite die Worte: „Gegründet im Jahr 1760 von Nicolet. Wiedererbaut im Jahr 1808“; und auf der andern: „Abgebrannt den 21. Februar 1835. Wiederhergestellt 1835 von Bernard-Leon.“

— Im Pariser Cirkus wird das Drama: „das befreite Jerusalem" von Aniect Bourgeois in die Scene gesetzt. Man spricht von enormen Kosten.

— Die Büsten von Auber und Herold sind in dem Foyer der komischen Oper in Paris aufgestellt worden.

— An der Port St. Martin wird ein Stück einstudirt, betitelt: „die Heroine von Montpellier", dessen Verfasser Lemercier ist.

— Das Theater des Pantheon in Paris gibt eine Parade voller Witz und Lustigkeit: „Eine Stunde in der andern Welt" betitelt. Ein leichtgläubiger Gewürzkrämer — bekanntlich müssen diese wackern Leute immer zu Verspottungen herhalten — reist von St. Quentin nach Paris, um eine projectirte Heirath zu schließen, und hat das Unglück, einige Stunden vor der Stadt mit dem Postwagen umzuwerfen. Er wird in ein nahe gelegenes Narrenhaus gebracht, wo man ihm Hülfeleistungen reicht. Dieser Ort und der Anblick seiner grotesken Bewohner bringt ihn auf den Gedanken, daß er todt sey. Dieses führt närrische Scenen herbei und einen unerwarteten Schluß. Das kleine Stück hat außerordentlichen Beifall gefunden.

M o d e.

Man trägt jetzt Shawls von schwarzem einfärbigem Taft ohne Spitzenbesatz; manchmal sind sie mit Atlas passepoilirt, manchmal mit einem gefältelten Bande eingefaßt. — Die Atlasschürzen werden gern getragen, der weiche Stoff eignet sich besonders dazu. Nichts ist schöner, als eine Schürze von schwarzem, kastanienfärbigem oder dunkelblauem Atlas mit einem doppelten Saume. Das Band der Schürze fällt in langen Enden herab. Die brodirten Schürzen von Poult de Soie müssen sehr einfach seyn, um nicht gegen den guten Geschmack zu verstoßen. — Kleine Gegenstände trägt man noch immer an Haken und gothischen Schlüsselringen am Gürtel. — Das niedlichste Geräthe in den Händen der Frauen sind die allerliebsten Reitgerten von Fischbein mit Ringen von guillochirtem Silber geziert. Es lohnt der Mühe, reiten zu lernen, um eine solche zierliche und schmiegsame Gerte in der Hand zu tragen.

Aus der Gesellschaft.

Der neapolitanische Gesandte in Paris, Fürst Butera, ist abgereist, um die Fürstin Schuwalloff, die Wittwe des Grafen Pallier, zu heirathen. — Dieß ist eine ungeheuer reiche Partie. Der Fürst wird auf den Gesandtschafts-Posten nach St. Petersburg gehen. — Herr Caraffa-Traetta bleibt als neopolitanischer Geschäftsträger einstweilen in Paris, und wird später als bevollmächtigter Minister nach Constantinopel gehen.

— Die Fashionables in Paris haben ein neues Vergnügen aufgebracht, welches früher nur die Engländer kannten. Dies ist das Taubenschießen. Kürzlich fand ein solches auf der schönen Wiese von Montreuil Statt. Der Maler Horace Vernet, der Herzog von Guiche, Achille Fould und viele andere Celebritäten der Kunst-

welt und der Fashion nahmen daran Theil. Diese Uebung wird wöchentlich fortgesetzt werden.

Vermischtes.

Zu der neuen Ausgabe in Lieferungen des Theaters von Molière, des Gilblas und des Don Quixotte, kosten die Vignetten allein 200,000 Franken. Druck und Papier sind sehr ausgezeichnet.

— Kalisch. Als die Kaiserin von Rußland ihr Regiment der Chevalier-Garde selbst anführte, näherte sich ihr ein Schmeichler und sagte: „Wenn Ihro Majestät sich so mit uns zur französischen Gränze begeben wollten, so wäre es unmöglich, daß dieses so galante Volk uns den Eintritt verweigerte.“ Die Kaiserin soll trocken geantwortet haben: „Mein Herr, die Franzosen lieben ihr Vaterland, wie ich das meinige, und der Soldat, der es nicht gegen den Einfall der Fremden vertheidigen würde, wäre in meinen Augen, wie in den Augen meines Gemahls, verachtungswerth.“

— Miß Annette. Es ist wahrlich ein gutes Geschäft, sich einen tüchtigen Renner zu halten, der bei allen jetzt so häufig stattfindenden Wettrennen concurrirt. So hat z. B. Lord Seymour, der schon in Paris große Preise und Wetten gewann, nun auch seine treffliche Stute, Miß Annette, in Brüssel mitlaufen lassen, wo sie ihm eine Vase von Vermeil gewann, die 3,000 Franken taxirt wurde, und ein anderes seiner Pferde, Morotto, gewann den zweiten Preis, gleichfalls von 3,000 Franken.

— Jules Janin erzählt in der Revue de Paris ein kleines Abenteuer, welches dem kolossalen Modell zu Göthe's Büste, das der Bildhauer David zu Weimar gefertigt, bei seiner Einfahrt in Paris begegnet seyn soll. Als der enorme Ballen nämlich beim Zoll ankam, da wollte es den Leuten nicht in den Kopf, daß ein solcher Erdklumpen nur ein menschliches Gesicht darstelle, und so durchbohrte der Douanier mit seinem Degen das Modell von einem Ende bis zum andern; aber (so setzt Jules Janin hinzu) es war ihm schon zu verzeihen, er hatte sicher Göthe's Schädel nach seinem eigenen beurtheilt.

Nekrolog.

Stuttgart. In voriger Woche ist hier der Herr Generalsuperintendent von Tübingen, Prälat von Pfister, gestorben.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Darstellung des Englischen Oberhauses. (Die des Unterhauses wird folgen.)

2) Eine Romanze aus Marie Tudor von Victor Hugo, komponirt von dem Königl. Baierisch. Hoffänger Herrn Lenz.

Herausgegeben von August Lewald.

Hofsänger.

Andante quasi

con pedale pp cresc. f

Erste Strophe

Weñ du mir sanft ruhest im Arm,

Zweite Strophe

Der Lie__be Knos pe voll und rund,

Dritte Strophe

Und dich mein Aug' be__macht,

Vierte Strophe

Liegt in den Vie__ren ver__eint,

se expres.

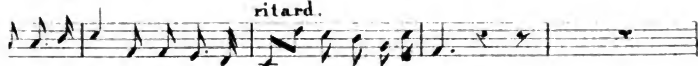
Horch ... be warm. Es zau__bert mir das Lied die schönste

Der bö__nell zur Stund, Dein hold____selges lä____cheln.

O d... so warm. Deine See______le zeigt sich ent__

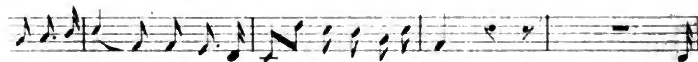
Was m...us da scheint, Was lie____bend erfreut, ja,
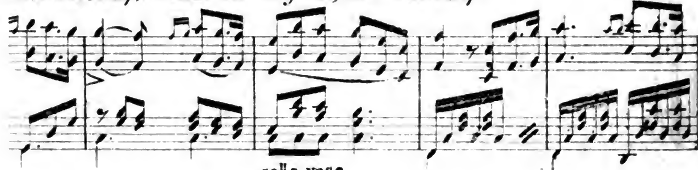
pp


ritard.
sing, Ge lieb te, O sing Ge_lieb_te, sing mir mein Glück.


lach, Geliebte, O lach Ge_lieb_te Lach mir zum Glück.


schlaf, Geliebte, Drum schlaf, Ge_lieb_te, Schlaf mir zum Glück.


Liebe und Schlaf; Lachen und Sing_en, Liebe und Schlaf:
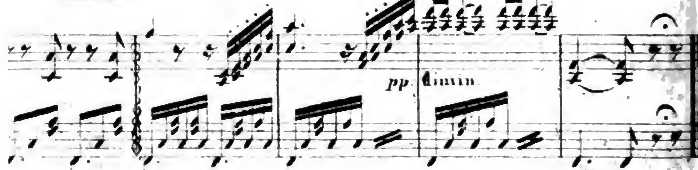

colla voce


3.
AL FINE


Und weñ du


Und weñ du


Siehst du


pp. dimin.

T ü r k e i.

Aus einem Tagebuch einer Reise nach Constantinopel.

Von John Auldjo.

Der Herausgeber dieses interessanten Tagebuchs reiste von Neapel auf dem Schiffe Actern ab, welches Lord Ponsonby nach Constantinopel brachte, der die brittische Regierung beim Sultan repräsentiren und zugleich die Bewegungen der Russen bewachen sollte, die sich damals einen allmächtigen Einfluß auf den türkischen Boden zu verschaffen gewußt hatten. Unser Reisender durchfliegt einige Inseln des griechischen Archipels, und befindet sich vor dieser Königin der Städte, der Capitale der hohen Pforte, deren Anblick die Bewunderung Aller, die sie gesehen, erregt hat.

Eilig begab sich Lord Ponsonby nach Terapia, und kaum war seine Ankunft verkündet, als ihm der Sultan durch einen besondern Boten sagen ließ, er werde ihn am andern Morgen um neun Uhr empfangen. Der englische Gesandte erschien bei dieser Audienz begleitet von seinem Neffen, dem Capitaine Grey, und Herrn Waller, dem Geschäftsträger=Residenten. Sie wurden im neuen Pallaste oder Kiosk von Dolma=Batsche empfangen. Der Sultan saß auf einem Divan in einem gemalten und prachtvoll verzierten Saale. Nach den gewöhnlichen Begrüßungs=Ceremonien brachte man ihnen Kaffee und Pfeifen. Mahmud zeigte der Gesandtschaft ein Gemälde von großer Ausdehnung, auf dem ein sardinischer Maler seine Hoheit zu Pferde dargestellt hatte. Das Bild war ziemlich ähnlich, aber sehr mittelmäßig ausgeführt.

Unser Schriftsteller wurde in den ersten Hof des Serails, einen großen ummauerten Raum eingelassen, auf welchem die Gärten des Sultans und andere Pertinenzien des Pallastes liegen. In einer Art

von Nische zunächst dem Eingange dieses Hofes sind die Häupter der rebellischen Paschas und anderer, wegen Verraths zum Tode verurtheilter Personen den Blicken der Menge zur Schau gestellt. Der Kopf Ali Paschas ist einer von denen, welche in jüngster Zeit hier aufgepflanzt worden sind. Eine andere Merkwürdigkeit in der Umgebung des Serails ist die Moschee der Sultanin, wo in prächtigen Gräbern die Reste des letzten Sultans und die seiner beiden Vorgänger ruhen. Die Favorit-Sultanin des gegenwärtigen Kaisers und ihr Sohn liegen in demselben Grabe. Blickt man durch die Fenster dieses Monuments, so gewahrt man den Sarg des Sultans auf eine Art von Thron gestellt, bedeckt mit kostbaren Kaschemirs; an den Ecken brennen ohne Unterlaß große Kerzen. Nachfolgende Anekdote bezieht sich auf eine der Bewohnerinnen dieses düsteren Aufenthaltes:

Selims Favorit-Sultanin war ein Mädchen von höchster Schönheit; da sie aber bemerkte, daß sie von ihrem Herrn und Meister wegen einer griechischen Sklavin, die er vor Kurzem gekauft, vernachlässigt werde, so beschloß sie in einem Anfall von wüthender Eifersucht, sich den Tod zu geben. Es gelang ihr, die Aufmerksamkeit der Wächter und Eunuchen zu hintergehen; sie entschlüpfte in einer Nacht aus dem Harem, ergriff einen großen Stein, und trug ihn an das Ufer des Kanals, welcher mit seinem tiefen Wasser am Pallaste hinläuft, dann band sie den Stein an den Kaschemir-Shawl, der ihr als Gürtel diente, und stürzte sich in die Flut. Es herrschte am andern Morgen der größte Schrecken im Harem, als man ihre Abwesenheit gewahr wurde; ihre Sklaven und Wächter erstarrten vor Angst, wenn sie an das Loos dachten, das ihnen beschieden war, und sie sahen den Tag als ihren letzten an, an welchem sie dem Sultan die Nachricht von der Flucht seiner Favorite bringen mußten. Sogleich wurde der Harem, der Pallast, die Gärten, die ganze Umgebung auf das Genaueste durchforscht; aber die Nachsuchungen waren fruchtlos, Niemand hatte die Sultanin gesehen, und über ihrer Abwesenheit lag der Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses. Die Bestürzung, welche dieses Ereigniß überall verbreitete, war um so mächtiger, als man den Verdacht hegte, sie habe mit irgend einem Giaur die Flucht ergriffen. Den Eunuchen blieb die Alternative, zu sterben, oder die Flüchtige wieder aufzufinden; einstweilen büßten mehre von diesen Sklaven ihre Nachlässigkeit mit dem Verluste des Lebens. Der arme Sultan blieb indessen untröstlich; seine erste Liebe war mit aller Gewalt wiedergekehrt, und die griechische Sklavin wurde einem Pascha des Reichs als Geschenk übersandt. Einige Tage nach dieser Begebenheit saß der untröstliche Selim am Ufer des Kanals, und zog langsam den

Rauch seiner langen Pfeife ein; da gewahrte er mit Schaudern auf der Oberfläche den Leichnam der Geliebten, den der Stein nicht länger am Boden hielt. Beim Anblicke dieses grausamen Schauspiels, welches nur zu gut das Geheimniß der Abwesenheit der schönen Prinzessin erklärte, vom Schmerze niedergeschmettert, wollte sich Selim zu ihrer Leiche stürzen, und nur mit der größten Anstrengung gelang es den Sklaven seines Gefolges, ihn von dem verzweifelten Vorhaben zurückzubringen. Man zog den Leichnam der Sultanin aus dem Kanal, brachte ihn nach Constantinopel, und begrub ihn mit dem größten Ehrengepränge. —

Gegen den Gebrauch seiner Vorgänger begibt sich Sultan Mahmud nie in die Moscheen im Umkreis von Constantinopel, aus Furcht, wie man glaubt, das Opfer eines Aufruhrs zu werden. Wohl aus demselben Grunde gestattet er nicht, daß man vorher die Moschee bezeichnet, wo er sein Gebet verrichten will; erst am Morgen des Tages, an dem er sich dahin begibt, und zwar so spät, als möglich, werden seine Wachen versammelt, und die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen. Der Herausgeber dieser Bemerkungen beschreibt eine dieser glänzenden religiösen Ceremonien mit allen ihren Einzelnheiten.

Namick Pascha, sagt er, der erst seit einigen Tagen von seiner Reise nach England, Frankreich und Preußen zurückgekehrt war, hatte geäußert, da die Stunde vorüber sey, zu der der Sultan gewöhnlich die Moschee besuche, so sey zu befürchten, daß er an diesem Tage nicht mehr ausgehen werde, und dieß um so mehr, als er ihn unter dem heftigsten Wortwechsel mit dem Grafen Orloff zurückgelassen habe, in Folge einiger beißenden Ausfälle, welche der verschlagene Diplomat gegen den aufbrausenden Sultan gewagt hatte. Einige Augenblicke nachher aber kündigte sich die Annäherung des Souverains dadurch an, daß der Befehl gegeben wurde, Bajonette aufzustecken und die Gewehre zu schultern, was die türkischen Soldaten sehr gleichförmig ausführten. Nach einigen Minuten ließ die Militärmusik seinen Lieblingsmarsch ertönen. An der Spitze des Cortege wurden drei Handpferde mit reichen Decken geführt; die Sättel waren in Gold gestickt und mit kostbaren Steinen besetzt, an den Zäumen glänzte eben so herrlicher Zierath. Es waren schöne, edle Thiere, die auf die reiche Parure, welche sie trugen, stolz zu seyn schienen. Nach diesen folgten zwei und zwei etwa dreißig Officiere der hohen Grade, Generale, Obriste, Flotten-Capitäne; sie trugen eine Art Leibrock und eine Mütze von besonderer Form, genannt Feß. Hinter den Staatsministern erschien seine Hoheit auf einem herrlichen Pferde, angethan mit

einem hellbraunen Mantel, dessen Kragen von Diamanten, Smaragden und Rubinen, in Blumenform geordnet, strotzte. Diese Zierde ist eine der glänzendsten, welche man sich denken kann. Er trug wie seine Officiere einen Feß ohne alle Auszeichnung, der ihm die Ohren und beinahe die ganze Stirne bedeckte; sein schwarzer Bart fiel bis auf die Diamant-Agraffe seines Mantels herab. Sein Gesicht ist länglich, seine leicht adlerförmig gebogene Nase zeigt Geist und Entschlossenheit an, sein Auge ist merkwürdig groß, lebhaft und durchdringend. Im Augenblicke, da er vor uns vorüberzog, nahmen wir unsere Hüte ab; er schaute uns fest an, und setzte dann sein Gespräch mit Namick Pascha, der sich an seiner Seite befand, fort, nachdem er durch eine leichte Verbeugung unsern Gruß erwiedert hatte. Eine Anzahl von Officieren schloß den Cortege. Der Sultan hat das Aussehen eines Mannes von fünf und fünfzig Jahren; sein mit Finnen besätes Gesicht und seine rothe Nase deuten eine ausgesprochene Neigung für die Flasche an; auch jetzt schien er etwas angetrunken, obgleich man in seinen Zügen viel übeln Humor lesen konnte. Man sagt, daß er sich jeden Tag mit einem seiner Lieblinge zu betrinken pflege, und daß er einst den Großmufti gezwungen habe, eine halbe Flasche Champagner bis auf den letzten Tropfen zu leeren, was dieser zuerst mit der Erklärung ausschlug, eine solche Handlung sey wider die Religion und das Gesetz des Propheten; aber der Sultan entgegnete, da er selbst Oberhaupt der Kirche sey, so könne er neue Verordnungen erlassen, und dem Mufti anbefehlen, das zu trinken, was man ihm biete, wenn er nicht gegen den Stellvertreter Mahomets ungehorsam seyn wolle. Der Oberpriester glaubte sich nicht länger widersetzen zu dürfen, und trank den Champagner, der ihm nach Allem kein ganz fremdes Getränke seyn mochte; der Sultan aber wandte sich gegen einen gewissen Staatsbeamten, der sich ebenfalls in Folge von religiösen Skrupeln Wein zu trinken weigerte, und sprach lachend: „Jetzt kannst Du doch Wein trinken, da Dir das Haupt der Kirche und ihr Oberpriester mit dem Beispiele vorangehen.“ —

Der Herausgeber dieses Tagebuchs führt in Beziehung auf Mahmud ein Abenteuer an, welches ihm von einem deutschen Baron erzählt worden ist, und zur Charakteristik dieses Fürsten beitragen mag. Jener war eines Tags mit Jagen beschäftigt, als plötzlich seine Hoheit nicht ferne von ihm, begleitet von zwei oder drei Officieren, sich zeigte; da es nun verboten ist, in Gegenwart des Sultan mit Feuergewehr zu erscheinen, so befand sich der Deutsche in keiner geringen Verlegenheit. Indessen behielt er seine Fassung, und nahm ruhig den Hut ab. Der Sultan warf einen nicht sehr ermuthigenden Blick auf ihn, da er aber

in demselben Augenblicke eine Schwalbe gewahr wurde, die sich in die Lüfte erhob, so zeigte sie Mahmud dem Deutschen mit dem Finger, und rief aus: „Schießt!“ Der Baron, obgleich einigermaßen erschrocken, verstand ihn vollkommen, schoß, traf, und der Vogel fiel dicht am Kopfe von des Sultans Pferd herab. Seine Hoheit schien entzückt von der Geschicklichkeit des Jägers, und drückte seine Zufriedenheit durch die Worte aus: Eh! Eh! (Gut! Gut!) Dann befahl er einem Officiere aus seinem Gefolge, sich nach Namen und Wohnung des Jägers zu erkundigen, und setzte seinen Spazierritt fort. Am andern Morgen kam eine Person von Hofe zu dem Baron, und bot ihm vom Sultan ein Geschenk an, bestehend in Porzelan, Blumen und einem Beutel mit 5000 Piastern. Der Baron bat den Ueberbringer, seiner Hoheit ehrfurchtsvollen Dank auszudrücken, und zu bemerken, daß er jeden Tag bereit sey, eine Schwalbe zu demselben Preise zu schießen. —

Nichts ist so interessant und zugleich so schmerzlich ergreifend, als die Beschreibung, welche Herr Auldjo von den türkischen Bazars macht. Den Sklavenmarkt bildet ein großer viereckiger Platz, an dem drei Seiten von niedrigen steinernen Gebäuden eingenommen werden, welche an ihrer äußern Linie hölzerne Logen umfassen, die man nach Maßgabe des abscheulichen Handels eingerichtet hat, für den sie bestimmt sind.

Jede von diesen Logen, sagt der Reisende, ist in verschiedene Verschläge oder Zellen abgetheilt, welche je mit einem Fenster und einer nach innen sich öffnenden Thüre versehen sind. In diesen elenden Behältern, die ganz den Kästen gleichen, in welche man wilde Bestien einsperrt, schmachtete eine große Anzahl von Sklaven, die Einen in die Zellen eingeschlossen, die Andern da und dort wie das Vieh ausgestreckt in dem offenen Raume, der gleichsam ein Vorzimmer bildet. Alle diese Unglücklichen schienen Nubier zu seyn; sie waren schmutzig, und nur mit zerfetzten Stücken Zeug bedeckt. Von Jugend auf zur Sklaverei bestimmt, fühlten sie wohl den entwürdigenden Zustand nicht, in den sie versunken waren; in vollkommener Gleichgültigkeit sprachen sie miteinander, und verlangten, allem Anscheine nach, nicht einmal ein glücklicheres Loos. Eben, als ich diese für mich neue Scene betrachtete, führte ein Sklavenwächter, dessen zurückstoßende Züge auffallend den ganzen Ausdruck von Brandmarkung boten, welchen gemeine, ehrlose Beschäftigung einer menschlichen Physiognomie aufprägen kann, eines von seinen schwarzen Schlachtopfern heraus, welches eine alte türkische Frau kaufen wollte. Zuerst hob er die Eigenschaften der Sklavin hervor, rühmte die Kraft ihrer Muskeln, die Stärke ihrer Glieder und alle die Vortheile einer in das reifere Alter getretenen

Person, indem er, um die Wahrheit seiner Behauptung darzuthun, die zarte Haut der armen Person auf eine Weise kniff, daß sie vor Schmerz laut aufschreien mußte. Dann drückte er ihr die Wimpern herab, um den guten Zustand ihrer Augen zu zeigen, und öffnete ihr gewaltsam den Mund, um mit Hülfe einer sichtbaren Demonstration zu beweisen, daß das, was er von ihrem Alter gesagt, vollkommen wahr sey. Während dieser ganzen Zeit untersuchte die alte Frau selbst die Sklavin mit aller Sorgfalt, und handelte wegen des Preises, wie ein Fleischer, der einen Ochsen auf dem Viehmarkt kauft. Mein Herz blutete beim Anblicke dieses gehässigen Schauspiels, und mit Ekel wandte ich mich ab. Endlich wurde aber die arme Negerin von ihrem Eigenthümer für tausend Piaster oder fünfzig Dollars abgegeben. Wir gingen ein wenig weiter, und sahen am Fenster einer Zelle eine einzelne Frau, deren Kopf mit einem Linnenschleier bedeckt war. Kaum hatten wir sie ein Paar Sekunden betrachtet, als sie den Stoff, der sie vor unsern Blicken verbarg, zurückzog, und zwei glänzend schwarze Augen ihr volles Feuer auf uns strömten. Jetzt trifft man nur noch selten eine weiße Sklavin auf den Märkten; die Circassierinnen und Georgierinnen sind unter den besonderen Schutz von Rußland, die griechischen Frauen unter den von Frankreich und England gestellt. Lächelnd grüßte sie uns, während sie die schönen schwarzen Haare aus der Stirne strich, und die Zuschauer zu fesseln suchte, indem sie vor ihren Blicken mit aller Coquetterie die natürlichen Vortheile ihrer Schönheit zu entwickeln sich bemühte. Indessen schien ihr anmuthiges Benehmen nicht den gehörigen Eindruck auf die Türken hervorzubringen, den Christen aber ist es nicht erlaubt, Sklaven auf dem Markte zu kaufen, obgleich sie mit Hülfe eines Osmanli von ihrer Bekanntschaft die muselmanischen Gesetze leicht umgehen können. Ich habe nur drei oder vier männliche Sklaven und wenige Kinder gesehen; Alle waren Nubier, und boten ein gleich trauriges Schauspiel, wie die Weiber in ihrer Nähe. Zwei und zwei waren sie mittelst Ketten an Fußpflöcke gefesselt. Ehe wir den Sklavenmarkt verließen, erfuhren wir, daß unsere schöne Georgierin seit mehren Tagen zum Verkaufe ausgesetzt sey, daß jedoch Niemand die unmäßige Summe habe bezahlen wollen, die ihr Herr für sie verlange. Dieser aber war ein reicher Mann, und es stand zu erwarten, daß ein weniger schwieriger Käufer kommen, und ihm die 2500 Piaster bezahlen werde, zu welchem Preise er die Sklavin anschlug.

In der Civilisation und den Sitten der Türken sind große Veränderungen vorgegangen. Sonst wurde der Fanatismus bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, jetzt ist er beinahe gänzlich von

ihrem Boden verschwunden. Noch vor Kurzem wurden die reichen europäischen Handelsleute, wenn sie durch die Straßen gingen, häufig angehalten, und zu den erniedrigendsten Arbeiten gezwungen, wenn es irgend einem Türken gelüstete, eine neue Beleidigung zu denen zu fügen, welche sie sich täglich gegen die Christen erlaubten; die Hunde konnten diese anfallen, ohne daß sie es wagten, sie zurückzustoßen, und waren sie einmal so kühn, durch das Fenster zu schauen, so konnten sie dem nächsten Osmanli, der auf sie schießen wollte, zum Ziele dienen. Selbst die sieben Thürme, diese Bastille des Orients, wo wider die Sitte aller civilisirten Völker die Repräsentanten jeder Macht eingesperrt wurden, der der Sultan den Krieg angekündigt hatte, flößen heut zu Tage keiner Seele mehr Furcht ein.

Seitdem diese sieben Thürme das Gefängniß der Gesandten geworden sind, haben sie ein Interesse und einen Ruf gewonnen, wie es ohne dieses nie der Fall geworden seyn möchte. Die Mysterien und der Roman nahmen sie in besondern Schutz, und die Einbildungskraft im Morgenlande verband sich mit der des Abendlandes, um schreckliche, tragische, schwarze Geschichten zu erfinden, zu deren Zeugen sie jene Besten und die unterirdischen Gewölbe unter ihren fürchterlichen Mauern machten. Die dunkle Oeffnung, die Sie zu Ihren Füßen erblicken, ist der Blutbrunnen, wo nach der Aussage unseres Führers eine Menge menschlicher Opfer zum Ziele aller Leiden gelangte. Unter diesen Gewölben, die sich kaum ein Paar Fuß über den Erdboden erheben, ohne je der wohlthätigen Sonnenstrahlen theilhaftig zu werden, wurden unglückliche Gefangene an Marter-Instrumente gebunden, wo ihnen der Tod willkommen gewesen wäre, und an den Mauern dieser unterirdischen Gemächer waren in schauderhafter Ordnung alle die höllischen Maschinen aufgehängt, mittelst derer erbarmungslose Richter von ihrem unseligen Opfer das Geständniß von Verbrechen zu erpressen wußten, deren es wohl gar nicht schuldig war, oder von Verschwörungen, die nur in der Einbildung der grausamen Unterdrücker bestanden hatten. Man zeigte mir im Innern des Gebäudes einen kleinen Hof, in dessen Mitte man, der Sage nach, mehr als einmal ganze Pyramiden menschlicher Köpfe aufgebaut hatte, welche die hohen Mauern der Festung so sehr überragten, daß man von ihrer Spitze die reinen, ruhigen Wasser des Marmora-Meeres erschauen konnte. Der Führer machte mich noch auf eine große Anzahl von engen Gängen aufmerksam, die kaum so hoch waren, daß sich ein Hund hineinwagen durfte; in diese warf man sonst die unglücklichen Gefangenen, welche zum Hungertode verdammt waren, und so auf dem Bauche liegen mußten, bis ihr Leben endete.

Dank der Civilisation, welche diesen Schrecknissen ein Ziel gesetzt hat; wenn man zu Ehre der Menschheit auch glauben mag, daß diese Erzählungen größten Theils nur Fabeln sind, von den Führern erfunden, um jener Geschmacks-Verdorbenheit zu genügen, welche die menschliche Einbildungskraft nach Schauerbildern geizen läßt, — vielleicht auch, um zu gleicher Zeit ein neues Interesse für das historische Monument anzuregen. Einige alte Soldaten sind gegenwärtig die einzigen Bewohner dieser furchtbaren Festung, und obwohl sie jetzt überall in Trümmer zerfällt, so verlangt doch ein aus alten Zeiten zurückgebliebener Gebrauch, daß man sich einen Firman geben läßt, um Zutritt in das Innere zu erhalten. —

Ein Freund unseres Reisenden besuchte Ibrahim Pascha, der mit der ägyptischen Armeé zur Zeit unferne von Konstantinopel stand, als Auldjo sich in dieser Hauptstadt befand. Ibrahim versicherte, daß er ohne den Zwischentritt von Frankreich und England in Constantinopel eingedrungen wäre, und fügte bei, daß vor Kurzem diese Mächte Ursache gehabt hätten, ihr ungeschicktes Eingreifen zu bereuen. Ueberdieß, sagte er, daß er früher oder später nach Stambul kommen werde, und daß die zwei großen Mächte, welche es für nöthig erachtet, sich zwischen ihm und Mahmuds Thron in das Mittel zu legen, sich dadurch interessirt finden werden, ihn an die Spitze des türkischen Reichs gestellt zu sehen, daß er auf diese Weise einen Damm gegen den stets wachsenden Ehrgeiz der nordischen Souverains setze.

Bitter beklagt sich Auldjo über die Beleidigungen, denen die Engländer in Constantinopel ausgesetzt sind; er erzählt einige Anekdoten, aus welchen erhellt, daß die Russen ganz anders behandelt werden. Es folgt hier ein merkwürdiges Beispiel.

Ein Türke, mit Namen Castingen, war nach Buyukdere geritten, wo die Reiter, wenn sie am Kiosk von Dolma-Batsche vorüberkommen, nothwendig vom Pferde steigen müssen. Wehe dem, der, die strenge Vorschrift des Ortes vergessend, beritten durch eine der Pertinenzien der kaiserlichen Residenz dringen will. Unser Türke aber erinnerte sich dessen nicht, wurde auf der Stelle verhaftet, von den Soldaten und ihrem Offizier mit Mißhandlungen überhäuft, und in eine Kammer des Wachthauses geworfen, um von da in das Gefängniß gebracht zu werden. Da er jedoch bemerkte, daß man ihn für einen Engländer halte, und sich über diesen Irrthum nicht sehr beruhigen konnte, so kam ihm glücklicher Weise der Gedanke, sich für einen Russen auszugeben: „Rusky effendi ben! Rusky, Rusky!“ rief er aus. Plötzlich konnte man Bestürzung in allen Zügen der apathischen Türken lesen. Der Capitän zeigte die lebhafteste Unruhe, und bat, sein Be-

nehmen zu entschuldigen; die Soldaten boten ihm Pfeifen und Kaffee, und machten sich anheischig, den Befehlen zu gehorchen, die er ihnen ertheilen wollte. Der Capitain der Wache drückte sein Bedauern in allerhand Ausrufungen aus: „Mach allah!“ sprach er. „Das war ein unseliger Irrthum. Wie konnt' ich so blind seyn, nicht einzusehen, daß Ihr kein Engländer seyd!“ Und um den Zorn des angeblichen moskowitischen Obristen zu beschwichtigen, wurde eine Ehrenwache beauftragt, ihn nach Hause zu begleiten, um ihn vor neuen Unbilden zu beschützen. So steht es mit der Achtung und Furcht, welche der Name Russe allein in Constantinopel einzuflößen im Stande ist; darum muß man aber nicht glauben, daß diese Nation irgend eine Sympathie beim Volke erregt habe; die Türken hassen die Russen im Gegentheil von ganzem Herzen und wenn sie unter sich sind, fürchten sie nicht auszusprechen, sie möchten: „auf ihren Bart spucken, und ihre Väter verbrennen“; orientalische Ausdrücke, welche den äußersten Grad von Haß und Verachtung andeuten.

Der Herausgeber dieser Bemerkungen reist von Constantinopel auf dem Dampfschiffe ab, welches den König Otto nach Griechenland brachte. Er stellt diesen Prinzen als einen liebenswürdigen guten jungen Mann dar, der es vermeidet, irgend ein Derangement in seiner Umgebung zu veranlassen, und auf's freundlichste mit den Midshipmen und Matrosen plaudert.

Endlich ist das Dampfschiff zur Abfahrt bereit; die Anker sind gelichtet; unser Reisender beschreibt das belebte Schauspiel, welches sich seinen Augen bietet, auf folgende Weise. — „Welche gemischte Masse! Ein königlicher Prinz; Granden Spaniens; italienische Grafen; französische Marquis; deutsche Edelleute; und ich glaube, es ist mir erlaubt beizufügen, englische Gentlemen. Noch befanden sich bei uns eine Art von empyrischem Arzte, der sich einen Pariser nannte; ein Mailänder, Chef eines Spielhauses; ein isländischer Priester, arm, wie ein Apostel; ein Göttinger Student mit sauerer Miene; ein dänischer Baron, Musiknarr; ein Graf von Siena, ausgezeichneter Sänger; ein alter Architekt und zwei adelige Russen. Nur zwei Damen waren auf dem Schiffe — eine russische Gräfin, welche unaufhörlich im Homer las, und eine junge Baierin, deren Hauptverdienst darin bestand, daß sie sich fortwährend liebenswürdig zu machen suchte. Ferner hatten wir am Bord einen Capitaine en chef, einen Lieutenant und einen Unterlieutenant, ferner einen Direktor und zwei Unterdirektoren. Indessen mangelte es dem Schiffe an zwei sehr nothwendigen Dingen, nemlich an einem guten Koch und einem ehrlichen Proviantmeister.

Aberglaube und Glaubensansichten im Volke.

(Fortsetzung.)

Der erste April.

Es ist eine überall verbreitete Gewohnheit, in den April zu schicken, oder wie die Franzosen sagen: donner des poissons d'avril. Mit Grund läßt sich annehmen, daß dieser Brauch heidnischen Ursprungs ist; geht man noch weiter zurück, so wird man die Wiege dieser periodischen Belustigungen im Orient finden. Der Oberst Pearse hat nachgewiesen, daß die Hindu seit undenklichen Zeiten bei Gelegenheiten eines Festes, das sie im Monate März feiern, und Huli nennen, zu Besorgung vorgeblicher Aufträge Personen wegschicken, wodurch diese dem allgemeinen Gespötte ausgesetzt sind, wenn sie sich getäuscht sehen. Der lezte Tag des Huli ist das Neujahrs-Fest, und da in England sonst das Jahr zur selben Zeit begann, so meint Maurice, die Belustigungen am ersten April, sowohl in England als in Indien haben ihren gemeinsamen Ursprung im Gebrauche zu suchen, die Rückkehr der Frühlings Tag- und Nachtgleiche durch Feste zu begehen.

(Die Behauptung des Oberst Pearse ist zu unbestimmt, um eine vernünftige Ansicht zu begründen; indessen gebricht es an einer ganz plausibeln Hypothese über diesen Gegenstand. Ein Prinz von Lothringen, welcher im Schlosse von Nancy bewacht wurde, und sich dadurch rettete, daß er am ersten April über die Meurthe schwamm, gab den Lothringern zum Witzworte Veranlassung, man habe den Franzosen einen Fisch zu bewachen gegeben; diese, wenn auch allgemein verbreitete Anekdote ist längst siegreich in ihrer Anwendung auf die April-Fische in Frankreich widerlegt worden. Eines Theils ist der Gebrauch im übrigen Theile von Europa viel älter, andern Theils wird der Ausdruck poisson d'avril, Aprilfische, nur in Frankreich gebraucht; in England sagt man

an april fool (Aprilnarr); in Holland een april gek; und die Deutschen haben das Sprichwort:

Am ersten April
Schickt man die Narren, wo man will.

Diese Ausdrücke haben gewiß mit Fisch nichts gemein. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht, daß in diesem Brauche eine entwürdigende Anspielung auf das Leiden unseres Heilands liegt, dessen Jahrestag stets etwa am ersten April wiederkehrt. Aus dem Umstande, daß die Juden höhnend und verspottend den Heiland von einem Tribunal zum andern schickten, soll die lächerliche Sitte entstanden seyn, daß man Leute, über die man sich lustig machen will, von einem Orte zum andern hin und her gehen läßt. — Am Anfange mahnten sich die ersten Christen auf verschiedene Weise an die Wiederkehr der Leidenstage Christi und andere Feste der Christenheit, so lange diese noch nicht öffentlich gefeiert werden durften, so an die Geburt während der Adventszeit durch Anklopfen an die Fenster; diese fromme Gebräuche arteten in der Zeit gewaltig aus, und wie die Verhöhnung aus dem Hin- und Herschicken von Pontius zu Pilatus entstanden ist, so ist in Deutschland von den Straßenjungen die fromme Sitte der Adventszeit in ein Bewerfen der Fenster mit Erbsen, Bohnen und kleinen Steinen verwandelt worden.)

Sanct Georg. (23. April.)

Sonst war es in Großbrittanien üblich, die Statue des heiligen Patrons zu verzieren, aber diese Sitte hat aufgehört. An diesem Tage pflegten Personen von gutem Tone blaue Kleider zu tragen, ohne Zweifel, weil blau die Nationalfarbe Großbrittaniens ist. (Die Winzer in Deutschland haben eine hieher bezügliche, allgemein bekannte Wetterregel, welche heißt:

„Wenn die Reben um Georgi sind noch blutt und blind,
Soll sich freuen Mann, Weib und Kind.“

Sanct Marcus-Tag und der Vorabend desselben. (25. April.)

Auch noch ein fruchtbarer Tag für den Aberglauben. Im nördlichen England ist es beim Volke Brauch, von eilf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens in den Hallen der Kirche zu wachen. Diese Ceremonie muß man drei Jahre hinter einander wiederholen, und beim dritten Male ist man überzeugt, daß man die Gestalten Derjenigen wird in die Kirche eintreten sehen, die im kommenden Jahre sterben müssen. Wird Einer krank, den man auf diese Weise gesehen zu haben glaubt, so raunt man sich in die Ohren, daß er sicher nicht

wieder genesen werde, weil ihn der und der, welcher in der Marcus-Nacht gewacht, gesehen habe. Dieser Aberglaube hat so viele Gewalt, daß, wenn die Sache unglücklicher Weise dem Kranken zu Ohren kommt, dieser gewiß selbst an seiner Wiederherstellung verzweifelt, und Mancher schon, einzig durch seine Einbildungskraft niedergebeugt, vor Angst gestorben seyn soll.

Zuweilen siebt man am Vorabend des St. Marcustages, ehe man schlafen geht, die Asche und streut sie rings um den Herd aus; soll im laufenden Jahre ein Glied der Familie sterben, so wird sich ein Abdruck seines Schuhes auf der Asche finden; oft schon hat ein schlechter Spaßmacher die Seinigen in Schrecken gesetzt, indem er sich heimlich hinzuschlich, nachdem die ganze abergläubische Familie zu Bette gegangen war, und das Bild eines Schuhes in die Asche drückte.

Im Norden von Wales spannt kein Pächter am St. Marcus-Tag einen Ochsen an den Pflug, weil die Thiere, die an diesem Tage arbeiten, unfehlbar vor der Aerndte sterben müssen.

Alle Personen, welche im Marktflecken Alewick das Bürgerrecht erwerben wollen, müssen sich einem seltsamen Gebrauche unterwerfen, welchen man „über den Brunnen springen“ nennt.

Am St. Marcus-Tage begeben sich alle Aspiranten in Prozession zu einer tiefen, übel riechenden Pfütze, welche im Moorgrunde von Alewick liegt, und unter dem Namen Bürger-Brunnen bekannt ist. Allda angelangt stellen sie sich in einiger Entfernung vom Wasser in einer Reihe auf, springen dann auf ein verabredetes Zeichen hinein, und arbeiten sich, im Kothe plätschernd, nicht ohne bedeutende Anstrengung durch den Sumpf. Nach einer Sage soll dieser alberne Gebrauch, der dadurch noch lächerlicher wird, daß die Aspiranten weiß gekleidet seyn müssen, vom König Johann herstammen, der einst in denselben Koth geführt worden ist.

Der erste Mai.

Nicht in England allein ist der erste Tag des Monats Mai eine Zeit der Lust für verschiedene Klassen der Gesellschaft, obgleich er auch, wie viele andere Feste einen großen Theil seiner Feierlichkeit in unserer Zeit verloren hat. Sonst erhoben sich Personen von jedem Rang am frühesten Morgen von ihrem Lager, um in den Mai zu gehen. Bourne erzählt, zu seiner Zeit habe sich die Jugend beiderlei Geschlechts in den Dörfern von Nord-England bald nach Mitternacht auf den Weg begeben, um beim Klange der Hörner in einen benachbarten Wald zu wandern, dort Zweige von den Bäumen zu schneiden, und sie mit Sträußen und Blumen-Guirlanden zu schmücken. Hatten sie hinreichend

gesammelt, so kehrten sie nach Hause, wo sie bei Sonnenaufgang anlangten, und an Fenstern und Thüren das grüne Laubwerk befestigten. In alter Zeit beobachteten die Herrlichkeiten und Fürsten diese Sitte ebensowohl, als das Volk. Chaucer sagt in seinem Liebeshof: Am ersten Mai begab sich der ganze Hof, vom ersten bis zum letzten, hinaus, um Laub-Zweige und frische Blumen zu suchen.

Dieser Tag war auch ein Fest für die Milchmädchen, und noch heute laufen diese in mehren Provinzen von England singend und tanzend beim Klange der Musik durch die Straßen. Aber das ist kaum noch ein Schatten von den Lustbarkeiten früherer Zeit, wo an allen Straßenecken Maien aufgepflanzt waren, um welche man sich mit allen Arten von Spielen und pyrrhischen Tänzen unterhielt, und den Tag bei lustigen Gelagen durchschwärmte. Am Abend zündete man Freudenfeuer an. In den Dörfern wurde der Mai auf den ansehnlichsten Platz gepflanzt, und blieb da bis zum nächsten Jahre stehen, ohne daß es Jemand wagte, eine frevelnde Hand daran zu legen.

In London feiern an diesem Tage die Schornsteinfeger ihr Fest, und tanzen mit Blumen, Bändern und Tressen bedeckt, durch die Straßen. In der Gruppe befindet sich immer Einer, der mehr als die Andern geschmückt ist. Man nennt ihn Jack im Grünen (Jack in the green).

Diese Vergnügungen sind gewiß heidnischen Ursprungs, und von dem durch die zügellose Ausgelassenheit bei ihrer Feier bekannten Floralia der Römer abzuleiten.

Den 13. Mai, der dem ersten des Julianischen Kalenders entspricht, feiert man in Schottland ein gewisses Fest, das Beltan oder Beltein genannt, und von Pennant folgender Maaßen beschrieben wird:

„Am ersten Mai feiern alle Schäfer von jedem Dorfe ihr Beltein oder ländliches Opfer. Sie ziehen ein Viereck auf der Erde, lassen dabei aber den Rasen in der Mitte stehen; auf diesem Rasen zünden sie ein Holzfeuer an, um darauf einen mächtigen Ragout von Eiern, Butter, Habergrütze und Milch zu bereiten; nebenbei bringt Jeder einen tüchtigen Vorrath von Bier und Whiskey mit, denn jedes Mitglied muß Etwas zur Bewirthung beitragen. Die Ceremonie beginnt damit, daß man ein wenig Ragout als Libation auf den Boden wirft. Hienach nimmt Jeder einen Habergrütze-Kuchen, auf welchem sich neun viereckige Höcker befinden; wovon jeder einem besonderen Wesen, als dem Beschützer ihrer Heerde, oder einem besonderen Thiere, als ihrem wirklichen Feinde geweiht ist. Dann wendet sich jede Person mit ihren Blicken gegen das Feuer, reißt einen von den Höckern ab, wirft ihn über ihre Schulter und spricht: „Ich gebe Dir das, erhalte unsere

Pferde; und Dir das, erhalte unsere Schafe," und sofort. Dieselbe Ceremonie erfüllt er in Beziehung auf die schädlichen Thiere: „Ich gebe Dir das Fuchs, schone meine Lämmer; und Dir das, Krähe; und Dir das Adler." Ist die Ceremonie vorüber, so verzehren sie ihren Ragout, und die Reste werden sodann von zwei, besonders hiezu beauftragten Personen verwahrt; am darauf folgenden Sonntag versammelt man sich aber noch einmal, um die Brocken vom ersten Mahle vollends zu verspeisen."

Dieses Fest bietet eine schlagende Aehnlichkeit mit den Palilien, welche die alten Römer zu Ehren der Pales, der Göttin der Schäfer, nach Andern zu Ehren des Sonnenlaufes am 21. April zu feiern pflegten.

Das Belteinfest gibt ein Beispiel mehr von dem Zusammenhange zwischen den Ceremonien der Völker des Orients und denen der Völker im Westen. Bel oder Belus ist der große asiatische Gott, und dieser Name diente zu Bezeichnung der Sonne, der zu Ehren eines ihrer Hauptfeste in dieser Jahreszeit gefeiert wurde. Sowohl durch das Opfer des Beltein, als durch andere Umstände stellt sich klar heraus, daß die Caledonier die Sonne abergläubisch verehren. In Schweden zünden die Landleute am letzten Tage des Monats April, den Tag vor dem schottischen Beltein, große Feuer auf den Bergen an, und feiern auch den ersten Mai. Man liest in einem alten Gedichte über das zweite Bataillon von Hastings vier Verse ungefähr folgenden Inhalts, welche beweisen möchten, daß diese Sitte auch unter den Druiden herrschte. Der Dichter sagt, indem er vom druidischen Denkmal der Ebene von Salisbury und Stonehenge spricht:

„Hier pflegen die Britten den Götzen anzubeten, den sie Tauren nannten, indem sie im Monat Mai große Feuer vor seinem Altar anzündeten, und ihre Gerichte um die Flamme braten ließen."

Der Deasil ist ein Aberglaube der schottischen Gebirgsbewohner, welcher sich ebenfalls auf die Sonne bezieht. Dieser Ausdruck soll von zwei gälischen Wörtern abstammen, nämlich von deas oder des, die rechte Hand, und syl, die Sonne. Es ist dieß die Action, sich von Osten nach Westen, nach Art des Sonnenlaufes zu drehen — ein Gebrauch von hohem Alterthum bei den religiösen Ceremonien. Will ein Gebirgsbewohner sich baden, oder aus einer geweihten Quelle trinken, so muß er bei der Annäherung von Osten nach Westen herumgehen, und zwar von der Mittagsseite aus, um die scheinbare tägliche Bewegung der Sonne nachzuahmen. Auf diese Weise nähert man sich auch dem Grabe, in welches man einen Todten niederlegen will. So schreitet die junge Gattin stets auch von der Rechten zur Linken auf

das Haus ihres Gatten zu, und auf dieselbe Weise läßt man bei Gelagen die Becher kreisen. Das nennt man im Gälischen von der guten oder glücklichen Seite drehen. Aus demselben Grunde ist die entgegengesetzte Seite die schlechte oder unglückliche Seite. Schluckt Einer beim Essen zufällig verkehrt, so schreien sie auf der Stelle deisheal! dieser Ausruf bedeutet den Wunsch, daß die Speisen den guten Weg einschlagen mögen.

Das Gegentheil vom Deasil ist der Widersinnie, aus zwei teutonischen Worten gebildet. Die Bergschotten schreiben dieser Bewegung, welche dem Sonnenlauf entgegen gesetzt ist, oder auch dem, welcher an ihren Sinn glaubt, und ihn durchdrungen hat, eine übernatürliche Kraft zu. Man beobachtet diese Bewegung bei den magischen Ceremonien, und versichert, daß die Zauberer und Magier auf diese Weise den Teufel begrüßen.

Außerordentliche Heilkraft schreibt man in Schottland dem Maithau zu, welcher vom abergläubischen Volke am ersten Mai frühe des Morgens auf den Feldern gesammelt zu werden pflegt.

Die englischen Provinzen, welche an Schottland anstoßen, zeigen noch Spuren vom Beltein auf den Hügeln von Baal, wo sonst die Feuer angezündet wurden.

Das Schauspiel von Robin-Hood machte einen Theil der Maispiele aus. Man sah dort den kühnen Geächteten, wie er bei den Spielen als Maifürst den Vorsitz führte, an seiner Seite seine treue Geliebte Marianne, als Maidame, und andere Personen, die Robin-Hoods Genossen vorstellten. Der Bischof Latimer beklagt sich in einer seiner Reden, daß er einst an einem Festtage in eine Stadt gekommen sey, um zu predigen; die Kirchenthür sey aber geschlossen gewesen und man habe ihm gesagt, die Gemeinde könne ihn nicht hören, weil heute Robin-Hoods Fest gefeiert werde, und der gute Bischof fügt bei, daß er sammt seinem Chorhemde seinen Platz habe dem Geächteten einräumen müssen. Als sich König Heinrich VIII. in Shootershill befand, stellten die Officiere seiner Wache, zwei hundert an der Zahl, zu seiner Belustigung ein Maispiel dar; sie waren grün gekleidet und geführt von Einem, der Robin-Hoods Rolle gab. Dieser ging vor dem Könige her, als er begleitet von vielen vornehmen Herren und Damen des Hofes seinen Morgenspaziergang machte. Robin-Hood lud die Majestäten ein, zu sehen, wie er und seine Gefährten lebten und als der König die Einladung angenommen hatte, wurde der Cortege von Bogenschützen, welche Horn bliesen, in ein Gehölze am Fuße des Berges geführt, wo das Gesträuche zu mehren, mit Blumen und duftenden Kräutern geschmückten Gemächern benützt worden war.

Hier entschuldigte sich Robin-Hood, daß er dem Könige keine köstlichern Gerichte vorsetzen könne: „Sire, wir Geächteten verzehren in der Regel zum Frühstücke nur das Wildpret, was wir durch die Jagd gewinnen, und wir sind nicht im Stande Ihnen etwas Anderes zu bieten!" Hierauf nahmen der König und die Königin Platz, und wurden mit Wildpret und Wein bedient. Beide schienen mit dem Empfang, der ihnen geworden, äußerst zufrieden, und bei ihrer Abreise erblickten sie zwei reich gekleidete Damen, von welchen die Eine die Maidame, die Andere die Floradame vorstellte; diese saßen auf einem hübschen offenen Wagen, von wo aus sie den König mit mehren anmuthigen Gesängen begrüßten, und nach Greenwich führten. Solche Spiele waren auch in Schottland sehr allgemein; aber, da zahlreiche Versammlungen, bei welchen man sich ungeordneten Lustbarkeiten hingibt, häufig Unruhen veranlassen, so hielt man es für zweckmäßig, dieselben durch ein Gesetz vom Jahre 1555 zu untersagen.

Es war zu jener Zeit gebräuchlich, für Robin-Hood Collecten zu machen; das heißt, verschiedene Leute gingen auf dem Lande umher, und erbaten sich Beisteuern, um die Kosten der Vorstellung decken und die Gewänder kaufen zu können, welche die Schauspieler zu tragen hatten.

(Der Gebrauch, Maien zu pflanzen, gründet sich auf die alte Ansicht, der zu Folge man seit undenklichen Zeiten grünes Laubwerk als ein vergnügliches Zeichen betrachtete; in Folge davon pflegte man Baumzweige von verschiedenen Gattungen, denjenigen zu bieten, welche man auszeichnen wollte. Nach Ovid kommt das Wort majus, der lateinische Name des Monats Mai, von majores, Alte, Richter, Gesetzgeber. Schon zu selbiger Zeit pflanzte man einen grünen Zweig vor die Thüren derer, welche man auszeichnen wollte, und es erscheint nicht uninteressant, daß der lateinische Name des Monats Mai sich in dieser einzigen Bedeutung im Italienischen erhalten hat, denn dieser Monat wird gewöhnlich maggio genannt, während Maien stecken (wie man es in Süddeutschland nennt) piantare il majo heißt. Setzt man damit den Umstand in Verbindung, daß man in mehren Städten Italiens, namentlich in Genua, noch heute Maien vor die Häuser der Personen setzt, welche in eine Würde getreten sind, so wird man in diesem Gebrauche nicht nur ein hohes Alter, sondern auch seinen Zusammenhang mit den Ideen von Gerechtigkeit und Ansehen finden.

Man darf nur die heilige Schrift durchlaufen, um den Beweis zu finden, daß grüne Zweige zu jeder Zeit Zeichen von Achtung und Freude gewesen sind. So heißt es im dritten Buch Mose in Beziehung auf das Laubhüttenfest: „Ihr werdet am ersten Tage Zweige nehmen

vom schönsten Baume mit seinen Früchten, Zweige vom Palmbaume, Aeste vom belaubtesten Baume, Weiden, die da wachsen die Ströme entlang; und ihr werdet euch freuen vor dem Herrn, euerem Gotte!“ Diese Anordnung hängt nicht mit der des Wohnens unter den Laubhütten zusammen; noch heut zu Tage begeben sich die Israeliten am ersten Tage des Laubhüttenfestes, in der einen Hand einen Palmzweig, in der andern eine Limone haltend, in ihre Synagogen.

Im fünften Buche Mose verbietet indessen der Herr den Juden, große Bäume zu pflanzen „noch überhaupt einen Baum vor den Altar des Herrn ihres Gottes.“ Ohne Zweifel war das ein egyptischer Brauch, den der Ewige von seinem Volke nicht beibehalten wissen wollte.

Diese Sitte findet sich bei allen Völkern des Alterthums. Bei den Oschophorien trugen die Griechen Rebzweige, bei den Pyaneghien Oel oder Lorbeerzweige zu Ehren Apollos. Die Zweige, welche man Iresione nannte, wurden vor die Tempel gepflanzt, wo sie bis zum Wiedereintritt desselben Festes im nächsten Jahre blieben. Einer Etymologie zu Folge sollen diese Zweige vor Apollo als Zeichen der Bitte (ikesia) getragen worden seyn.

Es ist bekannt, daß die Jünger Jesu vor dem Herrn hergingen, als er in Jerusalem einzog, in der Hand Zweige, um seine Gnade und sein Wohlwollen zu erflehen. Diesen Gebrauch hat die Kirche für den letzten Fasten-Sonntag beibehalten.

In neuester Zeit finden wir den Gebrauch, Maien zu stecken, beinahe von allen Völkern, nur mit einigen Modifikationen nach der Verschiedenheit der Sitten, angenommen. In Italien setzen die jungen Leute Maien vor das Haus ihrer Geliebten; Spuren dieser Gewohnheit finden sich bei allen alten Dichtern.

In Frankreich war die Gewohnheit am allgemeinsten verbreitet, Maien vor die Thüre des Edelmanns der Gemeinde zu pflanzen, oder vor die Häuser derer, welchen man besondere Achtung beweisen wollte, obschon es auch an mehr als einem Orte üblich war, sie zu Ehren eines geliebten Gegenstandes zu stecken. Alte Titel zeigen diesen Brauch besonders im dreizehnten Jahrhunderte. So gestattet ein alter Freibrief, von einem gewissen Ingelgranius der Stadt La Fère im Jahr 1207 ausgestellt, den Bewohnern, in den herrschaftlichen Waldungen Bäume zu schneiden, die sie für den Mai bedürfen sollten. Später im Jahr 1270 verbot die Abtei St. Germain in Paris den Bewohnern von Chastenat, Maien in den Abtei-Waldungen zu schneiden.

In der Stadt Evreux waren mit dem Pflanzen der Maien die seltsamsten Ceremonien verbunden, die sich aus den ersten Jahrhunderten der Monarchie datiren. Am 28. April begab sich das Kapitel in

den, nahe bei der Stadt liegenden Wald, l'Eveque, und schnitt dort kleine Zweige ab, um die Bilder der Heiligen in der Kathedrale zu zieren. Von Anfang verrichteten die Domherren diese Ceremonie in eigener Person; in der Folge aber glaubten sie sich nicht bis zum Zweigeabschneiden erniedrigen zu dürfen, und schickten nur ihre Chorgeistlichen; dann stellten sich alle Kaplane der Kathedrale ein. Endlich verschmähten es die Domvicare nicht, sich der sogenannten schwarzen Procession anzuschließen. Die Chorgeistlichen, welche ihren Auftrag als eine Vergnügens-Partie betrachteten, traten zwei und zwei im Leibrock, die viereckige Mütze auf dem Kopfe, aus der Kathedrale; vor ihnen her gingen Chorknaben, Pedelle und andere Kirchendiener, Alle mit Hippen in der Hand; diese schnitten die Zweige ab, und trugen sie selbst zurück, oder ließen sie vom Volke zurücktragen, das sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machte, diesen Dienst zu leisten, und die Geistlichen sammt ihrem Gefolge ganz mit dichtem Buschwerke auf dem Marsche bedeckte, was aus der Ferne wie ein wandernder Wald aussah. Die Mitglieder der schwarzen Procession trieben auf dem Rückwege tausend Späße, warfen den Vorübergehenden Kleie in das Gesicht, ließen die Einen über einen Besen springen, die Andern tanzen und dergl. Sobald die Chorgeistlichen in der Kathedrale wieder angelangt waren, so bemächtigten sie sich der Stiftsstühle und vertrieben, so zu sagen, die Domherren. Die Chorknaben trugen den Chorrock, und versahen den Dienst von der None des 28. April bis zur Vesper des ersten Mai, während welcher Zeit die Kirche mit grünem Laubwerk geschmückt blieb. Die Lustbarkeiten der Domherren, so lange ihre Stellen auf diese Weise besetzt waren, sind nicht minder sonderbar gewesen: Ludunt ad quillas super voltas ecclesiæ, sie schoben Kegel in den Gewölben der Kirche.

Die berühmten Frohnleichnams-Prozessionen in Aix schlossen auch mit dem Stecken von Maien. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag nach dem Frohnleichnamsfeste ließ der König der Bazoche, begleitet von seinen Stabträgern und dem Capitaine seiner Wachen, beim Klange der Violinen, vor den Pallast, das Gouvernement, die erzbischöfliche Residenz, die Hotels des ersten Präsidenten, des Intendanten, des Parlaments-Präsidenten, und endlich des Bazoche-Königs selbst Maien pflanzen. Diese Maien waren sehr hoch, und mit Buchs und gemalten, weiß und blauen Bändern, den Farben der Bazoche geschmückt.

Derselbe Gebrauch herrschte in der Bazoche (Gericht der Parlamentsschreiber) in Paris. Man behauptet, der König der Bazoche habe Franz I. im Jahre 1547 bei Beschwichtigung der Unruhen in Guienne unterstützt, und dafür von diesem Monarchen unter andern

Privilegien auch das erhalten, alle Jahre in den königlichen Wäldern zwei Bäume schneiden zu dürfen, um einen Mai in den Hof des Pallastes zu pflanzen. Die Bazoche begab sich gemeinsam an einem Sonntage des Monats April in den Wald von Bondy, und bezeichnete die zwei Bäume, welche sie zu diesem Endzwecke wählte.

(In Deutschland — bleibt uns diesen Bemerkungen noch beizufügen — ist die Sitte der Maien ebenfalls eine uralte Sitte. Am ersten des Monats pflanzt das Landvolk, sowohl vor die Häuser der Geistlichen, die sich die besondere Achtung der Gemeinde erworben, als vor die Wohnungen der Bräute, reich gezierte Maibäume. In manchen Gegenden werden auch auf erhabene Punkte vor den Dörfern mit Kunstwerken niederer Gattung und seidenen Bändern verzierte Bäume aufgestellt, welche bis zum kommenden Jahre stehen bleiben. Auf diesen Punkten wurden sonst die Maigerichte gehalten. Als es sich später die Richter bequemer machten, und die Gerichte nach den Wirthsstuben verlegten, so pflanzte man Maien vor diesen auf, welche Sitte später dahin überging, daß man sich sodann der Maien überhaupt — wie in Altbaiern — statt der Wirthsschilder bediente. Ein freundliches Bild geben die Maifeste, welche von der deutschen Jugend im Freien gefeiert werden. In ihren schönsten Kleidern, im buntesten Schmucke ziehen die Kleinen hinaus, Maienzweige in der Hand, und Blumen auf dem Haupte und treiben lustige Spiele und tanzen bei froher Musik und erinnern die alten Zuschauer an ihre Jugendjahre.)

Die Kreuzerfindung. (3. Mai.)

Mancher abergläubische Gebrauch, der früher in Verbindung mit dem ersten Mai gestanden haben mag, scheint auf den dritten übertragen worden zu seyn. Die alten Weiber in Schottland suchen sich an diesem Tage, um ihr Werk vor übelm Einflusse zu bewahren, mit großer Sorgfalt neue Spindeln vom Sperberbaum zu verschaffen, den man im Lande roan tree nennt, wahrscheinlich vom Wort runa, Zauber, wegen des Gebrauchs, den man in der Magie davon macht. Auch hängt man an diesem Tage Zweige vom selben Baume über die Thüre der Kuhställe oder knüpft sie mit rothem Faden an den Schweif der Kühe selbst. Die Schottländer halten es für äußerst wichtig, in dieser Jahreszeit ihre Kühe vor den Hexen und Zauberinnen zu schützen, welche die Spannseile melken; unter diesem Ausdrucke versteht man die Gewalt, die den Hexen gegeben ist, Kühe versiegen zu machen, indem sie scheinbar die Spannseile melken. Dieser Glaube beschränkt sich nicht allein auf Schottland, man findet ihn auch bei dem Volke in Schweden.

Zum Gedeihen der Kühe, glaubt man, reiche es hin, beim Melken von jedem Euter einige Tropfen Milch auf den Boden laufen zu lassen, während das Vergessen dieser Ceremonie von der schlimmsten Vorbedeutung wäre. Das ist offenbar ein heidnischer Brauch, welcher eine Libation entweder für die alte gothische oder germanische Gottheit Herta, Erde, oder für die Feen verordnete. Aus demselben Grunde warf man im Norden von Schottland, wenn man Kohlsuppe, pankeil, bereitete, den Schaum des Topfes in die Asche, weil man glaubte, die Feen nähren sich davon.

(Noch heut zu Tage lassen fromme Juden eine Kleinigkeit auf den Platten und selbst auf jedem Teller und nennen das die Portion des Elias.)

Urbanstag. (25. Mai.)

In einigen Gegenden von Deutschland decken die Winzer und Weinbergbesitzer am Tage des heiligen Urban eine Tafel auf öffentlichem Markte oder sonst auf einem freien Platze mit feinem Leinzeug, und zieren sie mit grünem Laub und wohlriechenden Blumen, wonach sie das Bild des Heiligen auf die Tafel stellen. Ist das Wetter schön, so krönen sie es mit Weinreben, und besprengen es mit Wein; ist es schlecht, so begießen sie es dagegen mit Pfützenwasser; denn sie glauben, wenn der Himmel heiter ist, werden ihre Weinberge einen Wein von guter Qualität liefern, im entgegengesetzten Falle müsse die Lese übel ausfallen. (Die Sitte mit dem Urbansbilde kommt nur noch selten vor. Der Urbanstag wird aber wohl noch mit Weingelagen gefeiert, wobei man allerlei Trinkkünste übt. Der Aberglaube mit dem Wetter hat sich in zwei alten, deutschen Sprüchen erhalten:

„Urban
Laß' Trauben stah'n."

und:

„Pankraz und Urbanstag ohne Regen,
Dann folgt ein großer Weinsegen.")

(Der Schluß folgt in einer spätern Lieferung.)

Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Dritter Artikel.

Würzburg, im Jäner 1731.

— — — Würzburg ist die Residenz des Fürsten-Bischofs, der zugleich Herzog von Franken ist. Gegenwärtig begleitet diese Würde Christoph Franz Freiherr von Hutten; er wurde von dem Kapitel, als Nachfolger des Grafen Schönborn, gewählt. Dieser Fürst macht großen Aufwand, seine Hofhaltung ist seinem Range angemessen; er ist gegenwärtig einer der reichsten und mächtigsten geistlichen Fürsten in Deutschland. Seine Besitzungen enthalten über siebenzig Landvogteien, und gehören zu Deutschlands schönsten und fruchtbarsten Ländern. Nur Geld ist wenig im Lande zu sehen; das macht, der Handel liegt darnieder, und eine Unzahl von Mönchen und Geistlichen verschlingt das Ganze. Er hält dreitausend Mann Haustruppen, in Kriegsfällen können sie bis auf zehntausend vermehrt werden.

Der Hof ist zahlreich, und entwickelt an Feiertagen eine ungeheure Pracht. Am Tage des heiligen Kilian, des Landespatron von Würzburg, fährt der Bischof im großen Geleite nach der Kathedrale. Den Zug eröffnen sechs prächtige sechsspännige Hofwagen, dann kommen vier und zwanzig Hofbediente zu Fuß in reichen Livreen, sechszehn Pagen, vier und zwanzig Hofkavaliere in Staatskleidern, unmittelbar vor dem Wagen des Fürsten — dann der Fürst; zu beiden Seiten eine Abtheilung von Hartschieren, der Ober-Stallmeister und der Hofmarschall, jeder an einer Thüre des Wagens gehend. Der letztere trägt ein bloßes Schwert, die Spitze nach Oben gerichtet. Heiduken umgeben das Ganze, und eine Compagnie der Garde beschließt den

Zug. — — Der Bischof hat das Vorrecht, daß sein Marschall mit bloßem Schwerte dasteht, wenn er die Messe liest, und erst bei der Wandlung wird es in die Scheide gesteckt. Eine so merkwürdigere Bevorrechtung ist die des Abten Grafen von Gemblours, des ersten brabantischen Landstandes, der mit Stiefeln und Sporen die Messe liest. —

Würzburg ist eine ziemlich bedeutende Stadt, obgleich nicht von besonderer Größe. Der Mayn theilt sie in zwei Theile. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehört der Pallast, den der verstorbene Bischof Graf von Schönborn zu bauen begonnen hat. Dieser Fürst, einer der ausgezeichnetsten Prälaten, hat nach den Planen der berühmtesten Baukünstler dieses Werk angefangen, das, nach der großartigsten Idee ausgeführt, bei seiner Vollendung einer der schönsten und regelmäßigsten Palläste in Deutschland seyn wird. Leider hat sein früher Tod die Arbeiten für eine Zeit unterbrochen; aber der itzt regierende Fürst hat den Bau, mit bedeutenden Veränderungen, wieder aufgenohmen; er wird aber mit solcher Langsamkeit betrieben, daß sich eine baldige Beendigung desselben nicht absehen läßt.

Der verstorbene Graf Schönborn hat auch an der Seite der Metropolitankirche eine Kapelle zu bauen angefangen, die mit Marmor überkleidet ist, den man zu diesem Entzweke aus Italien kommen ließ. Bronze, Vergoldungen, Statuen, kurz alles, was zur Verschönung dienen konnte, wurde darin verschwendet — aber leider blieb auch dieses Gebäude unvollendet.

Sehenswerth ist noch das große Hospital, von dem Bischof Julius gegründet. Es gleicht eh' dem Pallaste eines großen Fürsten, als einem Krankenhause. Vierhundert Personen beiderlei Geschlechtes werden da verpflegt. Es hat zwei herrliche Säle; in einem wird am grünen Donnerstage die Ceremonie der Fußwaschung an zwölf armen Männern von dem Bischofe vorgenohmen, in dem andern wird an demselben Tage sein Capitel und sein Hofstatt auf das glänzendste bewirthet.

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe jenseits des Flusses, den man hier über eine steinerne Brücke passiret, die nach dem Muster der Brücke von St. Angelo in Rom mit Statuen von Heiligen zu beiden Seiten besezt ist. Es ist sehr unregelmäßig, fest, und besteht aus verschiedenen Gebäuden, welche von mehreren Bischöfen hergestellt wurden, die früher ihre Residenz hier aufgeschlagen hatten. Die Wohnungen sind groß und prächtig. Ich traf sie noch ganz in dem Stande, wie sie für die Erzherzogin Marie Elisabeth hergerichtet wurden, die auf ihrer Reise nach den Niederlanden hier übernachtete. Ich habe

bei keinem Fürsten in ganz Deutschland so reiche Möbeln gesehen, als hier sind.

In dem Schlosse gibt es zwei sehenswerthe Dinge: das Arsenal und der Weinkeller. Das eine ist angefüllt mit Allem, was Mars und Bellona erfunden haben, um die Menschen zu vernichten, und der andere ist mit Allem versehen, was nöthig ist, um eine ganze Armee zu berauschen. Jedem Neugierigen, der hieher kommt, die Merkwürdigkeiten zu besichtigen, ist zu rathen, mit dem Arsenal den Anfang zu machen, besonders, wenn er einige Cavaliere dieses Hofes zu Führern hat. Denn diese Herrn, so artig sie übrigens sind, halten es für unerläßlich, daß jeder Fremde in diesen unterirdischen Hallen seine Vernunft verliehre. Eine traurige Erfahrung spricht aus mir. — Ich hatte dem Bischof an der Tafel den Wunsch eröffnet, einmal das Schloß zu besehen; sogleich befahl er einem Hofcavalier, mich dahin zu führen. Dieser Ehrenmann, der wahrscheinlich befürchtete, daß mich ein tête-à-tête mit ihm langweilen könnte, bestellt noch Zweie zu der Partie, aber Säufer, die selbst ein Silen für sein Blut würde anerkannt haben. Ich wußte nichts von den köstlichen Eigenschaften dieser Herrn, und fiel so wie ein Opferlamm in ihre Hände — ohne Ahnung meines Schicksals! — — —

Ich wurde in den Keller geführt, den ich beleuchtet fand, und der ganz das Aussehen einer Kapelle hatte, in der eine Leichenfeierlichkeit statt finden soll. — Sie fand auch statt! Die Flaschen dienten statt der Glocken — statt Thränen wurde Wein vergossen — statt Grabgesänge ertönten Sauflieder — und nachdem die Andacht vollbracht war, trugen mich zwei Heiduken des Fürsten in den Wagen, und von da in mein Bett, in das ich wie ein Toder in den Sarg gelegt wurde. — Ich bin zwar wieder von den Toden auferstanden, aber in einer Art von Taumel, der zwischen Seyn und Nichtseyn die Mitte hält. Das sezt mich aber übrigens in keine Verlegenheit; denn von dem Augenblicke, als ich Würzburg betratt, bis izt, habe ich die Ehre, zweimal des Tages betrunken zu seyn. Ich war sonst, wie meine Freunde wissen, der schlechteste Trinker, den man finden konnte — aber ich ziehe den besten Vortheil aus meinen Reisen: ich nehme die löblichen Gebräuche des Landes an, wo ich lebe; so schmeichle ich mir, daß mich die Welt sehr zu meinem Vortheile wird verändert finden! — Es leben die Reisen! nichts bildet so schnell wie sie — man nehme nur ein Beispiel an mir! — —

Ich stehe täglich um zehn Uhr auf — noch ganz durchglüht von dem Gelage des vorigen Tages; trinke viel Thee, kleide mich dann

an, und mache seiner bischöflichen Gnaden meine Visite. Der Hofmarschall Baron Pechtelsheim ladet mich beim Weggehen zum Diné beim Fürsten. Ich weigere mich, entschuldige mich, er schwört mir bei allen Heiligen, daß ich heute nicht so viel werde trinken müssen. Ich erscheine Mittags — man sezt sich zur Tafel; der Bischof erzeigt mir die Ehre und bringt mir zwei oder drei Gesundheiten aus, die ich erwidern muß. Der Groß-Stallmeister, Baron Zobel, der Hofmarschall trinken mir auch Gesundheiten zu — es sitzen vierzehn Personen am Tisch; ich muß mit Jedem Gesundheit anstoßen und trinken — ich bin ersäuft, eh noch das Essen begonnen hat. Nach zwei langen Stunden hebt man sich endlich von der Tafel, ich danke meinem Gott, und begleite den Fürsten bis an die Thüre seines Kabinetts, wo er verschwindet — ich denke dasselbe zu thuen — allein in der Antichambre kommt mir der Groß-Stallmeister und der Hofmarschall mit großen Gläsern in der Hand entgegen, sie bringen die Gesundheit des Fürsten und das Gedeihn des ganzen löblichen Domcapitels aus. — — Ich versichre die Herrn, daß ich der gehorsamste Diener seiner fürstlichen Gnaden und der aufrichtigste Verehrer des hochlöblichen Domcapitels wäre, aber itzt noch ihre Gesundheit trinken, hieße die meine zu Grunde richten — — und also bäth ich sie dringendst, mich mit jeder Zumuthung dieser Art zu verschonen. — Vergebne Worte — ich muß diese Gesundheiten hinunterwürgen, will ich nicht durch meine Weigerung Unheil über diese erhabenen Häupter herbeiführen! — Ach, und wäre es nur damit abgethan gewesen! aber indem ich gehen will, faßt mich der Baron Zobel, einer der unerschrockensten Säufer unseres Jahrhundert, bei der Hand, und sagt in dem traulichsten Tone von der Welt: „Freundchen — Barönchen — das Wohl der Familie Hutten! Sie lieben den Fürsten zu sehr, um nicht auch die Seinen leben zu lassen" — — nach diesen rührenden Worten leert er ein großes Glas, als Beweis seiner Ergebung für den Herrn, und ein geschäftiger Heiduk steht schon in dem Augenblick vor mir, und reicht mir einen vollen Humpen. Ich schaudre zusammen, aber der Heiduke (durchdrungen von dem Geiste, der an diesem Hofe herrscht) versichert auf das eindringlichste, daß mir der Wein gewiß nicht schaden werde — es sey derselbe, den seine fürstlichen Gnaden zu trinken pflegen. Durch eine so richtige Schlußfolge überwunden, trink ich, und zwei Minuten darauf fang ich an zu wanken; — — mein Freund Pechtelsheim faßt mich itzt auf, und sagt zu mir: „nur noch ein Glas, lieber Baron, auf unsere Freundschaft!" Ich stammle, um Gotteswillen Pardon! er läßt nicht los, er umarmt mich, er küßt mich — endlich brüllt er: Herr Bru-

der! Auf diese zärtliche Aufforderung trink ich nochmals — stürze fort, taumle die Treppe hinab, falle in einen Tragsessel; man bringt mich nach Hause, — meine Leute empfangen mich als Leiche, und machen Anstalten zu meinem Begräbnisse. — — Unbegreiflicherweise erwache ich nach mehreren Stunden aus meinem Todesschlummer wieder — ich erhebe mich, lasse mich ankleiden, empfange Visiten, aber immer noch in einem Zustande, der mich hindert, allein zu gehen! — Diese Tage war ich auch bei den schottischen Benedictinern geladen; sie führen eine köstliche Tafel, es wurde herrlicher Wein aufgesezt, den sie Steinwein nennen, wahrscheinlich weil er auf Felsen wächst. — Es war das erstemal in Würzburg, daß ich von meiner schlechten Lebensart abgewichen war; ich kam nüchtern weg; ich habe mir auch zugeschworen, es zu bleiben, deßhalb sind auch alle Anstalten in der Stille getroffen worden, so bald als möglich abzureisen.

Was das Leben im Allgemeinen betrifft, so richtet sich dasselbe so ziemlich nach der Sitte des Hofes. Die Tafel des Fürsten hat täglich achtzehn Couverts, und ist mit einem Luxus und einem Ueberfluß bedient, der an Verschwendung gränzt. Im Carneval sind dreimal die Woche große Gastmahle, zu denen die Noblesse geladen wird, und bei denen es sehr lebhaft zugehen soll. Zuweilen ist auch Ball bei Hofe, und selbst Maskeraden finden statt. In der Winterzeit versammelt sich die bessere Gesellschaft in einem eigenen Hause, wo gespielt wird, und wo auch paarmal die Woche Bälle gegen Abonnement abgehalten werden, bei denen Fremde freien Eintritt haben. Dieß Alles wäre recht angenehm, wenn nur die Gesellschaft nicht öfter durch Betrunkene gestört würde. Das hat zwar hier zu Lande nicht viel auf sich — man ist daran gewöhnt, und selbst die Damen, die sonst dergleichen Begegnungen fliehen, scheinen hier keinen Widerwillen bei diesen Erscheinungen zu äußern. — Ueberhaupt kann man von Würzburg sagen: daß es unmöglich ist, irgendwo ein tête-à-tête zu finden, weil immer die Weinflasche den Dritten macht; auch können die Bewohner dieser Stadt füglich für die directen Abkömmlinge des Silen gehalten werden, der ihnen zum Erbtheil die Gabe zu trinken vermacht hat! — — —

Die Abenteuer, die der Verfasser dieser Memoiren in Würzburg bestanden hat, haben so viele Aehnlichkeit mit denen, die ihm einige Jahre früher am Hofe des Churfürsten zu Heidelberg begegneten, daß wir uns nicht enthalten können, sie hier mitzutheilen. Sie sind mit ein Beitrag zur Geschichte der Sitten jener Zeit, und wir wollen sie den Verfasser selbst erzählen lassen.

*　　*
*

— — — Der Churfürst fragte mich an der Tafel, ob ich das große Faß schon gesehen hätte? Ich verneinte es. „Wie, Sie haben das Heidelberger Faß nicht gesehen — gut, ich will Sie selbst dahin führen!“ — Zugleich machte er seiner Tochter (der Erbprinzessin von Sulzbach) den Vorschlag, uns dahin zu begleiten — der Vorschlag wurde angenommen. Trompeter eröffneten den Zug, und der ganze Hof folgte mit großem Gepränge. Als wir auf der Platte angelangt waren, die sich auf dem Faße befindet, erzeugte mir der Churfürst die Ehre, mir den Willkomm aus einem Becher von bedeutendem Umfange zuzutrinken. Er leerte ihn auf einen Zug, und als er in seiner Gegenwart wieder gefüllt wurde, ließ er mir ihn durch einen Pagen überreichen. Ohne den Anstand zu verletzen, konnte ich den Becher nicht zurückweisen; ich bath mir daher die einzige Gnade aus, ihn nicht auf einmal, sondern in mehren Zügen leeren zu dürfen. Das wurde zugestanden. Der Churfürst unterhielt sich in der Zwischenzeit mit den Damen, und ich benützte seine Entfernung so gut als möglich; ich schüttete einen Theil des Weines allmählig auf den Boden, und trank den Rest aus. — Meine Betriegerei ging glücklich durch — Niemand hatte etwas bemerkt — der Churfürst bezeigte mir seine Zufriedenheit. Aber nun fing die Sache an, ernsthaft zu werden — man trank aus großen Gläsern — die Damen benezten mit ihren Lippen den Wein, um die Kämpfer aufzumuntern, und unsere Niederlage zu vollenden. Ich war einer der Ersten, die eine Niederlage spürten; ich fühlte convulsivische Bewegungen in meinem Innern, ich war verlohren, wenn ich weiter forttrinken sollte; mein Entschluß war bald gefaßt: ich suchte mich fortzustehlen, und kletterte mühsam von dem Faß herab. — Als ich an den Eingang des Kellers gelangte, sah ich zwei Schildwachen, die mit gekreuzten Karabinern an der Thüre standen. „Halt da — Niemand passirt!“ brüllten sie mir entgegen! Ich beschwor sie bei allen Heiligen, mich gehen zu lassen — ich stellte ihnen meine Noth, meine Verzweiflung vor, wenn ich nicht

den Keller verlassen könnte — verlohrne Worte, sie waren nicht zu bewegen! — Ich war in der schrecklichsten Verlegenheit; zurückkehren zur Gesellschaft, das hieße dem Tod in den Rachen laufen, und was beginnen? wohin mich wenden? Plötzlich fiel es mir ein, mich zu verstecken — ich verkroch mich also unter das Faß, so gut es ging, und hoffte verborgen zu bleiben, bis der Hof den Platz geräumt hätte. Armselige Hoffnungen der Sterblichen! sie können nie ihrem Schicksale entfliehen! Das meine war, aus dem Keller getragen zu werden, und es nicht einmal zu wissen. Der Churfürst hatte indessen meine Flucht wahrgenohmen, und ich hörte, wie er fragte: „Wo ist er hingekommen? Was ist mit ihm geschehen? Sucht ihn auf der Stelle, und bringt mir ihn todt oder lebendig!“ —

Die Schildwachen wurden ausgefragt — sie sagten aus, daß ich richtig an den Eingang gekommen wäre, und daß ich hätte entwischen wollen, aber daß sie mich wieder in den Keller zurückgejagt hätten. Alle diese Nachforschungen hörte ich in meinem Versteck, und das bestimmte mich, mich noch mehr zu verkriechen; ich hatte ein Paar Bretter auf mich gezogen, die in der Nähe des Fasses lagen, und nur eine Katze oder der Teufel hätten mich hier finden können. Dießmal war es ein Teufel in der Gestalt eines kleinen Pagen, der mich auswitterte: — kaum hatte er mich erblickt, so schrie er aus Leibeskräften: „Hier ist er! Hier ist er!“ — Nun lief Alles herbei, und zog mich aus meinem Versteck hervor. Man kann sich denken, was für eine erbärmliche Rolle ich da spielte! Man schleppte mich vor den Churfürsten, der als mein Richter über mein Betragen urtheilen sollte. Ich stellte unterthänigst vor, daß ich gegen ihn und gegen alle anwesenden Cavaliere, als Schiedsrichter in meiner Sache, protestiren müßte, da sie samt und sonders partheiisch wären. — — „Ah, mein feiner Herr,“ sagte der Churfürst, „Sie protestiren gegen mich als Richter? — Nun wohlan, ich will Sie einem Andern zuweisen; wir wollen sehen, ob Sie besser fahren werden.“ — Und somit wurde die Prinzessin Tochter und die Damen zu Schiedsrichter in meinem Processe ernannt.

Der Churfürst tratt als Ankläger gegen mich auf, und zeihte mich des Verbrechens der Felonie, weil ich meinen Posten heimlich verlassen hatte. Ich vertheidigte mich, so gut als es mir möglich war; man sammelte die Stimmen, und die Damen verurtheilten mich, daß ich trinken müßte, bis der Tod erfolgt. — Der Churfürst ergriff itzt das Wort, und versicherte mich, daß er in Anbetracht meiner Jugend das Urtheil dahin mildern wolle: daß ich für itzt nur vier große Becher (jeden zu einer halben Maaß) austrinken sollte, — und durch

vierzehn Tage an seiner Tafel, nach der Suppe, jedesmal einen vollen auf seine Gesundheit zu leeren hätte! — Alle Welt klatschte diesem gnädigen Ausspruch Beifall zu, und erhob die Güte des Fürsten bis zum Himmel! — Ich mußte mich für diese Milderung der Strafe bedanken, und die Becher leeren! Die Erfüllung des ersten Theils der Strafe raubte mir zwar nicht das Leben — aber Sprache und Besinnung. Man trug mich nach Hause, und als ich wieder zu mir kam, erfuhr ich zu meinem Troste, daß es meinen Gegnern nicht besser, als mir ergangen wäre, und daß sie alle in einem Zustande den Keller verlassen hätten, wie sie ihn nicht betratten. — Den Tag darauf milderte der Churfürst auch den zweiten Theil der Strafe dahin ab, daß mir das tägliche Gesundheit trinken in Gnaden erlassen werde, daß ich aber dafür geloben müsse, durch ein ganzes Monath an seiner Tafel zu speisen, was ich mit Freuden versprach! — —

F. v. B—r.



Reise in Norwegen.

Von de la Boulaye.

Erster Artikel.

Wir verließen den 12. August Christiania, um das Innere von Norwegen zu besuchen. Unser vorzüglichster Zweck war, das hohe Gebirge Gusta zu sehen, und den herrlichen Wasserfall Riukan-Fossen *). Meine Gefährten waren: ein junger deutscher Maler und ein dänischer Offizier, der uns als Dollmetsch diente. Jeder von uns hatte seinen eigenen Wagen, d. h. einen langen Karren, auf dem ein kleiner runder Sitz befestigt war, der einem Schreibsessel ähnlich sah. Ein solches Fuhrwerk, so einfach seine Konstruktion auch ist, ist kommoder und sanfter, als man es denken sollte. Die Länge des Karrens und seine Elasticität verhindert das Stoßen auf den Steinen, und die große Leichtigkeit macht ihn tauglich zum Herabfahren steiler Abgründe. Man schickt stets einen Kourrier oder „Forbuden" voraus, um die Pferde zu bestellen. Der Postmeister hat die Liste des ganzen Kirchspiels, und jeder Bauer ist verpflichtet, wenn ihn die Reihe trifft, Pferde zu liefern, für einen von der Regierung festgesetzten Preis. Da diese Pferde in den Gebirgen umherlaufen, so würde der Reisende lange warten müssen, wenn er nicht seinen Forbuden voranschickte. Alle norwegischen Pferde, selbst die zur Arbeit gebraucht werden, sind zum Postdienste tauglich. Wenn man auf der Station ankommt, sieht man sie schon von Weitem in freier Luft dastehen. Ihr Herr, der sie stets begleitet, spannt in einer halben Minute an, übergibt Euch den Zaum, springt hinten auf, und man fährt wie der Wind ab im raschen Trab bergauf und im Galopp hinab, wenn es gleich, wie auf dem bekannten Rutschberge, steil hinunter geht.

---

*) Riukan: Nebel; Fossen: Wasserfall.

Wir fuhren einige Zeit an dem Meerbusen von Christiania hin. Die Landschaft dieser Stadt ist wahrhaft bezaubernd; das Meer tritt in graziösen Bogen in das Land und der fast gänzliche Mangel von Ebbe und Fluth gibt ihm das Ansehen eines großen Sees, dessen Ufer mit Grün und Lusthäusern geschmückt sind; Eschen und Linden erheben sich neben der wilden Tanne, welche mit ihren schwärzlichen Nadeln das Gebirge bedeckt. Die Natur der Alpenlandschaft, die Seen, die Felsen, die Wildbäche, so wie die Rauhigkeit des Nordens vermählt sich hier sanft mit der Civilisation, mit den weiten Grasplätzen, worauf Hausthiere weiden, mit den eleganten Wohnungen, mit dem Schiffbedeckten Meere. Nachdem wir lange und schnell hinabgefahren waren, schifften wir über das Bassin von Christiania, und kamen bei dem Paradies-Gebirge an, das seinen Namen seinen schönen Aussichten verdankt. Zu den Füßen hat man hier das lange Thal von Lier; nichts Freundlicheres, als die Unebenheiten des Bodens, die hier aus einem hohen Gebirge tausend kleine Abdachungen bilden, wovon eine über der andern, wie die Eisblöcke eines Gletschers liegen. In Norwegen gibt es eigentlich keine Dörfer; wir befanden uns in einem Weiler von zwei Stunden im Umfange, dessen Häuser hundert Schritte von einander entfernt liegen, halb versteckt in Gebüschen, und sich spiegelnd in dem Golf von Drammen. Würde der schwarze Schleier über diesem schönen Gemälde von einem einzigen Sonnenblick zerrissen worden seyn, so hätte das Thal von Sarnen nichts Zaubervolleres, das Gestade des Zürchersee's nichts Lachenderes aufzuweisen. So wie die Landschaft jetzt ist, übertrifft sie an Schönheit mindestens alle englischen und schottischen. Wir flogen schnell nach der Bucht von Drammen hinab, die mit der von Christiania an Schönheit wetteifert, und wie diese mit Landhäusern umgeben ist, und hatten uns hier auf eine eben so angenehme, als unvorhergesehene Weise der norwegischen Gastfreundschaft zu erfreuen. Wir begegneten einem jungen Mann, der ein Frauenzimmer am Arme führte; unser Offizier aus Kopenhagen hatte sie sonst einmal gekannt. Mehr brauchte es nicht, um uns Alle drei einzuladen, und zwar auf so dringliche Weise, daß eine abschlägige Antwort von unserer Seite unmöglich schien.

In einem Moment waren unsere Wagen abgespannt und man nahm Besitz von uns. Wir traten in ein schönes Haus, dessen breite, mit Blumen bedeckte Treppe fast von dem Wasser des Golfs bespült wurde. In Norwegen sind fast alle Häuser von starken Fichtenbalken erbaut; der Mangel von Kalk und Gyps läßt ihr Inneres sehr reinlich erscheinen. Der erste Stock des Hauses, in dem wir uns befanden, bestand aus viereckig behauenen Stämmen, welche durch un-

geheure Klammern in den Winkeln befestigt und deren Ritzen mit gut ausgetrocknetem Moose ausgefüllt waren. Eine solche Zimmerei währt ewig, und kostet fast nichts wegen der Nachbarschaft der Wälder, welche von allen Seiten die Wohnungen einschließen. Die sehr einfachen Möbel sind zwei bis dreimal mehr werth als das Haus, weil sie gewöhnlich von Kopenhagen oder London kommen. Die Familie H. kann als der beste Typus der wohlhabenden Klassen von Norwegen betrachtet werden. Vier oder fünf Monate hindurch sind Land und Himmel schön, die Nächte kurz, die Tage lang. Man genießt dieser Freuden mit Wonne, wie eines vorübergehenden Gutes; man liebt die Natur, wie einen Freund, der uns jeden Augenblick entfliehen kann. Ist der Sommer vorüber, so tritt der Norweger in das Familienleben, das inniger ist als bei uns. Hält einmal der Schnee, so fängt die Jahreszeit der Vergnügungen an, und Schmäuse, ungenirte Bälle, musikalische Abende, Schlittenpartieen wechseln unaufhörlich.

Wir trennten uns von der Familie H. schwerer, als wenn wir Freunde aus alter Zeit verlassen hätten.

Drammen, welches wir in einer Viertelstunde erreichten, ist eine beträchtliche Stadt, die durch den Handel reich wird. Der Hafen ist vielleicht besuchter, als der von Christiania. Ein großer Strom ergießt sich darein, und bringt Zufuhr aus dem Binnenlande. Dieser Strom theilt die Stadt in zwei Theile, in dem einen wohnen die Kaufleute, in dem andern die Gutsbesitzer. Aber dieser Unterschied hat keinen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die Häuser sind reinlich und freundlich, aber die Straßen fürchterlich gepflastert. Mit Eintritt der Nacht, d. h. um zehn Uhr des Abends, gelangten wir nach Hogsund, einer kleinen Stadt neben einem Wasserfall, den wir andern Tags besuchten. Er ist nur vierzig Fuß hoch, aber die Wassermasse ist beträchtlich. Man fängt hier viele Lachse. Auf den Felsen zu beiden Seiten sind starke Gerüste erbaut, von denen große Netze bis mitten in den Fall hinein hängen. Der Lachs kann im Winter nicht im süßen Wasser, im Sommer nicht im gesalzenen leben. Während dieser Jahreszeit treibt ihn mithin sein Instinkt, stromauf zu schwimmen. Er springt mit ganzer Kraft und fällt in die Netze. Bei heißem und hellem Wetter wagt er gewöhnlich diesen Sprung. Man sieht sie verzweifelnde Anstrengungen machen, um den Wasserberg hinan zu klimmen. Sie bleiben manchmal auf halbem Wege hängen, und glänzen dann wie Silberbarren in der Luft. So weit bringen es alle; dann aber wechselt ihr Schicksal. Die Einen, mit einer unglaublichen Muskelkraft begabt, erreichen den zweiten Abhang; die Andern gerathen in das Netz, die größte Anzahl aber fällt in den

Abgrund. Ermüdet aber nicht entmuthigt, wagen sie dann von Neuem den gefährlichen Sprung. Obgleich es noch früh am Tage war, fanden wir schon dreißig in der Hütte des Fischers. Sie waren zwei bis vier Fuß lang, und wogen von sechs bis fünf und zwanzig Pfund. Diese Fischereien sind eine der Haupteinkünfte des Landes. Leicht geräuchert und gesalzen wird dieser Fisch im ganzen Norden versandt. In jenen Flüssen, welche durch nicht zu passirende Fälle verschanzt sind, und die von den Engländern short rivers genannt werden, ist die Menge der Lachse erstaunenswürdig. In dem Flusse Drammen, so wie im Rhein, beißen sie nicht an die Angel; eine Sonderbarkeit, die bis jetzt noch nicht erklärt worden ist. — Die norwegischen Flüsse unterscheiden sich von allen des übrigen Europa. Es sind der Größe nach Flüsse, der Klarheit nach Bäche und Bergströme ihrer reißenden Schnelligkeit nach. Ihre grüne Wassermasse, welche nicht zu messende Abgründe wühlt, wird von den Reisenden bewundert. Zu dieser Menge von Abgründen voll flüssiger Saphire braucht Norwegen die tausende von Seen, wo sie sich reinigen, die unendliche Schneemasse der Winter und die bleiche Sonne der Sommer; hiezu kommt noch das Moos in den Wäldern, welches das Wasser wie ein Schwamm zurückhält, und es in jeder Jahreszeit von sich gibt. Wir fuhren über den Strom auf einem flachen Boote, und setzten dann unsere Reise auf einem engen, aber gut unterhaltenen Wege fort. Die Landschaft war mit Seen und Bergen geschmückt und stets abwechselnd. Bei Kongsberg kommt man an einen Strom so beträchtlich als der Drammen. Die Brücke ist fest und mit großen Blöcken belastet, um die Gewalt des Eises und der Tannen zu brechen, die zu tausenden herunter schwimmen. Kongsberg ist nur ein großes Dorf, obgleich es den Titel einer Stadt führt; die Silberminen, denen es seine Wohlfahrt verdankt, liegen eine Stunde davon entfernt. Die Einfahrt ist auf einem Hügel. Zuerst wurde senkrecht gegraben; dann als man 800 Fuß tief war, wurde eine horizontale Gallerie gezogen. Man hatte so gut gerechnet, daß die Gallerie nun fast gerade an die Seite des Hügels ausgeht, und man ebenen Fußes hineingehen kann. Bald hat man über sich die erste Einfahrt von 800 Fuß Höhe und unter sich eine andere von 800 Fuß Tiefe, in die man auf dreißig Leitern, jede zu dreißig Staffeln, hinabsteigt. Das Hinabsteigen ist beschwerlich und ängstlich. Die meisten Reisenden legen nur die Hälfte des Weges zurück. Man zählt fünf bis sechs Stockwerke über einander; die Körbe fahren herauf und hinab auf Winden. Dieses Bergwerk liefert dem Lande all' sein Silber. Man hat Stücke von vierzig Pfund gediegen gefunden, und es hat sonst 2,000 Arbeiter beschäftigt;

jetzt zählt man kaum 500. Bei unserem Besuche war die Ader eben sehr ergiebig. Man hatte in der vorigen Woche 400 Mark erbeutet. Das gewonnene Metall wird in Kongsberg gereinigt und geprägt, um die Transportkosten zu ersparen. So werden auch die 400,000 Franken, welche Norwegen für die Civilliste des Königs von Schweden zahlt, geradeswegs von Kongsberg nach Stockholm geschickt. Hinter Kongsberg mußten wir auf Wagen und Straßen verzichten. Wir mietheten vier Pferde. Drei davon mit plumpen Sätteln dienten zum Reiten; das vierte trug die Bagage. Unsere Provision bestand in Branntwein, kaltem Fleische und Roggenbrod, stark mit Kümmel versetzt, um es länger aufbewahren zu können. Alles, was wir auf dem Wege zu finden hoffen durften, war gesalzene Butter und Gerstenfladen. Selbst Milch sollte uns mangeln, da das Vieh in den entfernten Gebirgen sich aufhält.

Nachdem wir einige Zeit in dem Kongsberger Thal aufwärts gezogen waren, kehrten wir uns plötzlich nach Westen, und drangen in die ungeheuren Wälder des inneren Landes. Ein trauriges, ängstliches Gefühl bemächtigt sich des Reisenden, wenn er in diese weiten Wüsteneien eintritt; eine ähnliche Sensation empfindet man in dem großen Todtenfelde von Scutari, hier jedoch ist sie stärker und dauernder. Ein finsterer Schleier breitet sich über alle Gegenstände aus. Ein undurchdringliches Gewölbe von Wolken verbirgt uns den Himmel; keine menschlichen Spuren; kaum bemerkbare Pfade scheinen nur von wilden Thieren betreten zu werden; die Erde, von einem dicken Netze, aus Flechten und Moosen bestehend, bedeckt, hallt unter den Schritten nicht wieder: Einsamkeit und Stillschweigen ergreifen das Herz. So erschiene die Majestät der Urwälder Amerika's, wenn die tausend Stimmen, welche sie beleben, erstürben, und die Sonne sich ihnen entzöge. Riesenhafte Bäume erheben sich überall. Es ist nicht der verschiedenartige Luxus der tropischen Natur, sondern die herbe Einförmigkeit der scandinavischen Breite. Es ist die Weißtanne mit ihren dunkeln herabhängenden Zweigen, die Waldfichte, die mit ihrem glatten, röthlichen Stamme gen Himmel strebt und mit weiten, grünenden Armen gekrönt ist, endlich die Birke, deren graziöses Haupt auf einer Säule von weißem Marmor ruht. Diese drei Bäume bilden ohne Unterbrechung die norwegischen Wälder. Zu ihren Füßen ruht ein anderer Wald, dessen niedere Gewächse mit Beeren von allen Farben bedeckt sind; der große Auerhahn schwingt sich daraus auf mit dem Geräusche des Donners, und verliert sich wie ein Pfeil in dem Schatten der Tannen; der Birkhahn eilt trippelnd davon; das Haselhuhn ruft mit monotonem Schrei seine Jungen; manchmal sieht ein

weißer Hase mit einem einzigen Sprunge über den Weg, und das braune Eichhorn zerbeißt krachend einen Tannzapfen, um den Kern herauszuholen; dann wird sogleich Alles wieder still. Der Weg dehnt sich immer länger aus, die Einsamkeit entrollt sich vor Euch, die Größe des Schauspiels ermüdet Euch, die Masse der Wälder wird erdrückend; Ihr verlanget nach Luft und Licht, Ihr wollt um Euch schauen, aber hier ist ein kleiner Fluß. Er fließt schwach und still, ohne den Himmel wieder zu spiegeln; er bringt seinen Tribut dem mächtigen Waldstrom, dessen Stimme Euch schon der Wind näher bringt.

Gegen Abend zerriß dieser waldige Schleier auf einen Augenblick; wir befanden uns am Ufer eines großen Sees, gegenüber den scandinavischen Alpen, welche sich zehn bis zwölf Stunden vor uns erhoben. Kahle, gelbliche Hochgebirge bildeten über den innern Ebenen eine lange gezackte Krone, auf welcher sich kühn der Gusta-Field *) erhob, ein ungeheurer Kegel, von Schnee durchfurcht, der die Gegend mit seinem weißen Haupte beherrschte. Es war sieben Uhr Abends, als wir in Tindos ankamen, welches an dem Ende des großen Sees Tind liegt. Hier wechselte die Gegend, und wir wendeten uns nach einer andern Seite. Wir ließen ein kleines Boot mit drei Ruderern kommen. Man füllte es mit Birkenreisern, und wir schifften schnell über die grünen Wasser des Sees, weich gebettet auf dem duftigen Lager. Wir landeten in Sanden, einem kleinen Flecken an dem linken Ufer, mitten unter zerstreuten Weideplätzen, die mit Himbeeren und Vogelkirschen besät sind. Je mehr wir aufwärts schifften, je höher wurden die Berge; ihre Gipfel wurden kahl, während ihre Seiten dicht mit Grün bedeckt waren. Die Wasserfläche, die uns umgab, nahm einen erhabenen Charakter an. Wir ließen links die Kaskade von Varbeck, welche dem Staubbach ziemlich gleich kommt. Rechts erblickten wir zwei Thäler, wie zwei bodenlose Schlünde. Ihre südlichen Abhänge waren mit Wiesen bedeckt. Wir flohen schnell an Gusta-Thal vorüber, welches das Ziel unserer Reise werden sollte, und wohin wir wieder zurückzukommen gedachten; von den starken Armen unserer jungen Ruderer getrieben, erreichten wir das Ende des Sees, wo drei große, parallellaufende Wildbäche aus drei tiefen Thälern hineinfallen. Wir wollten den Pfarrer von Tind besuchen, für den wir einen Brief hatten.

Das Leben dieser Landpfarrer ruft die patriarchalischen Sitten in's Gedächtniß. Oft wohnen sie zehn Stunden weit von einander entfernt, und zur nächsten Stadt haben sie wohl vierzig Stunden. Während sechs Monaten sind sie in ihren Bergen wie gefangen; der Schnee, der in der Ebene den Verkehr befördert, ist für sie nur ein Hinderniß.

*) Field — hoher nackter Berg.

Wenn er im Herbste fällt, oder im Frühjahr schmilzt, so können sie nur mit der größten Gefahr zu ihren Filialkirchen kommen, die oft fünf bis sechs Stunden von ihnen entfernt sind. Dreißig oder vierzig Pferde und eben so viel Menschen, welche ihr Gefolge bilden, müssen den Weg bahnen. Die Seen sind noch am leichtesten zu passiren, wenn sie gefroren sind. Manchmal machen die Geistlichen mitten im Sommer eine Reise nach der nächsten Stadt; das ist dann ein großes Vergnügen zugleich für ihre Frauen und Kinder. Dort machen sie ihren Einkauf von Allem, was sie das Jahr über brauchen; Salz, Zucker, Thee, Kaffee, geräucherten Lachs, Branntwein u. s. w. Sie verschaffen sich Bücher und die gesammelten Zeitungen vom vergangenen Jahre, sie sehen ihre alten Universitätsfreunde, kurz, sie statten der Welt einen Besuch ab, und kehren dann mit ihren geistigen und körperlichen Nahrungsmitteln für lange Zeit in das Grab ihrer Berge zurück.

Die Pfarrer leben fast alle im Wohlstande; sie erheben den Zehnten, ohne dabei einer Strenge zu bedürfen; ihr Einkommen beläuft sich auf tausend bis zwölfhundert Species, ungefähr zweitausend bis zweitausend fünfhundert Gulden, eine mehr als hinreichende Summe in einem so armen Lande.

Nachdem wir drei Tage bei dem Pfarrer von Tind zugebracht hatten, der uns mit der cordialsten Gastfreundschaft aufnahm, trennten wir uns von seiner vortrefflichen Familie, und setzten unsere Reise nach dem Gebirge Gusta fort. Wir fanden am Ufer des Sees durch die Fürsorge des Pfarrers ein Boot mit vier Ruderern, worin das Bett von frisch gepflückten Birkenreisern bereit war, uns zu empfangen.

Der See von Tind ist einer der schönsten Norwegens, groß und ernst, wie man ihn selten in den schottischen Hochlanden trifft, für welche ihr Dichter mehr als selbst die Natur gethan hat. Der niedrige Sonnenstand des Nordens wirft bis in die Mitte der Wasser den schwarzen Schatten der hohen Gebirge; die tiefen Thäler, die sich nach allen Seiten öffnen, schwimmen im Dunste; stille Gewässer ohne Bewegung bilden Buchten, die keinen Namen haben, und verbergen sich in Wäldern, deren Fuß sie baden. Es ist ein Schauspiel voll Pracht und Poesie. Unsere Schiffer theilten unsere Bewunderung; sie ließen ihre Ruder fallen, und während das Schiff unbeweglich stand, bezeichneten sie uns mit der Stimme und mit Gesten die merkwürdigsten Orte, d. h., die es für sie waren, für uns waren es gewöhnlich die uninteressantesten, bald einen Weideplatz für ihre Heerden, ein kleines Eiland für den Fischfang, oder einen Hafen für ihre Böte. Da die Conversation einmal eingeleitet war, so wollten sie unsere Namen und unser Vaterland kennen, den Zweck unserer Reise und die Länder,

welche wir besucht hatten. Als der dänische Offizier ihnen sagte, daß er von Copenhagen sey, nahmen sie eine respektvolle Miene an. Copenhagen ist noch immer für sie die große Stadt, die Stadt von Gold und Silber; es ist die Hauptstadt von Norwegen, von Stockholm wissen sie nichts. Einige alte Soldaten, die in ihrer Jugend in Copenhagen waren, genießen dieserhalb einer großen Achtung. Der Jüngste unserer Schiffer, ein Junge von siebzehn Jahren, brachte nach langem Zögern die Frage hervor: ob es denn wahr sey, daß man Copenhagen vom Gipfel des Gusta-Field sehen könne; er wüßte wohl, daß man es nicht mit dem bloßen Auge könne, jedoch, meinte er, mit einer Brille, wie sie die Engländer zu machen verstehen, müsse es leicht seyn. Die Andern erwarteten aufmerksam unsere Antwort, und es hätte nur von uns abgehangen, diesen Glauben für immer im Lande zu befestigen; wir aber schoben die Unmöglichkeit auf die Seenebel, und sie wurden dadurch vollkommen zufrieden gestellt.

Als sie erfuhren, daß ich ein Franzose sey, machten sie große Augen; ich war der Erste, der auf den Tindsee gekommen war, und zugleich fragten sie mich, ob ich unter Napoleon gedient hätte. Diese Frage richtet man in einem entfernten Lande an jeden Franzosen, ohne auf sein Alter Rücksicht zu nehmen. Für die Masse, welche nur fühlt und nicht nachdenkt, ist Napoleon ein Wesen aller Zeiten und aller Orte; er ist die Personification Frankreichs; ein Franzose, der sich nicht unter ihm geschlagen, ist eine Anomalie.

Inzwischen hatte sich ein Ostwind erhoben, das Segel ersetzte die Ruder, und wir flogen dahin auf den kaum bewegten Wellen. Indem wir uns an den Rand des Kahnes legten, erblickten wir unter uns die langen Gräser, welche in einer Tiefe von vierzig Fuß den Grund tapezierten; die Forelle wurde von unserer Annäherung aufgeschreckt, und schoß daraus hervor wie ein Pfeil, indem sie einen dichteren Versteck suchte; die wilden Enten tauchten unter, wenn sie uns kommen sahen, und schwammen gleich schwarzen Punkten unter unserm Boote dahin, um hinter uns wieder heraufzukommen. Bald sahen wir zu unserer Rechten den Westfiord. Das ist der Eingang in das Thal von Gusta; wir nahten uns dem Ziel unserer Excursion. Wir landeten an einem Strand, der gut gebaut und mit Häusern bedeckt war, und indem wir zu unserer Linken den großen Strom Moan-Elv ließen, stiegen wir zu Fuß das Thal hinan. Es trägt durchweg den Alpen-Charakter, und sieht an einigen Stellen den Schweizerthälern zum Verwechseln gleich. Der ebene Theil ist mit Wiesen bedeckt; unser Weg war kaum sichtbar darin. Die Berge zu beiden Seiten sind abgerissen, gut beholzt, drei bis viertausend Fuß hoch. Der

Strom ist breit und klar, bald still dahin fließend, bald rauschend; zahlreiche Wohnungen sind im ganzen Thale zerstreut, ihre Unregelmäßigkeit macht einen freundlichen malerischen Eindruck. Wenn diese Häuser sich auf dem Grunde des Gemäldes so zeichnen würden, wie die weißen Hütten des Oberlands, so würde Westfiord Unterseen nicht zu beneiden haben, bis auf die Gletscher. Denn schön ist auch das Gebirge von Gusta, welches uns plötzlich bei einer Wendung des Thals vor das Auge trat. Meine Reisegefährten wurden davon entzückt. Es erhebt sich jäh, ohne Abstufung, aus dem Bett des Stromes, bis zu einer Höhe von sechstausend Fuß. Der Blick folgte ohne Störung von seinem mit Tannen bekleideten Fuße bis zu dem Punkt, wo nach und nach Zwergbäume, dann Knieholz es bedeckten. Höher hinauf kam dann die Haide, endlich das Rennthiermoos, und über dieser abnehmenden Vegetation erhob sich der abgestumpfte Kegel des Berges, ein grauer Fels, von tiefen Furchen durchzogen; Schnee bedeckte seine Seiten, fast so regelmäßig wie glänzende Festons, um das kahle Haupt des Riesen.

Wir ließen zur Linken den Wasserfall von Huga, zwar nicht sehr reich an Wasser, aber ausgezeichnet durch die schöne Form der ihn umgebenden Felsen. Wir betrachteten einen Bergsturz von fünf bis sechshundert Fuß Breite; eine nicht sehr dicke Erdschicht hatte sich von dem jähen Abhang heruntergestürzt, und nun sah der gelbe glänzende Fels wie eine Schärpe aus, die man auf das Grün geworfen hatte. Wir brachten die Nacht in Ingolstand zu, wo mehre Hütten auf dem Rasen zerstreut liegen. Die Einwohner stritten sich, wer uns beherbergen sollte, ohne jedoch Geldgier dabei zu zeigen. In dem Hause, welches wir wählten, machten wir eben so viel Glückliche, als es Einwohner hatte. Männer, Frauen und Kinder drängten sich um uns, und suchten zu errathen, was uns angenehm oder nützlich seyn könnte. Sie würden eine Stunde zurückgelegt haben, um uns eine Stecknadel zu holen. Sie haben ein großes Vergnügen daran, Fremde zu sehen und sie auszufragen. Mir sind nie schönere Leute vorgekommen. Sie sind groß, schlank und blond; ihre Züge sind regelmäßig und edel. Die Männer zeigen den Charakter der Stärke und der Gelenkigkeit, die Frauen einen eigenthümlichen Ausdruck von Milde und Bescheidenheit. Ihre blauen Augen, ihre rothe Gesichtsfarbe, ihre lockigen Haare, ihr gesundes und glückliches Aussehen machen aus ihnen die schönsten Weiber, die man sehen kann. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Landleuten und denen aus dem Hasli-Thale ist überraschend, obgleich ihre Geschlechtsverwandtschaft, von der einige Schriftsteller gesprochen haben, mir nicht wahrscheinlich ist. Der

Name Bauer bezeichnet hier keine untergeordnete Klasse der Gesellschaft. Er vereinigt sich nicht mit der Idee der Niedrigkeit und schlechten Erziehung; er will hier nur Eigenthümer bedeuten. Der Boden von Norwegen gehört den Bauern. Hier findet man weder Arme noch Reiche; Armuth und Reichthum sind nur relativ, und beziehen sich auf den größeren oder kleineren Grundbesitz. Der Unterricht ist hier allgemein. Jedes Kind lernt lesen von seinen Eltern; nur unter dieser Bedingung kann es von dem Geistlichen confirmirt werden. Oft sah ich auch jene väterliche Pflicht von den älteren Brüdern erfüllen. In jedem Hause findet man eine kleine Bibliothek von dreißig bis vierzig Büchern, gewöhnlich in einem Schranke, zu welchem der Vater den Schlüssel hat. Die Hälfte besteht aus Religionsbüchern; die Bibel in schwarzem Leder mit silbernem Schloß nimmt den ersten Platz ein. Die andern Bücher enthalten Reise-Beschreibungen, irgend eine alte Geschichte von Dänemark, oder Beschreibungen von Island und Grönland. Diese Bücher sind ganz schwarz und verräuchert, dessen ungeachtet werden sie sehr sorgfältig aufbewahrt. In den langen Winterabenden liest man laut der Reihe nach, während die Andern, mit Handarbeit beschäftigt, auf Bänken an den Wänden sitzen, oder um den Ofen aus gehauenen Steinen, der durch und durch glühend ist von den ungeheuren Tannenklötzen, welche darin brennen. Ihr Hausgeräthe verfertigen sie selbst von Fichten- oder Birkenholz; ihre Stühle sind Baumstämme, welche zwei Fuß vom Boden erhöht sind, und deren oberer Theil ausgehölt wird, um die Rückenlehne zu bilden; der Umfang dieser ökonomischen Sessel wechselt nach dem Alter desjenigen, für den er bestimmt ist. Schüssel, Teller und Löffel sind von Eschenholz; sie schnitzen sie mit vielem Geschmack, und malen sie mit verschiedenen Farben an. Auch machen sie sie zuweilen von gebrannter Erde mit schönen Zeichnungen. Sie lieben moralische Sprüche, welche sie auf ihren Geräthen oftmals anbringen. So las ich z. B. auf einem Gefäße, worin Milch bewahrt wurde: „Trinke und danke Gott“; rings um eine hölzerne Schüssel: „Iß mit deinem Freunde und laß deinen Feind essen“; auf einer Thürschwelle die Worte des Psalmisten: „Wenn der Herr nicht das Haus behütet, so hütet es der Wächter umsonst“; und auf dem Himmel eines Bettes: „Der Mensch säet, Gott läßt aber die Erndte gedeihen.“ Ihre Wohnung ist in zwei Hälften getheilt, wovon die eine zur Küche und Wirthschaft gebraucht wird. In einem Winkel befindet sich der Kamin, das Holz wird aufrecht hineingestellt; der Kessel mit Hafergrütze hängt in der Mitte an einer Kette. Die andere Hälfte wird durch einen Ofen geheizt; diese ist das Schlafzimmer. Ueberall

sind doppelte Fenster, die während des Winters zugenagelt werden. Obgleich dieser Gebrauch auf den ersten Blick als ungesund erscheint, so ist es doch nicht der Fall, da das Feuer im Kamin die Luft stets reinigt. Neben der Wohnung liegt die Scheune; sie erhebt sich auf isolirten Pfählen, die drei Fuß von der Erde überhängende Steine tragen. Die Ställe und die Milcherei bilden auch Gebäude für sich; aber der interessanteste Ort ist das Magazin, welches auch auf Pfählen erbaut ist. Hier werden die Reichthümer der Familie aufbewahrt: die Decken von Schaffellen, mit Zeug gefüttert, die überflüssigen Betten, Kleider von Wolle oder Hanf für vier oder fünf Generationen, der ganze Sonntagsstaat, eine ungeheure Menge Wäsche, und Mundvorräthe, um ein Dorf zu ernähren. Die Bauern dieser Centralprovinz Telemarken haben ein malerisches Nationalcostüm; sie tragen eine Jacke nach Art der Lanciers, eingefaßt mit verschiedenen Farben, eine Weste von Scharlach, schwarze, roth besetzte Beinkleider, wollene Strümpfe mit Gold- oder Silberzwickeln, Schuhe mit breiten Bändern, und auf ihren langen Haaren eine runde Mütze, wie die, welche die Griechen vor ihrer Unabhängigkeit trugen. Die Mädchen kleiden sich mit vielem Luxus. Auf die Bitte unseres Malers zog eine ihr Hochzeitsgewand an, welches sorgfältig in dem Magazin aufbewahrt wird, bis sie sich vermählt. Sie hatte drei Röcke übereinander gezogen, stufenweise verkürzt, daß man den Besatz eines jeden sehen konnte. Der untere war von rother Wolle mit schwarzer Stickerei; der zweite von schwarzer Wolle mit Silber gestickt; der dritte endlich von grünem Stoffe mit Gold durchwirkt. Drei oder vier Halsbänder, Ohrenringe, Armspangen und Zierathen auf der Brust erinnerten an die Statue U. L. F. von Loretto. Was diese Aehnlichkeit noch vergrößerte, war eine Wulst, die sie unter den Armen trug, und die bis auf die Hüften reichte. So schien das Mädchen fast aus einem Stück zu seyn, und glich einer Pyramide; einen feinen Wuchs würde sie für häßlich gehalten haben. Die rothen Strümpfe waren mit weißer Seide gestickt, und eine große Spitzenhaube bedeckte ihre blonden Flechten; sie hatte diesen Putz wahrscheinlich lange überlegt und vorbereitet, der einst ihren Bräutigam entzücken sollte.

Die Jahreszeiten sind hier regelmäßiger, als in den gemäßigten Climaten. In der Mitte des Mai fängt der Schnee an zu schmelzen, und die Erde, die er vor dem Froste geschützt hat, erscheint grün, wie im Sommer. Das Gras schießt mit Macht hervor, und reift bis zu Ende des Juli. Es ist kurz und fein, herrlich saftig, und von einem köstlichen Wohlgeruche, gleich dem Grase der Hochalpen. Alle Wiesen der Thäler werden gemäht; das Vieh wird auf die Berge

getrieben, wenn der Schnee sie verläßt; das Gras, welches zwischen den Felsen und den Zwergbirken wächst, gibt ihm eine hinlängliche und milcherzeugende Nahrung. Auf allen den Fields findet man Hütten von Fichtenholz, welche den Sennhütten gleichen, und dieselbe Bestimmung haben. Der Viehstand des ganzen Kirchspiels weidet umher, und wird dort gemolken, um Butter und Käse zu fabriciren. Diese Sennhütten nennt man Sedre. Das Getreide fängt im Monat Juni zu treiben an; in einem Monat ist es 3 Fuß hoch und schießt in Aehren. Eine ihrer bedeutendsten Erndten ist die Blätter-Erndte. Die Espe, die Erle und die Birke machen sie ergiebig. In der Mitte des August gehen die Frauen und Kinder an's Werk; die Einen klettern auf die Bäume, und streichen die Zweige den Blättern entgegen, die nun in reichem Maße herunter regnen, — dieß sind die einzigen Früchte, die ihnen ihr Clima gewährt, — die Andern füllen die Blätter in große Säcke, und schütten sie in Scheunen auf. Sie häufen diese Blätter aufeinander, ohne sie vorher trocknen zu lassen; selbst das Futter wird ganz feucht eingebracht. Um die Blätter-Erndte ergiebiger zu machen, zerstört der Bauer alle Tannen und Fichten in seiner Nachbarschaft. Um einen Wald urbar zu machen, haut man alle Bäume ohne Unterschied zwei bis drei Fuß von der Erde hoch ab. Sie bleiben ein Jahr auf dem Boden liegen, dann zündet man sie an. Die Asche des Holzes, der Blätter und des Mooses macht die Erde fruchtbar, die schon im zweiten Jahre mit dickem Grase bewachsen ist. Die Fichtenstämme sterben sogleich ab und geben keine neuen Schößlinge, aber die Birken nehmen sogleich wieder den Platz ein. Der Bauer begnügt sich, sie zu lichten, um dem Grase Luft zu schaffen, schont aber die Bäumchen ihrer Nützlichkeit wegen. Die Birke liefert das beste Brennholz im Lande; ihre Rinde dient dazu, die Häuser zu decken. Wenn man die Dachsparren mit Latten bedeckt hat, so zieht man von der Birkenrinde Streifen von zehn bis zwölf Fuß in der Länge und einen Fuß in der Breite ab, und befestigt sie auf das Dach. Diese Bedeckung ist für den Regen undurchdringlich und beinahe unverwüstlich. Auf die Rinde bringt man noch lange Stücke Rasen, die sich am Ende durch die Wurzeln ineinander schlingen und wie eine grüne Wiese aussehen, da die Feuchtigkeit des Clima's sie frisch erhält. Oftmals erheben sich aus ihnen hohe Kornähren und krönen dieses ländliche Dach, vom Winde hin und her bewegt. Auch diese luftige Erndte reift zur rechten Zeit, und säet sich selbst für das nächste Jahr. Solche Dächer sind in der Nähe sehr malerisch, von ferne aber schaden sie der Landschaft, indem sie sich mit der allgemeinen Färbung der Wiese vermischen. Die Birkenrinde dient auch noch dazu, bequeme und feste Fußbekleidungen zu verfertigen.



F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Genf, 8. Oktober.

** Im vorigen Monat gab Lafont ein großes Conzert bei uns, dem am 1. d. M. ein noch glänzenderes folgte. Es fand »au profit des pauvres« statt, wie der Anschlagzettel verkündigte, aber diese Armen waren die aus Italien verbannten, bei uns lebenden hülflosen Flüchtlinge. Das Conzert wurde veranstaltet von dem Prinzen Belgiojoso und Herrn F. Liszt. Lafont, ein Schüler des Herrn Liszt, Namens Herrmann und mehre Dilettanten wirkten mit. Obgleich das Billet 5 Francs kostete, so war der große Casinosaal doch zum Erdrücken voll. Einzelne Personen hatten 10, andere gar 20 Karten genommen, und so belief sich die Einnahme auf 5,000 Francs. Das Publikum war so gemischt, wie man es selten in einer Stadt finden wird, es bestand zum Theil aus Schweizern, Franzosen, Deutschen, Engländern, Russen, Polen, Italienern, Spaniern, Portugiesen und andern. Alle hatte ein Zweck vereinigt: Unglücklichen zu helfen. —

Liszt ist der Paganini des Flügels, er entlockt dem Instrument neue, nie gehörte Töne, und führt den Kenner wie den Laien in das Reich der Wunder. Der Beifall, den der große Künstler ärntete, war außerordentlich. Der Prinz, der eine schöne, kraftvolle Tenorstimme besitzt, sang mit Herrn B. ein Duett aus »la straniera« und außerdem mehre andere Piecen. Das Publikum überhäufte ihn mit Applaus, wofür der Sänger aber nicht, wie andere doch gewöhnlich pflegen, dankte, was den meisten ganz sonderbar vorkam. Aber er hatte recht, er bezahlte den Beifall im Voraus mit seiner Stimme, warum sollte er noch Dank dazu sagen? Er war es, der das Conzert veranstaltet hatte für die armen Verbannten, der ihnen auf diese Weise eine große Summe sammelte, ihm allein gebührte Dank und Beifall ohne Ende! — Lafont spielte mit seiner bekannten Meisterschaft zwei Conzerte, und riß wie überall und immer zur Bewunderung hin. Den Schluß des Conzerts machte ein großes Quartett von vier Flügeln, das einen außerordentlichen Enthusiasmus erregte, und sehr brillant ausgeführt wurde, besonders zeichnete sich dabei der kleine Herrmann aus, doch aus dem Chaos der Töne erkannte man die Zauberklänge des Meisters deutlich wieder und jedes Ohr und jedes Auge wandte sich auf Liszt. Mit eben so großer Zufriedenheit als das Publikum den Conzertsaal verließ, mit eben

so viel Zufriedenheit sah es nicht acht Tage nachher den Vorhang im Theater fallen, d. h. es war Alles froh als die Sache zu Ende war. Die Theaterdirektion, die diesmal sich fast nur auf Opern beschränken wollte, fing nämlich ihre unglücklichen Debuts mit »Pré aux clercs«, »la dame blanche« und »le barbier de Seville« an, in allen drei Vorstellungen aber kam es zum Pfeifen und Zischen.

Seit längerer Zeit hält sich der Prinz von Montfort hier auf, und wird für den Winter ein Landhaus bei Lausanne beziehen. Seine Söhne sind junge hübsche Leute. Er reitet oft mit seiner Gemahlin spazieren.

Selten noch waren so viele Fremde hier vereinigt, wie diesen Winter. Die Cholera hat alle Engländer vor Italien zurückgeschreckt, viele sind auf halbem Wege umgekehrt, und warten hier das Frühjahr ab. Genf ist in den letzten Jahren außerordentlich verschönert worden, man hat eine große, schöne Brücke gebaut, einen neuen Hafen, neue Quais angelegt und am See eine Menge Häuser erster Größe aufgeführt. Wer Petersburg sah, wird sich beim ersten Anblick unwillkührlich an die Kaiserstadt erinnern müssen. Der Pont neuf und die Quais mit der Insel Rousseau sind die Abendpromenaden der schönen Welt, nach den Diners in den Hotels, die um 5 Uhr beginnen, wogt dort Alles in bunten Massen auf und ab. Der Anblick von hier auf den See und seine reizenden Umgebungen, auf den Jura und Montblanc ist mit einem Wort bezaubernd.

F. —

Konstantinopel, 16. Sept.

— Eine frühere Nummer des Moniteur Ottoman enthält die Beschreibung eines Besuchs, welchen der Sultan im Juli in den beiden Militairschulen machte, und der seine ausgezeichnete Sorgfalt für den Jugend-Unterricht beweist. Es war das erstemal, daß er diese Schulen besuchte, und die Eleven erwarteten ihn mit großer Spannung. Der Großherr ließ sich die Bücher, Zeichnungen, Karten u.s.w. vorzeigen und die Namen der ausgezeichnetsten Eleven nennen. Dann bestieg er selbst mit schnellen Schritten den Lehrstuhl und examinirte die Zöglinge in der Arithmetik, Algebra und Geometrie, und befragte sie über einige schwierigere Punkte in der Arabischen, Persischen und Türkischen Sprache. Vom Katheder herab hielt dann der Großherr eine väterliche Ermahnungsrede an die Zöglinge, welche alle Zuhörer auf's Tiefste rührte, und die Eleven riefen wie aus einer Stimme: »es lebe der Padischa!« Es ist wirklich interessant, an einem Ort, wo früher nur der obscurante Wille der Janitscharen galt, 400 junge Muselmanen in den Europäischen Wissenschaften unterrichtet zu sehn.

Literarische Uebersichten.

DER CORREGIDOR.

Historischer Roman aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von *J. V. Massaloup*.

Magdeburg bei Eduard Bühler. 1835.

* Die Geschichte handelt zur Zeit der Regierung Philipp IV. von Spanien. Der Verfasser hat ein paar Blätter eines unbedeutenden bestaubten historischen Werkleins ziemlich getreu copirt, und damit die fadeste aller spanischen Novellen in Verbindung gebracht. Die Erzählung wird von Zeit zu Zeit durch psychologische Reflexionen unterbrochen, denen nach Styl und Gehalt der Autodidakte aus den Augen leuchtet. Die Helden der Novelle sind Löwen mit Milchbrei aufgezogen; Mord, Todtschlag und Kämpfe erscheinen nur als spanisches Costume. Eine römisch seyn sollende Figur, welche ihren einzigen Sohn zum Tode verurtheilt, stellt sich später als Dupe eines eifersüchtigen Liebhabers heraus. Der Verurtheilte ist ein kühner Jüngling, wird aber auf dem Richtplatze von einem »fürchterlichen Grauen gepackt,« obgleich er wenige Minuten vorher im Kerker folgendes Selbstgespräch gehalten, welches ein Beispiel von der blühenden Schreibart und sokratischen Philosophie des Herrn Massaloup geben möge: »der Tod ist nicht so schrecklich, wie wir ihn uns vorstellen, er hat kein Schrecken, als das, was ihm das schwache Leben mittheilt. Warum wollen wir uns vor dem Tode erschrecken? Wo ist er? Sobald er angelangt, ist er schon vorüber.« u.s.w.

— Von Raphael Bock, Königl. Bibliothekar in Königsberg, einem Freunde Z. Werner's, ist ein Band religiöser Gesänge erschienen, unter dem Titel »der ein und dreißigste Julius, oder die Macht des Gerichts.«

— Bereits verkündigt ist von dems. Verf. eine Theodicee in 6 Gesängen »Anastasia«. Der »Gesellschafter« enthält eine ausführlichere Mittheilung darüber. Raphael Bock, mit dem ich viele Jahre im innigsten Freundschaftsbunde lebte, gehört zu einer Klasse von Poeten, die jetzt immer seltener werden; nehmlich zu den wahrhaft begeisterten, die von einer tiefen Idee beseelt sind. Seine Aura (Frankfurt, Brönner), die vor einigen Jahren erschien, ist ein Gedicht im Ariost'schen Geschmacke, in den herrlichsten achtzeiligen Stanzen, und von großem Reichthume der Erfindung. Es konnte zur Zeit seines Erscheinens nur wenig Aufsehen machen, weil andere Interessen die Lesewelt zu sehr in Anspruch nahmen. Hoffentlich wird es den neuen Werken des Dichters günstiger

ergehen; unsere Zeit ist zum Theil dem Ernste tiefer philosophischer Forschung und religiöser Glut geneigter, als man — den Tageserscheinungen nach — wohl glauben sollte. Auch hier bewahrheitet sich der alte Spruch: »daß die Endpunkte sich berühren.«

A. L.

— Das »Vaterland«, ein in Leipzig von den Herren Professoren Friedrich Bülau und Julius Weiske wohlredigirtes Blatt, fällt über das von Friedrich Lewald herausgegebene Buch »Breslaus Stadt-Haushalt« folgendes Urtheil: »Eine in vielfacher Beziehung sehr merkwürdige Schrift. Hier spricht einmal jene Controlle, die nicht bloß auf Rechnungsfehler, sondern auf die Grundübel gerichtet ist, deren Radicalcur jährlich mehr Bedürfniß wird. Was Hansemann für Rheinpreußen leistete, in gleichem Sinne und Geiste thut es Lewald für Breslau und in vieler Hinsicht für alle Städte der preuß. Monarchie; ja im Einzelnen sicherer, weil er auf genaueren Unterlagen fußt. Vor Allem aber ist uns der männliche, entschiedene Geist bemerkbar, der aus dem Ganzen spricht und nicht einmal für nöthig hält, durch die üblichen Floskeln erst das Recht zu erkaufen, eine herbe Wahrheit zu sagen. Trübe Ahnung durchweht das Ganze, aber auch der Muth des Mannes, der die Gefahr voraussieht und darauf gerüstet ist. Das Einzelne der Schrift gehört nicht hierher. Der Verfasser nimmt den ganzen Haushalt von Breslau durch, zeigt überall die Radicalgebrechen, im Gegensatze zu der Gespanntheit aller Verhältnisse und motivirt seine Vorschläge zur Vereinfachung der Verwaltung.«

Musik.

Maurer's großes Concert für vier Violinen und Beethoven's „Adelaide", von einer englischen Sängerin deutsch vorgetragen, sind bei dem letzten Musikfeste in York die Glanzpunkte gewesen.

Theater.

Das Oktoberheft des literarischen Zodiacus, herausgegeben von Dr. Th. Mundt, enthält einen höchst interessanten Aufsatz des Prof. Dr. Ed. Gans: „Ueber den Verfall des Theaters und namentlich des deutschen."

Iwanoff.

Nicolaus Iwanoff wurde im Oktober 1810 in Klein-Rußland in der Provinz Tschernigoff geboren. Schon in dem Alter von sieben Jahren öffnete ihm die herrlichste Sopranstimme die Thüren der kaiserlichen Kapelle. Seltsam war es, daß die Mutation der Stimme bei Iwanoff nicht gewaltsam eintrat, sondern daß er von dem Sopran-Register in die Register des Tenors sogleich überging. Während er am Tage in dem Bureau eines Ministers arbeitete, mußte er Abends in Concerten und Routs der Diplomatie mit seiner Stimme Vergnügen gewähren. In der That widerlegt diese Nachricht ein wenig die romantischen Gerüchte, die über diesen Sänger im Umlauf waren. Man stellte sich ihn in Paris gar zu gern als einen entflohenen Leibeigenen vor, der jeden Tag durch eine Escadron ukrainischer Kosaken aufgehoben und, mit Ketten belastet, nach Rußland zurückgebracht werden konnte.

Iwanoff kam im Jahr 1830 nach Mailand, ohne besonderen Beruf für das Theater. Der Erste, den er dort kennen lernte, war Rubini, der, nachdem er seine Stimme gehört hatte, ihn sogleich zu dem alten Tenor Bianchi schickte, um Unterricht bei ihm zu nehmen. Von dort ging unser Sänger nach Neapel, wo er den großen Meister Nozzari traf, der auch Rubini gebildet hat. Bald wurde er für San Carlo rekrutirt. In Anna Belena war sein Debüt. Man kann sagen, daß er Fanatism erregte. Es war an einem Gallatage. Man weiß, daß an einem solchen nicht das bezahlende Publikum, sondern nur der Hof klatschen darf. Iwanoff gelang

es, diesen zu rühren. Die königliche Loge applaudirte zuerst, das Volk stimmte ein, und Iwanoff errang so zwiefache Lorbeern. Er sang hierauf im Wilhelm Tell und in der Sonnambula, dann entführten Robert und Severini den Leibeigenen von Tscherni-goff seinen neapolitanischen Triumphen. Paris hörte ihn in der Gazza, der Prova und dem Othello. Man erfreute sich seiner stets wachsenden Fortschritte, die er zum Theil Rubini's Lehren verdankte. Besonders aber ist es Mad. Fodor, melodischen Angedenkens, die dem jungen Sänger ihre reine und elegante Manier zu eigen gemacht hat. Ganz in diesem Style singt er die graziöse Cantilene, die Donizetti für ihn in Marino Falieri componirt hat: On che in cielo alta è la notte. Trotz aller dieser Vorzüge bleibt dem jungen Sänger jedoch noch viel übrig, um zu jenen Ersten gezählt zu werden, mit denen er jetzt seine Kunst exercirt. Die Pasta und Rubini schlossen sich zwei Jahre lang ein; Erstere, um die Cadenz zu üben, Letzterer, die Appoggiatur, die er jetzt in so hoher Vollendung besitzt.

M o d e.

Kürzlich sah man einen Turban bei einer der ersten Modedamen von Paris. Er war von Satin brocard mit breiten Streifen, kirschroth und weiß, und in der Mitte ein schmaler Goldstreifen; Alles mit Palmeten von buntfärbiger Seide überstreut. Ein solcher Turban von musulmanischer Form ist überaus reich.

Auch ein anderer Turban, nach israelitischer Art, wurde gesehen. Er war von Gaze princesse. Ein Gewebe aus Streifen von gothischen Spitzen und indischem Mousselin bestehend, die von Silber durchzogen sind. Eine Haube, à la Rachel genannt, war aus einem neumodischen Tull verfertigt, den man Tissu d'Arachné nennt, mit weißen glacirten Bändern und breiter kirschrother Franze geziert, und überdies mit zwei Bouquets von Federspitzen, kirschroth mit weiß glacirt.

Ferner sah man Capotes von schönem hellgrauen Atlas mit smaragdgrünen Einfassungen und einer grünen Atlasblume.

Man fängt wieder an, kleine Goldketten auf der Stirn zu tragen, jedoch ohne Steine und zur Halbtoilette.

Neue Bänder sind ebenfalls erschienen; wir nennen: die schöne Arabeske, das Atlasband à diamant, das Piqué grec, das Zebré und das prächtige Band Lavaillère.

Von neuen Zeugen bewunderten wir die reiche Eolienne, die Melusine, die Lesbienne, den mit Gold glacirten Gros de Naples, den Mosaik-Atlas, den damascirten Atlas und die schottische brillantirte Gaze. Ferner die einfache und die gedruckte Diamantine, die Galicienne, weich wie Kaschemir, mit Atlasstreifen und leichten Blumen, die Roxelane, einen starken Atlas zu Mänteln und Ueberröcken, und den Kamäleon-Atlas in allen Farben spielend. Die schillernden Zeuge sind sehr en Vogue.

Zu den Soireen werden Schärpen von Goldgaze getragen, die einen herrlichen Effect machen.

Die Winterhüte werden mit hohen Köpfen und breiten Rändern verfertigt. Sammtblumen-Bouquets werden sie schmücken.

Capothüte von afrikanischem Sammet werden mit broschirten Atlasbändern garnirt.

Indeß wir jedoch die eigentliche Jahreszeit zu diesen Moden noch erwarten, werden Hüte von Poult de soie in Rosa und Lila mit kleinen Federn derselben Farbe häufig getragen.

Eine neue Art von Mänteln heißt Merveilleux, und verdient diesen Namen, weil eine Dame im Gehen, ohne irgend eine Hülfe durch eine leichte Bewegung ihre Taille entweder zeigen oder mit einer graziösen Pelerine bedecken kann. Eine nähere Beschreibung dieses Mantels ist uns für jetzt noch nicht möglich.

Statistische Notiz.

Das Land Böhmen zählt zufolge des im Jahre 1835 erhobenen Bevölkerungszustandes bei dessen Flächeninhalte von 956 Quadratmeilen, an Civilbevölkerung 4,059,546 Inwohner, worunter sich 1,929,470 männliche und 2,130,076 weibliche Individuen befinden. Unter dieser Gesammtzahl sind inbegriffen Fremde — theils aus konskribirten, theils aus nicht militärisch konskribirten Provinzen — 61,531 männlichen und 49,325 weiblichen Geschlechtes, ferner 2075 Ausländer und 740 Ausländerinnen und Abwesende 94,672 männlichen und 33043 weiblichen Geschlechtes.

Diese gesammte Bevölkerung, die sich in 924,137 Wohnpartheien zertheilt, wohnt in 287 Städten, 115 Vorstädten, 279 Märkten, 12,022 Dörfern, oder einzeln genommen in 561,367 Häusern.

Unter dieser einheimischen Bevölkerung befinden sich dem Charakter nach 4207 Geistliche*), 2200 Adelige**), 8856 Beamte und Honoratioren***), 44,541 Gewerbs-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge, 135,775 Bauern, ferner 601,183 Menschen von anderer Beschäftigung. Dabei muß aber bemerkt werden, daß in der Summe der männlichen einheimischen Bevölkerung auch noch die zum Militärdienste Vorgemerkten, die zeitlich Befreiten, die minder und gänzlich Anwendbaren, die Jugend von 1 bis 17 Jahren, ferner die Landwehr mit einbegriffen ist.

*) Unter der Gesammtzahl der Geistlichen erscheinen auch die im fürst-erzbischöflichen Seminarium befindlichen Alumnen, so wie auch die Novizen der Klöster.

**) In der Rubrik — Adelige — sind alle Familienhäupter sammt ihren männlichen Sprossen, und andere ledige adelige Herren begriffen.

***) In dem Verzeichnisse der Beamten u. s. w. erscheinen alle Familienväter (ohne ihre Nachkommen), ferner ledige Beamte, ledige Bürger u. s. w., insgesammt bloß männlichen Geschlechtes.

Eine Pariser Hirschjagd.

Unweit von Versailles breiten sich die schönen Ebenen von Saclé aus. Einige kleine grüne Inseln, lange Alleen von Obstbäumen und schöne Meiereien geben ihnen das Ansehen einer normandischen Gegend, und an dem Horizonte sieht man die großen Teiche glänzen, welche ihr Wasser den Apollobädern und wilde Enten den Pariser Küchen spenden. Sucht Euer Auge etwas mehr Leben, so schreitet an den Rand des Plateau's vor und schauet hinab in den grünen Abgrund, der sich zu Euern Füßen öffnet. Diese enge Schlucht zwischen Hügeln voll Eichen und Tannen, durchschnitten

von beweglichen Pappeln, ist das Thal von Jouy, das Thal der Nachtigallen, Frankreichs kleine Schweiz. Das Auge verfolgt mit Wonne alle diese Wellenformen; das weiße Fabrikgebäude zeichnet sich so schön auf dem Grund von Moos und Rasen, und in der Ferne, eine Stunde etwa, sieht man die Arkaden der römischen Wasserleitung zwei Berge verbinden. Nichts fehlt dieser prächtigen Landschaft, nichts, selbst nicht die Ruhe; denn bis jetzt ist sie von Pariser Müßiggängern noch nicht heimgesucht worden. Diese Gegend bleibt noch zu entdecken.

Dennoch war Donnerstag den 24. September 1835 eine ungewohnte Bewegung auf der Ebene zu verspüren. Da waren Pferde, Kaleschen, rothe Röcke, Hunde, Cigarren, kurz ein Rendezvous der guten Gesellschaft. Man wollte einen Hirsch hetzen. Begreift Ihr wohl, was in dem Worte liegt? Eine förmliche Revolution liegt darin. Ich muß gestehen, daß ich stets dieses edle Spiel der Fürsten liebte, diesen Kampf der Kühnheit und der Geschicklichkeit, wenn der königliche Jäger, umgeben von Reitern und Hunden, mit lauter Stimme den König der Wälder verfolgte. Wer, heiliger Hubert, wird uns deine heitern Feste wieder zurückführen? Die ganze jugendliche Abenteuerlichkeit, die Wonne, die Mensch und Thier empfanden, die rauschende Harmonie, womit die Jagdhörner die Luft durchwürzten, und den ganzen Wald mit kriegerischem Feuer erfüllten. Die Zeiten sind dahin!

Der Hirsch war signalisirt; man hatte ihn um 11 Uhr verkündet, er kam fünf Minuten früher an; die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Großen. Auf, Ihr Jäger, erhebt Euch in dem Steigbügel und jagt das Thier! Aber halt! Wartet noch ein wenig! Er ist noch nicht aus dem Wagen gestiegen. Seht Ihr wohl jene Carriole mit den kleinen vergitterten Fenstern? Dort ist der Jagdgefangene d'rin; da ist er eingesperrt. Er kommt ganz frisch von Paris, meine Herren! Ihr könnt ihn getrost jagen; er ist nicht ermüdet; er hat diesen Morgen gut gefressen; auch ist er gar nicht wild. Er hört auf seinen Namen, und seht nur seinen Kopf! Das Geweih zieren dreifarbige Bänder. Aber der Hirsch blieb in seinem Wagen und wollte nicht heraus. Er mochte von der Freiheit nichts wissen. Endlich gehorcht er dem wiederholten Rufe und den verzuckerten Liebkosungen seines Herrn. Da steht nun das arme Thier. Seht Ihr ihn wohl mitten unter der Meute; er blickt sie an; er schmeichelt ihr; und diese wilde Hundedemokratie steht stumm und entwaffnet vor ihm. Welch' rührendes Bild des goldenen Zeitalters! Tödtliche Feinde umarmen sich!

Doch mußte das Ding ein Ende nehmen; die Jäger hatten nicht subscribirt, um einer offiziellen Versöhnung zweier erbitterten Feinde beizuwohnen. Die Peitsche knallt, der Hirsch läuft, man sprengt ihm nach; aber eine Meierei ist zum Unglück in der Nähe; das gehetzte Thier flüchtet sich hinein, dringt in den Salon, und installirt sich neben dem Fortepiano, denn, beiläufig gesagt, die Meiereien um Paris haben Salons und Fortepiano's. Um ihn zu fangen, brauchte man weder eine Belagerung, noch Gendarmen. Einige Peitschenhiebe brachten ihn zur Ordnung; nun wollte er aber nicht mehr laufen; und da die eleganten Herren sich am Ende

schämten, es mit einem so friedlichen Thiere aufnehmen zu wollen, so ging der Hirsch als Sieger aus diesem Streit hervor. Seine Trägheit half ihm mehr, als Wildheit und Kraft. Der Wagen wurde wieder herbeigeschafft; er bestieg ihn stolz, und wurde wieder in seine Stallung geführt.

So endigte die große Hirschjagd in Paris, um eilf Uhr vierzig Minuten am Donnerstag den 24. September im Jahr des Heils 1835.

Münzkunde.

Man beschäftigt sich in diesem Augenblicke in dem Pariser Münzhotel mit der Einrichtung eines großen Saales, wo alle Stempel und Matrizen, Medaillons, Jetons und Münzen von Napoleons Regierung aufbewahrt werden sollen. Die Büste des Kaisers von weißem Marmor ist dort errichtet worden, und über der Thüre liest man die Worte: Salle Napoléon.

Die Minister Carls X.

Man sucht in Frankreich wieder das Interesse auf die Gefangenen von Ham zu lenken; ihre Lage ist sehr traurig. Peyronnet ist von einem fortwährenden heftigen Rheumatismus geplagt, der ihn zwingt, in seinem Zimmer zu bleiben; Guernon-Ranville, der Jüngste der Gefangenen, ist von einem Blutschlage bedroht, die 5jährige Einkerkerung und der Mangel an Bewegung sind die Ursachen; Chantelauze ist beinahe wahnsinnig, und fabelt immer von Freiheit. Polignac befindet sich noch am Besten von Allen, da er bekanntlich den größten Theil seines Lebens im Kerker zubrachte, und folglich keinen nachtheiligen Einfluß davon auf seine Gesundheit verspürt. —

Vermischtes.

Es finden jetzt häufig in Paris Wettkämpfe unter Billardspielern statt. So wurde kürzlich im Café Namy eine Partie von den vier stärksten Billardspielern gespielt. Dann folgte eine Poule, wo ein Mantel und ein Ehrenqueue dem Sieger zu Theil fiel.

— Thiers hat das Schloß des Herzogs von Bordeaux, Bagatelle, für 313,000 Fr. erstanden. Die satyrischen Journale bemerken, er würde den Titel eines Duc de Bagatelle annehmen. Er wohnt nun in der Stadt in dem Palast des Königs von Rom, auf dem Lande in dem Schloß des Herzogs von Bordeaux, und sie meinen, das wäre so übel nicht für den Sohn seiner Mutter.

Jetzt sagt man, daß der Erwerber des dem Herzoge von Bordeaux zugehörigen Schlosses, Bagatelle, nicht der Minister des Innern, Thiers, sondern Lord Seymour seyn soll.

— Ludwig Philipp hat sein drei und sechszigstes Jahr angetreten.

— Man hat bei dem französischen Ministerium um die Erlaubniß nachgesucht, auf dem Marsfelde Stiergefechte aufzuführen.

— Der Polizeipräfect von Paris hat dem Abbé Auzou anzeigen lassen, daß vom ersten Oktober angefangen die Ausübung seines Cultus im Interesse der öffentlichen Ordnung längstens bis fünf Uhr Abends beendigt seyn müsse. Es wäre besser gewesen, ihn ganz und gar zu untersagen.

Wiederholte Bitte.

Die verehrten Redactionen, welche Artikel unserm Journal entnehmen, werden hiemit ersucht, dasselbe jedesmal auch dabei zu nennen. Es kann uns nicht gleichgültig seyn, dieses unterlassen zu sehen. Wir fanden sogar schon, daß unsere Artikel unter verändertem Titel, in zwei, drei Blättern nachgedruckt erschienen sind. Wir überlassen es einem jeden Billigdenkenden, ein solches Verfahren zu richten. Die Entschuldigung, daß ja auch jene Blätter nach den Quellen übersetzt haben könnten, ist nicht statthaft, da nicht immer von bloßer Uebersetzung, sondern von einer vollständigen Bearbeitung, von Originalmittheilungen oder von Auszügen aus größern, zum Theil kostbaren Werken die Rede war. Wenn das so fortginge, könnte das Lesepublikum am Ende glauben, daß wir es sind, die Andere plündern, statt daß es umgekehrt der Fall ist.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, der Redaction des Frankfurter Conversationsblatts die strenge Gewissenhaftigkeit nachzurühmen, die sie bei der Benutzung unsers Journals stets vorwalten läßt.

Die Redaction der Europa.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Lithographie „der Theolog“, die sowohl durch Auffassung als Zeichnung, sehr werthvoll genannt werden darf.

2) Ein Modekupfer: Hut von weißem Krepp mit Federn; gefältelter Kapotthut von Gros de Naples mit weißen Rosen; Kleid von Organdi mit gemalten Carreaus; Kleid von blau brochirter Seide. Ferner: Kopfputz mit Bändern, und Kleid von englischem Mussel in mit Seide brodirt, nach dem Lady's Magazine and Museum.

Zur Erklärung der mit unserm letzten Hefte gegebenen Zeichnung des Englischen Oberhauses fügen wir noch folgende Notiz bei:

Der Zeichner hat den Moment der Prorogation des Parlaments gewählt, die der König in Person den 22. April 1832 vollzog. Im Hintergrunde sieht man den Thron, vor welchem der Wollsack liegt. Er ist leer, weil der Lordkanzler dem König, der so eben den Thron besteigt, entgegen gegangen ist. Die Function eines Vice-Präsidenten versieht Lord Shaftesbury. Es herrscht die größte Verwirrung im Saal, die durch die Gewißheit noch gesteigert wird, daß die Auflösung unmittelbar der Prorogation folgen wird. —

Unsere nächste Musikbeilage wird ein Lied von Rückert, komponirt von Meyerbeer seyn.

Nachschrift.

Wir sind zum ersten Mal in dem Falle, unsern verehrten Lesern das Modebild mit der gegenwärtigen Nummer nicht liefern zu können, da es die heutige Post uns nicht gebracht hat. Wir lassen unsere Modebilder jetzt nehmlich in Nürnberg von Herrn Meyer stechen und Herrn Geißler koloriren, den ausgezeichnetsten Künstlern in diesem Fache. Es wird dafür der nächsten Nummer beiliegen, und heute durch das wohlgetroffene Bildniß Bellini's ersetzt; das Erste, welches von diesem Meister in Deutschland erscheint.

Herausgegeben von August Lewald.

Zwei Nächte in Rom.

Erste Nacht.

In der Mitte der Straße der Petits-Augustins in Paris bemerkte man vor wenigen Jahren ein schmales Haus mit ein Paar ungleichen Fenstern, vorliegender Façade und an der Einfahrt eine Inschrift in vergoldeter Bronze, über der jetzt eine dreifarbige Fahne weht; daneben ein anderes Gebäude, eine andere Inschrift und ebenfalls eine Fahne. Die erste Inschrift heißt: **Ecole royale des beaux arts**; die zweite: **Mont de Piété**.

Welch' sonderbare Nachbarschaft bilden die zwei sich berührenden düsteren Häuser, die zwei Inschriften, die sich auf einer Zeile zu folgen scheinen, die zwei Fahnen, die sich, vom Winde bewegt, vereinen; dort der Ruhm, hier das Elend.

Eine fromme Hand hatte wie in einem weiten Grabe die verwitterten Ueberreste, die Fetzen von des alten Frankreichs Kunst und Poesie in diesen Gewölben gesammelt, wo an dem Tage, von dem wir sprechen, im Jahre 1825, Ruhm und Ehre vertheilt wurde. Im großen Saale ergingen sich vor zwanzig, in einer Linie aufgehängten, Gemälden Künstler, Neugierige, Freunde, und warfen den Bildern, die ihr Blick gesucht, bald ein Lob, bald einen Ausdruck der Hoffnung zu.

Es ist in den Annalen der Preisbewerbung der Eindruck nicht erloschen, den damals eines der Gemälde hervorbrachte; und doch war das Werk des Malers nicht vollendet, sondern nur in großen Zügen, aber mit Meisterhand auf der Leinwand entworfen; ein mächtiger Gedanke kräftig wieder gegeben, ein genialer Versuch, war es, der vor allen den jungen Kunstwerken und Nachahmungen die stumme Bewunderung der Menge und das naive Erstaunen der Schüler veranlaßte. Lange standen die Künstler und Meister, und sahen sich an, ohne ein Wort zu sprechen.

Ein Einziger, ein junger Mensch, beinahe noch Knabe, hielt sich

im Hintergrunde verborgen, und schien verlegen über die allgemeine Bewunderung.

„Das haben Sie gemacht, mein Freund?“ sprach Gros, und klopfte ihm sanft auf die Schulter.

„Ja,“ antwortete der junge Mann, „aber es hat mir an Zeit gemangelt ....“

„Was liegt daran? es ist besser, als alle andern. Sie werden nach Rom gehen. Bei Gott, sehr gut, mein Freund. Ich bin zufrieden mit Ihnen!“ und er reichte ihm die Hand.

„Dank, Meister,“ stammelte der Knabe, und preßte die Hand des Malers mit aller Energie der Dankbarkeit, Thränen im Auge, an sein Herz; „Dank! Das gilt mehr, als der große Preis.“

Acht Tage später reiste er nach Rom ab.

Rom — dieser ewige Traum der Künstler und Dichter, dieses erhabene Buch der Jahrhunderte, wo jedes Zeitalter seine Marke, in den Stein gegraben, zurückgelassen hat! Diese unermeßliche Weltruine, wo der Geist unter den Trümmern die unvertilgbaren Züge jedes Ruhmes, jeder Macht wieder findet; dieses Rom, das er noch als Kind aus der Ferne durchforscht hatte, sollte er endlich sehen, hier sollte er athmen, leben, auch ein Maler werden. Und er sah sie vorüberfliehen, wie die Bäume an der Straße, und vor seinem Blicke sich enthüllen die schönen Landschaften Frankreichs, die waldigen Bergabhänge, die bebauten Thäler, die großen Flüsse, wie sie da und dorthin irrten, als hätte man silberne Bänder auf die Ebene geworfen, die belebten, lärmenden Städte, die weiten Ländereien der Provence, Marseille, mit seinen mächtigen Erinnerungen an Griechenland und Asien, hell glänzend in den Strahlen seiner Sonne, mit seinem thätigen, sonderbaren Volke, mit dem tausendfachen Getöse seines levantischen Handels, dann das mittelländische Meer und Italiens balsamische Gestade. Er aber suchte nur Rom; nur Rom fesselte das frische Staunen seiner Seele, Rom erwartete er bei jeder Wendung der Straße, sah er überall am Horizonte, hoffte er bei jeder Kuppel einer Villa zu sehen, die ihm aus dem Gebüsche zulächelte, Rom forderte er in jeder Stadt, deren Glockenthürme ferne am Azur des Himmels sich verloren.

Eines Tags langte er durch die **Porta del Popolo** an. Stumm, wie ein großer sich niederlegender Schatten, breitete sich im Dunste des Abends die Stadt auf ihren sieben Hügeln aus.

Er wollte ihr noch heute seinen ersten Besuch abstatten, und sie in der Schönheit nächtlicher Beleuchtung erschauen; er nahm einen Führer, und ließ sich auf das Coliseum geleiten. Als er lange genug

in der ungeheuern Ruine Schatten verweilt hatte, der sich in der Finsterniß noch vergrößerte und sein rundes Profil auf sonderbare Weise beinahe über ihm an Italiens blauem Himmel abschnitt, ging er zurück, um unter den neuern Pallästen in den stillen Straßen der Stadt umherzuschweifen. Alles Leben von Rom schien sich an einem Punkte, im Theater Argentina zusammengedrängt zu haben. Am Marmor der Palläste in den benachbarten Straßen schimmerte der Glanz der Fackeln in zitterndem Lichte beim Getöse der zahlreichen Equipagen der römischen Fürsten und der Fremden, welche in Masse herbeieilten, um der Sängerin der Mode Beifall zu klatschen.

„Herr Franzose, das ist das Theater Argentina," sagte der Führer, „Signora Coronari singt diesen Abend. Signora Coronari, bei der Jungfrau! Der Glanz von Rom, Mailand und Neapel! Die Prima Donna Italiens!"

Er trat ein und berauschte sich in diesen Blumen, in diesen Wohlgerüchen, dieser Harmonie, im Glanze der tausend Lichter; der schönen Prima Donna, ihrem seelenvollen Spiele, ihren brillanten Verzierungen und Rossini's Arien klatschte er Beifall, wie ein Römer. Während einer Cavatine, bei welcher die anmuthreiche Sängerin mit ächt italienischer Koquetterie alle Quellen ihres reichen Organes springen ließ, irrte sein Blick zufällig durch den Saal, und haftete plötzlich an dem reizenden, ernsten, Gesichte einer Dame, die sich in einer Loge ihm gegenüber nach der Scene vorbeugte. Im Künstler walten unerklärliche, heftige, ausschließliche Leidenschaften, rasch, wie die Liebe, wo das Herz nichts gilt, wo man mit den Augen, mit dem Theile der Seele liebt, der der Kunst gehört. Es war eine tiefe, jähe Bewegung, die den Maler im Momente durchzuckte, da sein Auge an dem Frauenbilde hieng. Rom, das Theater, die Prima Donna, der von enthusiastischem Geschrei hallende Saal, Alles verwirrte sich in ihm, Alles verschwand vor dem einzigen Bilde, das ihm noch durch den raschen Wechsel im Ausdrucke der edeln Züge in erhöhter Schönheit leuchtete! Bald war es lächelnd, launig, glücklich, wie Rossini's Accorde; bald aber, wenn eine ernste, traurige Note aus dem Orchester ertönte, wenn eine chromatische Modulation über die Lippen der Prima Donna glitt, irrte ein sichtbares Erbeben über Augen und Stirne dieser Frau, und verlor sich sodann, wie die letzten Vibrationen des Accordes, unter tausend anderen, rasch vorüberziehenden Empfindungen.

Als aber alle Harmonie außer dem tausendfachen Lärmen im Saale schwieg, als der Vorhang fiel, wie ein frostiges Erwachen nach schönem Traume, als er sie gesenkt und schwankend mit feuchtem,

erloschenen Auge sah, wie ihr Antlitz von Zeit zu Zeit unter einem tiefen, vergebens niedergekämpften Schrecken erblaßte, da ahnte des Künstlers Gemüth die leidende Seele, der ein nahes, unvermeidliches Unglück bevorstand. Und als sie gestützt auf den Arm eines, im Schatten der Loge verborgenen Mannes sich erhob, um wegzugehen, und in einem letzten Blicke Alles sammelte, was im Herzen der Unglücklichen für Diejenigen spricht, von denen sie beklagt werden, da wandte sie den Blick gegen ihn, wie zum Abschiede, schlug ihn dann gen Himmel, als wollte sie ihn in einer unbestimmten, unaussprechbaren Bitte anrufen.

Keuchend, gequetscht und gestoßen, gelangte er endlich durch die Menge auf die Stufen der Vorhalle; da flog ein Wagen rasch vorwärts, um einem andern Raum zu geben, und er glaubte durch die Scheiben beim Glanze der Fackeln das blaße Gesicht wieder zu erkennen, das ihm so schön gedünkt.

Da der Wagen schon um eine Ecke verschwunden war, lief er noch dem Rasseln der Räder durch die dunkeln, verlassenen Straßen nach, und da er endlich, über seine Thorheit lächelnd, stille stand, sah er sich allein und verirrt mitten in einer unbekannten Stadt.

Nach einer Stunde unnützen Wanderns und Suchens fand er sich erschöpft vor Müdigkeit auf einem Platze, auf dem sich ein halb zertrümmertes Monument erhob, wo er einen Ruheort für die übrige Nacht zu finden hoffte. Hier setzte er sich auf eingestürzte Kalkstücke, lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer und fühlte eben den tiefen Schlaf der Entkräftung nahen, als ihm eine Stimme in das Ohr murmelte:

„Seyd Ihr es?“

„Ja!“ antwortete er maschinenmäßig, und ehe er Zeit zum Nachdenken gewinnen konnte, hatte man den Halbentschlummerten ergriffen, hatte ihm eine Binde um die Augen gelegt, und die Hände gefesselt; dann war er in einen geschlossenen Wagen gebracht und rasch weggeführt worden. Nach einer kurzen Stunde schmerzlicher Betrachtungen, toller Träume, kindischer Befürchtungen hielt der Wagen an; die zwei Männer, die ihm aussteigen halfen, trugen ihn durch lange kalte Marmor-Gallerien, durch Gärten, die sich ihm beim Athemholen durch frischen Blumenduft und den unter den Füßen der Träger krachenden Sand verriethen; als sie ihm endlich die Hände entfesselt und die Binde von den Augen genommen hatten, befand er sich in einem, gegen Alles Eindringen des Geräusches von Außen fest verschlossenen Saale, der mit düstern Tapeten ausgeschlagen, mit unfreundlichen Geräthen versehen und nur von einer Lampe beleuchtet

war, welche auf einer Marmortafel zunächst dem Kamine brennte. Es bedurfte nur eines Blickes, um Alles zu überschauen, und dem Maler schauderte.

Aufrecht vor dem Kamine stand ein Mann von hohem Wuchse, das Gesicht unter einer schwarzen Sammet-Maske verbergend. Einige Schritte davon lag auf einem Ruhebette ausgestreckt, den Kopf in schwarze Schleier gehüllt, eine Frau, und neigte sich auf ein kleines entschlafenes Mädchen herab. Die gestoßenen Athemzüge des Kindes und das abgemessene Picken des Pendels an der Uhr unterbrachen allein das tiefe Schweigen.

Die zwei Männer, welche den Maler herbeigeschleppt hatten, standen, ebenfalls maskirt, hinter ihm.

„Gnädigster Herr,“ sprach der Eine, „hier ist er!“ Nichts bewegte sich im Saale, als der Mensch am Kamine, der langsam auf den Franzosen zutrat, seine Hand ergriff, und den Zitternden unter dem zweifelhaften Lichte der Lampe an das Ruhebett führte.

„Diese Frau stirbt!“ sprach er, indem er sich gegen den Maler wandte und ihn durch seine Maske anschaute.

Da entschlüpfte seiner Brust eine fürchterliche Verwünschung und er stieß ihn mit Heftigkeit zurück. Sein Auge flammte unter der Maske.

„Was habt Ihr gemacht?“ schrie er seinen Leuten zu. „Das ist nicht der Priester!“ Sie sprangen vor, und der Unglückliche fühlte auf der Brust die kalten Spitzen zweier Dolche, die nur ein Zeichen des Herrn erwarteten.

Die verschleierte Dame machte eine Bewegung und drückte das Kind an ihre Brust. Während eines Augenblicks banger Erwartung, entfernte der maskirte Mann mit einer Geberde die zum Zustoßen bereiten Dolche, deren Spitzen die gewaltsam gehobene Brust des jungen Mannes bei jedem Schlage des Herzens berührte. Jeder Widerstand, jede Klage war vergebens.

„Wer seyd Ihr?“ sprach rasch und mit tiefer Stimme der Mann mit der Maske.

„Ein Franzose, ein Maler.“

„Warum hier?“

„Ich verirrte mich in den Straßen von Rom und hörte die Frage an mich richten: „Seyd Ihr es?“ In der Hoffnung meinen Weg wieder zu finden, antwortete ich: „Ja!“

„Ihr kennt also Rom nicht? Wie lange seyd Ihr hier?“

„Seit gestern Abend!“

„Gut!“ sprach er und athmete tief auf. „Ihr müßt sterben, Herr Franzose!“

„Wohl! So tröste Gott meine arme Mutter!“

„Halt! Wollt Ihr mir bei Euerer Ehre, bei Euerem Leben und Euerer Mutter schwören, daß Ihr noch heute bei Tagesanbruch von Rom und Italien abreisen werdet, um nie wiederzukehren, wollt Ihr mir schwören, über den Vorgang stumm zu seyn, wie das Grab, keiner Seele zu bekennen, was Ihr in dieser Nacht gesehen habt, so kann ich Euch leben lassen. Schwört Ihr?“

Der Maler seufzte und murmelte: „Rom! Rom!“

„Rasch!“

„Ich schwöre!“

„Verbindet ihm die Augen. Verletzt Ihr je Euer Versprechen — ich leiste einen Eid, daß ich Euch wieder finde, und nie habe ich meine Schwüre gebrochen!“ fügte er bei, indem er die Hand nach der Frau ausstreckte, die zu verscheiden schien.

Drei Stunden später bei Tagesanbruch befand sich der Maler auf dem Wege nach Paris.

Zweite Nacht.

Es war der letzte Sonnabend während der Ausstellung von 1835. Eine dreifache Reihe von Equipagen hielt am unausgebauten Platze des **Musée de peinture.** Die bevorzugte Menge, die Künstler, die großen Herren, die Dandys, die schönen, lächelnden, geputzten Damen in Salon-Toilette, gingen, kamen, drängten und preßten sich in der Reservethüre, wo man mittelst eines blauen Billets, einer kostbaren Gunstbezeugung des Directors der königlichen Museen, Einlaß bekam. Auf den Stufen der Vorhalle standen zwei junge Männer, zwei Maler, und plauderten mit einander, während sie die vorüberwogende Menge und die defilirenden Equipagen betrachteten. Der Eine von ihnen, der mit seinem langen, blassen Gesichte, der hohen Stirne und dem Schnurrbarte **à la Louis XIII.** an Van Dycks Buckingham erinnerte, trug in seiner Physiognomie das Gepräge unaussprechbaren Leidens, welches der Geist großer Gedanken auf dem Aeußern zurückläßt; wenn seine Lippen lächelten, floh der ganze Ausdruck von Kummer in die Augen zurück, deren mächtiger, sanfter Blick stets dem Einflusse eines stillen Kummers zu unterliegen schien.

„Welche Vorwürfe haben wir Dir zu machen?“ sprach sein Freund, ein junger Künstler, dessen Knopfloch ein frisch glänzendes Band zierte.

„Mir?“

„Ja Dir, dem Dichter, dem großen Maler, dessen erster kindischer Strich einen Mann für unsere glorreiche französische Schule verheißen hatte, Dir, dessen ernste, strenge Studien uns, Deine Rivalen, hätten bekümmern müssen, wären wir nicht zu gleicher Zeit Deine Freunde gewesen. In Deinem Atelier habe ich unter dem Staube zerstreuter Malereien, schöne, herrliche Entwürfe, mächtige Skizzen, Kopien, um das Auge des Meisters zu täuschen, geniale, große Gedanken wahrgenommen. Was hast Du nun aber ausgestellt? Ein einziges Porträt — schön, wie ein Lawrence in der That, aber nur ein Porträt, dessen Anblick wir der Eitelkeit einer jungen Frau verdanken. Raymond, was hast Du gethan? Alles für Dich, Nichts für uns! Du hast uns unsern Theil an Deinem Ruhme gestohlen.“

„Ruhm!“ entgegnete langsam der Maler, „ich will nicht den Ruhm, sondern die Kunst; die Kunst nur suche ich, liebe ich, die Kunst ist es, die mich tödtet! Mein Gott! Hätte ich Italien gesehen. Hätte ich unter den großen Fresken des Vatican umherschweifen dürfen! O Rom! O hehre Kunst!“

„Du beklagst Rom — warum hast Du es verlassen?“

„Ich stamme aus dem Norden,“ entgegnete er bitter lächelnd. Italiens glühender Sonne wäre ich erlegen.“

Jetzt hielt ein offener Landau ganz nahe bei ihnen. Ein älterer Mann nahm einen Platz im Fond ein. An seiner Seite sprach eine Dame, deren Taille sich mit der graziösesten Bewegung bog, während sie sich auf den Schlag zur Seite ihres Sitzes stützte, mit einigen Personen, die in der Nähe standen.

„Guten Morgen, meine Schöne,“ hörten die Maler rufen; „haben Sie mein Porträt gesehen?“

„Ja es ist von hinreißender Schönheit, Frische und Wahrheit; es ist nicht herrlicher, als Sie, Madame, es ist ganz Sie.“

„Ich empfehle Ihnen den Maler, es ist ein liebenswürdiger, etwas wilder junger Mann — —“

„Er nennt sich?“ fragte die junge Dame im Wagen.

„Raymond.“

„Raymond?“

„Ja, Adieu! Sie werden zufrieden seyn. Ah! Sehen Sie, dort steht er auf den Stufen der Vorhalle, der große junge Mann, der uns beobachtet.“

Die junge Dame sah sich lebhaft um, während ihr Wagen abfuhr,

und Raymond erschaute für einen Augenblick unter den flatternden Locken ihrer dunkeln Haare das bezauberndste Engelsgesicht, das er je in seinen künstlerischen Träumereien und Raphaelischen Erinnerungen erblickt hatte.

„Camille," sprach er, indem er seinen Freund beim Arme ergriff, „ich weiß gewiß, daß ich dieses Mädchen zum ersten Male in meinem Leben sehe. Als ihr Blick den meinigen traf, da durchdrang mich ein unerklärliches Gefühl gleich einem elektrischen Schlage — ein Fieberschauer, seltsamer Weise aber kommt es mir vor, als sey mir schon einmal dasselbe begegnet..... Dieses Mädchen, dieser anhaltende Wagen, dieser Blick, ich hier auf den Stufen, Alles erscheint mir zum zweiten Male!" So gibt es Augenblicke, wo die Seele in den, am tiefsten in unser Leben eindringenden Scenen, die Erinnerung an einen Vorgang erkennt, der höchstens in ihren Träumen bestanden haben mag.

Am andern Morgen um neun Uhr fuhr ein mit Wappen bedeckter Wagen vor der Wohnung des Malers in der Straße Larochefoucauld vor. Raymond machte in seinem Hausrocke, das sammtene Barett in der Hand, zitternd und verlegen, ohne sich von dieser seltsamen Bewegung Rechenschaft geben zu können, einem Fremden von ausgezeichnetem Range die Honneurs seines Ateliers. Während er von Kunst und Malerei mit dem Manne plauderte, der selbst Studien gemacht zu haben schien, und diesen auf einige werthvolle, da und dort an den Wänden des Atelier aufgehängte, Gemälde anerkannter Meister aufmerksam machte, wischte er den Staub von der Leinwand, setzte einige vergessene, an die Mauer gelehnte Bilder ohne Rahmen in's Licht, und beobachtete stets den Eindruck, den sein Werk auf den Greis hervorbrachte, mit einer gewissen Schüchternheit und Demuth, mit einer eiteln Aufmerksamkeit, die seiner Seele bis dahin fremd geblieben war.

„So viel ich mich darauf verstehe," sprach der Liebhaber mit unverkennbarem italienischem Accente, so erinnern diese Bilder mehr an die alte spanische Schule, als an unsere großen italienischen Meister. Sind Sie nach Rom gereist?"

„Nie habe ich Rom, nie Italien gesehen," antwortete der Maler.

„Ah, Sie sind noch zu jung, um uns nicht eines Tages zu besuchen; Sie müssen den Vatican, Florenz und Venedig sehen. Indessen biete ich Ihnen ein Modell, wie selbst unser großer Raphael keines gehabt hat. Ich bitte Sie um das Porträt meiner Tochter, meiner Leontia. Ich wohne auf dem Lande, ganz nahe bei Paris, Sie finden

ein Atelier bei mir, seyen Sie so gut, dort zuweilen zu malen. Sind Sie morgen frei, so komme ich nach Paris und hole Sie.“

Der Maler las auf der Karte, welche der Greis zurückließ: Prince Barberini.

Die französische Villa des römischen Fürsten war vor dem kleinen Flecken Issy gelegen; lachend und anmuthig verbarg sie sich mit ihren terrassenförmigen Dächern und weißen Statuen hinter grünen Linden und hohen Lärchen, gleichsam eine Erinnerung an die Campagna von Rom in waldiger Landschaft am Gestade der Seine.

Jenseits des Parkes de l'Epine sieht man von der Straße eine schattige, schmale Terrasse von zwei Reihen in Kugeln geschnittener Lindenbäume, die gleichsam vor dem Umsturze durch eine Masse von Fliederbüschen und grünen, unter ihr hinlaufenden Bäumen beschützt scheint. An jedem schönen Frühlingsabende des verflossenen Jahres betrachteten der alte Fürst, seine Tochter Leontia und der Maler Raymond die Krümmungen der Seine, wie sie erglänzten von den letzten Strahlen des Tages zwischen den schwimmenden Pappelinseln, wie sich die große Linie des Gehölzes von Meudon und Saint Cloud nach und nach in Nacht verlor, und die untergegangene Sonne am Horizonte lange Lichtstreifen um die Gipfel des Valerien-Berges zurückließ.

Lange war des Mädchens Porträt, ein wahres Meisterwerk, vollendet. Anfangs hatte der Maler sein Modell bewundert, dann geliebt; er hatte mit der ganzen Seele des Künstlers gemalt, er hatte ein geniales Werk schaffen wollen, und es war ihm gelungen.

„Man wird es in Rom, man wird es selbst in der Villa Barberini aufsuchen und sehen!“ hatte der Fürst gesagt.

Als ihm aber die Tochter beim Empfang ihres anmuthreichen Ebenbildes einen Blick des Dankes zuwarf, da empfand der Maler die bittere Ueberzeugung von der Ohnmacht der Kunst, den himmlischen Strahl auszudrücken, der durch dieses Auge leuchtete. Zu gleicher Zeit fühlte er, daß in der Tiefe seiner Brust eine andere Bewunderung, in seinem Herzen eine andere Liebe herrsche, als die für die Kunst.

Raymond liebte, ohne es sich klar zu machen, und der Prinz, an dessen Stirne, unter Locken, die vor den Jahren erbleicht waren, in dessen erloschenen Augen noch ein Zug von heftigen Leidenschaften zu lesen war, hatte sich die Gegenwart des Malers zur Gewohnheit gemacht. Wenn sich zuweilen ein Sturm am Himmel erhob, und die Wolken sich auf die Landschaft herabsenkten, und die Atmosphäre mit heißem, schwerem Dunste erfüllten, entfernte sich der Fürst, von nervöser Reizbarkeit, von innerlichem Leiden gequält, welches ihm die

Zeugen so lästig machte, daß er den Maler und sein Modell allein zu lassen pflegte. Lange Stunden schwanden so hin in vollkommenem Schweigen, oder nur unterbrochen von unbedeutenden Worten, aber Stunden voll Wonne, in denen ihre Seelen sich losgeschält fühlten von Allem, was nicht sie selbst waren, in denen sie unaussprechliche Bekenntnisse austauschten, die des kargen Wortausdruckes nicht bedürfen.

Leontia war wie die meisten Mädchen, die — frühzeitig auf ihrem Lebenswege der Stütze einer Mutter beraubt, ohne ein befreundetes Herz zu finden, in dem sie ihre jugendlich furchtsamen Regungen niederzulegen vermöchten — sich auf sich selbst bewegen, denken und überlegen lernen. Leontia wußte, daß sie Raymond liebe, und ließ sich wieder lieben.

Eines Tags sprach der Fürst nach dem Mittagsmahle:

„Leontia, wir müssen in zehn Tagen in Rom seyn. Am 25. empfange ich im Palaste Barberini Besuche, morgen frühe reisen wir, um nicht durch Eile ermüdet zu werden."

„Raymond," fuhr er fort, „Sie sind nie in Rom gewesen, ich führe Sie hin, Sie reisen mit uns."

„Ich danke," sprach der Maler erblassend. „Ich kann nicht nach Rom gehen . . . ."

„Wie, und die Kunst! Und Raphael! Man muß jung seyn, Raymond, um das Genie zu fühlen und zu studiren; es ist Zeit, was kann Sie in Paris zurückhalten? Gewiß Nichts? Wir reisen zusammen, das ist abgemacht."

„Nehmen Sie meine Entschuldigungen, Prinz, es ist mir unmöglich," entgegnete der Maler mit festem Tone.

„Raymond, Ihre Gegenwart ist uns jetzt nothwendig. Ich liebe die Malerei, Sie sind ein großer Maler, es ist dieß eine Kunstverbindung zwischen uns. Lassen Sie uns die Sache ordnen, wir bleiben nur kurze Zeit, nur einige Tage in Rom; Sie bewundern im Vorübergehen die Meisterwerke, und wir kehren nach Paris zu unsern Geschäften zurück."

Leontia erblaßte, als sie des Malers abwehrende Geberde bemerkte, und kam seiner Antwort zuvor:

— „Herr Raymond, mein Vater bittet Sie im Namen seiner Freundschaft — und ich auch —" fügte sie mit einem seelenvollen Blicke bei.

Der Maler stützte den Kopf auf die Hände, überlegte eine Minute, erhob sich, und sprach mit leiser Stimme: „Ich werde gehen."

Als sie am Abend einen Augenblick auf der Terrasse allein waren, näherte sich ihm Leontia und sagte:

„Mußte man so lange überlegen, um mir ein Ja antworten zu können?“

„Vielleicht, Leontia — wenn es eine Frage auf Leben und Tod ist!“ —

Am andern Morgen war die Terrasse der Villa verlassen.

* *
*

„Gott steh mir bei, das ist die Porta del Popolo!“ rief der Maler im Augenblicke aus, als der Wagen des Fürsten Barberini in Rom einfuhr.

„Wie, Sie kennen sie?“ fragte der Fürst erstaunt.

„Ja,“ entgegnete der Maler mit leichtem Zittern, während er lächelte. „Dank sey es allen den Ansichten von Rom und seiner Umgebung, die uns armen Franzosen periodisch in Kupferstichen und Lithographien zugesandt werden.“

Der Fürst wurde beim Mittagsmahle erwartet, und langte zur rechten Stunde an, um in den Gallerien und Gärten der Villa Barberini, bei glänzender Beleuchtung, bei herrlichen Wohlgerüchen und trefflicher Harmonie, unter kostbaren Colonnaden von carrarischem Marmor, die Cardinäle, die Großen des Staats und alle die römischen Prinzen der päpstlichen Familien zu empfangen, deren alte Namen nach der Reihe seit Jahrhunderten je die Tiara geschmückt hatten.

Es war ein Adelsfest, wie es zu Rom der letzte Repräsentant einer der höchsten und mächtigsten, in Purpur geborenen Familien seinen versammelten Pairs geben mußte.

Als sich die Reihen gelichtet hatten, als man sich freier in den marmornen Gallerien bewegen konnte, als die Symphonien und Gesänge nach und nach verstummten, stand der Maler, berauscht von dieser Harmonie, dieser von Düften geschwängerten Atmosphäre, diesem römischen Feste, wo sich die Fresken der Caracci beim zitternden Scheine von tausend Kerzen belebten, vor Leontia's Porträt, an der Seite des Fürsten, der ihn seinen Freunden als den Urheber dieses Meisterwerkes vorstellte.

Vernunft und Geistesgegenwart des jungen Mannes waren einem trunkenen Entzückenstaumel zur Beute geworden.

„Raymond,“ sprach der Fürst, „wie kann ein Maler in seinem ganzen Leben nicht nach Rom gekommen seyn? Sie haben doch so gut wie ein Trasteveriner die Porta del Popolo erkannt! Sie hatten sie schon gesehen, Raymond?“

„Das ist wahr, Fürst," antwortete der junge Mann maschinenmäßig, „früher ein einziges Mal, doch das ist eine ganze Geschichte."

„Wie, Herr Franzose? Erzählen Sie diese Geschichte!"

„Es ist so lange her," entgegnete Raymond zaudernd. „Und doch wird mir in jedem Falle Ihre Protection nicht entgehen, meine Herren. Ich bin schon in Rom gewesen."

„Ah! das wußt' ich wohl!" rief der Fürst.

„Ich war noch sehr jung, ein Kind, ein Zögling der Schule von Frankreich, und hatte den großen Preis erhalten. Ich wollte hier ein Meister werden, wie Raphael. Eines Abends langte ich an, und mein Mißgeschick führte mich in das Theater Argentina. Die Coronari sang . . . ."

In diesem Augenblicke erschien Leontia am Eingange der Gallerie, und da sie einen furchtbar leidenden Ausdruck an der Stirne ihres Vaters gewahr wurde, welcher sich an den marmornen Kamin lehnte, so warf sie einen bittenden Blick auf den Maler, und er schwieg. — Dieser Blick war derselbe, den beim Namen Argentina das Andenken an das schöne, blasse Gesicht in seiner Seele zurückgerufen hatte.

„Nun!" sprach man um ihn her.

„Ich verirrte mich, als ich aus dem Theater trat. Auf einem einsamen Platze fragte mich im nächtlichen Schatten eine Stimme: „„Seyd Ihr es?"" — „„Ja!"" antwortete ich unbesonnen. In demselben Augenblicke wurde ich ergriffen und gebunden, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem düsteren, stummen Saale, wo eine Frau, wie ich glaube, eben verschied — ein entschlafenes Kind lag in ihren Armen. Ein maskirter Mann führte mich zu ihr! — Man hatte mich für den Priester gehalten, dessen man hier bedurfte. Ich glaubte sterben zu müssen! Aber ich war erst seit einem Abend in Rom, das rettete mir das Leben!" —

„Und Sie haben das Haus, die Umgebung nicht wieder erkannt? Nichts? . . . ."

„Man verband mir die Augen, und den andern Tag reiste ich nach Frankreich ab."

„Aber Sie haben sich doch das Zimmer gemerkt, in dem Sie sich befanden?"

„An den Wänden sah ich eine Tapete mit Personen . . . ."

Hier schaute er umher und riß die Augen auf vor Schrecken, als er dieselbe Tapezierung um sich her erkannte. Jetzt erhielt er den Verstand wieder, und damit kam ihm der fürchterliche Verdacht, welchen zu zerstreuen er eiligst fortfuhr:

„Auf dem Kamin stand eine Pendeluhr."

Es war dieselbe, er erkannte sie wieder, als hätte er sie erst gestern gesehen.

„Der Maskirte schoß feurige Blicke unter der Maske hervor.“

Des Fürsten Augen waren auf ihn gerichtet, er schauderte.

„Nun!“ rief dieser . . . .

Während des hierauf folgenden Schweigens stieß Leontia, blaß und zitternd, leicht an die vergoldete Rahme des Porträts, welches herabfiel, und die Leinwand zerriß an der Ecke eines marmornen Sockels.

Dieser Vorfall lenkte die Aufmerksamkeit ab, und endigte die allgemeine Verlegenheit.

Raymond sah sich verloren. —

Als die Glocke auf St. Peter ein Uhr schlug, stand er an einem Fenster seines Gemaches, und betrachtete, der Dinge harrend, die da kommen sollten, den Himmel mit irrenden Augen; beim Knarren einer Tapetenthüre drehte er sich um; kalter Schauer ergriff seine Brust, dann faßte er sich.

„Raymond!“ murmelte es mit leiser Stimme.

„Leontia!“ Er eilte auf sie zu, und drückte sie zum ersten Male an sein Herz.

„Lebe wohl!“ sprach er.

„Ja, Du mußt fliehen, Raymond, komm!“ — Und sie zog ihn in der Finsterniß durch einen langen schmalen Gang fort bis zu einer kleinen Thür, welche nach den Gärten führte. Von dieser Seite konnte man von der Mauer, die eine Terrasse bildete, auf die Straße springen. Leontia zeigte ihm dieses, und drängte zur Flucht, indem sie ihm die Straße wies, auf der er sich vom Palaste entfernen sollte.

„Allein?“ sprach Raymond.

„Ich muß hier bleiben, Raymond. Ich weiß jetzt Alles, Deine Erzählung hat mir Alles enthüllt. Wohl erinnere ich mich der letzten Thränen meiner Mutter! Aber er ist mein Vater — ich werde bleiben!“

„Gut, ich auch. Rom ist mein böses Geschick; ich will mich ihm unterziehen. So wäre ich einmal für ein Paar Stunden gekommen, um von meinen Träumen von Ruhm und Ehre, das andere Mal, zehn Jahre später, um von denen meines Glückes Abschied zu nehmen. Nein, ich werde nicht allein reisen!“

„Mein Gott, leise!“ sprach das Mädchen händeringend. „Ich beschwöre Dich, geschwinde, man kommt, Du bist verloren! . . . . Gott! Er will nicht gehen! . . . . .“ In diesem Augenblicke verlängerte ein Licht in der Gallerie seinen matten Schein . . . . . Leontia schlang ihre Arme um Raymonds Nacken.

„Ich will es!“ sprach sie, „eile, Raymond!“

Er sprang auf die Straße, und, als er verschwunden war, ging Leontia einige Schritte, stieß einen heftigen Schrei aus, und sank ohnmächtig zu Boden.

Drei Tage später las Raymond in Neapel im Diario di Roma:

„Nach einem Feste in der Villa Barberini wurde ein ganzer Flügel des Palastes ein Raub der Flammen. Man beklagt den Verlust von mehren Hausoffizieren, und überdieß den Seiner Excellenz des Fürsten Barberini, der diesen Morgen seinen schweren Wunden unterlag.

* *

*

Vor einigen Wochen trifft Camille auf den Champs Elysées in einem eleganten Cabriolet seinen Freund Raymond, der von Rom zurückgekommen war.

„In Paris!“ rief er ihm von Weitem zu.

„Ja, seit acht Tagen, willst Du einsteigen?“

„Gewiß, Du hast ein so schönes Thier, daß ich mir eine Ehre daraus mache. Wo wohnst Du?“

„Du speisest bei mir.“

„Wohl! Die Kunst? Raphael? Rom?“

Schnell wie der Wind flog das Cabriolet über das Marsfeld, durch Vaugirard und Issy hin, und hielt vor dem vergoldeten Gitter und der Terrasse an der Straße von Fleury.

„Ich bin der Kunst in Rom sehr ungetreu geworden,“ sprach Raymond zu seinem Freunde. „Ja, Camille, ich bin nicht mehr Maler. Raphael, Dominichino haben mich kalt gelassen — ich liebe die Kunst nicht mehr! Ich liebe . . . .“

„Diesen Engel?“ entgegnete Camille, als er eine junge Dame von hinreißender Schönheit erblickte, welche auf die Terasse eilte, während der Jockei das Gitter öffnete.

„Ja, meine Frau!“ sprach Raymond.



Politisches Leben der Belgier.

Allen Widersprüchen und Hemmnissen im politischen Leben zum Trotze, bei der ungeschicktesten, schwankendsten Verwaltung erhält sich das belgische Volk mehr als jedes andere Europa's in seinem Reichthume, seiner Freiheit, seinem Glücke. Neben radikalen Gebrechen finden sich hier aber auch eine solche Unbeschränktheit im Gewerbs-Betriebe, eine solche Thätigkeit in den Geistern, eine solche Wohlhabenheit in den Familien, eine solche Verständigkeit in den Massen, eine so große, natürliche, günstige Mäßigung des Temperaments, der Begierden und der Intelligenz, daß die Aufmerksamkeit auf das politische Treiben von der Sorge für bürgerliche Wohlfahrt gänzlich verdrängt wird. Unglücklicher Weise kümmert man sich sehr wenig um die Regierung, wenn der Wohlstand der Bevölkerung hinter einem blendenden Lichte die Handlungen, Fehler, Feigheiten und Verräthereien der Regierenden birgt. Belgien wird jetzt in einem Strudel von Geschäften und Speculationen fortgerissen, welche die Nation für lange Zeit zu betäuben vermögen. Glänzende Zeugen sind die Vorgänge in der Weberei-Industrie, es gibt deren aber noch bedeutendere. Seit sechs Monaten ist eine Eisenbahn eröffnet, und jetzt schon sind die Baukosten durch das Zuströmen der Reisenden gedeckt, welche nur 50 Centimes dem Kopfe nach bezahlen; eine Hypotheken-Kasse verlangt 20 Millionen vom Handel, und 8 Tage nachher ist der Aufforderung durch ein Anerbieten von 100 Millionen entsprochen, so daß man 80 zurückweisen mußte! Die vor zwei Jahren gegründete Bank ist bereits so reich, daß sie ihre Capitalien nicht mehr unterbringen kann, und den Kaufleuten Geld gegen Waaren leihen will. Man glaubt an der Gränze von Deutschland die Wunderwerke der vereinigten Staaten Amerika's zu erblicken, von denen die Belgier wenigstens einen interessanten Nachdruck in der Entwickelung ihres Handels und selbst in den Gebräuchen bieten, die bei ihnen einheimisch sind. Und diese aufsteigende Bewegung des öffentlichen Vermögens, der unermeßliche

Ueberfluß an baarem Gelde, diese unerhörte Ordnung nach einer neuen Revolution, Alles dieses schreitet vorwärts, erhöht sich, dehnt sich aus, arbeitet trotz der schlechten Verwaltung, trotz der halbfertigen Regierung.

Indessen führen diese Regierung, die sich selbst nicht kennt, diese Verwaltung, die wie ein Maulwurf im Finstern wühlt, Nachtheile mit sich, welche selbst die Wohlfahrt des Landes nicht zu lösen im Stande ist. So sehen sich z. B. die Bürger in Belgien genöthigt, die Gewalt zu nützlichen Neuerungen, mögen sie noch so untergeordneter Natur seyn, zu zwingen. Sollte man glauben, daß in Brüssel, in einer der glänzendsten Hauptstädte Europa's, im größten Theile der Stadt die Namen der Straßen noch nicht an die Mauer geschrieben sind. Der Bürgermeister konnte sich bis jetzt noch nicht zu diesem, ihm gefährlich scheinenden Verbesserungs-Versuch entschließen. Ein schmaler Fluß durchzieht die Cité, das Wasser bleibt in seinem verengten Bette die Mauern entlang stehen; die Stockung rührt hauptsächlich von zwei elenden, eckelhaft aussehenden Mühlen her, die Regierung aber zaudert, das traurige Hinderniß wegzuräumen, die Mühlen zu kaufen und abreißen zu lassen. Das ist der Geist der belgischen Verwaltung, das die Folge einer übergroßen Decentralisation. In Frankreich würde ein Wort des Ministers und seine Unterschrift auf einem Stückchen Papier hinreichen, um in einer Woche alle widerstrebenden Mühlen zu zerstören.

Innerhalb der Stadt, im ungesundesten, bevölkertsten Quartiere, schlachtet man in Brüssel Kälber und Lämmer, und die verpesteten Ausdünstungen der in Gäßchen und auf Kreuzwegen improvisirten schmutzigen Fleischereien, wo man jeden Augenblick auf ein ausgeweidetes Schwein oder auf ausgehängtes Gedärme stoßt, haben die Gemeinde-Behörden noch nicht zur Ueberzeugung gebracht, daß ein Schlachthaus wesentliches Bedürfniß für den Gesundheits-Zustand der Hauptstadt sey. So lief neulich ein Schiff, welches von Havannah mit dem gelben Fieber am Bord ausgefahren war, woran auch mehre Matrosen während der Reise starben, unversehens, ohne Patent vorzuweisen, ohne sich der Reinigung zu unterwerfen, ohne die Reclamationen der Bewohner zu berücksichtigen, in den Hafen von Antwerpen ein; es wurde ihm nicht einmal eine Quarantaine von fünf Minuten auferlegt. Der Einfluß des Austausches wird Vermögen und Leben in Brüssel an dem Tage verdoppeln, da man die Meisterwerke der flamändischen Schule, die jetzt in allen Städten zerstreut, und der Mehrzahl nach unbekannt sind, in einem Centralmuseum vereinen wird; aber man achtet zu sehr die Privilegien der geringsten Städtchen,

um ihnen im allgemeinen Interesse die Schätze der Kunst zu entziehen, welche sie nicht selten, der bürgerlichen Eitelkeit eines Liebhabers zu Gefallen, der Eigenthümer jener Schätze ist, vergraben. Hat Belgien kein Museum, verlangt die Hauptstadt vergebens nach einem Schlachthause, werden die Maßregeln für Gesundheit an der Schelde unbeachtet gelassen, so besitzen die Brüsseler dagegen ein astronomisches Observatorium. Es fehlen nur die Astronomen.

Es erklärt sich diese Gleichgültigkeit nicht allein durch die äußerste örtliche Unabhängigkeit, sondern mehr noch durch den belgischen Charakter, bei dem die geringsten Verbesserungen im öffentlichen Wesen nie Anklang finden, wenn nicht besondere Selbstsucht dabei betheiligt ist. Alles, was der vollkommenen Ruhe des Bürgers feindlich entgegentritt, ist hier ein Verbrechen verletzter Nation, und besonders, wenn es sich von Politik einer unnützen, dem Commerz keinen Gewinn bringenden Beschäftigung handelt. Was können die Belgier vom Fortschritte wissen? Sie bereichern sich durch Entbehrung, nicht durch den Handel. Das Wesen der Franzosen flößt ihnen keine große Verehrung ein; sie nennen ihre Nachbarn Verschwender an Geist und Zeit, sie wollen nichts mit der Summe der Freuden zu thun haben, welche der Pariser im Leben sucht, der sich jeden Tag seine Blume bricht, und das Geld nur nach den Genüssen schätzt, die er sich damit bereiten kann. Ein französischer Künstler, der sich in einen Winkel von Brüssel zurückgezogen hatte, erhielt den Ruf eines reichen Mannes durch seinen unermeßlichen Verbrauch von Gruyère Käse. Die reichsten Handelsleute besuchen die wohlfeilsten Estaminets; in der Schenke, wo der Krug Bier nur ein Paar Centimes kostet, versammeln sich auf den gefirnißten tannenen Bänken Börsenspieler die Woche hindurch. Allerdings verlassen die Oekonomen am Sonntage die Schenke à la canaille, aber sie kehren nach der Kirchmesse des Volkes sorgsam wieder zurück; man muß sich achten, aber nicht zu Grunde richten.

Die knickerischen Gebräuche der Belgier sind eine Mischung von Prahlerei und Sinnlichkeit. In Belgien ist die Stunde für das Mittagsbrod drei Uhr Nachmittags, ein feierlicher Augenblick, den nichts stören soll; alle Geschäfte hören auf, alle Arbeiten, alle Dienste werden unterbrochen. Auch darin liegt vielleicht eine Berechnung. Man melde sich bei einer Behörde, um Auskunft zu holen, der Beamte ist bei Tische; man bringe einen Brief zur Post, der Commis ist bei Tische; man versuche die geschlossene Thüre eines Magazins zu öffnen, der Kaufmann ist bei Tische; selbst die Kirchen sind geschlossen, denn auch in einem gottesfürchtigen Lande setzt man nicht voraus, daß man ein tüchtiges Mahl schwärmerischem Gebete zum Opfer bringen

könnte. Nun überzeuge man einen Belgier, der mit seinem Vergnügen, seinem Gut und seinem Leben so haushälterisch zu Werke geht, daß Politik zur Existenz erforderlich sey. Eine belgische Familie von berühmtem Namen und beträchtlichen Einkünften nimmt in einem Gemache mit eichenem Getäfel ihr patriarchalisches Mittagsbrod ein, wobei Kartoffeln und Faro*) Hunger und Durst ihrer Glieder stillen; aber nach dem Mahle lassen sich die Tischgenossen von vier reich geschirrten Pferden, in glänzender, mit Wappen verzierter Caleſche nach den öffentlichen Spaziergängen oder selbst in das Theater führen. — Ehrgeiz ist eine Pflanze, die sich nur sehr schwer in einem Lande acclimatisirt, wo jeder junge Mann mit einem Einkommen von sechstausend Livres sich die Luxus-Vergnügungen verschaffen kann, welche in Paris nur einer geringen Anzahl Begüterter vergönnt sind. Die Nachahmung wird auf einen Grad getrieben, daß Leopolds Regierung in keinem Falle die Jugend fürchtet; denn diese ist zu sehr beschäftigt, das fashionable Leben großer europäischer Hauptstädte nach Brüssel zu verpflanzen. Selbst der junge Hof widersteht dem Strome nicht; die Aristokratie, Orangisten und Katholiken lassen sich davon fortreißen. Indessen geht diese Bewegung in einer Stadt, wo sich die Sittenlosigkeit aus allen Winkeln des Continents entladet, mit der dem angebornen Charakter eigenen Ruhe und Stille vor sich. Auf dem Boulevard des botanischen Gartens, in der Vorstadt Schaarbek, befindet sich ein Pavillon von einem Stockwerke, der seiner Bestimmung nach jetzt in Frankreich nichts mehr Aehnliches hat; beim Eintritt der Dunkelheit pflegt ihn die gute Gesellschaft zu besuchen; mit Würde und Anstand macht eine ehemalige Schauspielerin die Honneurs, und käme der Marschall Richelieu wieder auf die Welt, so wäre er gewiß sehr verwundert, zu erfahren, daß die letzte petit maison, welche das achtzehnte Jahrhundert überlebt hat, in Brüssel steht, und zwar, sonderbar genug, in dem Quartiere, das die meisten Aerzte und Geburtshelfer zählt.

Die belgische Aristokratie kümmert sich wenig um Politik; sie fürchtet oder verachtet sie, und ist viel ängstlicher besorgt um die persönlichen Vorrechte, die ihr durch die Revolution von 1830 entrissen worden sind, um so lächerlich kleinliche Rechte, daß sie in der Erzählung fabelhaft erscheinen. Belgien gleicht in dieser Beziehung England; die Bevölkerung genießt einer unermeßlichen Freiheit, aber die Kategorien sind scharf abgeschnitten; die Adeligen zeigen zu gleicher Zeit Familiarität und Hochmuth. Ein flamändischer Baron verlangt von der Gerechtigkeit nur sein Recht, aber er lebt der Ueberzeugung, sein Fleisch sey gesunder, sein Blut ätherischer, als Fleisch und Blut

*) Faro: eine Art Bier.

des gemeinen Mannes, der Klage wider ihn erhebt. Indessen ärgern sich diese Herren nicht sehr über einen Mangel an Achtung; sie verschmähen es, sich erzürnen zu lassen.

Du schreibst, durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, ein Billet an einen der Großen, deren Hotels mit den schweren eisernen Balcons gegen das Gehölze des Parks in Brüssel hereinragen: gut, der Brief gelangt an seine Adresse; der Kammerdiener gibt ihn seinem Herrn, der ihn öffnet und liest, aber nicht beantwortet. Du schreibst ein zweites, ein drittes Billet, und so viele du immer schreiben magst, dasselbe Schweigen. Endlich ergreift dich die Ungeduld, du fällst eines Morgens beim Herrn Grafen ein, der eben eine Platte Austern mit einer Flasche Johannisberger zu sich nimmt. Du bist artig aufgenommen, man hat deinen Brief gelesen und genehmigt deinen Vorschlag; aber man hat nicht geantwortet, weil die gehörige Form nicht beobachtet war. Und was ist nun diese Form? Du hast vergessen, dich eines gewissen Papiers, einer gewissen Bildung der Zeilen, eines gewissen Protokolls zu bedienen; das Papier um einen halben Zoll länger, hier ein großer Buchstabe, dort eine neue Zeile, und du wärest mit einer, den Eigenschaften deines Briefes entsprechenden Antwort beehrt worden. Diese gravitätische Person besitzt übrigens gefällige Sitten, ein unerschöpfliches Wohlwollen. Während in Frankreich und Deutschland die Künstler bei ihren Debuts Hungers sterben, darf der belgische Maler nur den Klopfer an den höchsten fürstlichen Gebäuden heben, und sogleich ist er eingeführt, bewillkommt, geehrt; man kauft ihm seine Gemälde ab, und beauftragt ihn mit Porträts; sein Talent mag seyn, wie es will, es wird ihm Schutz verliehen und Nahrung gereicht. Manche Sünde des Hochmuths wird durch solche Verwendung eines aristokratischen Vermögens ausgeglichen.

Die brittische Eitelkeit des belgischen Adels steht in starkem Widerspruche mit der äußersten Einfachheit des jungen Hofes. Die ganze Hierarchie der Vorzimmer des Herrschers besteht aus einer Wache, einem Hausmeister und einem Huissier, und mit diesen drei Graden ist man in weniger als zehn Minuten fertig. Nichts ist interessanter, als das Königliche Paar, welches die Politik der Juli-Revolution den Drohungen der heiligen Allianz gleichsam als Trost-Fisch in den Weg geworfen hat. Leopold ist älter an Erfahrung, als an Jahren; auf seinem Antlitz sind die verschiedenen Stürme ausgedrückt, die sein Leben so malerisch seit dem Tage bewegt haben, da ihn Europa griechisch drapiren wollte, bis zum Augenblicke, wo ihn Herr von Talleyrand bewog, gleichsam das Gewand eines flämischen Bierbrauers anzulegen.

In seinen Zügen findet man noch die Spur der jetzt vergessenen Thorheiten der ersten Dandy von London; die Langeweile, die einem großen Herrn auch auf den Thron folgen muß, welcher, wie es uns dünkt, von Stufe zu Stufe zur besten Präfektur der französischen Verwaltung herabgesunken ist; diese matte Farbe eines Gesichtes, das nur Eckel, Erschöpfung, Reue ausspricht; diesen eleganten Schmerz eines unglücklichen Candidaten mehrer Königreiche; die Ausbildung der glühendsten, zum Theile schon erloschenen Leidenschaften und die Routine fürstlicher Sitten. Man spricht nur leise mit ihm, so sehr erschüttert schon die menschliche Stimme seine schwachen Nerven.

Am Anfange dieses Herbstes sah man ihn, wie er mit melancholischer Miene auf dem Hafendamm von Ostende spazierte, gleich einem einfachen Cockney*), der den Nebeln der Themse entsprungen ist. Leopold hatte mit seinem ungeheuern Oberrocke, seinem Hute mit breiter Krempe und dem leicht gekrümmten Rücken eher das Aussehen eines Seemannes, der seine kränkliche Tochter in den stärkenden Ausdünstungen der See spazieren führt, als das eines neuen Königs, der sich im Angesichte seines ganzen Volks mit seiner frischen, anmuthigen Gattin lustig im Meere baden will. Nicht als hätte er, soll man einem Gerüchte Glauben schenken, mit seinen Jugendgewohnheiten gänzlich gebrochen; man sprach im Gegentheil viel von einer Dame, welche wider seinen Willen von England herübergekommen ist, um sich in Belgien niederzulassen, und manche Leute sind unerschöpflich in Vermuthungen über die geheimnißvollen Ausflüge des Königs nach Ninove; wohl könnten diese grünen Gebäude eine ungesetzliche Egerie bergen. Befindet sich Leopold in Brüssel, so wird man ihn sicher auf diesem Wege zu Pferde oder in einer Calesche treffen; im Pallaste muß man sagen, seine Majestät liebe natürlich diese Straße, die in ihrer Anlage mit seinen ersten Werken zum öffentlichen Nutzen im Lande in Verbindung stehe. Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß man nur auf diese Weise die Fahrten des Prinzen vernünftig zu erklären vermag, denn es gibt keine traurigere, langweiligere, staubigere, kahlere Gegend, als die Ebenen, über welche der neue Weg führt. —

Aber wer ist die bleiche Gestalt, die unter den Erlen beim Schloß-Parke hingleitet, während Leopold auf einer englischen Stute Ninove zu galoppirt? Sie bleibt bei den Gesängen stille stehen, die

*) Cockney nennt man einen Londoner, der London nie verlassen hat.

von den Mähern der Wiesgründe von Pannen-Huys erschallen; sie läßt sich sanft auf dem Grasplatze nieder, um die großen Barken zu betrachten, die mit einer heiteren Menge beladen unten am Parke im Kanale schwimmen; sie glaubt die väterlichen Yachten vor Neuillys Hagebuchen vorüberziehen, oder das Dampfboot von Saint-Cloud beim Pont-Royal abfahren zu sehen. Erblicken Sie nicht unter den deckenden Pflanzen den reizenden Fuß, der sie mit der flamändischen Aristokratie, bei welcher sich die längsten Schuhe des Kontinents finden, auf den Tod verfeinden mußte.

In diesem Pallaste, auf diesem Rasenboden, wo Napoleon Marie Louise an der Hand führte, träumt eine andere Marie Louise, nicht mehr die Oestreicherin, nein eine Französin nach Geist und Seele und Körper, von Paris verbannt, an das sie mitten in der Nacht durch dumpfes Mordgeschrei erinnert wird. Louise lebt zurückgezogen, abgeschlossen, dem Volke unbekannt, dessen Königin, dessen fremde Königin sie ist. Kehrt sie zu Wagen von Lacken nach ihrem Pallaste am Parke zurück, so nimmt sie den Weg über den Kanal, folgt den Boulevards, vermeidet die belebte Mitte der Stadt: das ist unrecht. Die Vorstädte Hal, Ninove und Anderlecht wimmeln von jüdischem, schmutzigem, schwächlichem Volke; die Kinder sterben da nach Hunderten; die Luft ist ungesund und die Gebäude sind erbärmlich; die Lebensweise ist kummervoll. Die Gegenwart einer Königin würde etwas Licht, Geist und Gesundheit unter diese Armen bringen; das Schauspiel der Leiden, welches die Bürgermeister mit ihren, von Tabacksrauch umnebelten Augen nicht erblicken, würde eine Prinzessin berühren, die in der Schule ihrer Mutter für Wohlthätigkeit und Mitleid auferzogen worden ist. Die Verbesserungen, die der Regierung entgehen, würden ihr nicht entgehen. Ist es nicht die schönste Aufgabe der Könige und Königinnen, die Uebel zu mildern, denen ihre Regierung kein Ziel zu stecken weiß? Brüssel ist diejenige Stadt Europas, in der die meisten Menschen sterben; und die Bevölkerung der unteren Stadt nimmt, besonders was Kinder betrifft, drei Viertheile der jährlichen Sterbelisten ein.

Der Zustand dieses Theils von Brüssel sollte um so mehr das Interesse der Regierung auf sich ziehen, als die revolutionären Velleitäten hier nicht so bald einen Durchgang finden werden, und die Ansteckung dieser braven Leute eines Tags die Gesundheitslehre der großen Herrschaften stören möchte, die vorzüglich den oberen Theil der Stadt bewohnen. Es sind nicht die armseligen Bewohner der Quartiere des Rivage, des Vieux-Marché und des Kirchsprengels

Saint Pierre, welche vor einigen Jahren den Pallast des Prinzen von Ligne angezündet und zerstört haben, aber aus ihren Lungen und von ihren Herden steigen die mephytischen Dünste auf, deren blaue Wolke sich über den Masten der in den Handels-Bassins vor Anker liegenden Schiffe verdichtet. Der lumpige, abgemagerte Pöbel, der sich nur von Lambick und Stockfisch nährt, und sich bei den Quais drängt, um beim Entladen der Schiffe zu helfen, verdient wohl, daß man seine Wohnungen reinige und erweitere, daß man seine Kinder in Freistätten aufnehme, daß man seinem Mahle Weißbrod und Bier zufüge. Unglücklicher Weise gelangen die Töne ihres Jammers nicht hinauf bis zu den Villas auf dem Boulevard von Löwen; nur Leopold mußte bei seiner Liebe für die Straße nach Ninove wissen, an was er sich in Beziehung auf diese unglückliche Vorstädte zu halten hat. Man wird wohl in keiner Stadt ersten Rangs eine so sonderbare Stufenleiter der Klassen finden, wie in Brüssel, wo auf einem Amphitheater vom unfläthigen Proletarier bis zum holländischen, durch Spekulationen bereicherten, Satrapen alle verschiedenen Kategorien der Bevölkerung der Sanitäts-Genüsse nach der Stellung theilhaftig sind, welche sie in der Gesellschaft ihres Vaterlandes einnahmen.

Die belgischen Pairs versammeln sich in einem, mit drei Fenstern und zwei Thüren versehenen Saale. Ueber jeder Thüre erhebt sich eine Tribune, aber hier sieht man stets nur den Stenographen des Independent, einen blassen, blonden, bescheidenen jungen Mann, der die Vorfragen der Senatoren über Wetter und Gesundheit aushalten muß, und nur mittelst einer Antiphrase Stenograph genannt werden kann, denn die belgischen Stände improvisiren mit solchem Glücke, daß die Redakteurs der Tagblätter Zeit genug haben, ihr Protokoll in gewöhnlichen Buchstaben zu malen. Fünfzig Mitglieder des Senats nehmen eine hufeisenförmige Tafel ein. Im Sommer dreht das Ministerium dem Kamin den Rücken, und schaut dem Präsidenten in's Gesicht; im Winter bieten die Minister Herrn von Stassart die Schultern, und wärmen sich die Füße. Das erinnert Alles so sehr an das Comptoir eines Rheders oder die Schreibstube eines Notars, daß man einige Male die Büste Leopolds ansehen muß, um sich zu erinnern, daß man sich im Angesichte eines gesetzgebenden Körpers befindet.

Was die Kammer durch unwürdige Bauart verliert, das gewinnt sie wieder durch reiches Ameublement; an den Kreuzstöcken, den Fauteuils, den Tapeten glänzen die Farben der Nation. Die einzige außerordentliche Ausgabe, welche sich die Mitglieder erlauben, besteht in Zuckerwasser. Sonst herrscht eine solche Sparsamkeit, daß man noch

nicht den Muth gehabt, den Huissiers statt der unanständig krachenden Lederschuhe Sahlbandschuhe zu votiren.

Man muß wissen, daß die Opposition im Senate nur ein Mitglied zählt, und zwar Herrn Lefebvre-Meuret. Wendet sich die Discussion zu Gunsten des Ministeriums, so erhebt sich Herr Lefebvre und spricht in hohem Ernste zu seinen Kollegen: „Meine Herren, da die Opposition nicht frei ist, so enthält sie sich der Abstimmung und hüllt sich in ihr Gewissen.“ Hierauf zieht sich das ehrenwerthe Mitglied hinter eine spanische Wand zurück. Indessen schreitet die Discussion fort, Herr von Stassart läßt die Stimmen sammeln; der Form wegen sucht man die Opposition. Wo ist die Opposition? Huissiers sagt der Opposition, daß die Abstimmung eröffnet sey; die Augenblicke der Kammer sind kostbar. Der Huissier trabt fort, auf die Gefahr auszugleiten und den Hals zu brechen; vor der Wand aber bleibt er stehen, denn er hat zu viel flamändische Schamhaftigkeit, um sie zu berühren. Herr Lefebvre lacht in die Faust, und behauptet verhindert zu seyn. Die Abstimmung ist einstweilen geschlossen; das Ministerium erhält, was es will; aber das ehrenwerthe Mitglied hat alle menschlichen Mittel erschöpft, um der Gewalt zu widerstehen. Das Vaterland ist ihm Lob und Dank schuldig. Herr Lefebvre ist, abgesehen von diesen Eigenheiten, der Mann, der Zeit und Geld durchaus nur den Interessen des Landes opfert. Mit Verschwendung eines unermeßlichen Vermögens unterstützt er alle für Belgien nützliche und ehrenvolle Unternehmungen. Seine Kasse ist stets offen: dafür besitzt er auch Journale, Kanäle, spielt an der Börse, errichtet Telegraphen, kauft überall Häuser, wohnt aber nirgends; der Postwagen ist seine Residenz. Er ist unermeßlich reich, vergeudet aber seine Habe durch den Antheil an allen Machinationen gegen die Regierung. Bald hält er sich in Brüssel, bald in Paris, bald in Tournay auf; er ist der Mann zweier Königreiche, den die Postillons in ihren Gebeten anrufen. Jetzt begibt er sich nur selten in die Sitzungen der Kammer, welche durch seine Abwesenheit ihr dramatisches Aussehen verloren haben. Nach Herrn Lefebvre kommt der Graf von Quarré; diese beiden Mitglieder ausgenommen ist der Senat nur eine Versammlung sorglicher Bankherren, einflußloser Oberoffiziere, alter Staatsbeamten, die höchstens noch durch ihre Stimme nützlich seyn können, geheimer immer stummer oder kranker Parteigänger der geistlichen Allgewalt und industrieller Notabeln, die sich stets in Vertheidigung lokaler Interessen verlieren. Herr von Quarré trägt ein Kleid, das in allen Farben spielt, verachtet Handschuhe und Regenschirm, speist ein Pfund Kirschen aus dem Papiere, besitzt aber nichts destoweniger parlamen-

tarischen Einfluß. Er äußert sich über alle Handelsfragen mit umfassenden Sachkenntnissen, ebenso wenn Gegenstände der Industrie und der Finanzen discutirt werden; er hat Erfahrung, praktischen Verstand und administrative Klugheit. Seiner Beredsamkeit spürt man den doppelten Rigorismus der Toilette und des Charakters an. Das delenda Carthago des Herrn von Quarré ist in Belgien zum Sprichworte geworden. Hat der würdige Senator aufgehört, das Ministerium zu quälen, und das in der Discussion begriffene Gesetz mißfällt ihm, wie das gar häufig geschieht, so setzt er sich mit den Worten: „Ich will weder Wenig noch Nichts.“

Gefällt sich Herr Quarré in antiken Formen, so ist Herr Lefebvre nicht immer ein ernster Redner; er läßt sich bei seiner Rede häufig durch Details einer Frage fortreißen, deren Ganzes ihn im Voraus beschäftigt. Vor Kurzem fand eine sehr lebhafte Discussion über die Durchzugsrechte der Thiere auf Landstraßen im Senate statt. In Belgien sind nemlich von Stunde zu Stunde Barrieren errichtet; und jeder Reisende, Mann, Weib oder Vieh, muß der Regierung Sperrgeld bezahlen. Nichts ist ermüdender, als dieser Gebrauch; Reiter und Fußgänger sind alle Augenblicke durch die unbarmherzige Hand des Einnehmers in ihren Träumereien gestört, der gierig seine krummen Finger bei Hagel und Blitz, bei Wind und Regen ausstreckt; der kleinste Spaziergang veranlaßt eine Ausgabe. Bei diesem Kapitel vertheidigte Herr Lefebvre die Thiere, namentlich Ziegen und Eselinnen mit aller Hitze. Unter schallendem Gelächter seiner Kollegen entwickelte er die Geschichte der Ziege, der Freundin der Armen, der Gespielin der Kinder; er sprach von ihrer heilsamen Milch, von ihren Sprüngen, ihrer rührenden Sittlichkeit und citirte Virgils Gedichte. Bei den Eselinnen begnügte er sich zu erwähnen, daß sie Weibchen der Esel seyen. Unglücklicher Weise ließ der belgische Senat den gelehrten Betrachtungen über Land-Oekonomie keine Gerechtigkeit widerfahren.

Der Zufall hat vor den Pallast der Repräsentanten ein bleibendes Epigramm aufgepflanzt, und zwar einen Freiheitsbaum, der hier stärker trieb, als an irgend einem andern Orte in Brüssel. Unter dem Laubwerke dieses Baumes bergen sich die wenigen Wagen vor der Sonnenhitze, welche sich Belgiens Gesetzgeber zu halten erlauben. Ist man an seinem hohen Stamme und seinen gastfreundlichen Zweigen vorüber, so gelangt man in ein prachtvolles Vestibule, wo zur rechten und zur linken die Treppen ansteigen, welche zu den beiden Kammern führen. Die marmorenen Stufen sind mit einem grünen Teppiche belegt. Die Deputirten-Kammer ist in kleinerem Maaßstabe das treue Ebenbild der französischen; nur daß in Brüssel ein stets volles

Glas Wasser ohne Zucker vor jedem Pulte der Minister steht. Auf der Schmerzensbank sitzen Herr Meulenaere, ein nachdenkendes Gesicht mit hervorstehenden Knochen; Herr Baron von Theuard, als wollte er sein berüchtigtes Merkur-Duetorid bereiten; Herr von Thueux, eine bleiche, bigotte Visage, ein kränkliches Wesen, den Körper vorgelegt, bereit das Knie vor einer Madonna oder einer Reliquie zu beugen; Herr von Huart, Bierbrauer-Temperament, Vierschrötigkeit, schiefes Auge, ungraziöse Haltung. Diese drei Beamten, die sich so wenig gleichen, sind der Rahm des belgischen Ministeriums, welches zwischen den Anforderungen der Katholiken und den Bestrebungen der Doktrinäre die Wage hält, und Jeder von den dreien repräsentirt diejenige von den drei herrschenden Meinungen, zu deren Vorkämpfer er sich aufgeworfen hat. Herr von Meulenaere personificirt die geschmeidige Schule des Herrn Thiers; Herr von Huart die emsigen, servilen Traditionen des Herrn von Argout; der Minister des Innern, Thueux zittert vor dem Erzbischof von Mecheln. Ueber diesem Triumvirat, das sich keine Dauer versprechen darf, wachsen zum Glücke einige Redner, die Hoffnung Belgiens, die Hoffnung der jungen, loyalen Majorität des Landes; Herr von Brouckère, dessen leichtes Wort hinreichend durch Erfahrung erstarkt ist; die Herren Fallon und Liedtz, welche kürzlich die gegen Frankreichs Proscribirte angenommene Maaßregeln so lebhaft bekämpft haben; Herr Dumortier, der mit seinen beißenden Formen und seiner geistreichen Advokaten-Miene an den älteren Dupin erinnert; Herr Nothomb, den man des doktrinären Geistes und des diplomatischen Ehrgeizes beschuldigt. Alle diese Talente werden eines Tags das gegenwärtige Ministerium stürzen, welches sich nur durch gänzlichen Mangel an Farbe hält. Trotz dem jetzigen Gleichgewicht der nach dem Ruder strebenden Meinungen läßt sich leicht voraussehen, daß der Einfluß der Katholischen bald im Rathe des Königs eine so gewaltige Herrschaft, wie auf die Gemüther seines Volkes ausüben wird.

Hinter der prachtvollen Kathedrale von Mecheln erhebt sich eine weite, moderne Abtei. Ziehe am blanken kupfernen Knopfe der inneren Glocke; und ein Geistlicher im langen Seminar-Leibrocke mit fahlem Gesichte öffnet Dir ehrerbietig den Eingang zum erzbischöflichen Pallaste. Nichts Glänzendes, nichts Weltliches, selbst nichts Bequemes; das ist höchstens, wie wenn man sich an einer Strohdecke den Schmutz von den Füßen wischt. Unermeßliche Hausfluren, beinahe kahle Gemächer, reinlich gescheuerte, aber kalte, feuchte Treppen breiten sich vor Deinen Augen aus. In den einsamen Zimmern trifft man nur Bänke von Eichenholz und an die Wand genagelte große Krucifixe.

Der Anblick dieses Ortes bietet ein Bild ruhiger, einfacher Frömmigkeit, gutmüthiger, sicherer Gewalt; aber täusche Dich nicht, der verführerische Geruch, der durch unterirdische Oeffnungen aus den Küchen aufsteigt, vergegenwärtige Dir stets den Gedanken an das Wesen der katholischen Doppelheit. Es werden Dich auf Deinem Wege selige, wohlgerundete Gesichter, schöne schwarze Röcke, honigsüße, kaum geathmete Worte, eine Art von Stummheit, wie man sie in den Vorzimmern der Monarchen findet, und zugleich die unüberwindliche Begierde zum Plaudern, die sich in den flamändischen Beguinagen zeigt, zum Gebete, zur Sammlung, vielleicht zum Geschmacke am Handwerk treiben. Bist Du Priester, so wird man Dich nicht ansehen; bist Du Laie, so wird man lächeln; Klugheit und Jubel leuchten aus allen diesen kanonischen Blicken. Endlich berührst Du das Allerheiligste; bescheidene Musselin-Vorhänge verkünden Dir den nahen Gott.

Die Thüre öffnet sich. Du siehst einen hochgewachsenen, starken, feisten Mann vor Dir. Er ist angethan mit einem schwarzen Rocke, um die Hüfte zieht sich ein veilchenblauer Gürtel ohne herabhängende Enden. Eine goldene Kette glänzt an seinem Halse, und der Prälat, der selten anders als stehend getroffen wird, spielt der Haltung wegen gerne mit einem Kreuze von Edelsteinen, das auf seiner Brust funkelt. Seine Gnaden läßt den Kopf hängen, wodurch sein Auge so sehr durchdringend wird, daß man seine Unbeweglichkeit kaum zu ertragen im Stande ist. Ein tiefer Schatten zieht sich um dieses furchtbare Auge, und läßt den braunen, breiten Augenstern mehr noch aus der Höhle heraustreten. Die Physiognomie des Prälaten entspricht diesem Blicke; der dunkle Teint deutet tüchtige, organische Kraft, eine glühende Natur und die Geschmeidigkeit des Südländers an. Bei der letzten Kirchmesse in Brüssel im Juli, da sich die fromme Menge auf dem Wege des heiligen Sakraments zur Stunde der Procession drängte, mußte man sehen, wie dieses strenge, willenskräftige Antlitz sich in evangelischer Salbung unter dem erzbischöflichen Himmel färbte. Es war ein geistlicher Hirte, der das Volk segnete, aber es war auch ein fürstliches Haupt. Unberechenbar ist seine Macht über die Frauen; auf indirektem Wege hat er vermöge dieser Macht sogar Franconi's Industrie unterstützt. Eine durch ihren Rang und Geist in Belgien sehr bekannte Dame äußerte sehr naiv, daß sie die Uebungen im Cirque den Vorstellungen in der Oper vorziehe, weil seine Gnaden dem Pferde-Schauspiele die Absolution ertheile, welche er dem Ballet in Robert der Teufel verweigere. Ueber diesen frommen Einfall darf man sich in einer Stadt nicht wundern, wo die Vorübergehenden sich entblößen und auf die Knie werfen, wenn sie von Ferne das

Viaticum erblicken, welches hier wie in den spanischen Städten versehen wird. Um alles Geld findet man in Mecheln Freitags nicht eine einzige Cotelette.

Die Eisenbahn hat von den Versammlungen des Erzbisthums Nutzen gezogen. Freuen sich die Brüsseler über die Wagen, so freuen sich die Priester noch mehr, die sich getreu zu den feinen Mahlen begeben, die ihnen der Prälat in den bescheidenen Gemächern seines bischöflichen Hauses gibt, um über die Angelegenheiten zu plaudern. Hier wird in der That die ganze Politik des Landes verarbeitet. Hier hat man große Humpen zur Feier des Untergangs der Universität Löwen geleert. Monseigneur Sterx mußte springen vor Freude über diesen Streich, durch den sich die Kirche an den Ketzereien des Jansenius, des gelehrten, berühmten Schülers der alten, jetzt verlassenen Säle, rächt. Die belgische Geistlichkeit, dieser wahre Hebel für Wilhelms Vertreibung, hat den Vortheil begriffen, den der übel verstandene Katholicismus von den patriotischen, liberalen Ideen erringen mußte; jetzt beutet sie den Fortschritt aus, predigt Freiheit und Frömmigkeit, und bei dem Geiste, den sie in dieser sonderbaren Intrigue entwickelt, dürfte man ihr vielleicht eher vergeben und Erfolg wünschen.

Bilder aus Sachsen.

Von F. Stolle.

I.

Der Sonntag in Dresden.

Wie alle guten Christen, die sich zum Gregorianischen Kalender bekennen, haben auch die Dresdner ihren Sonntag; ja man kann sogar einen großen Theil der auf Bildung Anspruch machenden Dresdner Sonntagskinder nennen, nicht sowohl wegen der Clairvoyance, womit dergleichen Geschöpfe begabt sind, sondern weil jene Dresdner sechs Tage in der Woche nur existiren, den siebenten aber, wie Gott befiehlt, leben. Ich verstehe hier jene Civil-Armee, die Sonntags die grünen Schreibärmel abstreift, die Kanzleikittel abwirft, den Aktenstaub abwäscht, und vermöge ihrer enormen Anzahl dem Dresdner Sonntage einen charakteristischen Anstrich gibt.

Die Bevölkerung Dresdens theilt sich Sonntags in zwei detachirte Corps:

a) in ein solches, das Gott den Herrn lobt, und
b) in ein solches, das Gott den Herrn einen frommen Mann seyn läßt.

Zu dem erstern gehören die Kirchgänger, zum andern die Spaziergänger, die bei günstigem Wetter frühzeitig emigriren, nach allen Strichen der Windrose. Viele miethen sich Wagen, andere enteilen im eigenen Geschirr, und die Sonntagsstille der Dresdner Straßen wird oft durch Wagengerassel unterbrochen.

Wir überlassen die Treulosen den Fiakern, halten's vor der Hand mit den Frommen und bleiben in der Stadt.

In jeder rechtgläubigen Familie Dresdens ist es Gesetz, daß wenigstens ein Glied zur Kirche geht. Das kann nun in verschiedenen Zeiten des Tages geschehen, und man hört des Sonntags häufiges Glockenläuten, womit jede Kirche ihre Bezirksgläubigen zum Gebete ruft. Wer dem lieben Gott nicht mit der Toilette imponiren oder die Kirchen-Nachbarinnen nicht ennuyiren will, oder dessen Geschäfte den Kirchenbesuch zur gewöhnlichen Zeit nicht gestatten, den sieht man flüchtigen Schrittes, zu Winterszeiten noch im Morgendunkel, zur Frühkirche eilen. Während halb Dresden noch behaglich in weichen Federn ruht, tönt schon Orgelklang in den stillen Hallen der Kreuzkirche, ringt sich manch Gebet mancher vielleicht hartbedrängten Brust nach Oben, und ich bin überzeugt, daß der himmlische Vater, obschon er der größte Lichtfreund ist, in dieser dunkeln Frühkirche lieber zuhört, als späterhin in den vollgedrängten Räumen der zum Theil commandirten und officiellen Kirchenbesucher. —

Das Frühstück, Kaffee mit Rahm, worin Dresdner Semmel oder Zwieback gebrockt wird, ist verzehrt; man hat sich gehäutet, einen neuen sonntäglichen Menschen angezogen, und gegen neun Uhr, nachdem die Glocken zu wiederholten Malen gerufen, setzt sich la grande armée der Kirchgänger in Bewegung.

Vor nicht langer Zeit noch theilte sich diese Macht vornämlich in zwei Heersäulen. Die Eine ging über die Elbe und faßte in der Dreikönigskirche zu Neustadt-Dresden Posto, woselbst sie die Urbanos der Neustadt nebst den Frommen der Banlieue vorfand, und erbaute sich an der trefflichen Kanzelberedtsamkeit des Pastors Moritz Ferdinand Schmalz, der dermalen als Hauptpastor einer Hamburger Stadtkirche mit den dortigen Obscuranten sich herumärgert.

Die andere Heersäule füllte die Räume der evangelischen Hof- oder Sophienkirche, wo der Oberhofprediger Ammon mehr geist- als gemüthvolle Kanzelvorträge hält. Ein kleinerer Arm des Hauptstroms, meist aus Damen bestehend, bewegt sich nach der Reformirtenkirche, zum Prediger Girabet. Dieser versteht es, zum Herzen zu sprechen und zu rühren; daher die Vorliebe der Frauen zu ihm. Seine Vorträge sind keine Predigten, sondern gemüthvolle Reden.

Wegen des häufigen Besuchs der genannten Kirchen (die Dreikönige stehen seit Schmalzens Abgang ziemlich verödet,) erfreuen sich die übrigen fünf oder sechs Gotteshäuser gleichwohl ihrer Besucher.

Der Gottesdienst selbst ist mehr einförmig als einfach. Am Singen und am Glauben läßt man's nicht fehlen. Die Orgel ist in fortwährender Bewegung. Der sogenannte „Glaube“, das Lied Nr. 43 des Dresdner Gesangbuchs, das mit den Worten beginnt:

„Wir glauben all' an einen Gott,
Vater, Sohn und heil'gen Geist u. s. w."

wird Jahr aus, Jahr ein, allsonntaglich in allen protestantischen Kirchen unmittelbar vor der Predigt gesungen. In dieser Hinsicht zählt wohl Dresden unter allen Städten die meisten Gläubigen.

Bis gegen eilf Uhr bleibt es nun still auf den Straßen. Die Reiselustigen sind längst in die weite Welt, die Andächtigen in den Kirchen, ein Theil der Frauen und Mädchen mit dem Mittagsmahle beschäftigt, Andere befleißigen sich des dolce farniente — da gelangen die diversen Pastoren, Diaconen, Archidiaconen, Doctoren, Magister zu dem nie ungern gehörten Amen, und die große Armee setzt sich wieder in Bewegung.

An allen Kirchthüren vernimmt man das Klingen der Kirchen-Pfennige, die von den Herausströmenden in die metallnen Becken geworfen werden. Vor wenig Jahren noch vertrat die Stelle dieser Becken der sogenannte Klingelbeutel. So wie der Prediger die Kanzel betrat, setzten sich mehre schwarze Männer mit langen Stäben, woran Beutel mit Glöckchen befestigt waren, in Bewegung, durcharbeiteten klingelnd das oft dichtgedrängte Publikum, hielten Jedermänniglich den Beutel vor die Nase, und erhuben so eine ziemlich erzwungene Contribution, obschon dieselbe nur in einem Pfennige bestand. Es verdient, bemerkt zu werden, daß diese Unsitte bereits vor der Dresdner Revolution abgeschafft wurde, also mit zu den Segnungen der Restauration gehört.

Den Dresdnern ist Sinn für Poesie nicht abzusprechen, obschon der Zehnte von ihnen nicht weiß, daß Ludwig Tieck, der doch mitten in Dresden am Altmarkte wohnt, ein Dichter ist. Im Vorbeigehen sey erwähnt, daß Tieck in Dresden als Hofrath bekannt und anerkannt ist; auch würden ihm die Indulgenzen, deren sich ein Dresdner Hofrath zu erfreuen hat, um so bereitwilliger zu Theil werden, wäre er nicht zugleich als praktischer Dramaturg beim hiesigen Hoftheater angestellt. Als Letzterer wollte er vor mehren Jahren das Dresdner Parterre für Shakespeare und Calderon heraufbilden, zog sich aber den Haß einer eminenten patriotischen Majorität zu, die von dem lobenswerthen Grundsatze ausgeht: Bleib im Lande 2c. Wie nun mancher patriotische Haß in den letzteren Jahren verraucht ist, so auch der gegen Tieck-Calderon; doch läßt sich eine gewisse Mißstimmung gegen den Dramaturgen am heutigen Tage noch nicht ganz verkennen. So oft ein dem Publikum mißfälliges Engagement abgeschlossen wird oder das Repertoir nicht convenirt, soll der Dichter der Genoveva Schuld seyn.

Doch ich wollte von dem poetischen Sinne der Dresdner sprechen. Dieser offenbart sich allsonn- und festtäglich unmittelbar nach dem Schlusse der protestantischen Hauptkirchen. Da versammelt sich das Gros der Armee der evangelischen Kirchgänger auf dem Platze vor der katholischen Hofkirche, und dringt phalanxmäßig durch mehre enge Pforten in die Hallen des katholischen Gottesdienstes. Das ist einen Sonntag wie den andern. Viele halten diese Unsitte theils für Gewohnheit, theils für Schaulust; ich aber erkläre sie für poetischen Sinn. Die Dresdner betrachten gleichsam die süßen Klänge der Hof-Kapelle, den Weihrauch, die flammenden Altäre, die Meßgewänder, den königlichen Hofstaat als poetisches Desert auf die prosaische Hausmannskost des protestantischen Gottesdienstes. Während dieser Revue befleißigt sich jeder Fremdgläubige, sein Gesicht in so ernsthafte Falten als möglich zu legen, denn ein katholischer Kirchenportier mit einem Riesenstocke, worauf ein Riesenknopf sitzt, geht fortwährend auf und ab, und stellt, ein zweiter Lavater, Beobachtungen über die Physiognomien der eingedrungenen Fremdlinge an. Bemerkt er ein verdächtiges Zucken um den Mundwinkel, das auf ein Lächeln hinzudeuten scheint, so wird der Ungläubige sofort aus der heiligen Gemeinde deportirt.

Die Dresdner wissen eigentlich gar nicht, wie gut sie es Sonntags haben. Kaum ist der katholische Gottesdienst zu Ende, so will es ein gütiges Geschick, daß die Wachtparade en grande tenue die Elbbrücke daher kommt. So bekommt der Dresdner während des Sonntags Vormittag allein viererlei Musik zu hören: erst protestantischen Orgelklang, dann in der katholischen Kirche eine Messe von Naumann, Mozart u. s. w., später Wachtparade, Rossini, Auber, zuletzt Strauß und Lanner.

Alle Sinne sind befriedigt bis auf den Geschmack; darum gehen jetzt die Dresdner zu Tische. Ein ansehnlicher Theil derselben hat die katholische Kirche in die Schanze geschlagen, und die Befriedigung genannten Sinnes durch ein Frühstück in den zahlreichen Restaurationen sich bereits früher angelegen seyn lassen.

Des Sonntags speist man in der Regel etwas früher, als gewöhnlich, um den Nachmittag zu verlängern. An Wochentagen dinirt der Handwerksmann um zwölf Uhr, der Beamte um ein Uhr; die Aristokratie, welche weniger arbeitet und daher weniger Appetit verspürt, noch später.

Ich komme zum Nachmittage. Ein heitrer Sonntag-Nachmittag findet Elbflorenz sehr verödet:

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle an's Licht gebracht.

Wer zählt aber die Abzugskanäle, groß und klein, welche die Elb-Florentiner dieß- und jenseits des schönen Elbstroms, im Thale und auf den Bergen gastlich aufnehmen? Um nicht allzu weitläufig zu werden, beschränke ich mich auf die drei Haupthafen: den **Großen Garten**, das **Linke'sche Bad** und den **Weinberg des Lord Findlater**.

Da kann man denn deutlich erkennen, daß sich an Tagen des Herrn die Demokratie hinsichtlich der Aristokratie in bedeutender Avantage befindet. Während in Wochennachmittagen Bürger- und Beamtenstand in Werkstätten vergraben, hinter Gittern und Akten verschanzt, ihr täglich Brod verdienen, promenirt die haute-volée behaglich die geräumigen Spaziergänge der obengenannten Vergnügungsorte auf und ab; Sonntags hingegen, die Uebermacht der Gegnerin erkennend, macht sie freiwillig Platz und zieht sich in beschauliche Einsamkeit auf ihre Villen und Sommerwohnungen zurück. Aus derselben Tasse aber, die Tags zuvor von hochadlichen Lippen geweiht worden, schlürft des Sonntags die Bürgersfrau mit vieler Behaglichkeit ihren Kaffee.

Dieser Sieg des demokratischen Elements trat besonders zur Zeit der Revolution 1830 auf dem Linke'schen Bade hervor. Als noch Charles Dix wohlbehalten in den Tuillerien saß, saß auch die Dresdner Noblesse wohlbehalten am Sonntag Nachmittag auf dem Bade; kaum daß es der kühnste Tierspartie wagte, in der heiligen Nähe Platz zu nehmen; die Bourgoisie aber, worunter selbst mancher Doktrinär, zog ehrfurchtsvoll und resignirend am Gartengitter außerhalb vorüber. Die Menge wiehernder Excellenzen im Hofraume reichte hin, die Dresdner Bürgerschaft in respectvoller Entfernung zu halten. Da fiel Charles Dix, die französische Pairsschaft verlor ihre Erblichkeit und die Dresdner ihre Sonntagsitze auf dem Bade.

Als nämlich nach dem tumultarischen 9. September 1830 im Königreiche Sachsen Alles darunter und darüber ging, ward in mehren Schneidern die volkssouveraine Idee rege, den Sonntag Nachmittag ihre Flasche Weißbier ebenfalls auf dem Bade auszustechen. Sie führten diese Idee auch wirklich aus, faßten jedoch im Anfange bescheiden nur in dem entferntesten Winkel des Gartens Posto, wo man von der Musik wenig oder gar nichts vernimmt. Im Mittelpunkte thronte noch die haute-volée in Menge. Als jedoch die ehrlichen

Handwerker in ihrer Ferne, troz der gespannten Aufmerksamkeit, von den schönsten Ouvertüren nicht einen Takt verstanden, sprachen sie: Wir haben unsern Conzertgroschen so gut bezahlt wie die andern Leute, laßt uns näher rücken; und sie rückten näher. Den nächsten Sonntag avancirte man noch einige Tische der Musik näher. Ein großes Beispiel weckt Nacheiferung, bald folgten den Schneidern die Nichtschneider; und in nicht langer Zeit war Noblesse und Tierspartie von den Dresdner Gewerben cernirt. Jetzt erfolgten Massenangriffe. Die gröbern Gewerbe drängten die Schneider, diese den Tierspartie, dieser die haute-volée.

Quel horreur! tönte es bei dieser trostlosen Lage der Dinge von schönen hochadeligen Lippen. Die Equipagen fuhren vor, die Damen stiegen ein, die Cavaliere folgten, und unter dem Aufspielen der Marseillaise, die damals häufig executirt ward, fuhr die Noblesse auf und davon. Sie hatte auf dem Bade ihren zehnten August erlebt, der sich von dem Pariser indeß dadurch unterschied, daß es ganz und gar nicht blutig herging, sondern höchst friedlich durch bloße Occupation einiger Tische von Bürgersleuten und man hatte wohl noch nie eine so humane Revolution erlebt.

Seitdem hat sich ein Juste-Milieu-Publikum gebildet aus dem Beamten- und dem gebildeteren Bürgerstande, der weniger gebildete hat sich aber nach Expulsion der Aristokratie wieder zurückgezogen, weil's ihm noch nicht volkssouverain genug herging. Die Poesie verlor aber, wie dieß nach jeder Revolution der Fall ist. Vergebens sucht jetzt Sonntags der Blick nach jenen zarten, unnahbaren, vornehm-schönen Frauen und Mädchengestalten der gebenedeiten Aristokratie.

Es ist übrigens sehr parteiisch, wenn man den Kastengeist dem Adel allein Schuld gibt. Der Bürgerstand ist nicht besser, wie überhaupt die Absonderungssucht allen Deutschen im Blute liegt, von Jugend auf und immerdar. Der Quartaner sieht den Quintaner, der Tertianer den Quartaner u. s. f. über die Achseln an. Dieß finden wir wieder in den hundert Abstufungen des geselligen Lebens. So mag der Schreiberjüngling, der Sonntags auf dem Bade als Guerilla (denn wie dieser stillt er aus anerkennungswerthen Gründen seinen Appetit mit Cigarren) hoffärtig auf und absteigt, von dem Großen-Garten-Publikum, wo die Demokratie um einen Grad reiner ausgeprägt ist, Nichts wissen, weil es ihm da „zu gemischt“ hergeht.

Das Linkesche Bad liegt ungefähr zehn Minuten von der Neustadt an der Elbe. Der Garten ist geräumig und die Lage angenehm. Im Vordergrunde der sanfte, glatte Spiegel der Elbe. Darüber hinaus in der Ferne die blauen Wolken der Böhmischen Gebirge. Zur Linken

die Loschwitzer Weinbergkette mit ihren vielen freundlichen Villen und Lusthäusern und zur Rechten Elbflorenz mit seinen Thürmen aus den Wellen der Elbe hervorsteigend. Das Musikcorps sehr vollständig, executirt prompt, das Repertoir geschmackvoll. Die Bewirthung kann trotz Revolution und Konstitution das aristokratische Blut noch nicht verläugnen, sie ist vornehm-nachlässig; das Geschirr alterthümlich, das heißt, häufig defekt und gekittet. Eßwaare und Getränke theuer und schlecht. Ein Baier würde nach dem Ersten Schluck Badebier sogleich in tiefe Melancholie versinken.

Das sogenannte Findläters, ein Weinberg, ehedem dem Lord Findlater zugehörig, gewährt eine noch schönere Aussicht über das Elbthal als das Linkesche Bad. Die Entfernung von Dresden beträgt eine halbe Stunde und wird meist im Wagen zurück gelegt. Das Publikum ist hier um einige Grade feiner gemünzt, als das vorige. Bürgerstand findet man wenig vor, meist Beamte und Kaufleute. Die Noblesse hat hier ihre äußersten Vedetten postirt, die sich jedoch sogleich zurückziehn, so bald Demokratie im Anzuge.

Die Hauptwirthschaft des Großen-Gartens, eines umfangreichen Parks, dem Leipziger Rosenthal ähnlich, tausend Schritt von Dresden, ist, wie schon erwähnt, der dritte große Versammlungsort der Dresdner an Sonntagen. Der mittlere Bürgerstand bildet hier die Majorität.

An den genannten Orten bewegt sich das Gespräch größtentheils über Stadtneuigkeiten und Stadtklatschereien. Dem Beamten bieten die Angelegenheiten seines Kollegiums, die Familienverhältnisse seiner Vorgesetzten mannigfachen Stoff zur Unterhaltung; den Theaterabonnenten das Theater. An den Familieninteressen des regierenden Hofes nimmt der Dresdner stets regen Antheil. Politisirt wird jetzt weniger. Eisenbahngespräche sehr beliebt. Die Konversation über innere Landesverhältnisse hat der achtzehnmonatliche sächsische Landtag den Dresdnern ziemlich verleidet.

Wahrhaft schöne Frauen und Mädchen findet man fast gar nicht und erscheint je einmal hier und da eine solche Wunderblume, so gehört sie gewiß fremden Himmeln an. Sonderbar, Dresden leidet jetzt sogar Mangel an den sogenannten Stadtschönheiten, die man doch in jeder Stadt vorfindet. Fragt man einen Damenkundigen Dresdner nach den schönsten Mädchen, so ist die Antwort unbestimmt, er schwankt selbst im Ungewissen und bezeichnet höchstens diese oder jene nach individueller Ansicht. Hübsche Gesichter sind übrigens nichts Seltenes; doch ohne charakteristische Merkmale; diese verschwimmen im Genus, ohne auf dem Individuum hervorzutreten. Nur darin findet unter den

Dresdner Schönen Ensemble statt, daß sie einer blühenden Gesichtsfarbe entbehren. Die Hauptfarbe der Haare ist dunkelbraun; Blondinen nicht häufig.

Die Dresdner Damen kleiden sich nicht geschmacklos; aber auch nicht geschmackvoll. Ihre Kleidung sitzt nicht. Ich weiß nicht, ist es Bequemlichkeit oder Mangel an Nettigkeitsinn, aber die Kleidung hat etwas Eingemummtes, Wickelkindmäßiges, was dem schönsten Wuchse jenes reizende, blumenhafte Schwanken benimmt. Dabei Krausen, wo sich's thun läßt. Ueberall guckt's bauschig hervor. Ein krausenloser Hals ist eine Seltenheit. Dresden ist das Land der Krausen.

In der Unterhaltung zeigt sich die gebildete Dresdnerin mehr gemüthvoll als geistreich, doch ist sie nicht ohne Naivität und Mutterwitz. Die Lectüre überschreitet, mit Ausnahme Schillers, selten die Novellisten der Abendzeitung.

So wie der Abend naht, zieht die Bevölkerung Dresdens in ihr großes Hauptquartier zurück. Die Straßen der Stadt sind belebt von den Heimkehrenden. Mancher Familienvater, bevor er »heureux au sein de sa famille«, findet es rathsam, einen Schlaftrunk in der gewohnten Taverne unter Geistesverwandten zu sich zu nehmen. Doch um zehn Uhr ist's so ziemlich schicht, und wenn der Feuerwächter in's Horn stößt, sind die Straßen still und verödet. —

Wohlweislich hab' ich als Aufschrift dieser Mittheilung gesetzt: „Der Sonntag in Dresden“ und nicht: „Ein Sonntag in Dresden“; denn so wie an dem beschriebenen bewegt sich das Leben an allen vom Kalendermann roth angestrichenen Sonn- und Festtagen, Jahr aus Jahr ein, und selbst die mannigfachen Revolutionen und politischen Stürme, welche in letzteren Jahren über Dresden dahin brausten, haben einen merklichen Unterschied nicht zurückgelassen.



Reise in Norwegen.

Von de la Boulaye.

Zweiter Artikel.

Da das Gerücht von unserer Ankunft sich in dem Thal verbreitet hatte, so erhielten wir am folgenden Tage mit Aufgang der Sonne schon zahlreiche Besuche. Ein großer Theil der Bevölkerung von Ingolstand hatte sich vor unserer Thür versammelt; sie waren Alle neugierig, Franzosen zu sehen. Ich hatte aber die Kränkung, ihre getäuschte Erwartung auf den Gesichtern zu lesen; sie glaubten wahrscheinlich, mich mit einem großen Säbel bewaffnet zu sehen und mit einem fürchterlichen Schnurrbart gleich einem wahrhaftigen Menschenfresser; ein Franzose mit einem Stock in der Hand und einem Strohhut auf dem Kopf schien ihnen wahrscheinlich seines Namens unwürdig. Die Unterhaltung begann wie die des vorigen Tages; ich mußte durch den Dollmetsch tausend Fragen über Napoleon beantworten: ob es denn wahr sey, daß seine Generale alle den Rang der Könige gehabt hätten; ob sein Sohn nicht gleich bei der Geburt zum Pabst ernannt worden wäre; ob die Engländer nicht Napoleon in einem Kerker aufbewahrten, der hundert Fuß tief in den Felsen gegraben sey, und nunmehr fälschlich das Gerücht seines Todes verbreiteten, welches einer Nation ganz würdig wäre, die Copenhagen verbrannt hatte; alle diese naiven Fragen bewiesen uns, wie weit dieser große Ruhm sich verbreitet hatte, da er selbst, wenn auch ziemlich entstellt, bis in die Central-Alpen Norwegens gedrungen war.

Wir setzten uns in Marsch nach dem Flusse hin, und folgten seinen Ufern, um zu dem Katarakt zu kommen, dessen Geräusch von Zeit zu Zeit zu uns drang, obgleich wir noch zwei Stunden davon entfernt waren. Der Strom zeigte den größten Charakter; bald dehnte er sich in weiten grünen Betten aus von ungeheurer Tiefe, bald stürzte er über Felsenblöcke, bald wühlte er sich durch stille Grotten, wo sein schwarzes Wasser unbeweglich zu schlummern schien, dann kam er schaumbedeckt wieder hervor und brüllte zwischen den Massen, die sich seinem Laufe entgegenstellten.

Bald wurden wir jedoch gezwungen, seinen Lauf zu verlassen; seine Ufer wurden unersteiglich, denn sie erhoben sich, wie eine hohe Mauer, woran eine Eidechse nicht würde haften können. Ich erstieg eine von den Seiten des Hügels, um meine Gefährten einzuholen, die vor mir gingen. Je höher ich stieg, desto weiter wurde die Scene, und die Berge wurden höher. Kahle Pics erschienen auf allen Seiten, gleichsam als Rahmen, zu dem frischen Thale. Gusta Field überragte sie alle mit seinem ewigen Schnee. Der schmale Weg schlängelte sich anmuthig durch Gärten, Rasenplätze, Hanf- und Gerstenfelder und gemalte Häuser, in jedem Augenblick durchschnitten von schnellen Flüßchen, die sich mit ihrem Geräusch und ihrem Schaume unter Grün verloren. Ein Gießbach kam vom Gipfel des Gebirges aus einer Höhe von zweitausend Fuß herab. Er bildete nicht einen einzigen Fall, sondern hundertfältige Cascaden, eine jede von fünfzehn bis zwanzig Fuß, welche aus der Ferne einer einzigen Wassersäule glichen, die unbeweglich mitten im Grünen stand. Dieser Bach wird Barroe-Elv genannt, und fließt in den Strom, den wir unter uns erblickten, wie eine glänzende Linie. Er heißt Moan-Elv, d. h. Wasser des Mondes. Er verdankt diesen Namen dem Katarakt, durch den er entsteht, und auf den wir nun losgingen. Er scheint wirklich vom Himmel zu strömen, und dieser Gedanke mußte bei den Einwohnern des Thals entstehen, da sie die hohen Seen nicht kennen, denen er entströmt. Der Pfad hing im Zickzack an dem Abhange des Berges und war kaum sichtbar. Einige unregelmäßige Spuren, bald steigend bald sich senkend, fanden wir mitten unter Haidekraut und Zwergtannen. Ich hörte lange schon ein immerwährendes dumpfes Geräusch, das mir die Nähe des Katarakts anzeigte, ohne daß ich ihn sehen konnte. Das Donnern der Wasser wurde durch das Echo vervielfältigt, und schien nun von allen Seiten zu kommen; ich war ganz umgeben von diesem furchtbaren Getöne, gleich wie die tropischen Orkane, die zu gleicher Zeit aus allen vier Punkten des Himmels blasen. So ward ich vorbereitet zu dem großen Schauspiel; das mich erwartete, und ich fürchtete schon, daß es mich nicht befriedigen würde; allein es überstieg meine kühnsten Träume. Eine Felsenwand entzog mir den Katarakt; jetzt schwand der Vorhang, und ich umfaßte mit einem Blicke die prächtigste Scene, die man sich denken kann. Vor mir öffnete sich ein Schlund ungefähr tausend Fuß tief; die Seitenwände fielen jäh ab, manchmal überhängend, schwarz wie Dinte und glänzend von einer immerwährenden Nässe; sie senkten sich unregelmäßig, von ungeheuren Spaltungen durchzogen, von dem Gipfel in Licht gebadet bis zu der Tiefe in Nacht und Dunst getaucht. Die Höhe des Abgrunds mochte ungefähr fünfzehnhundert Fuß seyn, und seine Breite zwölfhundert. Uns gegenüber waren zwei ungeheure Furchen in diese Riesenmauer ausgehöhlt; aus der Linken quoll der Fluß hervor, der alsbald keinen Grund mehr fand und nun senkrecht einen siebenhundert Fuß tiefen Fall that, und sich in eine ungeheure Schaummasse auflöste. Der Druck der Luft war so stark, daß der Dunst aus dieser ersten Spalte getrieben nicht seitwärts hinaufsteigen konnte, wie dies bei Wasserfällen gewöhnlich ist; er wurde bis zu der andern Vertiefung gedrängt,

und da er hier keinen Widerstand hatte, so stieg er wie eine weite Säule von weißem Rauch in die Höhe, füllte die ganze Tiefe des Felsens, und erhob sich noch über denselben. So sah man gleichsam zwei Katarakte, den einen herabfallend, den andern hinaufsteigend; der erstere zeichnete sich prächtig in seiner glänzenden Weiße auf den schwarzen Basaltwänden, die ihn einschlossen; der zweite, nicht minder weiß, aber unbestimmter, verbarg sie bald, oder ließ sie sehen, je nachdem der ewige Wirbelwind, der hier herrschte, ihn mehr oder minder bewegte, bald schwang er sich zu den Wolken auf in glänzenden Regenbogenfarben; bald, vom Winde niedergedrückt, umschleierte er, wie ein Nebel, den furchtbaren Anblick des Schlundes. Unten in der Tiefe herrschte eine Wasserhölle, ein unbeschreibliches Chaos aus Schaum. Die Wassertheile, welche dieses große Bassin ausfüllten, hatten keinen Augenblick Ruhe; diese ganze Masse wurde aufgewühlt von der Masse, die von oben kam. Sie kochte in ihren Ufern, wie ein wildes Meer, das einen Ausweg sucht. Da sie so durch die Luft, die sie empfing, ihr Volumen verdoppelt hatte, da sie nur noch Schaum war und noch kein Wasser, stürzte sie sich so schnell, wie die Cascade selbst, durch eine enge Spalte der Felsen, und lief fast eine halbe Stunde, gleichsam erschreckt von ihrem Sturze, ohne ihre schöne natürliche grüne Farbe wieder anzunehmen. Die ganze Wassermasse war ungefähr so stark, wie die des Rheines bei Schaffhausen, obgleich wir in der trockensten Jahreszeit uns befanden.

Man stelle sich nun vor, wenn es nach diesen schwachen Worten möglich ist, welch' ein schreckliches Schauspiel wir erblickten, und verbinde das Schrecklichste, was man jemals sah, das Entsetzlichste für die Sinne und zugleich das Betäubendste, und man wird nur eine sehr unvollkommene Idee von diesem großen Katarakt haben, den man Riukan=Fossen nennt, d. h. Nebelfall. Dies allein entschädigt für die Reise nach Norwegen. Kein anderes Land kann größeres hervorbringen; es müssen Schweizer=Alpen unter scandinavischer Breite seyn. Alle übrigen Wasserfälle in Europa sind es nicht werth, neben diesem erwähnt zu werden. Der Rheinfall bei Laufen hat dieselbe Wassermasse, aber er fällt nur sechszig Fuß hoch; in Norwegen hätte er keinen Namen. Der Niagara, von einer ungeheuren Ausdehnung, ist nicht hoch. Die Cascaden des Gotha bei Gothenburg und der Glommen bei Christiania sind nur große Sturzbäche. Ein einziger Katarakt in Norwegen ist dem beschriebenen zu vergleichen, nämlich der Voring=Fossen in der Provinz Bergen.

Indem wir vorsichtig den Rand des Abgrunds umgingen, um den Sturz von verschiedenen Seiten zu betrachten, fanden wir eine kleine Plateform des Felsens, die über dem Schlunde ragte, wie ein natürlicher Balkon für neugierige Zuschauer. Der Rand war nur vier Fuß breit, und wir legten uns, Einer nach dem Andern, auf den Stein. Unsere Führer standen hinter uns, und hielten uns bei den Füßen. Indem wir den Kopf über den Rand hinaus legten, sahen wir uns über dem Abgrund schweben. Wer in dieser Lage keinen Schwindel empfand, darf annehmen, daß er für immer davon befreit seyn wird; ich habe nie etwas Schrecklicheres gesehen, als diesen großen,

kochenden Kessel, der in seinem ewigen Zorn seine Granitwände peitschte und zu verschlingen drohte. Der Krater eines Vulkans, voller Laven, gibt nur eine unvollkommene Idee davon; es war das lebendigste Bild der Hölle, d. h. einer immerwährenden Qual und einer unauslöschlichen Wuth. Jeder Körper, der in diesen Schlund hinabgeworfen wurde, war sogleich in Atomen und unkenntlichen Theilchen zerstückt, wie Leinwand oder Wolle unter den Hämmern einer Papiermühle. Um längs dem Abgrunde zu dem hohen Gipfel zu gelangen, von dem das Wasser sich herabstürzt, verfolgt man einen sehr gefährlichen Pfad, von dem ich einem Jeden abrathe, nachdem ich ihn selbst zurückgelegt; der Maler folgte mir, der Offizier blieb zurück. Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als wir unsere Schuhe ausziehen mußten, um uns mit den Zehen in den Felsenritzen anzuhalten, die nur einige Zoll Breite hatten.

In dem Augenblicke, als wir uns mit den Händen an einige spärliche Gesträuche hielten, auf einer glatten Wand von einer Neigung von fünf und vierzig Graden, da dachte ich an meine Mutter, und bereute es, so weit vorgegangen zu seyn; aber die Gefahr war zu groß, um denselben Weg hinabzuklimmen. Wir mußten bis zu einem besseren Pfade hinaufklettern, und dann glaubten wir genug für unsern Ruhm gethan zu haben, und kamen an den alten Platz zurück. Sobald wir das flache Erdreich unter unsern Füßen spürten, empfanden wir die Freude des Schiffers, der dem Sturme entkam. —

Dieser Pfad heißt der Marienweg. Er hat seine Sage, wie die meisten gefährlichen Pfade der Alpen.

Ein Mädchen aus Gusta-Thal war die Braut eines Schäfers aus den oberen Thälern; die Liebenden mußten, um sich zu sehen, über diesen gefährlichen Weg klettern, und damit die Gefahr wie ihre Liebe gleich sey, legten sie ihn, Eins um das Andere, zurück, wenn sie zum Stelldichein gingen. Als Maria einst lange den jungen Schäfer vergebens erwartet hatte, entschloß sie sich, den Pfad zurückzulegen, obgleich es dieses Mal ihre Reihe nicht war. Wie sie an den schwierigsten Punkt des Passes gekommen war, gewahrte sie ihren Geliebten, einem Bären gegenüber, der, mit seinen Krallen an dem Felsen hängend, fest entschlossen schien, die Passage nicht frei zu geben. Alle drei sahen sich eine Weile unverrückt und ängstlich an, wie Leute, welche es wissen, daß ihr Leben nur an einem Faden hängt. Der Bär entschied sich zuerst; er langte mit der einen Tatze vorwärts, dann mit der andern, und näherte sich dem jungen Menschen, um ihn durch seine Masse hinunter zu drücken, dieser aber zog sein Messer, und, indem er sich mit der einen Hand an einem Heidelbeerbusch festhielt, stieß er mit der andern nach seinem Feind. Der verwundete Bär machte einen Satz, der ihn in den Abgrund hinabgeschleudert haben würde, aber seine Krallen waren in den Felsen gefahren und dort stecken geblieben. Er riß sie heraus, und stürzte sich nach der Seite, wo Maria stand. Umsonst wollte die Unglückliche fliehen, umsonst heftete sie sich an den Felsen, und schrie laut, um das wüthende Thier aufzuhalten; der Bär kehrte sie weg

von seinem Pfade, als wäre sie ein Strohhalm gewesen. Ich schäme mich fast, zu sagen, daß der junge Mensch nicht daran dachte, sich ihr nachzustürzen; er that mehr. Er tödtete den Bären, verkaufte sein Fell, und ließ für das Geld Messen für seine Braut lesen; denn dieß hatte sich noch vor der Reformation zugetragen.

Der Fall des Rinkan-Fossen kommt aus einem großen See, der auf einem hohen Plateau liegt. Wenn man auf den Gipfel der Fields steigt, findet man zehn solcher Seen über einander, von denen einer in den andern fällt, und die fünf bis sechstausend Fuß über dem Ocean liegen. Bäume findet man hier nicht mehr, sondern nur Rennthiermoos und Schnee. Alle Seen wimmeln von Forellen. Um sich zu erklären, wie diese Fische hier über den Katarakten leben, muß man annehmen, daß alle Theile der Erde und des Wassers gleichzeitig bevölkert worden sind, denn es ist keine Verbindung möglich zwischen den untern und obern Bassins. Der See, aus dem sich der Rinkan-Fossen ergießt, liegt dreitausend Fuß hoch über dem Meer; sein Anblick ist finster und monoton; an seinem Ufer liegen einige Häuser, und er wird von Fischern befahren, die sich sehr in Acht nehmen, der Mündung sich zu nähern. Schon eine Viertelstunde oberhalb des Falles ist die Strömung so heftig, daß man ihr unmöglich widerstehen kann. Jedes Schiff, welches bis dahin gerathen würde, wäre unwiderbringlich verloren, da die Felsen von beiden Seiten ungeheure Zacken bilden.

Es sind drei Jahre, als zwei Schiffer auf dem See fuhren, und sich der leichten Strömung überließen; sie hatten abgemacht, abwechselnd zu wachen, aus Furcht, sich dem Sturze zu nähern, aber der Eine, dessen Reihe zu wachen war, ward schläfrig, und der Andere erwachte plötzlich durch die heftigere Bewegung des Schiffes, und bemerkte, daß es zu spät sey, es aufzuhalten. Die am Ufer Stehenden sahen, wie er im unwillkürlichen Zorn sein Ruder erhob, um den Unbesonnenen zu erschlagen, dessen Schlummer ihr Verderben herbeiführte. Ich hoffe, daß Gott ihm diese böse Handlung vergeben haben wird. Er hatte nicht Zeit, sie zu bereuen; das Schiff trieb davon, wie ein Pfeil. Einen Monat nachher fand man einige Trümmer gemalten Holzes in dem See von Tind. Man dachte nicht daran, die Körper zu suchen.





F e u i l l e t o n.

Kleine Zeitung.

Weimar, im September.

Der Großherzog ist von einer längern Erholungsreise, die er mit geringer Begleitung und incognito unter dem Namen eines Grafen von Altstädt nach den Rheingegenden, insbesondere nach Baden-Baden unternommen hatte, seit wenig Tagen zurückgekehrt. Die inzwischen eingetretene Ruhe des Schlosses benutzte die allverehrte Großfürstin, um in Gesellschaft des hoffnungsvollen, eben erst von Italien heimgekommenen Erbgroßherzogs, eine Gegend ihres Landes zu besuchen, die obgleich der Residenz nahe, doch noch nie der persönlichen Gegenwart der Fürstin sich erfreut hatte. Die guten Landleute waren darüber außer sich vor Freude, sie küßten den Saum ihres Kleides, sie sangen, sie jubelten, sie tanzten, und behingen ihren Wagen mit dem frischesten Schmucke ihrer Wiesen, ihrer Felder. Eine segenspendende Göttin begrüßte sie ihr treues, dankbares Volk. Muthiger bäumten sich ihre sechs Hermeline, als sie den mit Blumengewinden geschmückten Wagen bis in die Wilhelmsburg zurückführten. — Die mütterliche Einsamkeit wurde auf einige Tage sehr angenehm unterbrochen durch die Anwesenheit der edlen Tochter, Prinzessin Marie, und ihres Gemahls, des Prinzen Karl von Preußen.

Den ganzen Monat August hindurch hatte unser Hoftheater noch Ferien. Und fehlt in Weimar das Theater, so fehlt der Centralpunkt aller Salonunterhaltung, man könnte sagen, der Kern alles öffentlichen Lebens.

Um politische Dinge bekümmert man sich wenig. Kaum vermochte der große Proceß Frankreichs nur einigermaßen die Aufmerksamkeit zu fesseln; selbst Fräulein von Morell's unseliges Geschick und die Pariser Höllenschüsse waren nur auf kurze Zeit Tagesgespräch, und zwar mehr der Damen bei der Toilette, als der männlichen Bevölkerung. Mögen die ein und dreißig Volksvertreter das Wohl des Staates berathen, so gut sie können, um neuer Institutionen willen streiten und grämen die Uebrigen sich nicht. Und wenn auch wirklich ein regeres politisches Streben wünschenswerth erschiene, hätten wir kleineren deutschen Staaten nicht Grund genug, im Vergleich wenigstens mit Frankreich, uns nicht zu betrüben? Besitzen wir nicht individuelle und administrative Freiheit in einem Maaße, wie sie Frankreich mit seiner Bürger Blute noch nicht erkauft hat? Die Saaten

unserer Felder, unserer Wissenschaften grünen und blühen, und jede selbst kleine Stadt Deutschland's ist ein Feuerheerd deutscher Bildung, deutscher Sittlichkeit. Und darin besteht unser Vorzug, unsere Kraft, unsere Uebermacht und — Ruhe.

Weimar's Konstitution ist eine der ältesten im deutschen Bunde. Wenn die Konstitution die Blüthe des öffentlichen Lebens, bürgerlicher Bildung und edlen Gemeinsinnes seyn soll; so war es gewiß nicht Fehlgriff des kunstgeübten Gärtners*), der sein Leben lang die Natur zu seinem Lieblingsstudium gemacht hatte, daß er das edle Pfropfreis auf alternden Stamm gesetzt hatte. Aber der Boden war nicht empfänglich genug, der Nordwind wehte manche schöne Blüthe herab, die Frucht wurde keine vollsaftige, in's Leben und Wirken des gesammten Volkes übergehende. Nur die Vertreter scheinen wahrhaft betheiligt, wenn auch bei schäumendem Deckelglas so mancher Bürger kannegießert, und die gute Dorfzeitung in Hildburghausen den Bauern noch so viele Ehrenkreuze errichtet und Sterne über ihnen aufgehen läßt. Die größere Masse des Volkes vermag sich nicht über kleinliche, persönliche Verhältnisse zum Blicke auf das Ganze zu erheben. Selbstliebe und Eigennutz sind die gefährlichen Klippen, an denen die besten konstitutionellen Staatsflaggen Deutschlands noch lange hängen bleiben werden. Hier konnte selbst Carl August nicht durchdringen.

Eine der auffallendsten Erscheinungen im öffentlichen Leben Weimar's ist dagegen die große Menge geselliger Vereine, nicht politischer oder sonst allgemeiner Natur, sondern zutraulicher Unterhaltung und gemeinsamer Freude. Das größere Ganze der Stadt hat sich hier auf ächt nationale Weise in kleinere Kreise zertheilt, und wie dieß hiebei ganz natürlich ist, es gesellt sich immer gleich und gleich, d. h. der Unterschied der Stände ist das theilende Prinzip. Wer aber in keinem der städtischen Vereine sich gefällt, der begibt sich auf irgend einem der benachbarten Dörfer unter die republikanische Fahne der Bier-Stammgäste. Diese Stammgäste bilden nach und nach eine kräftige Kolonie, ein freies Nordamerika, nach dem sie alltäglich auswandern.

Die älteste und ehrwürdigste unter allen diesen Gesellschaften Weimar's ist der Verein der Stahl- und Armbrustschützen. Wilhelm Tell ist ihr Schutzpatron; sie besteht bereits seit mehren hundert Jahren. Wackere Handwerker stifteten sie, nicht allein zur Lust, sondern zu kräftiger Kampfübung. Carl August war ihr treues Mitglied, darum errichteten diese braven Bürger dem geliebten alten Herrn ein schönes Eisenguß-Denkmal mitten in ihrem Garten, das einzige Bild des unsterblichen Fürsten, das in seinem Lande frei unter Gottes Himmel steht. Auch in diesem Jahre feierten die Armbrustschützen ihr dreitägiges Scheibenschießen, zu welchem sie die gesammte schöne Welt Weimar's eingeladen hatten. Wohl selten erblickt man einen so unabsehbaren Damenflor, als bei diesem Feste, beisammen. Kletterstangen mit Bändern und Würsten geschmückt, Karussells für die Jugend, Hahnenkämpfe, Lottobuden, Tableaus, Mummereien, Possenspiele, Illuminationen und Feuerwerke — Alles zeugte von der sinnigsten Anordnung, von dem freundlichen Geiste, der die Armbrustschützen belebt.

*) Carl August.

Hierdurch trat denn das solenne Vogel- und Scheibenschießen der städtischen Büchsenschützen bedeutend in den Hintergrund. Von jeher ist dieses eigentlich Weimar's größtes Fest, und auf die Masse des Volkes berechnet. Es dauert fast vierzehn Tage. — Die Sitte des Schießens nach dem Vogel ist in Deutschland wohl volksthümlich zu nennen; es gibt keine kleine Stadt, die nicht auch ihr eigenes Vogelschießen hätte; alle Welt freut sich das ganze Jahr hindurch schon im Voraus auf diese Genüsse. Das Weimarer Schießen ist aber in der ganzen Umgegend das beliebteste, das besuchteste. Seine reizende Lage und Oertlichkeit sichert ihm den ferneren Bestand. Nicht weit von der stillen Ilm entfernt, in der Nähe eines duftigen, schattigen Wäldchens bei der Stadt, dehnt sich eine dreifache prächtige Lindenallee aus, an deren äußerstem Ende das geräumige Schützenhaus in elegantem Styl mit doppelter Säulenkolonnade prangt. Der ganze Platz ist mit wohlgezimmerten Holzbuden jeglicher Form übersäet, einer kleinen Stadt, in der nun Seiltänzer, Kunstreiter, Optiker und Kopfabschneider, Hunde- und Katzentheater ihr buntes Wesen treiben. Schallende Musik ertönt aller Orten. Von den kleinen Pavillons und Zelten aus übersieht man die wogende Menge. Alt und Jung, Hohe und Niedere genießen dieselben Freuden. Selbst der Hof verschmäht es nicht an dem staubigen Treiben der Menge einigen Theil zu nehmen. Der Handwerker unterhält sich zwanglos mit dem hochadelichen Fräulein, der Hofjunker dagegen und die Offiziere tanzen mit den schönen Töchtern des Schützenkönigs und der Weimarer Nationalgarde. Luftballons, Konzerte und Feuerwerke beschließen auch hier die Feier.

Bei den geringen Anstalten und Mitteln, den musikalischen Kunstsinn zu beleben und zu fördern, mußte es nur allgemein als ein unerfreulicher, unharmonischer Rückschritt erscheinen, wenn kleinlicher Verhältnisse wegen, dem einzigen Stadtmusikus hiesigen Ortes mit seinem Gefolge ein ziemlich ausgedehntes Musikprivilegium für die Stadt Weimar und deren Umgebungen ausdrücklich eingeräumt wurde. Was sollen der schon im grauesten

Alterthume freien Kunst die Fesseln? Warum will man uns diese unschuldigste aller Freuden so spärlich, so spießbürgerlich — krämerhaft nach der Elle zumessen? Die Musik hat die Bürgerjacke der Zünftigkeit angezogen.

Dagegen scheint sich der Geschmack für die bildende Kunst immer freier und kräftiger auch bei uns zu heben. — Die dießjährige öffentliche Ausstellung der Kunstwerke, welche vom 3. September an in den geräumigen Sälen des hiesigen Kunstinstitutes eröffnet wurde, enthält eine nicht unbedeutende Anzahl vorzüglicher Werke der Malerei, Bildhauerei und Zeichenkunst einheimischer und fremder Künstler. Hervorgehoben zu werden verdienen besonders: die Märchenerzählerin von Prof. Hildebrand in Düsseldorf, ein Hirtenknabe bei seinem Frühstück von Merde in München, eine Landschaft bei stürmischem Himmel von Preller in Weimar, eine italienische Landschaft und die Ansicht des Schlosses Donnburg von Kaiser in Weimar, der Hochzeitmorgen im bairischen Hochlande von Petzl in München, endlich der Ritter Toggenburg und seine Geliebte von der Hofmalerin Louise Seidler in Weimar. In der Kreidezeichnung und im Portraitiren übertrifft Heinrich Müller in Eisenach alle übrigen Kompetenten, unter denen Fritz Ries in Jena eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Werke der Skulptur lieferten Rauch und Tieck, David aus Paris, Straube und Angelika Facius in Weimar. Befördert wurde dieser Kunstgenuß durch die auch während der Ausstellung geöffnete nachbarliche Gemäldegallerie des Großherzogs. — Möchte doch diese edle Kunst nicht bloß in die engeren Räume der Gallerie, der Salons gebannt bleiben! Trete sie in volksthümlichen Bildungen der Skulptur, in schönen Denkmalen für Weimars unsterbliche Männer heraus in das öffentliche Leben, und befördere sie so zugleich längst bestehende Pflichten der Dankbarkeit mit ästhetischem Geschmack und der Vaterlandsliebe des gesammten Volkes.

Frankfurt, 16. Oktober.

— Das Museum in Frankfurt wurde am 16. Oktober eröffnet. Dem. Lindner sprach einen sehr langen Prolog, in welchem Einiges vom Taunus, vom Frühling und vom Herbst vorkam und in welchem Hofrath Berly, der die Leadings-Artikel der Ober-Postamts-Zeitung schreibt, beschworen wurde, sich der Poesie zu widmen und die Politik fahren zu lassen. Hofrath Berly las gleich darauf eine »Gedankenlese aus den Briefen der Rahel.« Das ist schon ein Schritt zur Poesie.

— Am 18., zur Feier der Leipziger Völkerschlacht, wird »Angelo, Tyrann von Padua,« auf der Frankfurter Bühne gegeben. Man wird wieder einsehen, daß das Beste zur Darstellung solcher Stücke fehlt, nämlich die Mittel. — Herr Becker hat das Regieamt beim Schauspiel in Frankfurt 14 Tage verwaltet. Als Tyrann von Padua erging es ihm, wie dem seligen Großmann; er schien sich nämlich in den Kopf gesetzt zu haben, er müsse bereits 14 Tage vor dem Stücke im Charakter seiner Rolle fungiren. Das gab zu heftigen Collisionen zwischen ihm und dem Kapellmeister Guhr Veranlassung, die damit endeten, daß Herr Becker erklärte, er werde nur noch den Tyrannen wirklich spielen, und dann, am 18. Oktober, als die Verbündeten auf dem Leipziger Schlachtfelde sangen: »Herr Gott, dich loben wir!« die Regie niederlegen.

— Theodor Mundt war mehre Tage in Frankfurt. Vollständige Aussöhnung zwischen ihm und Gutzkow.

E. —

Literarische Uebersichten.

GEDICHTE
von
Ida Gräfin Hahn-Hahn.
Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835.

* Die Zueignung dieses Bandes heißt »Dir«. Man weiß nicht, Dir dem Leser, oder Dir, der Freundin, oder Dir, dem Geliebten; nach dem Inhalte der Gedichte möchte man eher Letzteres annehmen. Gräfin Ida hat den Honig der Liebe nicht aus einer Blume gesaugt; sie schwärmt im weiten Garten umher, obgleich sie nur Einen jenseits zu finden und sich durch ihn das ewige Leben zur ewigen Seligkeit zu gestalten hofft. In der That man könnte bei so vielfacher Gluth Bange bekommen, nähme die Dichterin in Zwischen-Momenten nicht wieder mit einer Portion stillen Natur oder einem Becher Kreuzbrunnen in Marienbad vorlieb. Sie bekennt, daß sie nicht wisse, wo ihr Meister gelebt, und woher ihr die Schule gekommen — weil eben der Genius vor Andern sie erwählt, müsse sie dichten ihr Leben lang »und finde im Nebel nicht Frieden.« Die Poesie scheint der Gräfin von Hahn-Hahn in Beziehung auf die Schule keine Mühe zu machen, denn sie schwebt hoch über allen Formen in einer licentia plus quam poëtica. Wenn zu ihrem ländlichen Asyle eine so holperige Straße führt, wie zu ihren poetischen Gedanken, so kann die Dichterin ungestört ihren Träumen nachhängen; den Wanderer und den Deklamator möchte ich kennen, der diese Straße betreten und diese Verse lesen würde, ohne zwanzigmal zu straucheln und am Ende, weit noch vom Ziele entfernt, umzukehren.

DIE MUTTER AN DER WIEGE,
nebst Wiegenliedern.
Von
Carl Blumauer.
Altona, bei Carl Aue.

—* Die Ausführung dieser Schrift geschieht in vier Abschnitten: 1) des Weibes Schönheit und Liebe, 2) das Weib als Gattin, 3) das Weib als Mutter und Hausfrau, 4) Die Mutter an der Wiege. Der Zweck ist zart aufgefaßt, die Ausführung im Einzelnen ist nicht durchaus ebenso folgerecht. Die Darstellung geht durch eine Auswahl poetischer Stücke verschiedener Schriftsteller; Blumauer gesellt zu seinen eigenen Geistes- und Gemüths-Blüthen Göthe, Schiller, Raupach und Shakespeare. Es ist schwer, das niedlich ausgestattete Werkchen in die Hände junger Frauen zu geben, weil es nicht überall Probe hält. Schade, daß der Hauch, welcher nach des Verfassers Absicht das Ganze durchwehen sollte, nicht so gehalten ist, wie die empfindlichen Blumenblätter, die er berührt, es erfordern.

— Bei Hoffmann und Campe erscheint in einigen Tagen: Ueber die romantische Schule, von H. Heine. Der Verfasser soll sich darin für die sogenannte »junge Literatur« erklären.

Musik.

Ein polnischer Virtuose auf der Violine, Herr v. Poznanski, macht in Paris Aufsehen, und begibt sich nach London.

— Spontini soll seine „Agnes von Hohenstaufen" für den nächsten Karneval endlich beendigt haben.

Theater.

Stuttgart, 21. Okt. 1833.

* Das recitirende Schauspiel hat im Verlaufe des Monats drei neue Stücke in die Scene gebracht. Einmal: „Haß und Liebe", Lustspiel von Koch nach einer Erzählung von Zschokke. Es liegt im Gange der Welt, daß sich Haß in Liebe und Liebe in Haß verwandelt, nach dem alten Gesetze, daß sich Extreme berühren; es ist eine Alltäglichkeit, die wir nicht auf der Bühne suchen, und — wenn wir sie da finden — so läßt es eben durchaus keinen Eindruck zurück. — Sodann: „Herr und Sklave", Trauerspiel in einem Akte von Zedlitz. Die edle Sprache des Dichters, der ergreifende Eingang, der Schauder erregende Fortbau geben dem Zuschauer Hoffnung auf einen tüchtigen Schlußstein, der dem Gebäude eingefügt seyn soll, — aber, wenn wir mit bebender Brust und zitternden Knien am düstern Mauerwerke hinaufgeklettert sind, so ist es, als ob das Dach heruntergeschlagen würde, eine ganz fremde Gestalt streckte den Kopf hervor, und getäuscht lassen wir die Glieder sinken, und fallen unbefriedigt herab, um langsam und bequem Athem zu holen. Entwürdigende Behandlung reizt den Sklaven zur Rache. Er hat sein Opfer, die Gattin seines Herrn, in den Armen, und zuckt den Dolch nach ihr, und sein Gebieter muß durch das verschlossene Gitter, vergebens um Schonung flehend, zusehen, wie der Sklave wieder zuckt, und die Gebieterin in höhnender Umarmung umschließt. Der Sklave ändert seinen Sinn, schenkt der Herrin das Leben, und ermordet sich, bloß, weil er vergessen hat, daß er Sklave war. Fürchterlich erschütternd war Seydelmann's Darstellung der bis zur thierischen Wuth angewachsenen Rachelust des Mißhandelten. — Ferner: „Cromwell's Ende." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raupach. Ist in den Royalisten der Royalismus so sehr auf die Spitze gestellt, daß Einem das Benehmen der königlich gesinnten Windhams, und das, was sie Alles

sagen, dem leichtsinnigen Stuart gegenüber, wie eine Parodie erscheint, so sieht man sich hier durch die Fußtritte, welche der Lord-Protector aller Freiheit ertheilt, eben auch nicht gerade angesprochen, wenn man Cromwell auch für einen competenten Richter in diesem Kapitel halten mag. — Warum gefällt sich Raupach so sehr, an die Stelle der Handlung Reflexionen zu setzen, und wo eben das Drama in der Handlung begriffen ist, diese durch einen Nachschlag reflectirender Worte wieder zu schwächen? Cromwell's Ende leidet gewaltig an Längen und überflüssigen Scenen, — so hält der Protector eine lange Berathung mit seinen Töchtern, von deren Rath er eine Scene später mit großer Verachtung spricht. So kommt eine höchst langweilige Gerichtsverhandlung, die einer öffentlichen Versteigerung gleicht, um eine Art von Form zu wahren, die man mit zwei Worten als beobachtet andeuten könnte. Ein, Raupach im Allgemeinen anklebender Fehler tritt auch hier wieder hervor, — er stellt alle Personen, dem Haupthelden gegenüber, viel zu niedrig, wodurch dieser durchaus nicht an Kraft der Erscheinung gewinnt. Ein Kind ist leicht zum Wanken und Fallen gebracht. Mann gegen Mann zeigt sich die wahre Größe. Ein tüchtiges Gewicht erhöht den Glanz der Heldenseele viel mehr. Auch dadurch sieht man sich in der Idee, die man sich vom historischen Cromwell zu machen pflegt, gestört, daß er hier unmännlich am Grame über den Verlust einer hingeschiedenen Tochter in das Grab sinkt. Nur zwei Personen im Stücke sind von besonderem Interesse, Cromwell und seine Tochter Elisabeth. Diese stirbt im Wahnsinne, weil ihr Freund und geistlicher Rath durch Cromwell's Willen enthauptet worden ist. — In tief aufregender Wahrheit führte Dem. Stubenrauch ihre Rolle von den zarteren Leiden des Gemüthes bis zu den heftigen, den Geist zerrüttenden Stürmen durch. Seydelmann vollendete ein Meisterbild des Cromwell, was die Außenseite betrifft, und mehr noch, ja mehr vielleicht, als der Dichter für den Protector gethan hat nach den inneren Beziehungen. Die historische Wahrheit bekam durch seine Darstellung erst ein Relief, das wir ohne ihn oft vermißt haben möchten. Mit eherner Kraft hielt er die geschichtliche Ueberlieferung bis zu seinen letzten Momenten aufrecht.

— Dem. Höffert, diese liebenswürdige Priesterin der Grazien und Musen an der Braunschweiger Hofbühne wird sich mit dem Schauspieler Schütz daselbst verehelichen. Ein Meisterschuß dieses Schützen, welchen ich seinem Faust vorziehe.

C. —

— „La Perichole“ heißt ein neues Stück, welches im Palais royal gegeben wird. Die Dejazet spielt darin die Hauptrolle, und die Taglioni gibt ihr Unterricht in einem mexikanischen Pas, welchen sie in dem Stücke zu tanzen hat.

— „Cosimo“ ist eine neue Oper in dem Genre der italienischen Opera buffa, welche in der Opera comique gegeben wurde. Herr Maurice Schlesinger hat die Partitur gekauft.

Bellini's Tod.

Ein fürchterliches Gerücht verbreitet sich seit einiger Zeit über den Tod Bellini's. Der außerordentlich schnelle Verlauf seiner Krankheit, sonderbare Vorsichtsmaßregeln und unüberlegte Redensarten haben einen Verdacht erregt, der aufgeklärt werden muß. Die Trauer um den Verlust des jungen Componisten würde noch schwerer werden, wenn sich die Thatsache bestätigte, daß er vergiftet worden sey.

(Gaz. d. Salons.)

Der General Allard.

In diesem Augenblick erregt Niemand so großes Aufsehen in Paris, als dieser General. Alle Lorgnetten, alle Augen sind auf ihn gerichtet. Allard herrscht in diesem Augenblicke durch die Macht der französischen Kriegskunst über das weite Lahore. Er ist Generalissimus der Armee des Runjet-Sing, der Kaschemirischen Majestät. Ueberall hört man nur von der Urbanität des Generals und von der Pracht der Kaschemire, die er auf die königlichen Schultern der französischen Prinzessinnen ausgebreitet hat. Bis jetzt weiß man aber noch nicht, was Louis Philipp dem General als Gegengeschenk darbringen werde.

Allard ist fünfzig Jahre alt, sein Wuchs ist mittel, sein Gesicht schön; man findet darin einen Ausdruck von edlem Stolze. Beim ersten Anblick wird man von dem asiatischen Typus überrascht, der in seiner Physiognomie sich kund gibt. Er drückt sich zierlich und bestimmt aus, obgleich er stark accentuirt, sein Organ ist angenehm, seine Worte athmen Bescheidenheit.

Er gefällt sich darin, von den entfernten Ländern zu sprechen, die er bewohnt; immer bemerkt man in seinen Erzählungen mehr die Gefälligkeit, seine Zuhörer zu unterhalten, als jene Eigenliebe, die den Reisenden so gewöhnlich ist; dabei fühlt man sich innig überzeugt, daß er nur die Wahrheit spreche. Im J. 1815 verließ Allard Frankreich, und reiste durch Egypten, den Isthmus, Persien und Kabbul.

Der General ist mit einer Verwandten Runjet-Sing's verheirathet, die er während seines Aufenthaltes in Paris in Saint Tropez im Var-Departement, wo er geboren ist, zurückgelassen hat. Sie wünscht sehnlich, nach Indien zurückzukehren. — Die europäischen Sitten beleidigen ihre religiösen Ideen.

Nur mit vieler Mühe hat Runjet-Sing seinem General die Erlaubniß ertheilt, nach Frankreich zu reisen, das dem alten Krieger nach so langer Abwesenheit noch immer theuer geblieben war.

Man sagte uns, daß General Allard manchmal europäisch gekleidet ginge; wir sahen ihn jedoch nur im orientalischen Costüm; es soll ihm schon begegnet seyn, die Truppen des Sultans von Lahore in französischer Generals-Uniform zu commandiren. Vor einigen Tagen wohnte er einer Vorstellung der Oper bei in einer Baignoire des Herzogs von Choiseul. Sein Bart ist acht Zoll lang, an der Wurzel schwarz wie Kohle, ungefähr zwei Zoll, dann immer weißer, bis er zuletzt glänzend

weiß wird. Sein weiter Dollman von carmoisinrother Seide und dessen reiche Verzierungen erregten besonders die Aufmerksamkeit der jungen Tänzerinnen, die mit dem Finger nach ihm zeigten, ihn anlächelten und ihm Grüße zuwarfen, die er wohlwollend erwiderte; wahrscheinlich riefen sie ihm die himmlischen Bajaderen Hindostan's in's Gedächtniß. Man gab den Aufruhr im Serail, dessen orientalischer Zuschnitt ihn erfreute. Sein großer Bart scheint ihm beschwerlich zu seyn, er hindert die freie Bewegung des Kopfes; beim Essen theilt er ihn und befestigt eine jede Hälfte über dem Ohre.

In einigen Monaten will er nach Lahore zurückkehren. Er kam hauptsächlich deßhalb nach Frankreich, um seine Kinder erziehen zu lassen und seinen Verwandten eine beträchtliche Summe zu schenken. Ein Sklave seines Worts, will er jedoch Runjet-Sing nicht verlassen.

Er scheint mit unserer Civilisation zufrieden zu seyn, lächelt jedoch über unsern sogenannten Luxus, den er die Misere des Occidents nennt, wenn er ihn mit dem vergleicht, was er in Indien gesehen.

Der General hat Kanonen für seine Armee in Frankreich gießen lassen, und eine Anzahl von Leuten engagirt, die das Kugelgießen verstehen, um sie in Lahore zu beschäftigen.

Das Veilchen.

In Paris ist im Oktober alles voller Veilchen. Dies Blümchen erscheint dort, wenn alle Blumen bereits ihr Lebewohl sagten. Es ist die Blume der Reichen, die Blume der Armen; die Grisette schmückt damit ihr Corsett; die Dame steckt sie in ihren Gürtel.

Ueberall werden Veilchen ausgeboten; im Palais-Royal, auf dem Boulevard, auf den Brücken, in den Straßen. Ueberall tritt uns das holde Blümchen entgegen; es verfolgt uns in den Omnibus und in das Theater und spricht:

„Nimm mich!“ —

„Ich bin frisch und duftig; ich bin sanft und heiter; ich bin ein Bild des Lenzes im Herbste; ich bin Königin, wenn die Rose ihre Herrschaft niederlegte; kaufe mich um einen Sou!“

„Mich friert; erwärme mich in deinem Busen. Ich bin das Sinnbild der Bescheidenheit, so wie auch der Dankbarkeit; denn ich erfülle den Busen, der mich erwärmt, mit Wohlduft!“ —

Welch' ein reizendes Liedchen könnte man von dem Veilchen singen, von dem was es selbst zu uns spricht in seinem süßen Hauche! —

Mußte ja diese zarte Blume selbst auch historische Bedeutung nach Napoleons Rückkehr von Elba erhalten. Ludwig XVIII. sagte eben so fein als liebenswürdig:

„La violette est comprise dans l'amnistie!“ —

Gesundheitspflege.

Polenta-Chocolade, von dem Pharmaceuten Cadet-Gassicourt verfertigt, wird in Paris jetzt häufig getrunken. Sie ist besonders für Brustübel empfehlenswerth.

Komische Gerichtshändel.

Der Gerichtsdiener ruft: Adelaide Moscau, genannt la Moskowa!

Eine Frau mit einem grauen Schnurrbart, die einem alten bärbeißigen Invaliden gleich sieht, tritt vor, und legt ihre Hand, zum militärischen Gruße, an ihre Haube. „Mit Verlaub, Herr Präsident,“ spricht sie, „ich heiße Blanchard. La Moskowa ist nur ein Zunamen, den man mir gab, weil ich mit dem gewissen Jemand in Moskau gewesen bin, als ich noch beim 4ten Armeecorps stand, jetzt bin ich verabschiedet; ich handle mit kleinen Kuchen.“ (Man lacht.)

Der Präsident. Ihr seyd großer Thätlichkeiten gegen die Person der Frau Dumanet beschuldigt.

La Moskowa. Thätlichkeiten? Daß ich nicht wüßte. Ich weiß von nichts, als von meiner Waare, die ich schon seit zwanzig Jahren vor dem Ambigu-Theater feil halte.

Die Frau Dumanet. Aber das verhindert Euch nicht, arme Leute zu mißhandeln; wie Ihr mich z. B. eine Diebin geheißen habt, und dabei einen Faustschlag auf den Magen versetztet. (Man lacht.)

La Moskowa. Warum habt Ihr mir auch gesagt, daß mich meine Kuchen nur einen Griff und ein wenig Angst kosteten?

Der Präsident. Wenn gleich! Eure Aufführung bleibt dennoch strafbar. —

La Moskowa (weinend). Strafbar? Ich? ein altes Soldatenweib?

Der Präsident. Immerhin! das gibt Euch nicht das Recht —

La Moskowa (immer weinend). Die zwanzig Jahr beim Militär gestanden —

Der Präsident. Ihr hattet Unrecht. —

La Moskowa. Die von der ganzen großen Armee gekannt ist — (Allgemeines Gelächter.)

Der Präsident. Die arme Frau hier klagt aber, daß Ihr sie mißhandelt. —

La Moskowa (ganz in Thränen zerfließend). Die unter dem Marschall Ney gedient hat! —

Das Tribunal schien Rücksicht auf die langen Dienste der Beklagten in der großen Armee zu nehmen, und verurtheilte sie nur zu drei Franken Geldbuße. Die Zuschauer geben Zeichen der Zufriedenheit.

La Moskowa (grüßt militärisch). Schönen Dank, meine Herrn, der liebe Gott beschütze sie! —

Vermischtes.

In Venedig ist der talentvolle Tenorist Cittadini mit Tode abgegangen.

— Manzoni, der berühmte Verfasser des Romans „i promessi sposi“, hat sich durch einen Sturz vom Pferde so bedeutend beschädigt, daß man für sein Leben fürchtet.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Modebild der vorigen Lieferung, das bereits dort erklärt wurde.
2) Eine Ansicht von St. Cloud.
3) Ein Lied von Rückert, von Meyerbeer komponirt.

Die Abbildungen des Kannstadter Volksfestes und der Münchener Oktoberfeier werden nächstens folgen.

Herausgegeben von August Lewald.

GESANG

het durch die Lüf-te.

PIANO oder HARFE

pp

pp

GUITARE

pp Da-dur... ier, Dass du hier ge - - we - - sen.

pp

p leicht und getrennt

pp

Zur 1ten und 2ten Strophe. zur 3ten Strophe.

...orendo.

fine.

3.

Da... be, Ob versteckt sie bliebe, Düf-te thun's und Thränen kund,

mp

Wäre d..., Dass sie hier, Dass sie hier ge - - we - sen.

Pawla Kolowska.

Novelle.

Wie hold ist ein Frühlingsmorgen, wenn die Sonne mit langen Purpurstreifen den Schleier der Dämmerung durchdringt, und strahlend und glänzend die schlafende Natur begrüßt und erweckt; wenn der erste Hauch des Zephyrs die Blüthen schaukelt und sie erschließt, und die feuchten Perlen ihnen entfallen. Alles ist noch still, nur der frühwache Hase hat den Rasen beschritten, und der Gesang der Vögel beginnt und verkündet das Ende dieser Ermattung von wenigen Stunden, worin die Natur begraben lag. Wohl der Seele, welche dieses rührende Schauspiel betrachten kann, um Glück und Ruhe daraus zu schöpfen.

Pawla, bleich und ermüdet von einer langen Nacht voll Angst und Kummer, die sie am Bett ihres Vaters zugebracht hatte, benützte jetzt einen Augenblick seines Schlummers, um an das Fenster ihres kleinen Zimmers zu treten, und die reine Morgenluft zu athmen. — Eine ungeheure Buche bedeckte mit ihrem Schatten das gastliche Dach, und unweit davon ließ eine Nachtigall ihren zarten, melancholischen Gesang ertönen. Pawla's Herz wurde bewegt. Ihr schwaches Haupt neigte sich auf ihren Busen; ein Lächeln erstarb auf ihren Lippen, denn der Gesang des Vogels harmonirte mit den Schmerzen ihrer Seele. —

Nachdem sie eine Weile, in anmuthige Träume versenkt, gestanden hatte, schloß sie das Fenster, und ging vorsichtig in das anstoßende Zimmer. Es war alterthümlich bekleidet mit einer starken Tapete, die aber schon von den Würmern halb zernagt war; schwere Vorhänge hingen an den Fenstern, und verwehrten dem Lichte den Eingang. Ein Bett stand im Hintergrunde einer finstern Alkove; einige schlechte Stühle

und ein Schrank von Nußbaum machten das ganze Geräthe aus. Die Dunkelheit verhinderte Pawla, augenblicklich die Gegenstände zu sehen, die erst nach und nach deutlicher wurden. Ihre Augen hefteten sich auf eine Sanduhr, und sie sprach mit leiser Stimme: „Jetzt schläft er schon länger als eine Stunde“; dann trat sie zum Bett ihres Vaters, hob die Vorhänge in die Höhe, und betrachtete das Gesicht des Greises, das in diesem Augenblicke ihr zugekehrt lag. Sie schauderte; es war ihr, als kenne sie dieses Gesicht nicht. Kein Ausdruck belebte die Züge des Kranken; kalter Schweiß bedeckte die gerunzelte Stirne, und das fahle Weiß seiner Wangen stimmte überein mit dem Polster, auf dem sein Kopf ruhte. Sein Athem ging schwer und ängstlich, und das Mädchen bemerkte nun alle Verwüstungen, welche die Krankheit auf den Mann gemacht hatte. In fürchterlicher Verzweiflung ließ Pawla den Vorhang zufallen, rang heftig ihre Hände, und heiße Thränen stürzten hervor, um ihren tiefen Schmerz zu lindern.

Pawla hatte ihre Mutter noch sehr jung verloren; ihr Vater war untröstlich darüber, und übertrug seine ganze Zärtlichkeit auf sie. Er stammte aus einer alten Familie Polens. Seine Ergebenheit für die Sache Johann Casimir's hatte ihm die Verbannung und die Confiscation seiner Güter eingetragen. Er verließ sein Geburtsland mit seiner jungen Tochter und einer alten Dienerin, die sein Schicksal theilen wollte. Er floh nach England, und lebte dort mehre Jahre unbekannt und ruhig in der Nähe von London. Pawla war damals achtzehn Jahre alt. Sie hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt, eine orientalische Schönheit, welche wie die Verkörperung poetischer Träumereien erschien. Ihr Charakter war leidenschaftlich glühend, und ihre lebendige Einbildungskraft schuf ihr ein träumerisches Glück in der Zukunft. Ihre kleine Bibliothek bestand aus einigen Romanen und den Meisterwerken der dramatischen Literatur. Dort brachte sie ihre einsamen glücklichsten Stunden zu. Ihre Liebe zu ihrem Vater war ohne Gränzen, und die Zurückgezogenheit, in welcher sie lebten, trug noch dazu bei, ihre Anhänglichkeit für ihn zu vergrößern; bis dahin war ihre Einsamkeit nur durch einen einzigen Freund unterbrochen worden.

John Bulwer war einer von jenen enthusiastischen Geistlichen, die zu jener Epoche so häufig waren. Von Natur hart und streng, verachtete und verdammte er die Vergnügungen der Menschen, und fühlte sich glücklich in den Entbehrungen, die er sich auferlegte, durch das Gefühl, mehr als seine Nebenmenschen zu seyn. Sein Geist war stark, aber beschränkt, und sein Enthusiasmus war noch nie von etwas Großem oder Erhabenem bewegt worden.

Es wäre schwer gewesen, zwei unähnlichere Charaktere aufzufinden, als John Bulwer und den edlen Polen, dessen Gemüth duldsam und sanft war, und welcher der Eleganz der Sitten einen feinen Geschmack beigesellte, den der Andere verachtete; jedoch hatten, seitdem sie als zwei Nachbarn in demselben Flecken wohnten, ununterbrochene Relationen zwischen ihnen Statt gefunden. Kolowski, der durch die Verhältnisse gezwungen war, einer Gesellschaft nach seinem Geschmacke zu entsagen, empfing John, und ertrug geduldig seine schneidende Controverse und stoische Beredtsamkeit. Bulwer seinerseits schätzte mehr, als er es sich selbst gestand, das sanfte Wesen des edlen Polen, was ihn aber noch mehr demselben näherte, war die schöne und liebenswürdige Pawla, in deren stolzem und ungestümen Charakter man leicht das liebende Mädchen herausfinden konnte. Die Freundschaft, die John für ihren Vater zu empfinden schien, hätte leicht das Herz des Mädchens für ihn stimmen können, aber seine rauhen Sitten, die Bitterkeit, womit er ihr immer widersprach, die Strenge, die er ihr in den gewöhnlichsten Dingen zeigte — er wollte nämlich durch diese äußere Rauhigkeit sich vor sich selbst entschuldigen, daß er ihr einen großen Theil seiner Zuneigung einräumen mußte — kurz, seine ganze Aufführung entfernte sie von ihm, und nur mit Unwillen sah Pawla ihn stets in ihre stille Wohnung eintreten.

Ungefähr einen Monat vor dem Anfange dieser Geschichte befand sich Bulwer allein bei dem armen Kranken. Die Geduld, die dieser in seinen Leiden zeigte, die Resignation, womit er sein Schicksal ertrug, rührten den strengen Puritaner. Die Conversation hatte eine ungewöhnliche Wendung genommen, der Greis drückte seine Besorgniß aus über das Schicksal seiner geliebten Tochter, wenn er sie als schutzlose Waise zurücklassen würde. Fürchterliche Gedanken erdrückten ihn in diesem Augenblick, und seine religiöse Standhaftigkeit schien ihn verlassen zu wollen, als sich plötzlich John Bulwer erhob, und Pawla von ihm zur Gattin verlangte.

Man kann sich nur schwer die Ueberraschung denken, welche Kolowski bei diesem unerwarteten Antrage ergriff. Da er daran gewöhnt war, seine Tochter stets an seiner Seite aufwachsen zu sehen, so hatte er nicht ihre Jahre berechnet, und ein Gedanke, wie dieser, war ihm nie in den Sinn gekommen. Auch hätte ein Gatte, wie er ihn für seine Tochter gewünscht haben würde, anders seyn müssen, als John Bulwer; jedoch in diesem Augenblick ermaß er ganz den Vortheil des Antrags, und wenn gleich der Charakter des Mannes, der seinem Kinde Stütze und Schutz verhieß, seiner väterlichen Zärtlichkeit nicht zusagte, so erschien ihm doch die entsetzliche Lage, worin sein

Tod es unausbleiblich stürzen mußte, so augenscheinlich, daß er ein Seufzen unterdrückte, und die Einwilligung zu der Verbindung ertheilte.

In diesem Augenblick trat Pawla in's Zimmer, und ihr Vater theilte ihr Bulwer's Antrag mit. Das Mädchen nahm ihn nicht nur mit Kälte, sondern mit Verachtung auf. John wurde darüber im höchsten Grade verstimmt. Er verließ zornig Vater und Tochter, jedoch innerlich hoffnungsvoller, als diese wohl ahnten; denn in der That schmeichelte ihm sein Stolz vor, daß er diese Abweisung nur einem augenblicklichen Unwillen zuzuschreiben habe. Er schob daher das Ganze auf die nachsichtige Schwachheit des Vaters, und war bald mit sich einig, sogleich diese Laune zu seinen Gunsten zu wenden.

Die Verschlimmerung von Kolowski's Zustande gab ihm einen Vorwand, seine Besuche zu erneuern, und bald schien nichts verändert in dem Benehmen des Wirthes und des Gastes. Die Beleidigung, die er erfahren, hatte sein Vorhaben nicht verrückt; seine Eigenliebe ließ ihn die Frauen tief unter den Männern erblicken, und er war überzeugt, daß Pawla's Neigung im Widerspruche mit ihrer abschlägigen Antwort stand, und daß diese nur in einer augenblicklichen Launenhaftigkeit entstehen konnte. Es kam ihm wieder in den Sinn, die väterliche Gewalt für sich in Anspruch zu nehmen. Kolowski aber erklärte ihm förmlich, auf keine Weise die Neigung seiner Tochter zu beschränken, und in dieser Sache nichts als seine Einwilligung geben zu können.

Bulwer, hiedurch unzufriedener und zorniger gemacht, setzte seine Bewerbung mit mehr Hartnäckigkeit fort. Er täuschte sich selbst, und schmeichelte seinem Stolze, indem er sich heimlich vorhielt, daß es sein einziger Zweck sey, Pawla der Schande und dem Elende zu entreißen, worin sie nach seiner Meinung bei dem Tode ihres Vaters gestürzt werden müßte. Er mochte sich nicht gestehen, daß ein zärtlicheres und würdigeres Gefühl seine Schritte lenkte, denn in seinen Augen war die Liebe eine Schwäche, und er würde erröthet seyn, ihr zu erliegen.

Als inzwischen Kolowski seine Hoffnungen zerstört sah und sein Ende herankommen fühlte, glaubte er einen letzten Versuch machen zu müssen, um die Abneigung seiner Tochter zu überwinden, und ihr die Einwilligung zu einer Verbindung zu entreißen, die er selbst mehr nothwendig als wünschenswerth fand.

So standen die Sachen in Kolowski's Hause in dem Augenblick, da unsere Geschichte beginnt.

Eines Morgens erwachte der Kranke aus einem ruhigen Schlummer und fühlte sich erleichtert; er wollte aufstehen, der Tag war prächtig, und seine Tochter bat ihn, sich unter die alte Eiche zu setzen,

die inmitten ihres bescheidenen Hofes stand. Die Atmosphäre war lau und durchwürzt, die Sonnenstrahlen blitzten durch die dicken Aeste, welche ihre Köpfe beschatteten. Eine Menge Blümchen bedeckten den feinen Sammtrasen, auf welchem ihre Füße ruhten; die bunten Farben, die sie umgaben, das Zwitschern der Vögel, Alles dieses übte einen sanften und wohlthätigen Einfluß auf ihren Geist aus, und waren sie auch nicht glücklich, so waren sie doch mindestens ruhig.

Durch die Schlehdornhecken, welche die Wiese umgaben, erblickte man den Weg, der zum Dorfe führte. Plötzlich sah man Pawla ungeduldig werden, indem sie einen Schatten wahrnahm, der sich nach dem Hause hinzubewegen schien.

„Welch ein Unglück!“ rief sie, „da stört uns wieder Herr Bulwer.“

„Warum, meine Tochter,“ versetzte der Greis mit Sanftmuth, lässest Du den Eigenschaften eines Mannes nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren, der Dich so innig schätzt? Der Augenblick ist vielleicht nicht entfernt mehr, wo Deine einzige Hoffnung die Neigung zu John Bulwer seyn wird. Wenn ich Dich damit kränke, so geschieht es nur zu Deinem Besten. Glaubst Du denn nicht, daß Deine Zukunft meine ganze Sorge erweckt; so jung, so schön, und ohne Beschützer! Pawla, ich werde ruhiger sterben, wenn Du John Bulwer's Frau wirst.“

Pawla sah ihren Vater mit einem melancholisch zärtlichen Blicke an, kniete vor ihm nieder, und antwortete:

„Mein Vater, mein guter Vater! Der Himmel ist mein Zeuge, daß Du mir das Liebste auf der Welt bist, und daß ich Dich vor Allem zufrieden sehen wollte. Du kannst es aber nicht wünschen, daß ich die Frau Bulwer's werde. Dieß ist keine eitle Abneigung, aber unsere Meinungen, unsere Empfindungen sind zu verschieden. Mein schlichter Verstand sieht nur Heuchelei und Herzensdürre in seinen Grundsätzen. Diese unschuldigen Vergnügungen, aus denen er unverzeihliche Verbrechen macht, diese unbedeutenden Zerstreuungen, gegen welche er seinen Fluch schleudert, die ewige Verdammniß, womit er uns beständig bedroht, sind das jene Principien der Duldung und Demuth, die Du mir eingeflößt, ist das jene reine Religion, jene zarte Liebe, die ich gegen alle Menschen hegen soll? Du weißt es, Vater, in welchen Grundsätzen Du mich erzogen hast; sie stehen im geraden Widerspruch mit denen, welche John Bulwer anerkennt. Ich kann ihn nicht lieben, und Du kannst es nicht wünschen, daß ich seine Frau werde.“

Der Greis erwiderte hierauf nur durch Liebkosungen. Pawla sprang freudig in die Höhe und sagte mit kindlicher Freundlichkeit:

„Fürchte nichts für mich, mein geliebter Vater, ich bin jung und gesund, und voll schöner Hoffnung. Ich kann arbeiten, um mich der Noth zu entziehen, und werde immer so viel erwerben können, als ich brauche.“

Welche Illusionen schafft sich nicht ein junges Gemüth in seinem Wunsche, unabhängig zu bleiben! Wie viel phantastische Projecte entstehen nicht in dem glühenden Kopfe voll Jugend und Hoffnung, und nehmen so leicht den Schein der Wirklichkeit an! Wäre es nicht Barbarei, mit kalten Gründen eine an Glückseligkeit so reiche Zukunft zerstören zu wollen?

Kolowski wurde durch Bulwer's Ankunft aus seinen Gedanken gerissen.

„Ich finde Euch allein,“ sagte Letzterer kalt und streng, „doch bemerke ich Unruhe in Eurem ganzen Wesen.“

Kolowski antwortete ihm nur, indem er ihn zum Sitzen nöthigte. Er wollte ihm an seiner Seite Platz machen, und dabei fiel ein kleines Buch auf die Erde. Bulwer hob es auf, warf einen Blick auf das Titelblatt, und sah, daß es Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ war.

„Ist das ein Studium, das Ihr Eurer Tochter erlaubt?“ sprach er, indem er das Buch mit Zorn hinwarf. „Sind das Bücher, die ihren Geist schmücken, die ihre Seele erfüllen sollen? Es überrascht mich nicht mehr, daß ihr Kopf mit ihr durchgeht, und sie sich eine Traumwelt denkt. Fluch diesen Werken! Würdige Erfindungen des Teufels, die ihm besser dienen, als man es glaubt! Verwünscht diese Bücher voller Abscheulichkeiten und falscher Lehren, welche den Geist von der heiligen Schrift entfernen, über die allein wir mit ganzer Kraft nachdenken sollten.“

„Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Freund,“ erwiderte Kolowski, „ich sehe nicht, daß das Herz des Menschen durch das Lesen dieser Werke von dem Schöpfer abgewendet werde. Der Dichter, wenn er uns mit seinen Compositionen vertraut macht, erleuchtet uns und macht uns besser. Die Erzählung heldenmüthiger Thaten entflammt uns, das Gemälde mütterlicher oder kindlicher Liebe bewegt uns und läßt uns süße Thränen vergießen. Die Seele des Dichters schwebt über uns, und durchdringt uns mit ihrem göttlichen Feuer, wie die Sonne nach einem heftigen Sturme durch ihre Wärme die niedergebeugten Pflanzen wieder belebt, und wenn das Vergnügen, welches uns das Lesen dieser Werke verschafft, uns auch nicht durchaus nothwendig ist, so läßt es uns doch für einen Augenblick unsere eigenen Schmerzen vergessen. Ich glaube mehr an die allmächtige Gnade und an die Erbarmniß Gottes, als an seinen Zorn, und ich denke

nicht, daß dieser so gütige Gott uns deshalb zürnen werde, daß wir unsern Kummer zu erleichtern suchen, indem wir ihm unsere Huldigung darbringen.“

Bulwer antwortete nicht; seine Aufmerksamkeit war abgezogen worden durch einen Schatten, der sich an dem Fenster zeigte. Er bemerkte, daß Pawla, mit einer Handarbeit beschäftigt und dem Garten den Rücken kehrend, nicht im Sinne zu haben schien, herabzukommen.

„Ich glaube, daß Eure Tochter mich flieht,“ sagte er heftig.

„Das Hauswesen erfordert ihre Gegenwart,“ erwiederte der Greis.

„Ein anderer Grund entfernt sie von mir,“ versetzte Bulwer; „ich kenne ihren hitzigen und leichten Sinn. Herr Kolowski, vor einiger Zeit bot ich Euch für Eure Tochter das Haus und den Namen eines rechtlichen Mannes an. Sie schlug es aus, und warum? Weil ihre Einbildungskraft, genährt durch gefährliche Schriften, in ihr den Gedanken keimen läßt, daß sie dazu bestimmt sey, die Heldin eines Romans zu werden, weil sie die einfachen Genüsse des wirklichen Lebens verschmäht, um sich in eine phantastische Nebelwelt zu verlieren. Was wird sie dadurch gewinnen? Einsamkeit. Ohne Zufluchtsort, ohne Vermögen, ohne Freunde wird ihre zarte und schwache Natur Armuth und Entbehrung nicht ertragen. Ihre Schönheit — denn sie ist schön, sehr schön! — ihre Schönheit wird das Herz irgend eines Herrn vom Hofe entflammen; zuerst wird sie ihn zurückstoßen, aber ihr Elend wird die Gefühle ersticken, die Ihr ihrem Herzen eingeflößt habet, und sie wird die Schande ergreifen, die sich ihr in glänzender Gestalt anträgt. Doch dies ist nicht Alles; lasset mich das Gemälde vollenden,“ sagte er, indem er die ungeduldige Bewegung seines Freundes wahrnahm. „Nach der Eitelkeit wird der Ueberdruß folgen, die Liebe ermattet bald, wenn sie nicht wahr und tief ist, und auch das Mädchen wird sich verändern; mit der Jugend wird ihre Schönheit dahin fliehen; Trauer und Gewissensbisse werden folgen; der Tod wird ihr entsetzlich und schrecklich erscheinen. So wird das Kind Eures Herzens in Verzweiflung stürzen, es wird denken an seine Fehltritte, an sein unnützes Leben, und die Furcht vor einem andern Leben wird seine Qualen vermehren.“

„Ich danke Euch für Eure Prophezeihung,“ sprach Kolowski mit einem leisen aber festen Tone.

Sobald Pawla Bulwer's Stimme gehört hatte und eine unangenehme Erörterung für ihren Vater befürchtete, hatte sie sich beeilt, ihre Arbeit zu verlassen und sich nach dem Garten zu begeben. Als aber John's Worte mit ihrer ganzen Bitterkeit zu ihr drangen, hatte sie ruhig das Ende seiner Rede abgewartet. Dann trat sie mit

flammendem Gesichte vor ihn, mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen und Zorn in den Augen. „Und ich danke Euch auch," sagte sie; „aber nun hört meine Worte, wie ich die Eurigen angehört habe. John Bulwer, ich zöge vor, die Schande und Verachtung zu ertragen, wozu Ihr mich eben verdammtet, und die Ihr mit einer unbeschreiblichen Barbarei meinem sterbenden Vater in einem schrecklichen Bilde darstellt. Ich würde eine solche Schande dem gräßlichen Loose vorziehen, Eure Frau zu werden." Hierauf ohne ein Wort weiter zu sagen, ergriff sie den Arm ihres Vaters, und führte ihn in das Haus.

Einige Minuten später sah man John Bulwer mit schnellen Schritten den Weg zum Dorfe hineilen. —

Pawla saß auf dem gewohnten Platze neben der Alkove ihres Vaters, um seinen Schlummer zu bewachen. Fast zwei Stunden schon schien er zu schlafen, da richtete er sich plötzlich im Bette auf.

„Gib mir zu trinken, mein Kind," murmelte er mit einer schwachen Stimme, obgleich er sich sehr dabei anzustrengen schien.

Sie nahm die Tasse, und reichte sie ihm dar, aber ein Zittern ergriff sie, als sie das Gesicht des Greises erschaute.

„Oeffne das Fenster, meine Liebe, die Luft ist erstickend."

Die Kälte der Nacht hatte Pawla ergriffen, aber dennoch hob sie die dicken Vorhänge auf, und öffnete ein Fenster. Die Nacht war prächtig, der Mond verbreitete sein Silberlicht, und seine Strahlen, indem sie in das Zimmer fielen, vernichteten den schwachen Schein der Lampe. Die Zweige der Bäume waren durch einen zu leisen Wind bewegt, der nicht im Stande war, das Athmen des Kranken zu erleichtern. Doch schien er ruhiger. Nach einigen Augenblicken machte er eine Bewegung, als wollte er etwas unter dem Kopfkissen hervorziehen. Es war ein kleines Buch in schwarzem Einband mit Silber.

„Hier, mein Kind; bis zu dieser Stunde war dieses Buch mein unzertrennlicher Gefährte; von jetzt an möge es der Deinige seyn. Pawla, es ist die Bibel Deiner Mutter."

Kolowski's Kopf ruhte auf der Schulter seiner Tochter, die nun plötzlich einen eiskalten Schweiß auf den Wangen ihres Vaters fühlte. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Der Greis hatte zu leben aufgehört.

Zwei Tage später stieg ein Trauerzug langsam den Weg hinab, der zum Dorfe führte. Zwei Frauen folgten, die Eine jung, die Andere älter. Es war Pawla und die alte Anna, ihre Dienerin, die Kolowski zu seiner letzten Wohnung begleiteten. Das Mädchen hob ihren Schleier erst, als sie den Blick dem Sarge in das Grab nachschicken wollte. Der Gottesdienst begann, und eine heftige Bewegung

bemeisterte sich ihrer, als sie die Stimme John Bulwer's die Trauergebete sprechen hörte. Sie blieb auf den Knien, starr und unbeweglich, bis daß die erste Schaufel Erde, die auf den Sarg fiel, sie erweckte. Sie stürzte zu dem Grabe hin und rief: „Laßt mich ihn noch einmal sehen, ehe die Erde mir ihn auf immer raubt.“ Indem sie die Hände mit Verzweiflung rang, versuchte sie es, sich von der alten Anna loszureißen, welche sie hielt, und fiel dann bewußtlos in John Bulwer's Arme.

Er ließ sie in seine Wohnung bringen, die nur zwei Schritte von da lag. Hier wurde Pawla in das kleine Sprechzimmer gebracht, welches sich neben der Hausthür befand. Mit einer ihm sonst fremden Zärtlichkeit legte John sie in einen großen Lehnstuhl und ließ sie dann mit ihrer Dienerin allein, um Hülfe herbeizurufen. Nach einigen Augenblicken erhielt Pawla ihr Bewußtseyn wieder, und ihre Thränen strömten reichlich. Die tröstenden und theilnehmenden Worte der alten Dienerin hatten sie ein wenig beruhigt, und sie erhob sich schon, um fortzugehen, als Anna ihr bemerkte, sie möge sich zuvor bei Herrn Bulwer bedanken.

„Ist dieses Bulwer's Haus?“ rief Pawla erblassend.

„Ja, Du bist bei ihm,“ erwiderte dieser, der die Frage gehört hatte, „und Du bist ihm ein willkommener Gast.“

Pawla beruhigte sich bei dem zurückhaltenden und wohlwollenden Tone, den er angenommen hatte. Sie dankte ihm für seine Artigkeit und nahm es an, einige Erfrischungen aus seiner Hand zu empfangen.

„Wissen Sie wohl,“ sagte er nach einer Pause, „daß schon der Befehl ertheilt war, Ihr Haus zu restauriren und mit neuen Geräthschaften zu versehen.“

„Ich wußte es seit einigen Tagen,“ erwiderte sie.

„Es war keine schickliche Wohnung für ein junges Mädchen.“

„Ich wollte auch nicht dort bleiben.“

„Haben Sie für die Zukunft einen bestimmten Plan?“

„Ja!“

„Sie werden wahrscheinlich in der Nachbarschaft wohnen bleiben?“

Pawla erwiderte nichts, aber der ungeduldige Bulwer konnte sich dabei nicht zufrieden geben.

„Ich glaube, Ihren Vorsatz errathen zu haben. Graf Orford ist der neue Besitzer ihres bisherigen Hauses. Er ist jung, reich und unbeweibt — für eine Romanheldin ein guter Fund! . . . .“

„Halten Sie ein, mein Herr, lassen Sie es mich nicht bedauern, daß ich hier geblieben bin. Um mich indeß Ihren boshaften Voraus-

setzungen zu entziehen, will ich Ihnen meine Plane mittheilen. Ich verlasse dieses Dorf, und begebe mich nach London."

Der Anblick eines entsetzlichen Gegenstandes hätte keinen markirteren Abscheu in Bulwer's Zügen hervorbringen können, als diese letzten Worte. „Nach London?" wiederholte er mit einem fürchterlichen Tone. „Die Stadt des Unglücks und der Verderbniß, Neubabylon, wo man nur Verbrechen und Fluch begegnet! so jung, so liebenswerth und so schön! Jungfrau, Dein böses Geschick oder Dein Hochmuth führt Dich dahin!"

„London ist der einzige Ort, wo meine schwachen Talente Beschäftigung finden können," sprach sie voll Sanftmuth.

Bulwer erwiderte nichts; die Schnelligkeit seiner Schritte in dem kleinen Zimmer zeigte die Ungeduld, die ihn erfüllte. Endlich blieb er vor Pawla stehen, und sprach mit unterdrücktem Zorne: „Jungfrau, als ich Dich sterbend vor wenigen Augenblicken in mein Haus trug, glaubte ich nicht, daß meine Worte oder Blicke Dich verdrießen könnten; aber ich kann es nicht dulden, daß die Tochter meines Freundes einen unklugen Entschluß fasse, der für sie die traurigsten Folgen haben kann. Ich liebe Dich stark und wahrhaftig; für Dich wollte ich Fehler ablegen und Gewohnheiten verbessern. Ich war vielleicht hart und rauh in meinen Worten, aber was ich wollte, war gut: ich wollte Deine Jugend von Ausschweifungen und Armuth erretten, und deshalb habe ich Dir meinen ehrlichen Namen angeboten, den Du verweigertest. Immerhin! Um Dich zu erretten, wiederhole ich meinen Antrag."

Aus Pawla's Augen drangen Thränen. Sie drückte Bulwer's Hand, und erwiderte mit zitternder Stimme: „Ich bin dankbar für Ihre Anerbietungen, aber ich kann sie nicht annehmen. Ich würde als Ihre Frau nicht glücklich seyn. Nein, Herr Bulwer, ich kann Ihre Hand nicht annehmen."

Er stieß sie zurück, denn sie hatte seine letzte Hoffnung zerstört.

„Verflucht sey für immer die Stunde, wo ich die Schwachheit hatte, meine Blicke auf Dich zu richten. Fahre hin, und empfinde den Schmerz und die Bitterkeit, womit Du meinen Lebenskelch anfülltest. Könnte ich einst erfahren, daß Du arm, mit Verbrechen belastet, unglücklich und verlassen seyst! möge Dein Leben von Traurigkeit und Kummer überfüllt seyn, aber dann erinnere Dich daran, daß, was Dir auch begegnen möge, dieses Dach, das Du heut verschmähtest, Dir keinen Schutz verleihen wird."

Pawla ward erschüttert von seinem Zorn, und verließ das Sprechzimmer; er machte eine Bewegung, ihr zu folgen, aber sein Stolz

hielt ihn zurück. In seiner Verzweiflung warf er sich in den Lehnstuhl, den sie eben verlassen hatte, und die Nacht überraschte ihn unter quälenden Träumen.

Am andern Morgen begab er sich in Kolowski's Haus; es war leer. Er vernahm, daß Pawla und Anna am frühen Morgen nach London gereist waren.



Schon waren drei Jahre verflossen, seitdem die Waise das alte Haus verlassen hatte; schon drei Jahre lebte Pawla mit Anna in einer kleinen Wohnung in einer finstern und engen Straße der City. Früh setzte sie sich an ihre Stickrahme, die sie nur spät in der Nacht verließ. Die Einförmigkeit ihres Lebens wurde nur durch wiederholte Angst und Sorge unterbrochen. Ungeachtet ihres Muthes und ihrer Beharrlichkeit genügte ihr Verdienst nur knapp ihren dringendsten Bedürfnissen.

Ihre Wohnung bestand aus zwei Zimmern im Erdgeschosse und zwei Zimmern im ersten Stocke. Sie mußte sich entschließen, die letztern zu vermiethen. Der Zufall diente ihr unmittelbar, indem er ihr einen Miethsmann zuwies.

Ihr Gast war ein Mann, dessen Alter schwer zu ermitteln war; er schien zwischen fünf und zwanzig und dreißig zu stehen. Sein bleiches und hageres Gesicht kündigte Leiden an, seine Haare, glänzend blond, fielen schön und ließen eine breite und gewölbte Stirne sehen. Seine großen blaß blauen Augen waren voll Feuer und das Ganze seiner Physiognomie war von einem unerklärlichen Reiz. Seine Kleidung war nicht ohne Eleganz. Er hatte wahrscheinlich keine Freunde, denn Niemand kam, ihn zu besuchen; er auch ging wenig aus und wachte bis spät in die Nacht hinein. Es herrschte um ihn ein geheimnißvoller Schein, und die alte Anne glaubte, ihn in der That im Einverständnisse mit dem Fürsten der Finsterniß.

Eines Abends, als nach ihrer Gewohnheit Pawla in ihrem kleinen Zimmer saß und an ihrer Stickerei arbeitete, trat ihr Miethsmann zu ihr ein, um Licht zu fordern. Seine Augen fielen auf eine kleine Bibliothek; er ergriff eins von den Büchern und öffnete es; es war Shakespeare's Hamlet; die merkwürdigsten Stellen waren mit Noten begleitet, denn es war Pawla's höchstes Glück gewesen, die Bemerkungen ihres Vaters an den Rand zu schreiben.

„Welch' ein Meister,“ rief feurig der junge Mann, „welch' ein Genie spricht aus dieser reichen und wahren Dichtung! Welche frucht-

baren Keime verbreitet sie nicht in allen Herzen, und zu welcher Höhe erhebt sich der Gedanke des Dichters in dieser erhabenen Komposition! Wie zärtlich sind seine Liebesschilderungen, wodurch er die Empfindung seines eigenen Herzens zu malen scheint! Nicht bei Andern verwirklicht der Poet seine Hoffnungen, sondern er vereinigt sie alle in den Meisterwerken, die er hervorbringt."

Ein himmlisches Feuer glänzte in den Augen des jungen Enthusiasten. Zum ersten Mal begriff Pawla, wer er sey; sie errieth den Dichter. Sie erfuhr bald, daß er bei ihr so zurückgezogen lebe, um die letzte Hand an ein dramatisches Werk zu legen, das den Titel führte: „Die beiden Königinnen."

Seit diesem Abend besuchte der Dichter Pawla oft. Sie fand in seiner Unterhaltung eine glückliche Zerstreuung von dem Kummer, der sie seit lange schon drückte. Es schien, als wären ihre entschlummerten Fähigkeiten plötzlich wieder erwacht gleich verwelkten Blumen, die der Frühlingsregen wieder erhebt. Sie bemerkte mit Betrübniß, daß die lebhafte Einbildungskraft ihres Gastes seine Gesundheit angriff; seine Wangen wurden blässer; der Glanz seiner Augen erlosch; eine immerwährende Schlaflosigkeit überließ seinen Kopf allnächtlich den Verirrungen einer phantastischen Traumsucht.

„Ich weiß, daß meine Gesundheit sich verzehrt," erwiderte er, als sie ihm seine Nachtwachen vorwarf; „es ist aber ein Opfer, welches ich mit Freuden der Unsterblichkeit bringe, die den geistigen Theil unserer Existenz ausmacht. Der Mensch kann sterben, nicht aber Das was den letzten Athemzug überlebt. Die Gleichgültigkeit meiner Freunde macht manchmal meine Seele erstarren; dann empfinde ich eine furchtbare Leere, eine völlige Entmuthigung bemächtigt sich meiner, ich fühle meinen Enthusiasmus und das Feuer meines Geistes verlöschen, und ich bin gleich jenem Zauberer, der im Augenblicke der Beschwörung die Formel vergessen hat. Glücklicher Weise sind diese peinigenden Augenblicke nur von kurzer Dauer. Zu anderer Zeit stütze ich mich auf mich selbst, und blicke um mich; dann belebt mich das Gefühl meines Uebergewichts mit Vertrauen. Ich verachte jede Eitelkeit, ich widme mich meinen Studien, und zehre von meinen eigenen Ideen. Von der Zukunft erwarte ich den glorreichen Ruhm meiner Arbeit; ein edler Wetteifer bemächtigt sich meines Herzens; alles Gute und Wahre enthüllt sich vor meinen Augen, dann bin ich glücklich, ja sehr glücklich."

An einem Nachmittag kam er zu Pawla. Er hatte sein Drama vollendet, und bat sie, es ihm vorzulesen. Das Mädchen willigte freudig ein. Ihr Organ, voll Adel und Sanftmuth, die anmuthige

Bedeutung, welche sie den einfachsten Ausdrücken zu ertheilen wußte, erfüllten den Dichter mit Bewunderung, und gaben ihm die Hoffnung eines vollkommenen Erfolgs.

Nachdem die Lectüre beendigt war, blickte er Pawla unruhig an, und sagte lebhaft zu ihr:

„Sie würden Roxana schön spielen.“

Diese unerwartete Aeußerung frappirte das Mädchen. Nie hatte sie noch so Etwas gedacht; — in einem Augenblick erregten Zweifel, Zagen, Hoffnung, Neigung vielleicht, ihr junges Gemüth. Das Mittel, aus ihrer jetzigen Lage sich zu reißen, das Talent, das sie ausbilden konnte, der Erfolg, der ihr entgegen glänzte, entschieden sie schnell, ihre monotone Existenz gegen ein Leben voll glänzender Beweglichkeit und Begeisterung zu vertauschen. Sie nahm den Vorschlag des Dichters an.

Bald wurde sie dem Director eines der ersten Londoner Theater vorgestellt. Künstler und Künstlerinnen und die Elite der höchsten Gesellschaft wohnten ihrer Aufnahme bei. Sie überstieg die allgemeine Erwartung, und errang den schmeichelhaftesten Sieg.

Pawla gab sich ihrer neuen Bestimmung mit dem ganzen Feuer hin, dessen ihre Seele fähig war. Endlich erschien der Abend des Debuts, der Gegenstand aller ihrer Wünsche, wie aller ihrer Besorgnisse. Ihr Erscheinen auf der Scene sicherte ihr die Huldigung der ganzen Versammlung. Sie trug ein orientalisches Costüm, welches vollkommen ihrem würdigen und ernsten Ausdrucke entsprach. Ein dunkelrother Turban mit einem prächtigen Paradiesvogel umgab ihre Stirne. Lange seidene Haarflechten berührten ihre Schultern, um ihre Weiße noch zu erhöhen, und ein prachtvolles Sammtkleid, mit Gold bedeckt, schloß ihren eleganten Wuchs ein, während ein Schleier von Silbergaze, auf der rechten Seite herunterhängend, ihr Profil gleich einem Hauch umhüllte. Pawla's Erfolg war vollständig. Von diesem Augenblick an war sie die Dame der Mode, die Schauspielerin par Excellence. Alle Dichter stritten um die Ehre, für sie zu schreiben; alle wurden von der Wahrheit hingerissen, womit sie ihre Compositionen in's Leben rief.

Ich glaube nicht, daß es einen Triumph gibt, der mit dem zu vergleichen wäre, den der Beifall des Publikums im Theater bereitet. Der Dichter errichtet die Statue; das Publikum verleiht ihr das Leben.

* *
*

Drei Monate waren nach Pawla's Debut verstrichen, als zwei junge Spaziergänger in Hyde-Park nachstehendes Gespräch führten:

„Ich versichere Sie, mein Lieber, daß ich keine Hoffnung habe."

„Bah!" erwiderte leichthin der Andere. „List der Frauen; sie sind alle gleich. Unsere schöne Roxane denkt, daß ihr Widerstand Ihre Wünsche nur mehr erregen, und Sie am Ende zu einer Heirath bestimmen wird. Der Titel einer Gräfin von Orford reizt die schöne Sultanin."

„In der That, Buckingham, Sie sind im Irrthum. Dieses ist die einfachste, uneigennützigste Frau, die ich kenne."

„Immerhin, wenn's Ihnen beliebt. Sie werden mir aber eingestehen, daß ihre Scrupeln nichts als Kindereien sind, denn Sie haben ja doch nicht im Sinne, sie zu heirathen!"

Eine lebhafte und stolze Bewegung des jungen Menschen antwortete verneinend auf Buckingham's Fragen.

„Was wollen Sie denn mit all dieser platonischen Liebe machen, und was soll das Ende seyn?"

„Seyn Sie kein Kind. Ich habe Ihnen ein sicheres Mittel angegeben, Alles auszugleichen. Sie wollen nichts davon wissen, und doch kann es allein nur die Scrupel Ihrer schönen Göttin beruhigen."

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Nur das weiß ich, daß ich närrisch verliebt bin in die Schauspielerin, und daß nichts in der Welt mir zu viel wäre — eine Heirath ausgenommen — um sie zu besitzen."

„Ein Wort, und ich lasse meine kleine Kapelle einrichten, welche seit einiger Zeit unbenutzt geblieben. Mein Stallmeister, ein geschickter Mensch, der noch andere Talente besitzt, als Pferde zu dressiren, soll den Geistlichen spielen; er wird Ihre Verbindung mit eben so vieler Gravität einsegnen, wie ein anglikanischer Bischof; ich werde den Brautführer machen; eine ungeheure Großmuth, wenn ich daran denke, wie schön sie ist!"

Nach einigen Widersprüchen des jungen Grafen, die Buckingham aus dem Felde schlug, wurde Alles unter lautem Lachen besprochen und zur Ceremonie festgesetzt.

* *
*

Pawla lag nachlässig auf ihrem Divan, und hielt ein kleines Billet in der Hand, welches sie mit großem Vergnügen zu lesen schien, als man ihr ihren alten Miethsmann, den Dichter, meldete, der sie zum Theater gebracht hatte.

„Sie haben sich gestern selbst übertroffen,“ sprach er, „nie sah ich Sie noch so wahr und so schön.“

„Ohne Zweifel, weil ich zum letzten Male auftrat,“ antwortete sie. „Sie haben mir so viel Interesse und Zuneigung bewiesen, daß ich ihnen mein Glück nicht länger verschweigen will. Es wird Sie freuen, dessen bin ich gewiß, denn ich bin glücklich, sehr glücklich; ich werde die Gattin des Grafen Oxford.“

Bei diesen Worten stieß der junge Mann einen durchdringenden Schrei aus, eine plötzliche Bläße bedeckte sein Gesicht; er stand auf und sah Pawla mit einem Blicke an, der bis in die tiefsten Falten ihres Herzens zu dringen schien.

„Gräfin Oxford,“ sagte er langsam und gepreßt, „das kann nicht seyn. Pawla, Sie betrügen mich, oder vielmehr ich habe mich selbst betrogen. Ich glaubte, daß mein Herz nur einen Gott hatte, mein Leben nur ein Ziel. Ihre grausame Aufrichtigkeit zeigt mir, daß ein geliebterer Gegenstand in meinem Herzen herrschte, und mein Genie belebte. Mein Glück hatte mich blind gemacht. Die Gewohnheit, Sie zu sehen, Sie zu hören, meine Gedanken von Ihnen beherrschen zu lassen, ließ mich glauben, daß mein Daseyn an das Ihrige gekettet wäre. Der Gedanke, von Ihnen getrennt zu leben, ist mir schrecklich, und ich wag' es nicht, ihn zu denken. Wenn Sie wüßten, wie theuer Sie mir sind! Mein Talent erhielt nur Nahrung von Ihnen; meine Erfolge verdankte ich Ihnen; mein Ruhm gehört Ihnen! Ich war glücklich durch Sie, was werde ich nun ohne Sie seyn!“

Er schwieg einen Augenblick, und verbarg sein Gesicht mit beiden Händen; er schien in trübes Nachdenken versunken. Als er sich daraus erhob, blickte er auf's Neue die Waise an und sprach: „Und nur das Interesse allein bestimmt Sie zu dem Schritte. Pawla, reden Sie offen. Wenn mein Stand dem seinen gliche, würden Sie ihn dennoch heirathen?“

Sie blieb einen Augenblick verwirrt und unentschlossen, dann erwiderte sie sanft aber fest:

„Ich liebe ihn! ....“

Bei diesen Worten malte sich stumme Verzweiflung auf den Zügen des Dichters. Er nahte sich ihr zum letzten Mal und sagte zärtlich:

„Fahre hin, letzter Traum meines Daseyns! Pawla, Sie besaßen meine erste und einzige Liebe; es wird meine letzte seyn. Ich betete zum Himmel um Glück. Er hat mich nicht erhört. Eine letzte Illusion war mir geblieben, Sie haben sie zerstört. So fahre denn hin, Hoffnung, Ehre, Ruhm, Poesie, ich scheide von Euch ohne Bedauern, denn das letzte Band, was mich an diese Welt knüpfte, ist nun für

immer zerrissen." Er ließ ihre Hand fahren, die er in der seinigen hielt, und indem er das Zimmer verließ, warf er noch einen letzten Blick voll Bitterkeit und Verzweiflung auf das Weib, das er liebte. Pawla sah ihn nie wieder, nur einmal hörte sie noch von ihm sprechen. Sie erfuhr, daß er den Verstand verloren habe und in einem Irrenhause seine Tage verlebte.

Seit zwei Monaten wohnte Pawla mit dem Grafen Oxford in dem Hause, das sie seit dem Tode ihres Vaters verlassen hatte. Es waren zwei Monate, daß die vorgebliche Hochzeit mit dem Grafen in der Kapelle des Herzogs von Buckingham eingesegnet worden war. Seit diesem Augenblicke war ihr Glück ungetrübt; sie gab sich ohne Furcht und Mißtrauen der Liebe hin, die sie für ihren Gatten empfand. Sie hatte die Ueberzeugung, daß die Bande, welche sie vereinigten, unauflösbar seyen.

„Familienverhältnisse zwingen mich zur größten Zurückgezogenheit," sagte er ihr oft. „Pawla zürne mir nicht deshalb. Ich muß für einige Zeit unsere Ehe verschweigen. Ich mag Dich den unbescheidenen Fragen und den neidischen Auslegungen nicht aussetzen."

Pawla antwortete ihm mit den zärtlichsten Liebkosungen. Sie liebte ihn ja so sehr! Sie gehörte ganz ihrer Liebe und sah nicht darüber hinaus; auch war ihr die Einsamkeit nicht unangenehm.

Oxford dachte oft über die Ungewißheit ihrer gegenwärtigen Lage nach. Täglich wurde ihm Pawla theurer, und wenn er sich von ihr entfernen mußte, so verdoppelte dies das Glück, sich wieder mit ihr zu vereinigen. —

Fast eine Woche war der Graf schon abwesend, und man erwartete ihn an demselben Abend. Pawla, um ihre Sehnsucht zu beschwichtigen, machte einen Spaziergang. Es war einer jener schönen Tage des Herbstes, die uns gleichsam trösten wollen bei dem Scheiden der schönen Jahreszeit. Pawla ging einige Zeit in Gedanken, und ließ die reine, balsamische Luft auf sich einwirken.

Nur wenige Bäume besaßen noch ihr grünes Laub; die meisten zierte eine purpurne Krone, und von den trockenen Zweigen fielen gelbe Blätter als trauriges Lebewohl. Einige Blumen waren noch da, aber sie hauchten keinen Wohlduft mehr; die Augen jedoch ruhten mit Wohlgefallen auf ihren matten Farben; denn diese Blumen waren ja die letzten.

In angenehmen Träumen versunken hatte Pawla ihren Spaziergang weiter ausgedehnt, als gewöhnlich, und als sie umkehren wollte, gewahrte sie, daß sie sich fern von ihrer Wohnung befand. In der Absicht, ihren Weg abzukürzen, schlug sie eine Straße ein, die sie

nicht genau kannte, und die sie nach einer kurzen Zeit in ein Ulmengehölz führte, unweit von dem Grabe ihres Vaters. Ein einziges Mal seit ihrem Aufenthalt auf dem Lande, hatte sie es besucht, um den Urheber ihrer Tage anzuflehen, ihre Ehe zu segnen, und über das Glück seiner Tochter zu wachen, die er als hülflose Waise hier zurückgelassen hatte. Es ist der trostreichste Gedanke, der an die Unsterblichkeit der Seele; die Ueberzeugung, daß geliebte Wesen, deren Verlust wir beklagen, noch in einer andern Welt für uns sorgen und uns während der traurigen Wanderschaft hienieden beschützen.

Die Waise wollte an dem Grabe niederknien, als die Gegenwart eines Dritten, der sich ihr bemerkbar machte, ihr einen Schrei auspreßte. Sie befand sich dem finstern Schatten John Bulwer's gegenüber.

„Zurück, Frevlerin," sagte er, indem er sie mit Kraft zurückstieß. „Beflecke nicht mit Deiner Gegenwart dieses heilige Grabmal. Du spottetest meiner, als ich Dir Schande und Verzweiflung vorhersagte. Je nun, habe ich Dich betrogen, und bist Du nicht heute das, was ich Dir einst verkündigte? Zurück, Du hast Deinen Gott vergessen; in seinem Namen verbiete ich Dir den Eintritt in seinen Tempel."

Pawla warf auf den Redner einen Blick voll Unwillen und Verachtung. „Ich weiß nicht," sagte sie kalt, „mit welchem Rechte Ihr der Gemahlin des Grafen Orford verbieten möget, dem Grabe ihres Vaters zu nahen. Aber ich gehe, denn ich will nicht, daß zwischen mich und seinen Schatten ein treuloser Freund trete."

„Eine solche Kühnheit ist unerhört; ich weiß, Pawla, daß Du das Heilige mit dem Profanen zu vereinigen wünschest; ich weiß, daß Dein eigener Wille Dir Dein ehrloses Glück verschafft hat. Seit drei Tagen erst kenne ich Dein Verbrechen; seit drei Tagen weiß ich, daß die verführerische Schauspielerin darein willigte, des Grafen Orford Buhlerin zu werden. Fluch über Euch Beide! Und Du wagst es, durch eine niederträchtige Lüge das Grab Deines Vaters zu entweihen? Unglückliche Tochter! Im Bußhemde solltest Du Deinen Fehltritt sühnen. Mit blutigen Thränen solltest Du Vergebung erflehen. Im Namen Deines Vaters! verlasse jenes verfluchte Babylon, bete und bereue, Pawla Kolowska!"

„Genug," erwiderte sie, „ich verachte zu sehr diese Beleidigungen, um darauf zu antworten; aber ich darf nicht leiden, daß sie einen rechtlichen und ehrenwerthen Mann beschimpfen, das darf und will ich nicht hören!" Sie verließ ihn schnell, ehe er fortfahren konnte.

Im ersten Augenblicke wollte Bulwer ihr folgen; aber er blieb zurück, und begnügte sich, ihr einen finstern Blick nachzuschicken, bis die dichten Ulmen sie seinen Augen entzogen hatten.

Pawla erreichte eilends ihr Haus. Man sagte ihr, daß ein kranker Diener sie bitten lasse, in seiner letzten Stunde zu ihm zu kommen. Sie war überrascht, denn man fügte hinzu, daß er nicht in Frieden sterben könne, ohne seine Gebieterin gesprochen zu haben. „Vielleicht,“ dachte sie, „läßt er ein Kind zurück ohne Hülfe, ohne Zuflucht, wie mein Vater mich zurückließ; in solchem Falle darf ich ihm meinen Trost nicht versagen.“

Sie stieg in das Zimmer hinauf, das sie beim Beginne der Krankheit für ihn hatte einrichten lassen, und nachdem sie den Wärter fortgeschickt, setzte sie sich zu seinem Bette. Es war einer der Leute, die die Zeugen bei der Trauung abgegeben hatten.

Schrecklich muß das Geheimniß gewesen seyn, das er ihr enthüllte, denn sie fiel zurück, bleich, kalt und der Besinnung beraubt.

„Großer Gott, ich habe sie getödtet!“ schrie der Sterbende; der Schreck ließ ihn auf einen Augenblick wieder zu Kräften kommen. Bei diesem Ausrufe kam Pawla wieder zu sich, erhob sich, näherte sich dem Bette, und streckte ihre Hand über den Unglücklichen, der im letzten Kampfe lag. „Ich verzeihe Dir,“ sprach sie, „und will zu Gott beten, daß er Dir auch verzeihe. Mache Frieden mit dem Himmel! Möge die Gnade, die ich für Dich erflehe, auch mir dereinst zu Theil werden.“

Sie verließ ihn, und begab sich eiligst in ein Kabinet, wo ihr Gemahl zu seinem Vergnügen Experimental-Physik trieb. Hier ergriff sie eine kleine Phiole, verbarg sie in ihren Busen, und ging in ihr Zimmer.

„Ich will diesen Abend närrisch gekleidet seyn,“ sagte sie zu ihrer Kammerfrau. Ihre langen Haare wurden geflochten und berührten ihre weißen Schultern; ein reicher Kaschemir wurde als Turban um den Kopf gewickelt, und ein schwarzes prächtig gesticktes Sammtkleid hob den Reiz ihres zarten Wuchses. Es gelang ihr vollkommen, das Kostüm wieder herzustellen, in welchem ihr Geliebter sie zum ersten Mal gesehen hatte. Nachdem ihre Toilette beendigt war, ging sie in die Bibliothek und warf sich auf die weichen Polster, seine Ankunft erwartend. Einen Augenblick später, und der Graf saß an ihrer Seite.

„Meine schöne Maske,“ sagte er zärtlich, indem er sie umarmte, „ich werde Dich öfter verlassen, wenn Du Dich zu meinem Empfange immer so schön machen willst.“

Es war in der That unmöglich, sie zu betrachten, ohne von Bewunderung hingerissen zu werden. Dieses orientalische Kostüm harmonirte so vollkommen mit dem Ausdruck ihrer Physiognomie; die lebhaften Farben, die von ihrem Gesichte strahlten, der feurige Blick, der aus den langen Wimpern hervordrang, Alles an ihr war idealisch, himmlisch. Der Graf ließ seine Augen in diesem Anblicke schwelgen.

Dann legte er kostbare Dinge zu ihren Füßen, die er in der Stadt für sie gekauft hatte. „Mitten in den Zerstreuungen Londons,“ sagte er, „habe ich, Geliebteste, nur an Dich gedacht.“ Und hiebei schlang er um ihren Schwanenhals kostbare Perlen. Man meldete, daß die Mahlzeit bereitet sey. Der Graf bemerkte, daß alle Schüsseln seine Lieblingsspeisen enthielten.

„Ich habe keinen Hunger,“ sagte Pawla, „aber ich will Deine Mahlzeit erheitern.“ Sie nahm eine Laute, und begleitete ein einfach harmonisches Lied.

„Du bist zu verführerisch, meine Freundin,“ rief Orford, nachdem sie geendet hatte. „Was würde ich ohne Dich seyn?“

„Und doch könntest Du mich leicht verlieren,“ rief Pawla mit dumpfer Stimme. Sie legte ihre Laute auf ein Polster neben sich und näherte sich ihrem Geliebten. Dann senkte sie das Haupt auf seine Schulter und zog aus ihrem Busen die Phiole, welche sie darin verborgen hielt, und verschluckte den Inhalt mit dem Ausdrucke einer wahnsinnigen Freude.

„Begreifst Du, Geliebte, wie gränzenlos unglücklich ich seyn würde, wenn ich Dich verlöre?“ wiederholte er.

„Das erfreuet mich,“ antwortete sie, ihm einen wollüstigen Blick zuwerfend, „denn Dein Unglück wird mich rächen. Graf Orford, das Gift, welches diese Phiole enthielt, die ich zu Deinen Füßen schleudere, habe ich getrunken .... ich habe sie in Deinen Armen geleert. Ich weiß Alles, Du hast mich hintergangen durch eine falsche Trauung, durch einen verstellten Priester; Du hast mich entehrt und meine Glückseligkeit zerstört; Du hast mich und meine Leichtgläubigkeit verlacht; Du hast meine erste Liebe genossen; es ist gerecht, daß Du auch meinen letzten Seufzer empfängst.“

Mit diesen Worten sank sie erschöpft durch die innere Bewegung und die Schmerzen, die das Gift in ihr hervorbrachte, auf die Polster zurück. Ihr Gesicht verzerrte sich; ihre Glieder wurden steif durch den Krampf. Ihre schönen Züge waren mit einem Male entsetzlich anzusehen; die Adern ihrer Stirne schwollen an, und ihre bläulichen Lippen bedeckten sich mit Schaum. Sie wollte aufstehen, aber die Kräfte hatten sie verlassen und sie schmetterte auf den Boden nieder. Man vernahm nur noch ein dumpfes Aechzen, das sich ihrer Brust entrang.

Der Graf kniete neben ihr in einer schwer zu beschreibenden Bewegung; die Diener und der Arzt, der sich noch im Hause befand, wurden herbeigerufen. „Es ist keine Hoffnung mehr,“ erwiederte dieser,

dem ängstlichen Blick, den Oxford auf ihn richtete, „keine Wissenschaft kann die Wirkung eines so heftigen Giftes, in so großer Menge genossen, aufheben."

Nach und nach hörten die Convulsionen auf. Der Graf trug seine Geliebte auf ein Sopha, welches neben einem geöffneten Fenster stand. Die kühle Luft schien sie nach und nach zu beleben; sie blieb einige Minuten in einem gänzlich ruhigen Zustand. Kurz darauf erhob sie sanft den Kopf, strich die schwarzen langen Flechten aus dem Gesichte und legte die feuchte Stirne auf die Schulter des Grafen. Dann hob sie noch einmal die sterbende Wimper, und hauchte leise: „Aubry, meine einzige Liebe, vergib mir!"

Ihre Stimme erstarb nach diesen Worten; der letzte Krampf zog ihre Zunge zusammen. Der Graf hielt eine Leiche in seinen Armen.



Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann.

Der Verfasser ist durch seine „Bilder aus den Hanse-Städten“ und die „Frankfurter Bilder“ der Lesewelt bereits vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt gibt er unter obigem Titel ein Buch über Berlin heraus, welches hier in der Brodhag'schen Buchhandlung zum neuen Jahre erscheinen wird.

Leichter, gefälliger Styl, pikante Lebendigkeit der Darstellung, ein geistreiches Urtheil und Freimüthigkeit sind daran besonders zu loben. Wir geben hier einige Fragmente, und sind überzeugt, daß sie im Stande seyn werden, dem Buche recht viele Leser zu verschaffen.

Achter Brief.

Du bist neugierig, Etwas von G..... zu erfahren, der von dem Ministerium des Cultus zum executor testamenti Hegels ernannt worden ist. Es hat einiges Erstaunen erregt, daß einem Bayreuther Schuldirektor, der nur mit einer Propädeutik, deren zweiter Theil wegen mangelnder Theilnahme des Publikums nicht erscheinen konnte, als Schriftsteller debutirte, der Lehrstuhl Hegels übertragen worden ist; ja Hegels Jünger in Berlin haben es nicht ohne Neid vernommen, daß man keinen von ihnen für tüchtig hielt, zum Apostel Paulus ihres Christus berufen zu werden. In der That mochte man deßhalb in Verlegenheit seyn; nicht Herr von H......, nicht M....... wurden für würdig erfunden, von Amtswegen Propheten ihres Meisters zu werden.

Herr L. von H...... versteht sich auf ein brillantes Raisonnement und auf einen imponirenden Vortrag, womit er die verschiedenartigsten Stoffe zu umkleiden weiß. Hört man ihn über Ethik, Göthe'sche Farbenlehre, Strafrechts-Philosophie, National-Oekonomie,

preußisches Landrecht u. s. w. lesen, man wird stets eingestehen müssen, es verstehe Keiner so sehr zu blenden, wie Herr von H......; er ist Meister in der Dialektik und rhetorischen Form, hinreißend in seiner Suada. Aber zu einer ernsten Disputation möchte er wenig geeignet seyn. Er wird sich immer des Sieges in seinen Vorlesungen rühmen können, wo kein Widerspruch und keine Gegen-Argumente zulässig sind, wo man sich so gern seinem Redestrome überläßt; jedoch träte ihm eine gewichtige aristotelische Logik entgegen, so möchte er bald hors de combat gesetzt seyn.

M....... hat über Philosophie der Moral geschrieben; aber er ist Schulmann und kein Professor einer Universität, der durch lebendigen Vortrag zur Ueberzeugung hinreißen soll. Wer den Glauben nicht mitbringt in seine Vorlesungen, der wird auch keinen aus denselben hinwegnehmen; diese einförmige Weise, dieser magisterliche Pedantismus imponiren nicht.

G....., der logische Schärfe mit einem Vortrage, der dem H.......'s nicht nachsteht, verbindet, ist schon von Hegel ein Absalon gescholten worden; die Jurisprudenz hat ihm jedoch nicht sowohl eine andere Richtung gegeben, als die Zeitverhältnisse: er glaubt an die Zukunft mehr als an die Nothwendigkeit.

Also man mußte die Blicke nach Bayreuth richten. Da war jener Mann zu finden, von dem Hegel behauptet hatte: er habe ihn am Besten verstanden, aber doch mißverstanden. Dieser mystische Ausspruch ist in Deutschland von Mund zu Mund gelaufen; man hat darüber viel Kopfzerbrechens gehabt, was es sagen wolle: verstehen, aber doch mißverstehen; indeß, das Ministerium des Cultus, das nun einmal die Hegel'sche Philosophie zu einer preußischen gemacht hat, begnügte sich damit, daß hier ein verborgener Sinn unterliege, und meinte, G..... sey immer noch der beste Paulus Hegels, man setzte sich über den Nachsatz hinweg und hielt sich an den Vordersatz, G..... wurde berufen, und somit jene gordische Erklärung Hegel's auf einen Hieb durchhauen. — Obschon Hegels Berliner Jünger sich bereits in den Mantel ihres Meisters getheilt hatten, obschon sein Professorat und sein Gehalt zersplittert war, so liest man nun doch im Lections-Catalog von G.....: Lectiones ex valvis publicis indicabit. Wir müssen es erwarten, wie er das Testament seines Lehrers vollziehen wird, ob er die Sonne Hegel, die alle philosophischen Systeme zu einzelnen Strahlen ihres Systems vereinte, am preußischen Himmel erhalten wird oder nicht.

Daß diese Sonne zu einem Einfluß in Preußen gelangte, verdankt sie lediglich dem Herrn Joh. S......, der ihr ein Brennglas

unterhielt, groß genug, um alsbald die versengende Dürre ihrer Glut über alle junge Köpfe Preußens zu verbreiten. Dieses Brennglas war das Ministerium des Cultus.

Herr von K....., der frühere Direktor des Cultus, leistete Hegel'n keinen Vorschub; er begnügte sich mit dem Alten. Als aber S..... an seine Stelle gelangte, gewann Hegel jenen Einfluß auf den Staat, durch welchen er in Preußen so mächtig geworden. Seine Philosophie wurde als die Religion der Monarchie betrachtet, die ihre Selbsterhaltung auf die Nothwendigkeit Hegel's stützen zu müssen glaubte. Hegel's Jünger wurden auf die akademischen Lehrstühle berufen, wie z. B. jetzt ein Jüngling an Jahren den alten Sitz Immanuel Kant's einnimmt. Hegel's Grundsätze vertrugen sich mit allen bestehenden, und machten jeden Versuch des Fortschreitens indifferent. Das war eine gefährliche, aber staatsgemäße Philosophie, eine Philosophie, die Nichts verdammte, was einmal gehörig organisirt war. Ich kann nicht umhin, sie das tragische Leid Preußens zu nennen, wie denn überhaupt der Fatalismus das größte Uebel für den vernunftgemäßen Zustand ist.

Dazu kommt noch, daß man sogar den Pietismus, der eigentlich dem Hegel'schen Systeme sowohl, wie seiner Person ganz fremd war — denn er war bekanntlich ein socialer, heiterer Mann, der sich in seinem Sammet-Barett nichts weniger als pietistisch ausnahm, und endlich an einer Indigestion starb — daß man diesen Pietismus mit dem Hegel'schen Systeme in Verbindung gebracht hat. Der verstorbene Christus war nämlich allerdings nicht ohne mystischen Beisatz; er hielt etwas auf Jakob Böhme und Angelus Silesius; seine Herleitung der christlichen Dreieinigkeit aus seinem philosophischen System beweiset dieses mystische Wesen in Hegel's Charakter allerdings. Nun kam der ehemalige Ober-Landesgerichts-Direktor G...... in Naumburg nach Berlin, und witterte aus diesem Umstand allerlei heraus, was einem Manne, der gerne alle Welt vereinigen möchte, wenn auch nicht nahe, doch nicht so entfernt liegt, daß er es nicht erhaschen und für seine Zwecke anwenden könne. Göthe wurde von ihm dem Christenthume angepaßt, oder vielmehr das Christenthum Göthe. G...... fand, daß der Verfasser des Faust nicht sowohl die Welt und Menschheit, als Christum und die Christenheit vor Augen gehabt habe. Er versteht sich meisterhaft auf die Vermischung von allerlei Ideen für seine Absicht, die wie die Faust auf's Auge zu einander paßten. Er ist ein frommer, gemüthlicher Mann, scheitelt Göthe'n das Haar zu beiden Seiten der Schläfe glatt herunter, und macht aus ihm einen Heiligen mit einer Wichtigkeit des Ernstes, die sich kaum zum Spaß geeignet

haben würde. Auch Hegel wird von ihm in die Presse genommen. Die mystischen Elemente, die ich oben bezeichnet habe, reichen hin, um ihn für den Pietismus zuzustutzen. Das geschah denn auch; G...... wandte Hegel'n eine Parthei in der Hauptstadt zu, die viele Anhänger zählt; Hegel's Einfluß dehnte sich von dem Staate auf die Kirche aus, freilich ohne sein Zuthun.

Es bleibt nur noch die Kunst übrig. Auch sie spürt den Einfluß der Hegel'schen Schule. Man gibt alle Subjectivität der Idee Preis; nicht die Form, nicht die Schönheit, sondern die Objectivität wird als das Wesen der Kunst betrachtet; ja ich glaube, Herr Professor H.... ging einst sogar so weit, zu erklären, es gäbe eigentlich gar keine Kunst mehr. Die Nüchternheit und Leere, welche die Anwendung der Philosophie auf die Poesie hervorrief, konnte in der That — wollte man consequent bleiben — kein anderes Resultat zur Folge haben. Was ist die Kunst ohne die Form? Die Form ist ihr Leben, wenn die Idee ihre Lebenskraft ist; aber H.... erkannte nur den Gedanken an. Außer Göthe's Faust gibt es nach ihm keine Poesie mehr. Wohin führt dieß!

Hegel ist nun von dem Schauplatz abgetreten; sein System war so scharfsinnig, wie unhaltbar, will man nicht die Bestimmung von Welt und Menschheit ganz und gar an die Nothwendigkeit fesseln, und die Freiheit des Willens verwerfen, die Indolenz und Resignation als die Grundbedingungen dieses Lebens annehmen. Aber Hegel war wenigstens ein eifriger, kühner, ja sogar überzeugender Verfechter seiner Ansicht, der Christus seiner Lehre. G...... verstand ihn am Besten, und doch hat er ihn mißverstanden. Die anderen seiner Jünger sind noch weniger dazu geeignet; die Elemente, die Hegel so mächtig machten, sind in ihnen zersplittert, es ist Keiner vorhanden, der das Vermächtniß Hegel's sicher stellen konnte. Das Leben verwirft es; die Zeit klopft mit ihren Hammerschlägen an das Bestehende; man behauptet, es sey nichts, als Spiegelfechterei, nichts als Sophisterei, was Hegel gelehrt habe. Aber in Berlin fühlt man den traurigen und zerrissenen Zustand, den sein Gewebe von Trugschlüssen hervorgerufen hat. Die Philosophie Hegel's ist in die Köpfe der jungen Literaten, die von ihm das Denken lernten, übergegangen; dieser Philosophie steht die Zeit entgegen und ruft: Vorwärts. Sie schieben sich nun mit dem ganzen Wust ihres Wissens in das Leben, die Bewegung ergreift sie; aber Hegel läßt sie nicht los. Es ist zum Erbarmen!

Ich war heute wieder in Charlottenburg. Dieses Städtchen ist das Versailles von Berlin; nicht nur der Hof, sondern Alles, was

sich an der Natur erholen will, begibt sich hieher. In der That ist das Brandenburger Thor das Einzige, welches zu einer milden, behaglichen Natur geleitet. Wenn wir die Linden verlassen und den Triumphwagen der Victoria hinter uns haben, so empfängt uns der freundliche Thiergarten mit seinen vielen Vergnügungsörtern, ein Sammelplatz des Volks. Eine sechszig Fuß breite, Abends erleuchtete Chaussée theilt ihn in zwei ungleiche Hälften, rechts die kleinere, links die größere. Beide sind mit dichtem Baumwuchse angefüllt, die diesem Volksgarten den Anschein eines Forstes geben, der sich an einigen Stellen zu einem englischen Park lichtet. Die Gartenkunst hat in der jüngsten Zeit interessante Partien in ihm hervorgerufen. Linden, Kastanien, Ulmen, Buchen, Birken, Fichten, Tannen, Eichen u. s. w., durch die sich in buntem Gewirre Alleen für Fußgänger, Wagen und Reiter ziehen, stellen sich hier vor die sterile Natur, und das rege Leben, der stete Menschen-Verkehr nimmt sich gar anmuthig in den geschlängelten Gängen des Lustwaldes aus, der die Gipfel der Bäume zu einem dichten, schattigen Laubdach wölbt. Der Thiergarten zieht sich in einer Länge von 760 rheinländischen Ruthen bis zum Chausséehause von Charlottenburg. Dieses Städtchen liegt offen und frei, ohne an einem Steinpflaster zu leiden, das dem ländlichen Charakter Eintrag thun würde, der es so anziehend macht. In seiner äußeren Gestaltung könnte man es mit Wandsbeck bei Hamburg vergleichen; indeß ist es eleganter und modischer.

Im Pavillon des Schloßgartens ist das Arbeitszimmer des Königs bemerkenswerth; wenigstens war es solches mir. Ich lernte Einiges von den täglichen Beschäftigungen Friedrich Wilhelms kennen. Ein kleines Mahagoni-Schreibpult, an welchem er Tags zuvor gearbeitet hatte, stand offen, wie es schien, mit Bittschriften belegt, oder mit Königlichen Rescripten. Die Federn daneben bewiesen, daß der König mit der Durchsicht und einer Resolution der Papiere beschäftigt gewesen war. Auf dem Pulte stand die Büste der russischen Kaiserin. Auch das alte Schloß bewahrt eine Alabaster-Bildsäule von ihr. — Rechts an der Wand gewahrte ich die ganze königliche Familie in sehr getroffenen Kupferstichen. Durch einen schmalen Gang, dessen eine Wand, seltsam genug, mit Tellern behangen ist, auf welchen alle Waffenarten der russischen Armee abgebildet sind, gelangte ich zum Schlafzimmer des Königs. Jene feinen Porzellan-Teller, ein Geschenk des Kaisers von Rußland, bilden ein vollständiges Service. Der König ließ, weil er die Zerbrechlichkeit der russischen Armee fürchtete, alle golden einrahmen. An derselben Wand stand ein Tisch, auf welchem Häuser's Geschichte des Kirchengesanges neben dem Gothaischen

genealogischen Almanach lag, das neue Testament, ein Erbstück aus dem Nachlaß der Königin Sophia Dorothea, neben Zeitschriften und Broschüren über das Kriegswesen, unter welchen sich eine mit dem preußischen Titel: „Vorwärts“ auszeichnete. Weiter lagen daselbst: „Chroniques de l'oeil de boeuf des petits Appartements de la Cour et des salons de Paris.“ Im Schlafzimmer des Pavillons, welches jedoch jetzt von dem Könige nicht mehr bewohnt wird, standen zwei Glasschränke, in welchen die Waffengattungen der ganzen preußischen Armee in puppenartiger Beschaffenheit — wie zum Kinderspiel — paradirten. Weiter gewahrte ich daselbst ein Bett mit einem Shawl der verstorbenen Königin, als Bettdecke. Friedrich Wilhelm sehnt sich überall nach Erinnerungen der Vielgeliebten. Auf demselben lag, zierlich zusammengelegt, eine Garde-Uniform des Königs mit dem eisernen Kreuz, dem Annen- und rothen Adler-Orden und der Dienst-Medaille. Er scheint wenige Bedürfnisse zu haben; beide Zimmer waren klein und weniger als einfach eingerichtet. Aber er hält auf Kleinigkeiten, und soll nach vierzehn Tagen noch wissen, wo und wie er ein Paar Handschuhe hingelegt hat, ob eine Feder in dieser oder jener Richtung lag, ein Buch geöffnet oder geschlossen war. Er verlangt hier von seiner Bedienung die größte Genauigkeit, und sein Unwille trifft Denjenigen, der sich eine Veränderung mit seinen Anordnungen erlaubt. Das Bild eines umsichtigen Königs.

Im eigentlichen königlichen Schlosse werden die ehemaligen Zimmer Friedrichs des Großen von der Fürstin von L....... bewohnt. Auch hier herrschte die größte Einfachheit. Auffallend war mir ein Bettschirm vor dem grünbehangenen, einschläfrigen Bette der Fürstin; er war über und über mit ausgeschnittenen Bildern beklebt, das Merkwürdigste aber dabei war, daß zwei verabschiedete Offiziere sich dieser Arbeit unterzogen, und der Fürstin ein Geschenk mit dem Erzeugniß ihrer bewunderungswürdigen Geduld gemacht hatten.

Saphir stand im Wohnzimmer der Fürstin auf einem Aufsatz, hinter Tassen versteckt, neben einer neufundländischen Dogge. Die Gräfin H...... ist, trotz der morganatischen Ehe, dem König wohl nie mehr als Freundin geworden. Man erzählt sich, daß, als einst bei einem Krankheitszufalle der nunmehrigen Fürstin der Leibarzt des Königs aus gewissen Symptomen einen Schluß habe ziehen wollen, dieser ihm mit den Worten in die Rede gefallen sey: „Das ist unmöglich!“ Man hat sich seitdem gehütet, jemals mit ähnlichen Folgerungen hervorzutreten. Oeffentlich beobachtet der König, in Betreff seiner Gemahlin, alle Etiquette; selten, fast nie, sieht man dieselbe

mit ihm in einer Equipage fahren; der König fährt hier voraus, ihm folgt die Fürstin in einem zweiten Wagen.

Die Zimmer im eigentlichen königlichen Palais in Berlin, so wie die des Charlottenburger Schlosses werden keinem Neugierigen geöffnet. Es mußte vielleicht den König incommodiren, seine Persönlichkeit im Wohn- und Schlafzimmer von dem Publikum begaffen zu lassen, um so mehr, da er sich jetzt mehr, als je, in der Zurückgezogenheit gefällt. Deßhalb ist es auch Niemanden gestattet, den Charlottenburger Park zu betreten, wenn Friedrich Wilhelm daselbst lustwandelt. Die Abgeschlossenheit, die seine Erziehung anregte, hat nunmehr seinen Charakter ganz und gar in Beschlag genommen; er vermeidet die Menschen, reitet selten, und fährt — wie gesagt, stets allein. Es war ein großes Festmahl im Charlottenburger Schlosse, und die königlichen Equipagen geleiteten die heimkehrenden Gäste nach Hause; der letzte zweispännige Wagen führte den König an mir vorüber. Er saß nachdenkend, unbekümmert um die Außenwelt, im Fond der Chaise, wie ich ihn unter den Linden erblickte. Nur im Kreise seiner Familie soll er dann und wann in eine heitere Stimmung versetzt werden. Als ich von Charlottenburg nach Berlin zurückkehrte, wies mein Begleiter auf drei mit grünen Jalousieen versehene Fenster an der linken Seite des Palais, im oberen Stocke: „Hier ist die Kapelle des Königs, wo er mit dem Bischoff E..... betet."

Eilfter Brief.

Die beiden Aeußerlichkeiten des socialen Lebens: die Industrie und der Luxus mögen in diesem Schreiben ihre Stelle finden. Mit Recht kann man in ihnen den Maßstab der Intensität jenes Lebens erblicken.

Der Mauth-Verband, dieses nationale Institut, wird der Industrie der preußischen Hauptstadt nicht zuträglich erachtet. Man klagt über ihn, wegen der dadurch bewirkten Konkurrenz mit Sachsen. In der That mag man hierin nicht Unrecht haben. Das ganze sächsische Voigtland ist eine Fabrik, Alles arbeitet sich in die Hände; von früh bis spät sorgt die Bevölkerung für den Webstuhl. Diese große Thätigkeit, die wenigen Bedürfnisse und die Wohlfeilheit des dortigen Lebens neigen offenbar die Wage zum Vortheil Sachsens; sie beweisen, wie wenig rathsam es ist, Fabriken in große Hauptstädte zu verlegen. Die Nachtheile fallen hier sofort in die Augen, sie sind nur allzu wesentlicher Art.

Natürlich ist der Arbeitslohn in größeren Städten bedeutend höher, dem Holzbedarf wird nicht so leicht abgeholfen, man muß, mit einem Worte, Mittel anwenden, die nicht im Verhältniß zum Resultate stehen.

Weiter aber ist die Anhäufung der Fabrikarbeiter, der sentina gentium, in großen Städten nicht rathsam. Diese Leute bilden stets eine Korporation, ohne Seele. Das Geschäft kettet sie an einander, sie suchen einen Einfluß geltend zu machen, aber die moralische Kraft fehlt ihnen. Von Jugend an, für oft kärglichen Lohn, mit dem Mechanismus beschäftigt, wird ihnen jede geistige Richtung abgeschnitten; sie lernen nur die Rohheit aus dem Grunde und werden stets geneigt seyn, von derselben in der Praxis Gebrauch zu machen. Ich verweise hier nicht auf die Lyoner Vorfälle; ich erinnere nur an die Achener Unruhen, die auf nicht viel mehr, als offenbare Plünderung hinausliefen.

Die Berliner Weber, die Arbeiter von Posamentier- und Gaze-Waaren haben durch den Zufluß der englischen Fabrikate sehr gelitten. Sie schleppen sich mühsam von einem Tage zum andern hin, und nur der Pietismus, der vorzugsweise diese Klasse heimsucht, gibt ihnen Ersatz für den entzogenen Materialismus, gewissermaaßen göttliches Brod. Die Leute fügen sich in die Schickung des Himmels, und leben dem Gebete, wenn es ihnen an Arbeit fehlt. Ich will nicht sagen, daß die Regierung die übergroße Frömmigkeit begünstigt; aber sie kann es nur gern sehen, wenn dieselbe die Dürftigkeit vergessen macht.

Reichthum wirst Du, unter solchen Verhältnissen, in Berlin nicht suchen können; das Armenwesen leidet sogar an einem horrenden Deficit. Im Durchschnitte lebt man von der Hand in den Mund und deckt dabei die kleinen Vorschüsse. Der Beamte ist mittelmäßig besoldet; 6 bis 800 Thaler sind die jährliche Einnahme aller jener Militärs mit Civil-Anstellung, die Einem in Preußen rechts und links begegnen und denen der Titel: Hof-, Intendantur-, Kriegs-, Rechnungs-Rath u. s. w. als Knochenzugabe gegeben ist. Diese Leute kränkeln meistentheils an der Unordnung ihrer Finanzen; sie wollen dem Titel gemäß leben und gerathen in Schulden. Einem in der öffentlichen Meinung bevorzugten Stande angehörend, fehlen ihnen die Mittel zum Luxus und zu den Vergnügungen, die eine große Stadt auszeichnen. So genügsam, wie auch der Berliner ist, dies oder jenes muß er doch des Anstandes halber mitmachen. Aber was kann man von 6 — 800 Thalern erwarten? Kaffee und Wein sind theuer, und Weißbier zu trinken ist gegen das ästhetische Gefühl. Man hilft sich hier, ist man sehr ökonomisch, dadurch, daß man zur Mittagszeit seine

Thür verschließt, und sich mit Kartoffeln und Salz begnügt, um Abends einen Sperrsitz in der Oper von der Ersparniß bezahlen zu können.

Mit diesen Beamten stehen parallel die Besitzer von Häusern mit zwei Stockwerken und die Handwerker mit vier bis fünf Gesellen. Das Leben dieser Leute besteht in der täglichen Arbeit, man sieht nach dem Rechten und geht Abends in die Theerbuschische Resource, wohin alle vierzehn Tage ein sogenanntes „Kränzchen" Frauen und Töchter zum Tanze zieht. Wer nicht Theerbusch besucht, der geht in die Schachklubbs. Man ist dabei ein guter Patriot, liest Morgens die Spenersche oder Voß'sche Zeitung und hat Aussicht, es bis zum Stadt-Verordneten zu bringen. Ohne von den Anforderungen geplagt zu werden, die die große Menge an den Beamtenstand macht, hat man im Ganzen bessere Einkünfte; man richtet sich solider und comfortabler ein.

Die untere Klasse Berlins lebt leider nur von der Armuth. Soldaten verheirathen sich mit einem Sold von monatlich acht Thalern. Im engen Stübchen zusammengedrängt, in ewiger Berührung mit dem Weibe, wird die Kinder-Erzeugung ihnen zur anderen Natur; die Nachkommenschaft nimmt mit Blitzesschnelle zu und das Elend kann nicht ausbleiben. Rechnet man hiezu die verdorbenen Handwerker, die zu Lohnarbeitern und Eckenstehern herabsteigen, Klassen, die einen großen Theil der Berliner Bevölkerung bilden und bei denen Armuth und Demoralisation zum Charakter gehören, so muß man unwillkührlich jene Beängstigung empfinden, die sich dem Vorurtheilsfreien, bei Betrachtung der socialen Zustände unserer Zeit, aufdringt. Malchus hat das Elend der Uebervölkerung mit lebhaften Farben geschildert. Aber wo ist hier Abhülfe? Wir müssen auf den Grund steigen und nicht allein auf die moralische Kraft sehen. Die ist schwach der Natur gegenüber. Es wird sich immer mehr herausstellen, daß in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen Mängel existiren, die eine Reform derselben unabwendbar machen. Von Gutzkow kursiren über diese Frage sehr interessante Aeußerungen.

Die erste Klasse Berlins bilden die hohen Staatsbeamten, die Stabs-Offiziere, mit bedeutenden Service-Geldern, und jene jüdischen Häuser, die sich zum Mittelpunkt des socialen Lebens gestaltet haben. Hier ist materieller Fond und Grazie der Socialität; man glänzt mit Bällen bei Jagor und im englischen Hause, mit Diners und Soupers, mit Gastfreiheit und Literatur; man wendet Alles an, um allen Bedürfnissen des Luxus und des gesellschaftlichen Lebens zu entsprechen.

Was nun den Hof betrifft, so muß man hier den älteren Theil von dem jüngeren trennen.

Jener bekümmert sich wenig um den Luxus. Der König insonderheit hält die einfachste Tafel und speiset rasch, nur aus Bedürfniß, nie zum Vergnügen. Ein russischer Obrist, der bei Angely wohnte, war zum Diner in's Palais geladen. Er kam ziemlich verwundert zurück, klagte, daß Alles zu schnell servirt worden sey, und meinte, daß von Königlichen Delicen an der Königlichen Tafel gar keine Rede gewesen; Caviar, auf welchen Friedrich Wilhelm so viel zu geben scheine, esse in Rußland Jeder. Der gute Mann mochte allerdings den russischen Epikuräismus, jene Ueberladung von Champagner und Portwein, bei Hofe vermissen.

Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, wird durch seine Gemahlin, die Oberhofmeisterin des Luisen-Ordens, auf kleine religiöse Zirkel beschränkt, die den Luxus ganz und gar ausschließen. Ich zweifle daran, daß hier irgend von Delicen die Rede seyn kann und von anderen süßen Gerüchen, als denen, die dem Worte Gottes entquillen.

Der Kronprinz liebt kleine geistreiche Zirkel, ebenfalls ohne Luxus und Fülle an Essen und Trinken. Man trinkt hier sehr viel Thee, und es soll sogar dann und wann der Fall eintreten, daß sich die Gäste bei schicklichen Gelegenheiten auf einen Augenblick entfernen, um sich anderweitig zu restauriren. Seine Königliche Hoheit wurden einmal auf dieses momentane Verabschieden aufmerksam, ein paar Damen von hohem Adel wollten sich auf ein halbes Stündchen zurückziehen. Da man ihm die Ursache davon hinterbracht hatte, so eilte er auf die beiden Schönen zu, bot ihnen seinen Arm und erinnerte sie höflich daran, daß ihre Königliche Hoheit, die Kronprinzessin, noch nicht die Gesellschaft verlassen habe.

Nur die jungen Prinzen sorgen für den Glanz der Monarchie. Ich nenne zuerst den jungen Prinz C...., der die Mode Berlins repräsentirt und nichts versäumt, was einen eleganten Fashionable auszeichnet. Er fährt im Tilbury und Cabriolet raschen Trabes durch die Straßen, und in diesem Augenblick stets mit seiner Gemahlin. Es geschiehet dieses aus Liebe zu ihr, indem sich im Publikum das Gerücht einer zwischen Beiden statt gefundenen Uneinigkeit verbreitet hatte, die er öffentlich widerlegen will. Mit ihm rivalisirt Prinz A....., weniger in Betreff der Mode, als im Betreff der Tonangabe im socialen Leben des Hofes und des höheren Adels, der sich in den Salons dieses Prinzen versammelt. Die Prinzessin A.... aus den Niederlanden, eine durch Sitte, Geist und Literatur gleich ausgezeichnete Dame, ist die Seele jenes feineren Hoflebens, das in Soiréen und offenen Salons waltet, von Orangerien duftet und sich

mit französischen Lustspielen und dramatischen Sprichwörtern die Zeit vertreibt. Die Residenz dieses Fürstenpaars ist das alte Schloß der Prinzessin Amelie, der Schwester Friedrichs des Großen, jener blauäugigen Athene, die hier einst musicirte und dem Organisten Graun die Schöpfungen italienischer Komponisten nur aus der Ferne zeigte, indem sie nicht duldete, daß er sich unterstünde, sie anzurühren!

Die alten preußischen Landwehrmannssitten, jene beaux restes des siebenjährigen Krieges, die die pommer'sche Farbe tragen und Blüchern an die verstorbene Königin schreiben ließen: „Lovise, wie geht es Dich?“ werden durch den Prinzen W......, den Sohn, repräsentirt. Sie halten der feinen Etiquette des Prinzen Albrecht das Gegengewicht und streben dahin, den preußischen Grundton, jene Derbheit, die man eigentlich wenig mehr in der Mark findet, festzustellen.

Du siehst, die Königliche Familie hat die verschiedenartigsten Elemente aufzuweisen: Einfachheit, Geist, Pietismus, Courtoisie, derbe Kraft, Witz. Der Letztere wird von dem Kronprinzen gepflegt, und man erzählt sich in dieser Hinsicht die ergötzlichsten Geschichten, die an Friedrich den Großen mahnen. Hast Du von jener Charade gehört, die der Thronfolger einem Minister in Magdeburg zu rathen aufgab? Hier ist sie:

Das Erste frißt das Vieh,
Das Zweite haben Sie nie,
Das Ganze sind Sie;

oder von jenem Einfall, der diesen Prinzen ein Sechsgespann vor eine Equipage spannen ließ, nämlich zwei lahme Hinterpferde, zwei blinde Mittelpferde und zwei kräftige rasche Vorderpferde? Der König befragte ihn wegen dieses seltsamen Verfahrens und er ertheilte die auffallendste Antwort, die ich mir mündlich vorbehalte.

Tivoli wird Dir dem Namen nach bekannt seyn. Es ist jenes Institut, welches die Gebrüder Gerike in der Nähe des Kreuzberges, mitten im Sande, angelegt haben. Sie sollen indeß bei der Entreprise auch immer nur auf Sand gekommen seyn. Heute war Feuerwerk daselbst; die Einladung zu demselben prangte schon einige Tage zuvor an allen Straßenecken und in den Voß'schen und Spenerischen Zeitungen. Sie war ungefähr folgenden Inhaltes: man habe eingesehen, daß niedrige Preise sogar die Literatur begünstigen, die Pfennigs-Magazine liefern den auffallendsten Beweis davon; um wie viel mehr werden nicht die Berliner begierig seyn, reelle Vergnügungen zu höchst billigen Preisen zu genießen; sonach haben sich die Gebrüder Gerike entschlossen, an dem heutigen Tage für zweitausend Eintrittskarten in Tivoli den Preis von zwei Silbergroschen festzusetzen; erst, wenn diese verkauft seyen, werde der volle Preis von fünf Silbergroschen eintreten. Um der Sache einen ästhetischen Anstrich zu

geben, beriefen sich die Unternehmer auf die Literatur, und die mittleren wie die unteren Klassen der Einwohner zogen schaarenweise hinaus. Es war Sonntag.

Als ich Mittags vier Uhr in dem weitläufigen Etablissement anlangte, war kaum noch Platz zu erhalten. Was einigermaßen auf feinen Ton Anspruch machte, trank Kaffee oder Thee und bediente sich der Rutschbahn, während das niedere Publikum sich an Weißbier hielt und die Schaukeln in Beschlag genommen hatte, für welche kein Geld erlegt zu werden brauchte. Die Gebrüder Gerike hatten in ihrer Einladung an das Publikum zugleich einen Aufruf an alle Taschenspieler und Inhaber von Sehenswürdigkeiten ergehen lassen, man solle sich mit ihnen wegen eines Platzes im Bezirke Tivoli's verständigen; aber von diesen Leuten, die hier, wo Alles auf Billigkeit abgesehen war, keine Rechnung zu finden glaubten, hatte sich Keiner eingefunden. Es ist nicht zu läugnen, aus den Gästen und dem ganzen Leben in Tivoli sprach eine ziemliche Dürftigkeit; es war hier Alles berechnet und spärlich abgemessen; viele saßen sogar mit ziemlich trockenem Munde, bis die Stunde des Feuerwerks schlug und man sich auf Tische und Bänke stellte, oder auf die Terassen der Gebäude begab, um die Anschauung besser genießen zu können. Bei dem Allen wurde die Rutschbahn nicht leer; was man dem Magen entzog, wurde an dieses Vergnügen gewendet. Wieder ein Beweis, daß der Berliner jeden anderen Genuß dem eigentlich materiellen vorzieht. Die Beweglichkeit und Rapidität fällt selbst an älteren Leuten auf. Ich sah eine dicke Schneidersfrau, die es nicht erwarten konnte, daß ihr das Vergnügen der Rutschbahn zu Theil wurde. „Ist denn Keener da, der Eenen stoßen duht?“ Dies war die unaufhörliche Ausrufung der Dicken, die am Gipfel der Rutschbahn stand und mit ihren beiden Töchtern die beiden Wagen in Beschlag genommen hatte.

Auf dem Kreuzberg erblickt man das aus Eisen gegossene Denkmal in gothischem Style, welches an die Hauptschlachten des Befreiungskrieges erinnert. In den zwölf Nischen desselben stehen die Bildsäulen der Feldherren, die jene Schlachten schlugen und mehre Prinzen des Königlichen Hauses, die man gleichfalls als siegreiche Heerführer bezeichnet hat, in antiker Form. Ein Invalide, der seit 1804 in der reitenden schlesischen Artillerie diente und vor Paris sein Bein verlor, ist als Wächter dieses Denkmals angestellt, welches, nach Schinkels Entwurf gearbeitet, mit dem Fußgestell 72 Fuß hoch ist und eine thurmartige Pyramide bildet. In der Nähe des Kreuzberges befindet sich die Hasenheide, die durch Jahn und das Turnwesen einen Ruf in Deutschland bekommen hat. (Fortsetzung folgt.)



Seydelmann

und die deutschen Schauspieler.

Von Heinrich Laube.

Ein neues Buch Laube's erregt stets das Interesse der Lesewelt im hohen Grade. Wir theilen deßhalb hier einen Auszug aus seinen so eben bei C. Löwenthal in Mannheim erschienenen „Modernen Charakteristiken“ mit. Das Thema ist ein in diesem Augenblicke vielfach angeregtes; auch in der so eben im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung fertig gewordenen „Allgemeinen Theater-Revue“ befindet sich ein Seitenstück zu dem Folgenden, unter dem Titel: „Seydelmann und die Theater-Recensenten“ von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, das auf merkwürdige Weise mit den Aeußerungen und Urtheilen Laube's übereinstimmt.

»Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut.«
Iphigenia auf Tauris.

Seydelmann hat vor Kurzem eine Anzahl Rollen in Berlin gegeben und außerordentlich gefallen. Die Berliner konnten sich gar nicht darin finden, daß es einen guten Schauspieler in Deutschland geben könne, der nicht bereits in Berlin gespielt habe, der nicht von den Berlinern gekannt sey. Sie haben rücksichtlich des Theaters eine Art Tradition: daß nämlich Alles über den Gensdarmen-Markt gegangen seyn müsse, was in der deutschen Schauspielerwelt Sitz und Stimme einnehmen wolle. Frühere Zeiten, und die Ahnen des Berliner Theaters, Fleck, Iffland, Devrient, Wolf haben sie dazu verleitet. Aber diese Zeiten sind schon lange vorüber, einer dieser Herren war längst vor seinem Tode gestorben, und der andre hatte sich nie des ganzen Publikums oder doch nie des eigentlichen Tons bemächtigen können, war nie Regent geworden. Weder Devrient noch Wolf haben

so organisch auf die Bühne eingewirkt, daß sie eine allgemeine Richtung, eine Schule geschaffen hätten, von welcher das Theater zu Berlin noch heute Ton und Farbe trüge. Es ist nichts mehr von ihnen zu sehen, als die schönen Büsten in der Vorhalle des Concertsaals. Das ist am meisten von Wolf zu bedauern. Nicht daß er etwa ein größerer Schauspieler gewesen sey, als Devrient — o nein, er war nur ein bedeutender Mensch neben diesem Titanen. Aber dieß bedeutsam Menschliche ist es eben, was dem Schauspiele jetzt so völlig abgeht. Das Theatralische, das Gemachte hat trotz dem Vorgange Wolf's Alles bedeckt.

Devrient konnte und durfte nur sehr bedingt, nur anregend einwirken. Er war keine Gattung, er war ein Individuum, dessen Gesetze nur für die eigne Person reichten und paßten. Seine Erscheinung war die eines strahlenden Kometen, sein Verhältniß zum ganzen Sonnensysteme der Schauspielkunst war so schwer zu definiren, daß alle Bildung nach ihm auf's Leichteste und Schnellste sich zur Fratze, zur Karrikatur verkehren mußte.

So ist es gekommen, daß das Berliner Schauspiel Jahre lang ohne durchdringende Einwirkung eines bedeutenden künstlerischen Genius geblieben, daß es in den Zustand einer verworrenen Mittelmäßigkeit gerathen ist, und keineswegs noch den ersten Rang in Deutschland einnimmt. Das fällt um so mehr auf und betrübt um so mehr, als vielleicht nirgends mit so großer Freigebigkeit und Liberalität Alles für die Kunst gewährt wird, wie dieß in Berlin geschieht. — Alle Mittel stehen zu Gebote, die reichste, ausgebreitetste Unterstützung wird beschafft — es fehlt nur das Glück, ohne welches die Kunst ein ärmlich Machwerk bleibt, es fehlt der Grund. Und wie es denn immer zu geschehen pflegt, das Gleiche gesellt sich zum Gleichen: Publikum, Dichter und Schauspieler finden sich in genauer Wahlverwandtschaft zu einander; es vereinigt sich Alles zur Mittelmäßigkeit.

— — Seydelmann's Auftreten in Berlin wird manchem theilnehmenden Zuschauer die Augen geöffnet haben, auf welchem längst ausgefahrnen, von der Kunst längst verlassenen Wege unsere Schauspieler sich wieder herumtummeln. Licht zeichnet den Schatten.

— — Der Sieg Seydelmanns über die Kunstanforderungen ist kein plötzlicher, sondern ein allmähliger; darum ist er aber auch für die nächste Entwickelung unserer Bühne um so wichtiger. Das Genie überrascht und entzückt, aber es lehrt weniger, die Mittelstufen seines Weges bleiben verborgen, es rückt in zu großen, vehementen Bewegungen vorwärts, als daß man seinen Weg zum Muster aufzeichnen könnte, seine Fußtapfen fehlen den Suchenden auf zu weiten Zwischen-

räumen. Das Genie weckt allgemeine, Epochen-Kräfte; das überlegene, besonnene Talent mäßigt, fügt, ordnet das oft nur chaotisch Aufgeregte zu voller, schöner Form, zu künstlerischer Schönheit. Auf diesem Wege kommt man zu dem eigentlichen Namen der eigentlichen Beziehung Seydelmanns: er ist ein Künstler.

Diese Begrenzung, dies Maaß, diese Fassung, Begriffe, welche in diesem einen Worte ruhen, sind es vornehmlich, welche mich darauf gebracht haben, die Berliner Schauspieler hier mit in Rede zu bringen. Die Herrschaft dieser Begriffe fehlt eben den einzelnen Talenten, welche diese sonst so reich ausgestattete Bühne noch besitzt. Sie fehlt namentlich Rott, einem Schauspieler von schönen Mitteln, der sich schon so lang und so thätig um die höchsten Stufen herumbewegt. Temperament, Gewohnheiten mögen oft mit im Wege stehen, aber sie lassen sich besiegen, denn sie weichen denselben Mitteln, mit welchen man eine geläuterte Bildung erwirbt, und eine solche kann Jeder erwerben. Es fehlt diesem Manne nämlich nur die Concentration all seiner Fähigkeiten und Thätigkeiten, das, was die Franzosen à plomb nennen, er hat noch nicht den Schwerpunkt seines Wesens gefunden, auf welchen sich Alles stützt, der Alles trägt. Ist der Mensch und der Schauspieler so weit — denn die Bildung im Allgemeinen und die Kunst, vollkommen darzustellen, begegnet sich hier — dann vereinzelt sich nichts mehr an ihm und stört durch seine Vereinzelung, dann schließt sich Alles zu einer erfreulichen Rundung und abgeschlossenen Figur, wie die Zweige der Cypresse geschlossen, gedrängt nach dem Gipfel aufwärts streben, dann tritt auch bei den unbedeutendsten Dingen jene Harmonie hervor, welche wohlthut und beglückt, das Endziel aller Kunst.

Diese künstlerische Ruhe Seydelmann's ist der Born alles Wohlgefallens, was er erregt; sie ist das Hauptmoment, was die Schauspieler von ihm gewinnen müssen. Und, einige Veteranen, wie Beschort, Weiß und Lemm abgerechnet, ist es just dieß, was der Berliner Bühne fehlt, und Lemm vernachlässigt auf der andern Seite die eigentliche Schönheit zu sehr, oder wird ihrer doch nicht in so weit Herr, als daß jenes Element bei ihm ausreichend genannt werden könnte.

— — Publikum und Schauspieler schaffen einander gegenseitig. Das Publikum in der Burg zu Wien ist das beste, was man finden kann: die störenden, alle höhere Harmonie des Stücks vernichtenden Abgänge, Bravaden an's Parterre gehen erfolglos vorüber, wenn ein Gast oder ein Neuling den Versuch damit macht, nicht das äußerliche Deklamiren, sondern das richtige Wort, was in das innerste Wesen

des Stücks gehört und dieß herausstellt, nicht die grobe, auffallende Erscheinung, sondern der feine, wesentliche Zug werden beklatscht. Die Damen, welche die zarten Beziehungen der Geselligkeit am Zartesten herausfühlen, sind nicht so blöde oder vornehm, wie in Nord-Deutschland; sie klatschen, wenn der Schauspieler einen glücklichen Moment gewinnt.

Dort in der Burg war es auch, wo Seydelmann mit offenen Armen empfangen wurde, wo man ihm sogleich ein glänzendes Engagement bot.

— — Seydelmann ist ein Schlesier; in der wald- und bergumkränzten Grafschaft Glatz, diesem originellen, mannigfaltigen Ländchen, ist er geboren. Dort in der Grafschaft, wie es die Schlesier kurzweg nennen, wuchs er auf zwischen Bergen, häuserhohen Krucifixen, Wallfahrern, Festungssoldaten, friedlichen, beschränkten Ackerbürgern. Denn diese kleine schlesische Schweiz ist noch ganz österreichisch katholisch, und wenn die jungen Gymnasiasten oder Studenten sie in den warmen Sommertagen bereisen, so finden sie ein so stilles, friedsames Ländchen, daß sie in eine weitläufige, schöne Kirche zu treten glauben. Die meisten Wege sind in Stationen eingetheilt, welche zu diesem oder jenem Heiligenbilde führen, bald links, bald rechts sieht man über das Feld oder durch eine grüne Schlucht die wallfahrenden Landleute wie gejagte Schatten dahinstreichen, oder man hört im grünen, klangreichen Bergwalde ihre monotonen Gesänge durch die stillen Blätter ziehen. Dazwischen fährt auch einmal ein lustiger Schwarm Badegäste aus Landeck auf modernen Wagen, mit modischen, scheinbar protestantischen Kleidern angethan.

Dieß war das Terrain, auf welchem unser Held als Bube umhersprang. Das abgeschlossene Leben dieses Ländchens, was da in einem äußersten Winkel Deutschlands von Bergen zusammengedrängt wird, durch welches nur hie und da ein buntes Band, ein bunter Schleier aus der großen, modernen Welt geflogen kam, mochte frühzeitig die Phantasie, das sinnende Nachdenken des Knaben erwecken. Die einfachen Zustände seiner Heimath prägten sich vielleicht tief in sein Wesen ein, und gaben ihm später den Typus für die charakteristische Genre-Malerei, die jetzt ein wesentlicher Theil seiner Kunst ist. Wirklich erinnert mich noch heute seine Erscheinung oft an die Grafschaft. Er ist von mittlerer Größe, sein Auftreten ist leicht, sicher, aber nicht ohne jenes Zurückhalten gewisser Ueberlegenheit, welche mehr schweigsam und lächelnd, als sprechlustig und laut die Gesellschaft beherrscht. Dieß und ein klerikalisches Etwas des ganzen Kopfes und dessen Ausdrucks ruft mir oft das Bild eines klugen Weltgeistlichen

vor die Augen, wie man ihn im stillen, katholischen Ländchen umhergehen sieht: er ist über die groben Formen einer unklaren Religiosität hinaus, aber er mag die Leute nicht stören, und lächelt, ohne zu verlachen, aus seinen klugen Augen leuchtet die Erkenntniß, daß alle Reize und Schönheiten der Welt dem Menschen zugänglich und offen sind, aber der verschlossene Mund deutet an, man solle die Welt nicht mit Geräusch und Lärm, sondern mit Sammlung und Concentration genießen; eine leichte Ironie, aber keine mephistophelische, ich möchte sie eine humane oder gar eine conservative nennen, spielt um die Mundwinkel, und die kleinen gerundeten Worte, welche dazwischen hervorgleiten, haben so etwas Unvergängliches für die schnellen, flüchtigen Laien.

Die Unterredungen mit Seydelmann prägen sich den Leuten tief ein, seine Worte erheben sich wie Hautreliefs im Gedächtnisse, und darin liegt vielleicht das Hauptgeheimniß seiner theatralischen Macht: er deklamirt nicht, er recitirt nicht — er spricht. Das Wort selbst und den einfachen Gedanken hat er wieder zu Ehren gebracht, das Atomistische, Unklare, Durcheinandergeworfene im Vortrage unserer meisten Schauspieler hat er zusammengefaßt, geordnet; seine Sätze, seine Worte treten einfach aber gebietend auf, sie erscheinen mit den klaren, unwiderstehlichen Augen, welche die Aufmerksamkeit erzwingen. Der Mittelpunkt des Menschen liegt in ihnen: Seydelmanns Rolle mag noch so unbedeutend seyn, man glaubt, den Mittelpunkt des Stücks in ihm zu sehen, weil er alles im Stücke webende geistige Element auf seinen Worten zu versammeln weiß. —

— — Seydelmann hat sich seine hohe Stellung erfochten, sie ist ihm nicht in den Schooß gefallen; er ist seiner Größe eigner Schmid. Man erzählt von Demosthenes, daß er Steine in den Mund genommen, und am Strande des brausenden Meeres gesprochen habe, um seine schwachen und mangelhaften Sprachorgane zu stärken und zu bilden. Seydelmann hat sich vielleicht eben so viel Mühe geben müssen, um ein widerstrebendes Organ zu kultiviren. Von einem Theater zum andern ist er gewandert, und erst nach vielen Jahren hat er in Süd-Deutschland Anerkennung und Ruhe gefunden.

Dort hat er denn nun die Stellung, welche ihm seine Mittel und Fähigkeiten anweisen, nach allen Seiten von Schutt und sonstig Störendem gereinigt, und schon als er im Sommer 1829 zum ersten Male wieder nach Breslau, seinem Ausgangspunkte, zurückkehrte, bewährte er sich unwiderleglich als den Helden, den Anführer einer neuen Manifestation der theatralischen Kräfte.

Er hat das Wort, den Gedanken, die Darstellung einer um und

Seydelmann und Devrient sind Pole, die einander gar nicht berühren. Was dem Einen fehlt, das besitzt der Andere, und umgekehrt. Devrient war der Held aller Leidenschaft, das Geniale, das Ungewöhnliche, das Uebermenschliche, was aus einer andern Welt in die unsere hineinragt, das riß er mit Titanenkraft plötzlich, erschreckend in unsere Mitte. Er war eine Gewitternacht mit all ihrer grellen Schönheit. Seydelmann besitzt nichts von diesen außerordentlichen, genialen Kräften, er ist ein heiterer, ruhiger Tag, wo die Erscheinungen nicht durch Ueberraschung interessiren, sondern durch ihre helle, um und um abgegrenzte Wirklichkeit und Wahrheit. Was ihm an Glanz und Schimmer neben jenem abgeht, das ersetzt er durch künstlerisches Maaß, künstlerische Vollendung seiner Gestalten. Wenn man ein übertreibendes Gleichniß statuiren will, so verhält er sich zu Devrient wie Göthe zu Shakespeare. Wenn man aber solche an sich unstatthafte Vergleichsweise benutzen will, um diese theatralische Erscheinung zu charakterisiren, so könnte man sie vielleicht am Treffendsten mit der Situation Lessings in der literarischen Welt zusammenstellen. Diese Bekämpfung des Schwulstes, der Uebertreibung, dieß Drängen auf Einfachheit, Klarheit, Schönheit im Ganzen und Großen, diese Geltendmachung des Worts und Gedankens findet sich dort wie hier. Und auch in dem fraglichen Momente dürften sich dieser Dichter und Schauspieler begegnen, ob ihre Kräfte für den auf's Höchste hebenden Schwung der Poesie ausreichen dürften.

Damit wäre auch zugleich Seydelmann die wichtige Position in unserer Theaterwelt angewiesen: die Komödianten mit ihrem Klingklang von den Brettern zu vertreiben, der Scenen- und Effektspielerei ein Ende zu machen, und auf Kern, Geist und Wahrheit zurück zu führen.

Es ist zu vermuthen, daß sein Einfluß auf die Berliner Bühne ein sehr günstiger geworden ist, wenn auch nicht zu verhoffen steht, daß er selbst für sie gewonnen werden könne. Er ist lebenslänglich und auf das Vortheilhafteste in Stuttgart engagirt, lebt dort in dem ihm angemessensten, bedeutendsten Kreise, und wird in seinem ganzen Umfange gewürdigt. Schon bei dem lockenden Wiener Engagement bewies man ihm in Stuttgart durch Wort und That, wie werth man ihn halte.

Man möchte das bedauern, da Berlin allerdings ein umfangsreicheres Terrain für seine Wirksamkeit wäre, und die dortige liberale Verwaltung gewiß kein Opfer scheuen würde, ihn zu gewinnen, und seine Thätigkeit so einflußreich als möglich zu machen.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris, im Oktober.

(Die Italianophoben. — Anna Bolena. — Debut der Albertazzi.)

Es ist ein Krieg entstanden gegen das théatre italien und die ultramontanischen Sänger; die Italianophoben haben in den letzten Tagen selbst den alten Constitutionnel für sich gewonnen. Der gute Alte fühlte seinen Patriotismus erwachen, und rüstete sein Feuilleton wie in seinen guten Tagen im Jahr 1817. Und in der That wenn man die Schwerfälligkeit dieses Feuilletons in Betracht zieht, so kann es allerdings den Effect von Brennus Schwert in der Wagschale der Kritik machen.

Die Italianophoben werfen den armen Italienern unbarmherzig vor, daß sie nicht in Frankreich geboren sind, und daß ihre Namen auf o oder i endigen. Der einzige Lablache ist auch deßhalb bis jetzt allein gut weggekommen. Warum sorgen Tamburini und Rubini nicht dafür, sich in Tambourin und Rubin umzuwandeln; sie würden dann sicherlich auch Gnade finden.

Es kommt wohl noch dahin, daß jeder Künstler oder Komponist, bevor er sich auf einem Pariser Theater hören läßt, ein Certificat seiner französischen Abkunft beibringe, wie die Pferde, die bei dem Wettrennen auf dem Marsfelde zugelassen werden.

Die Italianophoben gehen aber noch weiter. Sie verdenken es den italienischen Sängern, daß sie sich nun so lange schon auf einem Pariser Theater applaudiren lassen. Das ist aber auch nichts Neues. Schon Aristides wurde verbannt, weil zu lange von ihm gesprochen wurde.

Aber selbst die italienischen Opern werden angegriffen. Wer befreit uns von Othello und dem Barbier? rufen sie aus. Das ist seltsam genug in einem Lande, wo man in allen Dingen die Veränderung liebt, nur nicht in Theatersachen. Unsere ersten Liebhaber werden in ihrem Amte 56 Jahre alt, und fünfzig Jahre hindurch applaudirt man mit gleichem Eifer Blaise et Babet und la jambe de bois *).

Wir halten dafür, daß Malerei und Musik eine Universalsprache reden, und daß hier von Nationalität in engerer Beziehung nicht die Rede seyn kann. Religiöse und politische Intoleranz ist verabscheuungswürdig; eine musi-

*) Wem fallen hiebei nicht viele unserer deutschen Theater ein? D. R.

kalische ist im höchsten Grade lächerlich. Dieser Meinung scheint übrigens auch das Pariser Publikum zu seyn, das sich in Masse zu den Vorstellungen der italienischen Künstler drängt, und wir können mit vollem Rechte denen zurufen, die in dem Constitutionnel jeden Morgen verkünden: »Das théatre italien stirbt — es ist schon todt —«

»Les gens que vous tuez se portent assez bien!« —

In Anna Bolena, von dem jungen Donizetti (seit Bellini's Tode ist er Italiens Hoffnung), debutirte Signora Albertazzi. Eine glänzende und zahlreiche Versammlung hatte sich eingefunden. Leider war die Wirkung, die diese auf die Debutantin hervorbrachte, zu einschüchternd. Sie ist erst 19 Jahre alt. Man kann ihr Talent daher nach diesem ersten Versuche nicht beurtheilen. Ihre Stimme ist in der Tiefe stärker, schöner und sicherer als in der Höhe. Auch verrieth sie in der an Heinrich VIII. gerichteten Bitte Geschmack und Gefühl. Sie zeigte übrigens in ihrer ganzen Gestalt den Typus italienischer Schönheit, und wir hoffen, daß ihre ferneren Debuts mehr Anklang finden werden.

Die Hauptpartie von der Grisi und der König von Lablache sind zu bekannt, als daß man noch etwas darüber sagen sollte. Letzterer kopirt in dieser Rolle ein Portrait Heinrichs VIII. im Tower.

Iwanoff's Stimme ist immer frisch, immer mild, man könnte den Ausdruck gebrauchen: immer jungfräulich. Nur sollte er sich hüten, Rubini nachahmen zu wollen; die Töne die aus dieses Meisters Kehle dringen, sind unnachahmlich für ihn. Eine bekannte Fabel von Lafontaine könnte man ihm als Warnung empfehlen. — A. E.

Literarische Uebersichten.

SKIZZEN AUS DEN HANSE-STÄDTEN.

Von

Eduard Beurmann.

Hanau. 1836. Verl. von Friedrich König.

• Von demselben Verfasser sind früher Frankfurter Bilder erschienen, welche vorliegendem Werke an Gehalt weit nachstehen. Bei Frankfurt mußte der Stoff zu sehr breit geschlagen werden; die Hanse-Städte bieten viel mehr Wechsel, Originalität des Lebens. Beurmann schreibt diese Skizzen aus dem Gedächtnisse, sie sind darum vielleicht fester, bestimmter geworden, weil er von seiner Schreibstube nicht in das Treiben, welches er zu zeichnen hatte, heraustrat und in einer gefaßten Ansicht durch einen Zwischenfall, durch eine leicht verzeihliche Rücksicht gestört werden konnte. Beurmann ist meistens ein tüchtiger Genremaler, er sollte indessen seine anziehende Malerei nicht zu viel durch Details über administrative Institutionen unterbrechen, die hier nicht gesucht werden und mehr dem Studium der Staatswissenschaften heimfallen. Auch möchte dieses interessante Buch eher bis zur letzten Seite gefesselt haben, wäre es von Wiederholungen frei. Die litterarischen Streifzüge sind nur als Zwischenwürfe zu betrachten, durch welche Beurmann seine Anhänglichkeit an Gutzkow und dessen Streben darzuthun bemüht ist. — Daß Hamburg das glänzendste, mit den manchfaltigsten Farbübergängen geschmückte, Tableau bildet, versteht sich von selbst. Die Skizzirung des traurigen Lübeck schrecke den Leser nicht ab. Der Verfasser hätte es freilich besser in die Mitte gestellt; in der Mitte des Lebens hält man ein Leichenbegängniß am leichtesten aus, man hat sich da eine Anzahl von Jahren lustig in der Welt bewegt, und sieht noch Decennien vor sich, um den Schmerz zu bemeistern. Die socialen Verhältnisse der drei Hansestädte sind treffend geschildert. Beurmann wird sich aber, kehrt er einst wieder nach Bremen, nicht zu sehr durch Einladungen weder von Seiten der Geistlichkeit, noch von Seiten der Damen belästigt finden. —

LEBENS- und REGIERUNGS-GESCHICHTE JOSEPHS II.

und Gemälde seiner Zeit.

Von

Gross-Hoffinger.

Stuttgart. 1835. Brodhag'sche Buchhandlung.

— • Je mehr es der Zeit, von der dieses Werk handelt, namentlich im Beginnen an tüchtigen Memoiren gebricht, wie sie spätere Geschichtschreiber der Napoleon'schen Periode zur Benützung in Masse vorfinden werden, desto verdienstlicher ist Groß-Hoffingers historisches Gemälde. Man hat ihm die sorgfältigste Benützung aller vorhandenen Aktenstücke, eine sehr fleißige Kompilation aus den besten Geschichtswerken und eine Zuthat interessanter, minder bekannten Ueberlieferungen zu verdanken. Dieser Beitrag zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts wird besonders als Hülfsmittel für das Gedächtniß zum Nachschlagen über die einzelnen Data einen bleibenden Werth erhalten. Das Werk ist mit den sauber lithographirten Bildnissen der berühmtesten Zeitgenossen Josephs geziert.

GALLERIE DER BERÜHMTESTEN DENKER

aller Zeiten und Länder.

Herausgegeben von *Gross-Hoffinger.*

Stuttgart. 1835. Brodhag'sche Buchhandlung.

— • Der erste Cyklus dieses sehr ausgedehnten Werkes umfaßt die Stifter der neuen

Denkweise in Frankreich. Bis jetzt ist der erste Band erschienen, welcher den Geist aus Voltaires Schriften enthält. Was zerstreut in einer Menge französischer Werke sich findet, hat der Verfasser in der ersten Abtheilung nicht ohne eine liebreiche Apotheose zusammengestellt, wodurch der Leser ein klares Bild von Voltaires Leben erhält. Dann folgen eine kurze Würdigung seiner Philosophie, seiner Schriften, und dann gleichsam als Beispiele einige Uebersetzungen aus Voltaires Werken. Man wird eine leichte Uebersicht gewinnen, wenn dieses Werk vollendet ist, welches schon im Entstehen den Beweis einer tüchtigen Leitung, einer gediegenen Auswahl und glücklichen Verknüpfung bietet. —

Aus der Gesellschaft.

— Es ist seit einigen Tagen in der Pariser eleganten Welt von nichts die Rede, als von der improvisirten Heirath des Lord B., Neffen eines englischen Ministers, und der Tochter der Marquise von A., bekannt durch ihre Anhänglichkeit an die ältere Linie der Bourbons und durch ihre glänzenden musikalischen Soiréen im Faubourg St. Germain.

Man versichert, daß diese Geschichte abgeredet, negociirt und abgeschlossen wurde in nicht länger als vierzehn Tagen. Die beiden jungen Gatten sahen sich zum ersten Mal bei der Eröffnung der italienischen Oper.

Die Hochzeits-Corbeille soll ein Wunderwerk des feinsten und reichsten Geschmacks seyn.

Köstliche Kleider, graziöse Peignoirs, Spitzen von Seide, Mousseline, Cachemire, Hauben, gestickte Jacken, vierzig Dutzend Handschuhe, fleischfarben, rosa, weiß, gelb und gestickt, und viele andere Gegenstände finden sich in dieser schönen Corbeille vor. Das Ganze beläuft sich auf 35,700 Fr.

Die Trauung fand in St. Roch statt. Nach der Ceremonie wird Lord B. seine junge Frau sogleich nach London entführen.

La Roncière.

Man liest in der Chronique de Seine et Marne unter'm 22. Oktober: „Herr de la Roncière, der von dem Assisenhofe der Seine zu zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, ist in das Detentionshaus von Melun gebracht worden. Sein alter ehrwürdiger Vater und eine seiner Schwestern begleiteten ihn. Er behauptet noch fortwährend, unschuldig zu seyn."

Die Blinden auf der Scene.

So bald ein berühmter Autor in Paris irgend eine auffallende Rolle schafft, die Aufsehen erregt, gleich sind die Schauspieler der andern Theater da, und begehren sich in ähnlichen Rollen zu zeigen.

Auf solche Weise kamen Bucklige, Taube, Narren, alte Soldaten nach und nach in die Mode. Wir wollen hier nicht mehr von dem artigen Stücke „L'if de Croissey" sprechen, das in sechs verschiedenen Bearbeitungen erschien, von welchen eine nun auch in Deutschland unter dem Titel „das goldene Kreuz" bekannt worden ist. In diesem Augenblick weiß man schon, daß ein Dutzend „Ni jamais ni toujours" nach Paul de Kocks Roman einstudirt werden, und eben so viele Laides zum Mindesten.

Die Blinden sind schon früher oft da gewesen. Jetzt aber wird diese interessante Infirmität abermals am dramatischen Horizonte auf's Neue erscheinen. — Nachdem Ancelot das

Mittelalter gehörig ausgebeutet hatte, ist er über irgend ein empfindsames Buch gekommen, worin eine interessante Geschichte von einem Blinden erzählt wird. Dieser liebt nämlich leidenschaftlich eine Frau, ohne sie gesehen zu haben. Durch ihre Sorgfalt und Pflege erhält er das Gesicht wieder, und von diesem Augenblick an liebt er sie nicht mehr, sondern eine Andere. Hieraus hat nun Herr Ancelot sein Vaudeville gemacht, das er „un regard" benannte. Aber zu gleicher Zeit ist diese Blindengeschichte auch in die Hände des Hrn. Planard gefallen, der sich mit einem Herrn St. Georges verband, und mit ihm einen Operntext verfertigte, wozu Hr. Halevy die Musik gesetzt. Damit ist es aber noch nicht aus. Jetzt wollen alle Theater ihren Blinden und sollen bereits schon 15 bis 20 im Vorrath daliegen, die von jetzt bis zum Jahresschlusse an die Reihe müssen. Alle ersten Schauspieler der verschiedenen Theater müssen nun nicht anders als mit geschlossenen Augen applaudirt werden. Sogar Rubini und Nourrit wollen sich mit dem modischen dramatischen Augenübel behaftet dem Publikum zeigen, und Rossini und Meyerbeer zu diesem Ende eine Blinden-Musik schreiben.

Italienische Pracht.

Als Napoleon im Jahre 1805 nach Genua kam, erfand die Schmeichelei wunderbare Feste. So wurde auch der prächtige Garten des Pallastes Doria mit einem schwimmenden Garten verbunden, der auf mit Erde bedeckten Pontons angelegt war, worauf reiche Zelte und kostbare Gewächse angebracht waren. Als Napoleon sich auf diesem befand, wurde er von dem Lande gelöst und in die Mitte des Hafens getrieben, wo eine splendide Mahlzeit dem Kaiser gegeben wurde. Gegen das Ende derselben, wobei Genua mehr Gold verschwendete, als erforderlich gewesen wäre, um ein Monument zu errichten, warfen die Diener alle reichen Gefäße von Silber und Vermeil, die bei dem Feste gebraucht worden waren, in das Meer. Diese Pracht, welche eine Parodie der Galanterien des Antonius für Kleopatra zu seyn schien, erregte Napoleons Verwunderung nicht im Geringsten; sein Genie regte solch' eine Kleinigkeit nicht auf; er zweifelte nicht daran, daß die edeln Genueser ihm treu seyen, aber er glaubte nicht an eine solche Narrheit, denn das wäre es wohl gewesen, den Nereiden und Tritonen Silbervaisselle für Neptuns Tafel zu spenden.

Und in der That hatte er Recht. Zwar konnte Niemand läugnen, daß Platten und Vasen, mit den Wappen der edelsten Geschlechter in den Golf von Genua geworfen wurden — ma — nun kommt's! — rings um die Pontons waren Netze ausgespannt, welche getreulich Alles auffingen und in die Schatzkammern der edeln Genueser zurücklieferten, die über einen ingeniösen Einfall herzlich erfreut waren, der so wenig kostete.

Pariser Witze.

Die Anwesenheit König Leopold's in Paris gibt den kleinen Blättern vielfältigen Stoff, ihre zum Theil alten Witze wieder aufzuwärmen. — Sie sind lustig genug, und da sie in Paris keinen Anstand fanden, hoffen wir sie um so mehr unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Dieß

Pröbchen mag übrigens zeigen, was es mit der verschrienen strengen Censur dort für eine Bewandniß hat, und welche Rücksichten genommen worden sind. In dieser Beziehung gehört diese Notiz in den Bereich der Europa.

Zuerst ist es stehend, darüber zu spotten, daß Leopold noch immer die Mitgift von seinem Schwiegervater nicht erhalten haben soll, darauf bezieht sich Folgendes:

„Der Moniteur zeigt an, daß König Leopold die Minister, Gesandten und Würdenträger empfangen habe. Wir wissen wohl etwas, was unser Schwiegersohn nicht empfangen wird.“ —

„Vorgestern wohnte Leopold der Vorstellung von Robert le Diable bei. In der Scene, wo der Teufel dem jungen Bräutigam die Mitgift gibt, vernahm man unsern Schwiegersohn einen tiefen Seufzer ausstoßen, indem er Herrn Marmitonlivet anblickte.“ — (Mit Marmitonlivet wird stets Montalivet gemeint, der bekanntlich Minister des Hauses ist, und dem die Sorge für die Küche attribuirt wird. Marmiton heißt bekanntlich Küchenjunge.)

„Gestern sah Leopold die Oper „la Juive,“ und wohnte also dem wahrhaft königlichen Bankett im dritten Akte bei. — Es scheint, daß Herr Marmitonlivet unserm Schwiegersohn mindestens eine schöne Mahlzeit in effigie habe darbieten wollen.“

Diese Scherze lösen sich in Nichts auf, da man weiß, daß große Feste am königlichen Hofe von Paris vorbereitet wurden, um den König der Belgier und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

Komische Gerichtshändel.

Herr Delcambre, Handelsmann in der Halle, führt Klage gegen seine Ehehälfte, die er in krimineller Konversation mit Herrn Catel angetroffen. Er hatte früher einen Brief, einen unbesonnenen Brief, durch sein schwarzes Postkabinet auffangen lassen, der allerdings die Hauptrolle in diesem kleinen Drama spielt.

Der Präsident. Man hat Sie um 5 Uhr des Morgens in der Wohnung des Catel gefunden. Sie hatten keinen Shawl.

Delcambre. Du hattest keinen Shawl.... Ah!

D. Pr. Man fand Ihren Shawl auf einer Kommode.

Delc. Man fand Deinen Shawl auf einer Kommode.... Ah!

Die Beklagte. Ich ging zu Herrn Catel um vier Uhr des Morgens, um fünfzig Franken zu wechseln. Da kam mein Mann, der mit seinen Spionen uns immer auflauerte, ganz à l'improvisse dazu.

D. Pr. Haben Sie einen Brief unter dem Namen Eugenie geschrieben?

Delc. Ah! Ja! der Brief. Erkläre den Brief.... Ah! Da ist der Brief. Mein Advokat, zeigen Sie den Brief. Ah, ah!

D. Pr. An wen ist er gerichtet?

D. Bekl. An Niemand. Ich habe ihn geschrieben, um meinen Mann in Verzweiflung zu stürzen, der mich so unglücklich machte. Es war nichts, als eine Emagination einer Frau, die so unglücklich ist wie ich.

D. Pr. Wie? Sie schrieben einen Brief dieser Art an ein Wesen, das nicht existirt?

D. Bekl. Ja, mein Herr. Es ist einer Frau wohl gestattet, die von

ihrem Mann sechs ganzer Wochen lang toll gemacht wurde, solche Thorheiten zu unternehmen. Dieser Brief ist eine Thorheit, nichts weiter.

Der Advokat des Klägers bringt hierauf den Brief vor, dessen Orthographie aufbewahrt zu werden verdient.

„Mon hami, cinsairre ah combien que g et heue le bonneurre de te calrez dan mai bra que le tan me camble lon. G pacé une coiré bien trisse. Ille fesal ce quille pouvai pourre mégaïerre. Ille ne pouvai pas en venirre à boux... Caitait mon bourot! Anfin ge ne pouvait finirre de me couchez. Ille me manc toujour quai que chose! Ela mon porre coeur ait bien malairreux! Je le dirait que cet nuie g éheu un conge. Je croyet te parler, mon marie ma di, quéque tu dit, diti? G reconu sa voit et je m'é éveillé. Ci ille ne morait pas parlé je morait vandu moi-meme. Aicri moi poure sous la g mon povre coeurre! A révoirre mon tondre ami le plus vitte quille te cera pocibe! Pourre la vie ton

„Hugeni"

„Poscriton. Dimange je monteré te voirre... Ille ma vus hourlé tais mouchoirre. G été aubligéz de dirre quille étais a moi. Ge ceréz aubligé de lais gardé pourre quille ne ce doutte de riens."

Das Tribunal verurtheilte die Beklagten zu drei Monat Gefängnißstrafe und den Herrn Catel noch außerdem zu hundert Franken.

Anekdoten.

Bei einem halb diplomatischen Diner, das der russische Botschafter in Paris, Graf Pozzo di Borgo gab, wandte sich eine sehr große aber sehr einfältige Dame an Talleyrand, mit den ziemlich barschen Worten: „Ich habe mich über Sie zu beklagen, Fürst, Sie sollen irgendwo gesagt haben, daß ich keinen Geist besitze." —

„Sie sind sehr ungerecht gegen mich," erwiderte er, „Alle Welt sagt das, nur ich nicht."

Eine ähnliche Antwort gab er dem Herrn von Flahaut, als er noch Bischof von Autun war.

„Herr Bischof," sagte ihm Jener, „man hat mir hinterbracht, daß Sie in einer Gesellschaft, wo man so gütig war, mir nachzurühmen, daß ich Geist besitze, das Gegentheil behauptet haben."

„Da sind Sie falsch unterrichtet worden, Herr Graf," erwiderte Talleyrand, „ich war nie in einer Gesellschaft, wo man Sie für geistreich gehalten hätte, und habe auch nie das Gegentheil behauptet."

Vermischtes.

Es erheben sich jetzt überall lebhafte Discussionen über die Ehe, daher mag diese historische Notiz nicht ohne Interesse seyn. Folgende berühmte Menschen hatten Abneigung gegen die Ehe: Newton, Locke, Bayle, Gibbon, Hume, Adam Smith, Harvey, Leibnitz, Hobbes, Hamilton, F. Drake, Graf Essex, Michel Angelo, die drei Caracci, Joshua Reynolds, Haydn, Händel, Kant, Wolsey, Pascal, Pope, Akensider, Swift, Goldsmith, Gray, Collins, Thomson, Jeremias Bentham; von den Alten: Plato, Pythagoras, Democrit, Diogenes. Folgende waren verheirathet und hatten Ursache es zu bereuen: Aristoteles, Socrates, Pittacus, Periander, Euripides, Aristophanes; und unter den Neuern: Boccaccio,

Dante, Milton, Albrecht Dürer, Strete, Addison, Dryden, Molière, Racine, Sterne, Garrick, Bacon, Byron.

— Es ist bekannt, daß bei ersten Vorstellungen auf den Theatern von Paris die Autoren des neuen Stücks viele Freibillete erhalten, um sich applaudiren zu lassen. Oft erhalten sie das ganze Parterre, oder eine Logenreihe u. s. w. zu diesem Behufe eingeräumt. Hiezu kommt nun aber noch, daß andere Autoren und öffentliche Angestellte, stets ihre Anzahl Freibillete jeden Abend haben, wie z. B. die Minister, General-Secretäre und Section-Chefs. Neulich ergab es sich, daß ein solcher Angestellter im Ministerium des Innern an einem Abende 142 Personen auf diese Weise, unentgeldlich, in die verschiedenen Theater schickte. — Was würden deutsche Theater-Administrationen zu solchen Mißbräuchen sagen? —

— Kürzlich ließ ein Mann in einem Mieth-Cabriolet einen Sack mit 250 Franken liegen. Der Kutscher bemerkte es und war so ehrlich, in den ersten Stock hinaufzusteigen, um den Fund wieder zurück zu erstatten. Es ist bemerkenswerth, daß während dieser Zeit dem rechtschaffenen Manne seine Peitsche vom Wagen gestohlen wurde.

— Ein französischer Kritiker sagt von Jal's neuem Werke über Italien, das so eben unter dem Titel „de Paris à Naples“ erschienen ist: „Man erwarte hier keine pomphafte Beschreibung, keine in's kleinliche gehende Erwähnung der Merkwürdigkeiten. Der Verfasser sah Italien wie ein ächter Bürger von Paris, aber wie ein Bürger der die Kunst kennt, das Seewesen, die Malerei, den Journalismus — (welche herrliche Zusammenstellung!). Es ist ein Bonhomme-Buch von bescheidenem Anstriche, das eine sehr liebenswürdige Frau und eine goldene Brille hat, gerade wie sein Autor Herr Jal selbst.“ — (Ist das nicht trefflich?) *)

— Man verkündet die baldige Herausgabe der Handschriften, Reden und Correspondenzen des Generals Lafayette.

— Die Versetzung der irdischen Hülle Boyeldieu's von ihrer provisorischen Ruhestätte nach dem Monumente, das dem berühmten Komponisten errichtet worden ist, fand den 14. Oktober statt. Bei dem Gottesdienste waren Gelehrte, Schriftsteller und Künstler gegenwärtig. Das Lacrymosa bestand aus einer Stelle der „Chevaliers de la Fidélité“ von Boyeldieu; dann kam ein Trio von Berton, das Sensation machte.

— Die Kirche von S. Roch in Paris ist ein wahres Museum zu nennen. Sie enthält, außer dreizehn reich dekorirten Altären, eine prächtig gearbeitete Kanzel, zwei Orgeln, sechs und dreißig Werke der Bildhauerkunst, sowohl Statuen als Basreliefs, sieben und vierzig Gemälde, zwei große Plafonds, zwei Tische von kostbaren Steinen und die phantasmagorische Kapelle von Falconnet. Alle Fremden bewundern sie.

— Heirathsgeschäfte. — Wir lesen in Pariser Blättern:

3,000 Franken!

Alle haben unverschämt gelogen, die nicht errötheten, bekannt zu ma-

*) Wir geben in unserm nächsten Stücke eine Probe aus Jal's Werk.

chen: daß sie eine neue Methode erfunden haben, Heirathen zu vermitteln. Sie mögen hiedurch wissen, daß die Methode des alten Hauses de Foy die einzige in Ausübung gesetzte und unveränderliche sey, um durch Hülfswege (voies auxiliaires) zum Abschluß der Ehen zu gelangen; daß zwei verschiedene Arten zu operiren unmöglich seyen; und endlich, damit Niemand diesen Ausspruch bezweifle, so macht sich dieses Haus anheischig, tausend Thaler demjenigen zu bezahlen, der einen andern und einleuchtenderen Weg zur allgemeinen Kenntniß bringen wird. — Wir wollen hoffen, daß man in Zukunft ähnliche Absurditäten unterlassen werde, wenn man nicht unangenehme Wahrheiten zu hören bekommen will.

De Foy et Comp.

Agent matrimonial de première Classe,

rue bergère Nr. 17.

Nekrolog.

Am 18. d. M. starb in Berlin nach längerer Kränklichkeit der geschätzte Maler Constantin Schröter. Derselbe verfolgte stets die Ansicht, daß es in seiner Kunst nicht allein darauf ankäme, wie etwa gemalt würde, sondern auch zugleich, was da gemalt würde, und somit lag seinen sehr beliebten Genrebildern meistens ein sinniger, oft sogar recht poetischer Gedanke zum Grunde, der diesen Gebilden, mehr als die nicht immer streng artistische Ausbildung, stets einen so allgemeinen Eingang und Beifall verschaffte. Fast ein jedes Kabinet der zum weiteren Gedeihen der Malerei sich täglich mehrenden Liebhaber von Werken der heutigen Künstler enthält eins oder gar mehrere der ansprechenden Werke dieses Künstlers, dem also das achtbare Andenken, welches seinen Bestrebungen gebührt, dauernd gesichert bleibt. Er ist 41 Jahre alt geworden.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Darstellung des englischen Unterhauses. Man bemerke auf diesem Bilde die nachlässige Haltung der Mitglieder und den Lehnstuhl des Präsidenten, welcher Letztere hier aus Ironie »Speaker« (Sprecher) genannt wird, weil er niemals spricht.

2) Eine Scene aus dem französischen Drama Ango von Dieppe, das nach Fieschi's Attentat sogleich verboten wurde, noch ehe die neuen Preßgesetze erlassen worden waren. Es ist der Moment gewählt, wo Franz I. von Ango überrascht wird, der ihm den Leichnam seines von ihm entführten Weibes zeigt und ihn zwingen will, sich mit ihm zu schlagen. Franz I. fällt in Ohnmacht und der wüthende Ango setzt ihm den Fuß auf die Brust. Diese Scene wurde immer wüthend beklatscht, weil Ango die Worte dazu sprach: »Le peuple a horreur de l'Assassinat!« welches man auf Fieschi's Attentat zu beziehen geneigt war. Diese Aufregung hat wahrscheinlich das Verbot herbeigeführt.

Herausgegeben von August Lewald.

Fürst Clemens von Metternich.

Von

Dr. Wilhelm Binder.

Es liegen Blätter vor uns, denen die größte Aufmerksamkeit der Lesewelt nicht entgehen wird. Herr Dr. Wilhelm Binder gibt hier die Geschichte des großen Staatsmannes und seines Zeitalters, und spricht es an mehren Orten seines Werkes deutlich aus: „daß er in Berührung mit Männern gestanden, welche mit dem Gegenstande seiner Darstellung innig vertraut sind.“ Man hat alle Ursache, zu glauben, daß diese Schrift unter höherem Einflusse entstanden ist. Durch eine besondere Vergünstigung wurde es uns gestattet, die gegenwärtigen Bruchstücke schon jetzt unsern verehrten Lesern mitzutheilen, da das Ganze von der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg erst mit dem Ende dieses Jahres versandt werden kann. Wir beschränkten uns darauf, hier nur Das zu geben, was für unser Publikum von besonderem Interesse zu seyn schien. Die „Chronik der gebildeten Welt“ kann die wichtigsten Dokumente der Zeitgeschichte nicht mit Stillschweigen übergeben, doch ist sie weit entfernt, eine bestimmte Meinung oder Farbe sich zu erwählen und dadurch kund zu geben, sondern zeichnet nur auf, was der Tag ihr liefert, und was in der gebildeten Gesellschaft die freieste Discussion zuläßt.

I.

(Des Fürsten Geschlecht, und seine Jugend.)

Unter Deutschlands großen Geschlechtern, deren Stammburgen einst die prachtvollen Ufer des Rheinstromes schmückten, ist das der Metterniche eines der ersten an Glanz des uralten Herkommens, an Ausdehnung und Blüthe des Besitzes, und was das Höchste ist, an Menge und Bedeutsamkeit der aus seinem Schooße hervorgegangenen ausgezeichneten Männer. Schon in den frühesten Zeiten, lange vor

seiner Erhebung zur reichsgräflichen Würde, hatte es Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt; drei seiner erlauchten Sprößlinge hatten im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert den churfürstlichen Hut von Trier und Mainz auf ihrem Haupte getragen und die mit solcher Würde verbundene königliche Ehre genossen; — eine Auszeichnung, die unter dem gesammten, vormals unmittelbaren Adel des Reiches nur allein den Familien Schönbronn und Wied in gleichem Grade zu Theil geworden ist.

Dem Ursprunge des Namens Metternich — früher Metternicht geschrieben — legt eine uralte Legende aus den Zeiten des letzten sächsischen Kaisers, Heinrich des Heiligen, welche durch spätere Urkunden zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben wird, nachfolgende Begebenheit zu Grunde. Genannter Kaiser hatte einen vornehmen, durch Adel und Tapferkeit ausgezeichneten Hauptmann der Leibwache, den er seiner Treue und Ergebenheit wegen besonders hoch in seiner Gnade hielt. Hiedurch zum Neide gereizt, ersannen einige Große bei Hofe, in der Absicht, Metter'n zu stürzen, den niederträchtigen Plan, durch Verfälschung seiner Handschrift einen hochverrätherischen Brief abzufassen, der sodann bei Gelegenheit dem Kaiser in die Hände gespielt wurde. Allein Heinrich, durch diesen Anschlag in der guten Meinung von seinem Diener nicht irre geleitet, wies beim Anblick der Urkunde die Verläumdung unwillig von der Hand, indem er laut die Worte aussprach: „Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan!" Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß sollen sich alle Nachkommen Metter's den Namen „Metternicht", später „Metternich" beigelegt haben. —

Jetzt ist von den sechs Linien, worein sich dieses Geschlecht in frühern Zeiten theilte, nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein vorhanden, welche 1679 die reichsgräfliche und 1803 die reichsfürstliche Würde erworben hat. In den Besitz der beiden Herrschaften Winneburg und Beilstein, im ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsruck gelegen, gelangte die Familie Metternich nach Aussterben der früheren Eigenthümer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch die Begünstigung des damals regierenden Churfürsten Lothar des Großen von Trier, eines geborenen Metternich. Diese Besitzthümer blieben auch, nebst mehren andern unmittelbaren Herrschaften jenseits des Rheins, ungestörtes Eigenthum des Metternich'schen Hauses, bis solche im Jahre 1801, bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit, an die französische Republik abgetreten werden mußten. Als Ersatz für diese verloren gegangene reichsständische Herrlichkeiten wurde

sodann dem Hause zuerst die oberpfälzische Abtei Waldsaßen angeboten, da aber Pfalzbaiern dieselbe, als mittelbar, für sich reklamirte, so wurde die vormalige Reichsabtei Ochsenhausen in Oberschwaben hiezu ausersehen, und den 30. Juni 1803 zum Reichsfürstenthume erhoben. Wirklich trat auch im genannten Jahre Fürst Franz Georg, Vater des jetzigen, in den Besitz dieser, aus der Abtei und dem Markte Ochsenhausen, nebst 22 Dörfern und 14 Maierhöfen mit 7000 Einwohnern bestehenden Entschädigung, verlor aber schon 3 Jahre darauf, durch die Bildung des Rheinbundes, seine Souverainetät, welche auf den König Friedrich von Würtemberg überging. An dessen Nachfolger Wilhelm trat darum auch Fürst Clemens im Jahr 1825 seine Herrschaft käuflich ab, welche seitdem einen Theil der unmittelbaren Privat-Domänen des königlichen Hauses bildet. Allein der Fürst besitzt gegenwärtig noch weit ansehnlichere Mediat-Herrschaften in verschiedenen europäischen Ländern: die schöne und reiche Grafschaft Königswart in Böhmen; seit 1816 das Herzogthum Portella im Königreiche beider Sicilien; die, vormals dem französischen Marschall Kellermann gehörige, herrliche Herrschaft Johannisberg im Herzogthum Nassau, so wie mehre nicht unbeträchtliche Besitzungen in verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie.

Es war im Alterthume eine Sitte, selbst der aufgeklärtesten Schriftsteller, die gewiß manches Anziehende hat, oft mit sichtbarer Sorgfalt Umstände aufzusuchen, wodurch die öffentliche Laufbahn und Wirksamkeit der Helden ihrer Darstellung eine gewisse schicksalartige Vorbedeutung erhielt. Nicht selten ist dieß auch von Biographen der neueren Zeit nachgeahmt worden; und obschon wir es gerne unsern Lesern überlassen, wie weit sie Thatsachen solcher Art einen Werth beimessen wollen, so darf es in dieser Geschichte doch nicht ganz unbeachtet bleiben, daß, schon mehr als Einmal seit drei Jahrhunderten, vorzugsweise das Geschlecht der Metterniche von der Vorsehung berufen zu seyn schien, dem Habsburgischen Kaiserhause in Augenblicken gefahrvoller Entscheidung treue Diener und wohlmeinende, kräftige Helfer zu erwecken. Werfen wir zu diesem Zwecke einen flüchtigen Blick in die Geschichte zurück, und wir werden unsere Andeutung auf eine wahrhaft überraschende Weise bestätigt finden.

Unter den erlauchten Sprößlingen dieses Stammes, die in älterer Zeit den Ruhm desselben verherrlicht und sich durch Größe des Charakters und ausgezeichnete Wirksamkeit ein bleibendes Denkmal in der Geschichte gegründet haben, steht der schon einmal genannte, im Jahr 1599 zu dieser Würde erhobene Churfürst Lothar von Trier unstreitig oben an. Sein hoher, feingebildeter Geist, seine väterliche Milde als

19 *

Regent und seine rastlose Thätigkeit machten ihn zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung bei seinen Zeitgenossen. Durch strenge Staats-Oekonomie und musterhafte Verwaltung der Finanzen sah er sich in den Stand gesetzt, viele für sein Land nützliche Anstalten zu treffen, den Dom zu Trier und die Festung Ehrenbreitstein wieder herstellen zu lassen, und Künste und Wissenschaften mit fürstlicher Freigebigkeit zu unterstützen. Nicht minder thätig war er in jenen unheilvollen Zeiten des kirchlichen Zwiespaltes, worein seine Regierung fiel, für das Beste der in ihren Grundvesten angegriffenen und erschütterten katholischen Kirche; weit entfernt, sich von dem damaligen ungünstigen Gange der Ereignisse meistern zu lassen, griff er vielmehr mit Weisheit und Kraft in das Rad der Zeit ein, vermittelte gern zwischen streitenden Partheien, verglich und versöhnte mit dauerhaftem Erfolge, und wußte nicht selten durch vortheilhafte Bündnisse und kluge Rüstungen das Schwert seiner Feinde in der Scheide zu halten. Aber größer als durch alles Andere, was der rastlose Geist dieses Mannes zum Ziele führte, hat er sich durch die Stiftung eines Bündnisses gezeigt, das, selbst weltberühmt durch seine weitgreifenden Erfolge, ihm einen der ersten Plätze in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges eingeräumt hat. Als nämlich im Jahre 1608 die protestantischen Reichsfürsten zu Anhausen in Franken jene, unter dem Namen der evangelischen Union bekannte Coalition geschlossen hatten, wodurch den Vertheidigern der Rechte der katholischen Kirche vereinter Widerstand geleistet werden sollte; — als jene gräßliche, manche protestantische Reichsstände selbst empörende Verwüstungen, welche sich diese Vereinigung mit Hülfe der Schaaren Heinrichs IV. von Frankreich im Elsaß und in der Pfalz erlaubte, noch weit Schlimmeres für die Zukunft befürchten ließ: da war es Churfürst Lothar, dessen entschlossene Thätigkeit das Einzige, wovon in dieser kritischen Zeit Heil und Rettung gehofft werden konnte, in's Werk zu setzen wußte, indem er Stifter und Begründer der katholischen Ligue ward, welche, auf dauerhafterem Grunde gebaut und sorgfältiger unterhalten, als die Union, dieser eine kräftige Spitze bot und bald ihren Einfluß völlig zu nichte machte.

Lothar's Werk war es gleichfalls, daß in den allerbedrängtesten Augenblicken, unter den drohendsten auswärtigen Gefahren und schrecklichsten Zerwürfnissen im Innern; — nach dem unseligen Bruderzwiste zwischen den beiden Erzherzogen Rudolph und Matthias, und als Ferdinand II. nach ihrem Tode den Pfalzgrafen Friedrich als Gegenkönig in Böhmen und Bethlen Gabor'n als Ursurpator in Ungarn sahe — die Kaiserkrone dennoch im Besitze des Hauses Oester-

reich verblieb. Lothar starb den 28. August 1623, im 75. Jahre seines Lebens.

Nicht minder berühmt, und zwar nicht allein seines Sohnes wegen, sondern durch sich selbst und eigenes Verdienst um das Haus Oesterreich, war in neuerer Zeit Franz Georg, erster Fürst von Metternich, geboren zu Coblenz den 2. Mai 1746, Vater des jetzigen Fürsten. Vermählt am 9. Januar 1771 mit der Gräfin Beatrix von Kagenegg, dem Sprößling eines uralten, Breisgauischen Geschlechtes, trat er im Jahre 1774 in österreichische Staatsdienste und bekleidete kurz nach einander die Stellen eines kaiserlich-königlichen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bei dem niederrheinisch-westphälischen Reichstage, so wie an den churfürstlichen Höfen von Mainz, Trier und Cöln. Im Jahre 1780 leitete er die auf den Erzherzog Maximilian von Oesterreich gefallene Coadjutorswahl zu Cöln und sah seine Verdienste bei diesem Geschäfte mit dem Großkreuze des königlich ungarischen Sanct Stephan-Ordens belohnt. Bei der Wahl und Krönung Leopold's II. zum römischen Kaiser, im Jahre 1790, versah Graf Franz Georg die Funktion eines zweiten churböhmischen Wahlbotschafters. Eine unendlich schwierige Stelle aber, die eines bevollmächtigten Ministers unter Herzog Albert von Teschen und der Erzherzogin Christiana in den kaum erst wieder unterworfenen, aber keineswegs völlig zur Ruhe gebrachten Niederlanden, wurde ihm im darauf folgenden Jahre anvertraut. In diesem Amte, welches damals unstreitig den besten Mann in Oesterreich zu seiner Besorgung erforderte, war ihm die dornenvolle Aufgabe gesetzt, dem Kaiser die Herzen irregeleiteter Unterthanen wieder zuzuführen, die auf's Aeußerste gegen einander erbitterten Partheien zu besänftigen, und die lange vermißte Eintracht unter dem Volke wieder herzustellen. Dieser Anforderung wußte er auch auf eine Weise Genüge zu leisten, daß sich die Urtheile der Verschiedenstgesinnten in der Anerkennung der Rechtlichkeit seiner Handlungsweise, sowie der Menschenfreundlichkeit seines Charakters mit einander vereinigten. Zweimal mußte der General-Gouverneur die Niederlande der Fluth der französischen Waffen überlassen: zuerst im Jahre 1792 nach Dumourieu's Siege bei Jemappe, und ungeachtet so mannigfacher blutiger Waffenthaten, welche Coburgs und seines tapferen Heeres Ruhm verewigten, zum zweitenmale nach der Schlacht bei Fleurus, wider Jourdan, im Jahre 1794. Sowohl im erstern Jahre, als auch 1793 und 1794, nachdem Erzherzog Carl dem Herzog Albert im Gouvernement gefolgt war, hatte Graf Metternich rastlose Anstrengungen gemacht, um die Großthaten des Heeres auch durch alle Kräfte des Landes zu unterstützen, die neuerdings aufgeregten

Gemüther zu beruhigen, und den arglistigen Künsten der Verführung das Steuer anzulegen: Verdienste, die sein Monarch mit der Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe ruhmvoll ausgezeichnet hat. Nach Räumung der Niederlande lebte der Graf zu Wien, bis er im December 1797 als k. k. erster Bevollmächtigter dem Reichsfriedens-Congresse zu Rastadt beiwohnte. Er war es auch, der sein, an alter Freiheit und Unmittelbarkeit längst fürstengleiches Haus im J. 1803 zuerst zur reichsfürstlichen Würde emporbrachte, welche mit dem Fürstenthume Ochsenhausen dem jeweiligen Haupte der Familie zuerkannt wurde. Im Jahre 1810 verwaltete Fürst Franz Georg während der Abwesenheit seines Sohnes zu Paris provisorisch das Portefeuille des Auswärtigen, und starb am 11. August 1819 als k. k. Staats- und Conferenz-Minister für die inneren Angelegenheiten.

Franz Georgs ältester Sohn, Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Graf und seit 1813 Fürst von Metternich-Winneburg, Herzog von Portella, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber fast aller höchsten und hohen europäischen Orden, Seiner Oesterreichischen kaiserlich-königlichen Majestät wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Haus-, Hof- und Staats-Kanzler und Conferenz-Minister wurde geboren zu Coblenz den 15. Mai 1773. Er zählte unter seinen Taufpathen den damals regierenden, letzten Churfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus, königlichen Prinzen von Polen und Litthauen, Herzog von Sachsen, welchem zu Ehren er auch seine Taufnamen erhielt. — Nachdem er unter den Augen seines Vaters von den vorzüglichsten Meistern eine, die Entwicklung trefflicher Naturanlagen und frühe sichtbarer Talente auf's Zweckmäßigste fördernde Erziehung genossen hatte, bezog er im Jahre 1788, nach zurückgelegtem fünfzehnten Jahre, die Universität zu Straßburg, wo er sich zwei Jahre lang — also gerade in der ersten Periode der damals ausgebrochenen französischen Revolution — dem Studium der Philosophie widmete. Von hier aus begab er sich im Jahre 1790, als Begleiter seines Vaters, zur Wahl und Krönung Kaisers Leopold II. nach Frankfurt am Main, und versahe bei den dortigen Feierlichkeiten das Amt eines Ceremonienmeisters des katholischen Theils des westphälischen Grafen-Collegiums, während der Graf von Solms-Laubach mit denselben Funktionen von Seiten des protestantischen Theils dieses Collegiums beauftragt war. Um nach sorgfältig begründeter vorbereitender Bildung dem eigentlichen Fachstudium der Staats- und Rechtswissenschaft obzuliegen, bezog er nunmehr die damals in hoher Blüthe und hohem Ansehen stehende Universität Mainz, wo er mit kurzen, durch die Krönung Kaisers Franz II. und einige Reisen nach Belgien, wo sein Vater damals die

Stelle eines k. k. bevollmächtigten Ministers bekleidete, veranlaßten Unterbrechungen bis zum Jahre 1794 verweilte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn, und bereits im Cabinete seines Vaters in die Staatsgeschäfte eingeführt, unternahm er noch in demselben Jahre eine Bildungsreise nach England.

Der mittlerweile eingetretene Verlust der Niederlande, in Folge dessen sein Vater sich wieder nach Wien verfügt hatte, führte auch den jungen Grafen Clemens im Oktober des Jahres 1794 an den kaiserlichen Hof, wo sein anerkanntes Talent in rascher Folge die ehrenvollste Auszeichnung finden sollte. Er ward nämlich für den Gesandtschafts-Posten im Haag ausersehen; allein die im Winter darauf erfolgte Eroberung Hollands durch die französischen Waffen machte leider die wirkliche Antretung dieses, seiner ersten Wirksamkeit angewiesenen Amtes unmöglich. So trat er denn einstweilen in's häusliche und wissenschaftliche Leben zurück, dessen Reize ihm seine, im Jahre 1795 vollzogene Vermählung mit Marie Eleonore, einziger Tochter des Fürsten Ernst von Kaunitz-Rittberg und Enkelin des berühmten Haus- Hof- und Staats-Kanzlers, Fürsten Wenzeslaus Anton, noch genußreicher und beglückender machte.

Im Jahre 1797 eröffnete Graf Metternich seine diplomatische Laufbahn durch die, nach seines Schwiegervaters Ableben übernommene Vertretung des westphälischen Grafen-Collegiums auf dem Friedens-Congresse zu Rastadt; er verließ jedoch denselben noch vor seiner Beendigung: glücklich genug, nicht mehr Augenzeuge seines tragischen Ausganges seyn zu dürfen.

Erst mit dem Jahre 1801 kehrte er wieder zu den öffentlichen Geschäften zurück, indem er die Stelle eines k. k. bevollmächtigten Gesandten am damaligen churfürstlich-sächsischen Hofe zu Dresden erhielt, woselbst er während der ganzen Zeit der Reichsfriedens-Entschädigung, deren Angelegenheiten sein eigenes Haus so nahe berührten, verweilte. Wirklich mußte die Achtung vor seinem umfassenden Verstande und dem feinen Takte seines Geistes sich damals schon fest genug begründet haben, da Seine k. k. Majestät sich entschließen konnten, dem erst 28jährigen jungen Manne einen so bedeutsamen und glänzenden Posten anzuweisen, den er jedoch fast nur darum zu bekleiten schien, um ihn in Kurzem mit einem noch weit einflußreicheren zu vertauschen. Gleichzeitig, als im Jahre 1805 sein Freund, Graf Stadion, auf die Botschaftersstelle in St. Petersburg abging, wurde Metternich auf den Gesandtschaftsposten am königlich preußischen Hofe berufen. Hier erst war ihm so recht die lang ersehnte Gelegenheit gegeben, den damaligen politischen Zustand Europa's mit umfassendem

Blicke zu begreifen, sich zu überzeugen, daß Oesterreich der Mittelpunkt und das Panier werden sollte, um welches alle Freunde des Rechtes und der bestehenden Ordnung sich sammelten. Sein scharfer, hellsehender Verstand befreundete sich auch gar bald mit der ganzen Constellation der Ereignisse, die sich in Kurzem auf der politischen Weltbühne entfalten sollten. Er schien jetzt schon seine künftige Bestimmung, Lenker der europäischen Politik zu werden, im Geiste voraus zusehen, und legte Hand an das Werk, um derselben allmählig näher zu rücken.

II.

(Stimmung und Umtriebe der Liberalen, vornämlich in Deutschland, nach Publikation der Aachener Congreßbeschlüsse. Congreß zu Carlsbad 1819. Oeffentliches Leben und Gang der Regierung in Oesterreich. Deutscher Minister-Congreß in Wien 1819, 1820.)

Als die liberale Welt von den Resultaten des Aachener Congresses und den auf demselben beschlossenen Maßregeln wider die beliebten Ideen der Zeit Kunde erhalten hatte, so erhoben ihre Wortführer in und außer Deutschland von Neuem das Haupt, und forderten mit einem Ungestüme, der die Cabinete nur das Schlimmste und Gefahrbringendste ahnen lassen mußte, die bestehende Ordnung der Dinge zum Zweikampfe heraus. Diese Leute, von jeher gewöhnt, allen Widerstand gegen ihr Treiben als eine Art von Glaubens-Verfolgung zu betrachten, zogen nunmehr die heterogensten Interessen in den Kreis ihrer politischen Leidenschaften hinein: Wissenschaft, Kunst, Begeisterung, Obscurantismus und Aufklärung, kurz alles zusammen mußte ihren einseitigen Zwecken seine Dienste leisten. Die mannigfaltigsten Schattirungen von Opposition, in ihren Haupttendenzen einander nicht selten geradezu entgegengesetzt, wurden von nun an zu ein und derselben Confession gerechnet; selbst die Sache der Partheien des Auslandes ward zur heimischen gemacht: ihre Triumphe und ihre Niederlagen wurden im Vaterlande mitgefeiert, mitempfunden. Hiezu kam noch das Leben auf den deutschen Hochschulen und die eigenthümliche Richtung der deutschen Jugend überhaupt, welcher seit der Feier des Wartburg-Festes das Blut wieder siedender als je in den Kopf gestiegen war: es kam hiezu jene meuchelmörderische Begeisterung, welche Sands und Löhnings Dolche geschärft und in ursprünglich guten, nur von bedauernswürdiger Selbsttäuschung befangenen Gemüthern Schandthaten und Verbrechen erzeugt hatte. Man hatte — so aben-

teuerlich dieß auch an sich klingen mag — durch urkundlich erhobene Nachrichten in sichere Erfahrung gebracht, daß namentlich Sand nicht aus eigener Bewegung gehandelt habe, sondern Mitglied eines über alle deutschen Hochschulen verzweigten, geheimen Bundes gewesen sey, der sich zum Umsturze der bestehenden Bundes-Verfassung Deutschlands und zur Ermordung mehrer dem rächenden Stahle der Partheiwuth geweihten Souveraine und Minister verschworen hatte.

Allein noch weit bedenklicher als alles dieses mußte der weitersehenden Klugheit des österreichischen Cabinets, das unter gegenwärtigen Umständen das erhaltende Princip als das nothwendigste und oberste betrachtete, jener Geist des Widerspruchs erscheinen, welcher die Volkskammern einiger süddeutschen konstitutionellen Staaten seit einiger Zeit beherrschte und bewegte, so wie der Einfluß, den die Opposition in Frankreich, um für ihre Zwecke Nutzen aus dem deutschen Demagogismus zu ziehen, auf den letzten zu gewinnen strebte. Dies bestimmte denn auch den Fürsten Metternich, auf eine gründliche Heilung des tiefliegenden Uebels vermittelst eines neuen Kongresses und energischer Maßregeln bedacht zu seyn. Früher und genauer als einer seiner Kollegen über die Gebrechen der Zeit in's Klare gesetzt, gab er in confidentiellen Mittheilungen an den preußischen Staats-Kanzler, Fürsten von Hardenberg, die erste Anregung zu einem solchen abermaligen Zusammentreten, bei Gelegenheit dessen zugleich auch die Wiener Kongreß-Akte hinsichtlich der innern Organisation des deutschen Bundes und die aus demselben fließenden wechselseitigen Rechte und Pflichten näher erläutert und vervollständigt werden sollten.

Noch im Sommer 1819 begab sich Metternich in Begleitung der beiden Fürsten Kaunitz und Schwarzenberg nach Töpliz, woselbst er mit dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dem Fürsten Hardenberg mehrfache Unterredungen hielt, und während die Minister der übrigen zur Besendung des Kongresses eingeladenen Staaten sich allmählich in Carlsbad sammelten, die nöthigen Einleitungen zu den vorzunehmenden Geschäften traf. Außer den schon genannten Bevollmächtigten Oesterreichs waren hier erschienen: für Preußen der Graf Bernstorff und der General-Lieutenant von Krusemark; für Baiern der Graf Rechberg und der Baron Steinlein; für Hannover die Grafen Münster und Hardenberg; für Sachsen die Grafen Einsiedel und Schulenburg; für Würtemberg der Graf Winzingerode; für Baden der Freiherr von Berstett; für das Großherzogthum Sachsen der Baron von Fritsch; für beide Mecklenburg der Freiherr von Plessen, und für Nassau endlich der Freiherr Marschall von Biberstein. Die übrigen deutschen Bundes-Staaten schlossen sich der Repräsentation der genannten

an; fremde Diplomaten aber erhielten keinen Zutritt, obgleich sich die geheimen Agenten aller übrigen größern Mächte in, oder wenigstens in der Nähe von Carlsbad eingefunden hatten, was wegen der Eigenschaft des Ortes als Bad um so ungehinderter geschehen konnte.

Da bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt die in den verschiedenen Bundesstaaten eingeleiteten Partial-Untersuchungen noch keine erhebliche Ausbeute geliefert hatten, so mußte manches, was nach dem Plane des Fürsten von Metternich seine Erledigung auf dem Kongresse selbst finden sollte, einem spätern Termine aufbehalten bleiben: nichts desto weniger aber wurden die wesentlichsten Anordnungen zur Verbesserung des öffentlichen Geistes in Deutschland getroffen, wie dieß aus nachfolgenden, von dem Fürsten selbst proponirten Punkten erhellt:

In Beziehung auf den Inhalt und die aus demselben entsprungenen Mißdeutungen des dreizehnten Artikels der Bundes-Akte äußerte er den Wunsch, daß bald eine angemessene Auslegung und Erläuterung des fraglichen Artikels erfolgen, und vor dem Erscheinen derselben, bei den ständischen Arbeiten, welche damals in mehren Bundes-Staaten vorlagen, keine Beschlüsse gefaßt werden möchten. Auch sollte hinsichtlich der unrichtigen Vorstellungen über die der Bundes-Versammlung zuständigen Befugnisse und die Unzulänglichkeit der Mittel, wodurch dieselben geltend gemacht werden könnten, dem Bundestage durch den k. k. österreichischen Präsidial-Gesandten der Entwurf einer Vollziehungs-Ordnung zur Prüfung und Entscheidung vorgelegt werden. Um ferner den anerkannten Gebrechen des Schul- und Universitäts-Wesens in Deutschland abzuhelfen, sollte bei jeder Hochschule ein mit zweckmäßigen Instructionen und Vollmachten versehener landesherrlicher Commissär angestellt werden, welcher, ohne direkte Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze und Disciplinar-Vorschriften zu wachen, den Geist der öffentlichen und Privat-Vorträge genau zu beobachten, und endlich der studirenden Jugend eine heilsame, auf den Staatszweck und Beförderung der Sittlichkeit, so wie des äußeren Anstandes berechnete Richtung zu geben hätte. Gleichfalls verpflichteten sich die Regierungen, in allen gegen widerhandelnde Lehrer und Schüler zu treffenden Maßregeln in wechselseitigem Einverständnisse zu handeln. Dem Mißbrauche der Presse und dem mit Zeitungen und Flugschriften bisher getriebenen Unfuge sollte durch ein provisorisches Gesetz gesteuert werden, welchem gemäß in jedem Bundesstaate periodische Blätter und alle unter zwanzig Bogen enthaltenden Schriften vor ihrem Erscheinen der besondern Bewilligung der Landes-Behörde unterlagen, und überdem jeder Druckschrift der Name des Verlegers

beizusetzen war. Auch konnte die Bundes-Versammlung über Schriften unter dreißig Bogen, deren Inhalt der Würde und Sicherheit des Bundes nachtheilig wäre, das unbedingte Veto aussprechen. Was endlich die sträflichen und gefährlichen Umtriebe zur Bewirkung einer Umwälzung in Deutschland betraf, so schlug das österreichische Cabinet die Einsetzung einer Central-Commission vor, welche eine vom Bundestage ausgehende und unter dessen unmittelbarer Aufsicht stehende Untersuchung der demagogischen Umtriebe in Deutschland einleiten, und bis zum Gewinnen genügender Resultate fortführen sollte.

Die Execution dieser verschiedenen Punkte selbst glaubte der Congreß dem Bundestage überlassen zu müssen, und begnügte sich daher mit der Bezeichnung der Hauptgrundsätze, nach welchen in Zukunft verfahren werden sollte. Demgemäß eröffnete der k. k. Präsidial-Gesandte auf dem deutschen Bundestage, Graf von Buol-Schauenstein, am 7. September die zu genanntem Zwecke veranstaltete Sitzung, in welcher die obigen Anträge alle, ohne besondere Einsprache, zu Beschlüssen erhoben, am 20. desselben Monats bekannt gemacht, und alsbald in sämmtlichen Bundesstaaten wirksam durchgeführt wurden.

Für Oesterreich selbst waren die Carlsbader Beschlüsse im Grunde so gut als nicht vorhanden, denn mit Ausnahme der noch nicht völlig verglimmten Asche des Carbonarismus im lombardisch-venetianischen Königreiche und einiger unbedeutenden Bauern-Aufstände in Ungarn finden wir in dieser weiten Monarchie kaum eine Spur von Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, weder durch thätlichen Widerstand, noch durch geheime Umtriebe. Dem Eindrange modern-constitutioneller Ideen und der beliebten Reformsucht des Tages stellten sich hier von allen Seiten die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg. Zwar haben ausländische, bis zum wahren Ueberdrusse gehörte Stimmen sich geäußert, als ob der Grund hievon in dem mangelnden Interesse für das öffentliche Leben, welches man bei den Völkern Oesterreichs wahrnehmen wollte, zu suchen sey; offenbar Uebelwollende glaubten sogar Spuren eines von oben herab genährten politischen Indifferentismus dahinter zu entdecken: allein der Sachkundige bedauert oder belächelt in Aeußerungen dieser Art nur wieder eines jener althergebrachten, ohne alle Kenntniß der inneren Verhältnisse gefällten Urtheile Solcher, die Oesterreich vielleicht kaum mit einem Auge gesehen, kaum mit einem Fuße betreten haben. Denn, wäre auch dieses Fernebleiben von den heillosen Bewegungen der Zeit, um die wir wahrlich weder Frankreich, noch dessen Nachahmer beneiden, nicht schon durch Gründe der Vernunft zur Genüge gerechtfertigt: so müßte ja ein aufmerksamer Blick auf die Natur und das Wesen des österreichischen Staaten-

Verbandes alles Befremden vollends mit Einem Male verschwinden machen. In einer aus so verschiedenartigen Bestandtheilen und Interessen zusammengesetzten, in so verschiedenen Zeiträumen zu Einem Ganzen vereinigten Monarchie, wie die Oesterreichische ist, kann nur von der consequentesten Aufrechthaltung eines durch allmählige geschichtliche Entwickelung ausgebildeten öffentlichen Rechtes, kann nur von der Concentrirung aller Regierungs-Ideen in der Person des Monarchen kräftige Einheit und Erreichung des höchsten Staatszweckes — welcher ist: das Wohl Aller, nicht bloß einzelner Theile zu befördern — gehofft und mit Grund erwartet werden. Jedes andere System wäre unter gleichen Verhältnissen eine reine Unmöglichkeit, wenn auch nicht in der Theorie, doch gewiß in der Ausführung. — Dieß erkennen längst die österreichischen Völker von selber, und fühlen sich bei der bestehenden Ordnung der Dinge wohl und glücklich, indem sie getrost den sogenannten politischen Weltverbesserern die Frage zur Beantwortung vorlegen: „welches Volk ist glücklicher und aufgeklärter, jenes, das im Gefühle des Unbehagens nur immer nach neuen Formen hascht, die es, nicht minder als die alten, abermals unbequem findet und abwirft, und darüber seinen Erwerb vernachlässigt und verarmt, oder dasjenige, das, wie das österreichische, in der Ueberzeugung, daß Umsturz der Ordnung kein Uebel heile, sondern nur vergrößere, in seinen gewohnten Formen einem nützlichen Erwerbe nachstrebt, und allezeit bereit ist, der Obrigkeit zur Handhabung der Ruhe hülfreich die Hand zu bieten?“ Und so findet denn auch in der eben angegebenen praktischen Nothwendigkeit die ganze Politik des Fürsten von Metternich nach Innen und Außen ihre vollkommene Erklärung, und wir werden, sobald wir das von ihm begründete System nicht nach dem gleichen Maßstabe beurtheilen, wie das Staatsleben der in Natur und Volks-Charakter von Oesterreich ganz verschiedenen Staaten des constitutionellen Deutschlands, in diesem Systeme gewiß keinen Widerspruch mit den anerkannten Principien eines den Forderungen wahrer Aufklärung genügenden Staatsrechtes finden.

Doch, wir kehren nach dieser Abschweifung zur Geschichte zurück. Der Hauptsache nach schienen zwar die aus dem Carlsbader Congresse hervorgegangenen Bundesbeschlüsse Alles zu enthalten, was für die nächste Zukunft die Sicherstellung der Regierungen und die Beruhigung der Völker selbst verbürgen konnte. Nichts desto weniger ward zu festerer Begründung des bereits Eingeleiteten eine nochmalige genauere Besprechung der gemeinsamen Interessen für nöthig erachtet, und Fürst Metternich ordnete deßhalb einen zweiten Congreß nach Wien an, zu dessen Besendung sämmtliche deutsche Bundesstaaten eingeladen wurden,

und der noch im November des Jahres 1819 im Palais der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei eröffnet wurde. So übereinstimmend auch zu jeder Zeit die Ansichten aller deutschen Regierungen von der Nützlichkeit gemeinsam-kräftiger Maßregeln gewesen waren, so trat doch bei dieser zweiten Zusammenkunft, ganz wider Erwarten, mehr als Eine Meinungs-Nuance der repräsentirten Cabinete hervor. Die Bevollmächtigten einiger süddeutschen Staaten, wo der Liberalismus, zum Theile nicht ganz unbegünstigt von den Regierungen selbst, bereits überwiegenden Einfluß gewonnen hatte, wollten in manchen Vorschlägen des Fürsten Metternich allzugroße Aengstlichkeit und Uebertreibung seines Systems wahrnehmen; sie affectirten nicht selten bei Ereignissen, von deren Bedeutsamkeit sich die Schärfe seines diplomatischen Blickes bereits fest überzeugt hatte, eine Art großartiger Verachtung, und ließen ihm erst dann, als die Folgezeit bereits für die Richtigkeit seiner Ansichten gesprochen hatte, späte aber vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Kräftig dagegen sahe sich der Fürst unterstützt durch den nassauischen Staatsminister, Freiherrn von Marschall, und dem eben so besonnenen, als über die wahren Verhältnisse der Zeit aufgeklärten Baron von Berstett, Bevollmächtigten des Großherzogs von Baden. Mit welch ausgezeichnetem Vertrauen aber auch der Letztere von ihm beehrt wurde, beweist, mehr als Alles, jenes vielfach bekannt gewordene Schreiben, worin Metternich mit so bewunderenswürdiger Klarheit und Schärfe die Gebrechen der Zeit, sammt ihren nähern und entferntern Ursachen, so wie die Grundsätze und Mittel zu deren Abhülfe bezeichnet hat.

Nach beinahe sechsmonatlichen, über verschiedene innere National-Fragen sich ausdehnenden, thätigen Berathungen, deren gänzlicher Erledigung jedoch, zum Bedauern der Berathenden selbst, für den Augenblick noch allzubedeutende Schwierigkeiten im Wege standen, erschien als wesentliche Vervollständigung des deutschen Bundes-Vertrages die unter dem Namen der „Wiener Schlußakte" allgemein bekannte Urkunde. Dieselbe handelt in 65 Artikeln über die Maßregeln zur Sicherung des öffentlichen Rechtsverhältnisses der Bundes-Glieder unter einander durch eine permanente Instanz; über die Einführung einer definitiven Executions-Ordnung hinsichtlich der von diesem Gerichte ausgehenden Erkenntnisse; ferner über die Feststellung der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes; über verschiedene militärische Fragen, und endlich über die authentische Interpretation des dreizehnten Artikels der Bundesakte und die Verhältnisse der einzelnen ständischen Verfassungen zum Bunde. Diese Schlußakte wurde dann auch am 8. Junius 1820, dem Jahrestage des ersten Wiener Con-

gresses, auf den Vortrag des k. k. Präsidial-Gesandten in dem Plenum der Bundes-Versammlung als Grundgesetz angenommen.

III.

(Tod der Gemahlin und des Sohnes des Fürsten. Kurze Schilderung des österreichischen Einflusses. Blick auf das Innere der österreichischen Monarchie.)

Im März des Jahres 1825 rief die gefährliche Lage, in welcher die Gesundheit seiner Gemahlin schwebte, den Fürsten nach Paris, wo ihn auch, nach dem Rathschlusse der Vorsehung, der längst befürchtete schmerzliche Verlust bald nach seiner Ankunft wirklich traf. Doch, die schwerste Prüfung sollte das Vaterherz im Jahre 1828 erfahren, welches ihm den einzigen hoffnungsvollen Sohn, den Prinzen Victor, in der schönsten Blüthe des Lebens raubte.

Von Paris aus hatte sich der Fürst im Mai 1825 zu Seiner Majestät dem Kaiser nach Mailand begeben und verweilte daselbst bis zum Julius, wo ihn die Eröffnung des ungarischen Landtages nach Wien zurückrief. Nach dem Tode des Staats- und Conferenz-Ministers, Grafen Carl von Zichy-Ferraris, übertrug ihm nun der Kaiser auch — Oktober 1826 — das Präsidium in den Ministerial-Conferenzen für die inneren Angelegenheiten.

Seiner, aus eigener festester Ueberzeugung hervorgegangenen und durch Oesterreichs eigenthümliche Verhältnisse und Interessen gebotenen Politik, blieb Fürst Metternich auch während der ganzen Periode bis und nach der französischen Julius-Revolution getreu. Er wußte mit einer seltenen Mäßigung in der Form die größte Energie im Festhalten der Prinzipien und im Vertheidigen der Sache selbst, mit der liberalsten Berücksichtigung und größten Achtung der Interessen aller Mitstaaten, die feinste Umsicht in Behauptung der eigenen zu verbinden. Selbst in solchen Fällen, wo jedes andere Kabinet von Oesterreichs Bedeutsamkeit Dictatur gegen minder Mächtige geübt haben würde, waren es nur die Grundsätze des Rechts und der Billigkeit, höchstens und nur selten der unabwendbaren Nothwendigkeit, die seine Schritte zu leiten pflegten. Es war ihm gelungen, Männer zu finden, die, theils durch innige Freundschaft und Uebereinstimmung der Gesinnungen enge mit ihm verbunden, theils aus ihm und durch ihn gebildet, würdige und zugleich auch tüchtige Organe seines politischen Einflusses waren. Graf Apponyi in Paris; Esterhazy und Wessenberg in London und den Niederlanden; Lebzeltern in St. Petersburg;

Münch-Bellinghausen auf dem deutschen Bundestage; Graf Lützow und nach ihm Baron Ottenfels bei der Pforte: dieß waren die Männer, welche Oesterreichs diplomatische Interessen bei den vornehmsten Kabineten Europas repräsentirten. Eine Einfachheit der Form, eine Klarheit und Würde des Ausdruckes, die um so mehr wirkte, je ungekünstelter und aus ruhiger Auffassung der jedesmaligen Verhältnisse sie hervorgegangen war, zeichnete alle Akte und Manifeste des Staatskanzlers aus und die kräftig blühende Sprache seines Freundes, des geistreichen Ritters von Gentz, erhöhete noch deren Wirksamkeit. Auf diese Weise hat Metternich, auch den Leuten der Bewegung gegenüber, sich in einem Respecte zu erhalten gewußt, der bis auf diesen Tag nicht nur in seinem ganzen Umfange fort besteht, sondern in demselben Grade zunimmt, als sich die Consequenz seiner Grundsätze und die Aufrichtigkeit seines Systems in den Augen Aller stets deutlicher erproben.

Im Geiste dieser Politik nun fuhr der Fürst fort, theils unmittelbar, theils mittelbar, durch seinen Rath und sein moralisches Ansehen, auf die Angelegenheiten Europas einzuwirken. Blicken wir zu dem Ende zuerst auf Deutschland, in dessen Bundesverfassung sich Oesterreichs politischer Einfluß am deutlichsten herausgestellt und gesetzliche Anerkennung besitzt, so sehen wir, wie sich dieses Land, früher nur zu sehr der Spielball ausländischer Politik und ausländischer Umtriebe, mit jedem Tage kräftiger und selbstständiger in seinem Innern erhob. Wenn auch gleich das Daseyn einer, aus den verschiedenartigsten Cotterien gebildeten, Opposition nicht in Abrede gestellt werden mag, so galten deren Bestrebungen in der letzten Zeit doch mehr der Erzielung ausgedehnterer materieller Vortheile, als der Verbreitung gefährlicher politischer Dogmen. Der meistens gesetzmäßige Weg, auf welchem dieselbe ihre Thätigkeit kund gab, ließ auf beiden Seiten mit Grund hoffen, daß nach und nach die moralische Kraft eines bessern Zeitgeistes alle, aus früherer Zeit noch zurückgebliebenen Differenzen zwischen Regierungen und Unterthanen ohne weitere Störung beseitigen würde. Die französisch-liberale Partei war, ebenso wie die Deutschthümler, vom Schauplatze abgetreten, und ihr Verschwinden hatte auch eine lässigere Anwendung der Carlsbader Beschlüsse möglich gemacht, welche man bereits in einigen Bundesstaaten fast nur noch dem Namen nach kannte. Kräftig dagegen wurde den neuen Versuchen des revolutionären Geistes in Neapel gewehrt, jedoch nicht ohne Mißbilligung mancher allzuschroffen Maßregel, wodurch die Regierung dieses Landes mehr Abneigung zu erregen, als den gewünschten Zweck zu erreichen Gefahr lief.

Der Einfluß des österreichischen Cabinets bewährte sich fortwährend auch in den Angelegenheiten der schweizerischen Eidgenossenschaft, so wie bei dem Souverainitäts-Streite Portugals mit Brasilien, wo es sich zu Gunsten der, von England vermittelten Unabhängigkeit des neuen Kaiserthums entschied; auch war es zu Wien, wo Don Miguel im Jahr 1826 die portugiesische Verfassung beschwor. Hingegen nahm Oesterreich aus den bereits früher entwickelten Gründen an dem am 6. Julius 1827 zwischen Rußland, Großbritannien und Frankreich geschlossenen Bündnisse zur Pacification Griechenlands keinen Antheil, blieb aber gleichwohl, — obschon der russisch-türkische Krieg nachtheilbringende Erfolge für Oesterreich nach sich ziehen konnte — mit Rücksicht auf das einmal erwählte System des Friedens, während der ganzen Dauer desselben neutral. So lagen den kriegerischen Demonstrationen gegen Marocco im Jahre 1829 ebenfalls keine offensiven Absichten zu Grunde, sondern es sollte dadurch blos der österreichischen Flagge die gebührende Achtung verschafft werden.

Auch das Innere der österreichischen Monarchie bot in der Periode von 1823 bis 1830 manche anziehende Momente dar, deren Erscheinen nicht mit Unrecht auf die Thätigkeit des Staatskanzlers zurückgeführt wird, welcher auch diesen Theil der öffentlichen Angelegenheiten mit unermüdlichem Interesse besorgt. Die Literatur lieferte, aufgemuntert und unterstützt durch ihn, vieles Ausgezeichnete im Fache der Geschichtsforschung, der Staats- und Naturwissenschaften; die schönen Künste genossen unter seinem Protectorate den weitesten Spielraum und ruhmvoll war der Wetteifer, der zwischen dem kaiserlichen Hause und ihm in der Ausbildung und Vervollkommnung derselben herrschte. Tyrol sah das Standbild seines treuen Andreas Hofer zu Inspruck aufgerichtet und dadurch ein neues Band der Liebe um Regent und Unterthanen geschlungen. Der Geist religiöser Duldung nahm mit jedem Tage zu, dagegen sorgte die unter der obersten Leitung seines Freundes, des Grafen Joseph Sedlnitzky musterhaft verwaltete Polizei für gewissenhafte Entfernung aller geheimen Einflüsse politischer Schwärmerei, überhaupt alles dessen, was auf den öffentlichen Geist und die Sittlichkeit nachtheilig einwirken konnte.

IV.

(Metternich's Benehmen in Bezug auf die Juli-Revolution. Italien. Schweiz. Wirkungen auf Deutschland.)

Als um die Mitte des Jahres 1830 die Revolution in Frankreich einen Erfolg errang, den ihre Urheber selbst vielleicht weder beabsichtigt noch erwartet hatten, mußte dieser plötzliche Sieg schon der Natur der Sache nach auf das ganze übrige Europa mehr oder weniger seine verderblichen Wirkungen ausbreiten. Noch aus früherer Zeit waren in so manchen Ländern der unreinen Säfte genug übrig geblieben, welche das Wachsthum der bösen Lehre glücklichere Fortschritte machen ließen, als dasjenige der bessern Grundsätze, so daß es schon damals dem tieferen Blicke nicht entgehen konnte, es dürfe hier und dort die neue Umwälzung auf zahlreiche Anhänger und Partheigänger rechnen. Diese und ähnliche Besorgnisse, welche Fürst Metternich zuerst gegen die befreundeten Cabinete ausgesprochen hatte, wurden auch durch den Erfolg nur allzubald als gegründet erwiesen. Das Beispiel Frankreichs ergriff mit Sturmesschnelle die Niederlande, Polen, die Schweiz, einen großen Theil Deutschlands und mehre italienische Staaten. Ueberall wurden die Glaubensartikel der Juliusrevolution als politische Religion mit Eifer verkündet und mit Strömen von Blut besiegelt.

Nichts geringeres, als der Umsturz aller Rechtsverhältnisse unter dem Vorwande einer neuentdeckten Freiheit, war es, womit diese Ereignisse die ganze bürgerliche und sittliche Ordnung in Europa bedrohten: es that Noth, solchem Unwesen mit Ernst und Energie entgegen zu treten. Dieß durfte aber nicht auf eine befangene Weise, nicht durch unbedingtes Gegenstreben geschehen, vielmehr mußte die Ueberzeugung gewonnen werden, daß, wie in der physischen, so auch in der politischen Welt die Gegensätze sich nicht nothwendig zerstören, daß der gegen alle beunruhigenden Erscheinungen anzuwendende Widerstand nicht als ein fremdartiges, sondern als ein nothwendiges Element des Bestandes erscheinen müsse, als ein Element, welches blos den ungebändigten Zeitgeist regeln und in sein Geleis zurückführen, nicht aber ihn vernichten soll. Es kam deshalb im gegenwärtigen Augenblicke vor Allem darauf an, die ganze politische Constellation in ihrem inneren Zusammenhange und in ihren Wechselwirkungen richtig aufzufassen und zu würdigen, die der Natur des Feindes angemessensten Waffen zu ergreifen, den Prinzipien wieder Prinzipien, der falschen Staatsweisheit die richtige entgegen zu stellen.

Dem österreichischen Cabinet und dessen großem Lenker gebühret das Verdienst, die Nothwendigkeit dieser Art von Bekämpfung der Revolution zuerst eingesehen und mit weiser Benützung seines hohen politischen Einflusses, glücklich durchgeführt zu haben. Wir wollen es versuchen, unsern Lesern den Weg, auf welchem Fürst Metternich diesem Ziele entgegenschritt, etwas näher zu bezeichnen, einer Quelle folgend, von der wir wenigstens versichern können, daß sie eine untrügliche, eine bis jetzt noch nicht allgemein bekannte ist.

Der Fürst ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß politische Umwälzungen, seyen sie durch was immer für Veranlassungen herbeigeführt worden, eine Versöhnung mit ihren Urhebern in dem Falle nicht geradezu unmöglich machen, wenn dieselben, freiwillig oder aufgefordert, sich den allgemeinen Gesetzen der öffentlichen Ordnung wieder zu unterwerfen bereit sind. Als allgemeines Staats-Gesetz aber kann nur anerkannt werden, was durch lange Erfahrung die Probe seiner Zweckmäßigkeit bestanden hat; ein Gesetz, das aus der Geschichte des ganzen Volkes, dem es gilt, nicht aber aus der Vernunft Einzelner herausgebildet ist. Denn würde Letzteres statuirt, so wäre damit die subjektive Willkühr der Individuen, die ja eben in dem Gesetze ihren Damm finden soll, selbst zur Gesetzgeberin erhoben. Sobald daher die Anmaßung der Neuerer ein neues Recht, eine neue Sitte, eine neue Freiheit zu begründen unternimmt, sobald die Zeitvernunft gewisser gesetzgebender Versammlungen ihre beschränkte Einsicht zum Gesetze zu erheben und — weil Ideen immer nur von Einzelnen ausgehen, von der Mehrzahl aber nachgebetet werden — eben dadurch zum Despotismus und zur Vernichtung aller wahren Freiheit zu führen strebt: dann darf keine Versöhnung, keine Kapitulation mit den Leuten der Umwälzung mehr eingegangen werden.

Diesen Grundsätzen getreu und mit Rücksicht auf seine gedoppelte Eigenschaft als Minister einer europäischen Großmacht und eines Monarchen, dem die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des deutschen Staatenbundes gesetzlich übertragen ist, haben sich die leitenden Maximen des Fürsten Metternich in seinem ganzen Benehmen gegen die Julius-Revolution und gegen Alles, was mit derselben zusammengehängt, hauptsächlich in nachstehenden Punkten bemerkbar gemacht. Vor Allem mußte

1) die Grundlage des ganzen positiven Staatsrechtes in Europa, nämlich die Legitimität des Thrones, aufrecht erhalten und gegen jede Art von Angriff sicher gestellt werden; denn sie ist die erste unter allen denkbaren irdischen Garantien des Bestandes; die Grundbedingung für die Wahrung aller übrigen Rechtsverhältnisse im Staate

und für das aus diesen hervorgehende Glück der Völker; die Verletzung der Legitimität in Einem Staate ist zugleich ein Stoß für Alle. Dieser Grundsatz wurde von dem Fürsten theoretisch immer und in der Ausübung bis an die Gränzen der Möglichkeit festgehalten. Wir sagten absichtlich: „bis an die Gränzen der Möglichkeit;“ denn

2) die Festhaltung eines Grundsatzes schließt die Zulässigkeit einer Verbesserung und Reinigung niemals von sich aus: es kann nie die Absicht eines Cabinetes seyn, dem Buchstaben eines Gesetzes zu Liebe die Welt in Unheil und Zwiespalt versenken zu lassen. Bei den einzelnen Fällen aber, wo in neuester Zeit wirklich Anomalien von dem Legitimitätsgrundsatze in's Leben getreten sind, darf nicht außer Erwägung gelassen werden, wie tief die neue Gestaltung der Dinge bereits Wurzel gefaßt hatte und wie leicht jede gewaltsame Wiederherstellung des vorigen Zustandes eben jenes innige Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern, worauf allein alle Hoffnung des Besseren beruht, in seinen Grundstützen erschüttern konnte. In solchem Falle mußte es genügen, eine Ordnung der Dinge eingeführt zu sehen, die, wenn sie sich auch jenem Gesetze nicht unterwarf, dasselbe doch auch nicht zu vernichten strebte, sondern es stillschweigend anzuerkennen bereit war.

3) Blieb jedoch auf alle Fälle der Gesichtspunkt, daß mit der Pseudo-Liberalität unseres Jahrhunderts, mit jenen falschen Ideen von Freiheit, worin alle Leiden der Zeit, alle Kränkungen politischer Rechte ihren letzten Grund hatten, unter keiner Bedingung Frieden zu schließen sey, in der Ueberzeugung des Fürsten von Metternich fest und unerschütterlich; denn so lange der Grundsatz, daß die Vernunft des Einzelnen für den einzigen Titel des Rechts gelten sollte, nicht ausgerottet war, konnte auch nicht verhindert werden, daß derselbe stets neue Zweige trieb: so lange blieb der Zweck seiner Politik unerfüllt.

Die consequenteste Ausübung dieser Grundsätze, verbunden mit gewissenhafter Beobachtung der Verpflichtungen, welche der heilige Bund vom Jahre 1815 der österreichischen Politik auferlegt hatte, erkennen wir in allen den Beziehungen, worein das Wiener Cabinet durch die Ereignisse der neuesten Zeit zum Auslande gestellt worden war. Als am 4. September 1830 der General Belliard dem kaiserlichen Hofe die Nachricht von der Thron-Besteigung Ludwig Philipps überbrachte, wurde er freundschaftlich empfangen, und auch der dreifarbigen Flagge in allen österreichischen Seehäfen freier Zugang eröffnet.

Beim Ausbruche der polnischen Revolution erhoben sich zwar viele Stimmen, die es dem österreichischen Cabinete nahe genug legten, daß eine Unterstützung derselben ihm der Vortheile gar viele,

und dem stets sich vergrößernden, mit jedem Tage drohender werdenden östlichen Nachbar-Staate einen lähmenden Stoß auf lange Zeit hinaus geben könnte. Allein, während auf diese Weise von den politischen Wortführern gekannegießert wurde, wählte der Leiter des Cabinets den Weg der Treue, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit. Die strengste Neutralität — eine viel strengere, als das benachbarte Preußen ergriffen hatte — wurde beobachtet, um durch militärische Demonstrationen weder Rußlands Mißtrauen zu provociren, noch auch die sanguinischen Hoffnungen der Insurgenten auf Oesterreichs Beistand in irgend einer Weise zu begünstigen. Erst, als aus dem Verlaufe der Ereignisse sich für das benachbarte Gallizien Gefahr befürchten ließ, ward unter den Befehlen des Feld-Marschall-Lieutenants, Baron von Stutterheim, ein Armee-Corps von beiläufig 50,000 Mann an der polnischen Grenze concentrirt, und dieselbe ihrer ganzen Länge nach von Streif-Commandos, denen sich ein Theil der gallizischen Landleute anschloß, bewacht. Als aber nach Warschaus Falle das österreichische Gebiet von einer großen Zahl geflüchteter polnischer Krieger betreten wurde, bewies die Regierung auf eine ihre Tadler wahrhaft beschämende Weise, wie sie die Forderungen der Humanität mit denen einer gebieterischen Politik auf's Schönste in Verbindung zu setzen wisse. Die Flüchtlinge wurden mit ausgezeichneter Milde behandelt, jeder gemeine Soldat erhielt täglich die zu seinem Unterhalte nöthigen Mittel, und Offizieren wurde die doppelte Gabe gereicht. Auch lebte der gewesene polnische Generalissimus Skrzynecky unangefochten als ruhiger Privatmann zu Linz, und nirgends im ganzen Kaiserreiche wurden Zwangs-Maßregeln angewendet, um die Polen, welche von der angebotenen russischen Amnestie keinen Gebrauch machen wollten, aus demselben zu entfernen.

Ungleich dringender aber mußte dem Staats-Kanzler die Nothwendigkeit erscheinen, seine Aufmerksamkeit Italien zuzuwenden, wo der wiederausbrechende Revolutions-Sturm die Grundvesten der öffentlichen Ordnung von Neuem auf's Gefährlichste bedrohte. Sobald im Herzogthum Modena sich die ersten Ausbrüche von Unruhen zeigten, wurde das in der Lombardei stehende Armee-Corps um einige Regimenter verstärkt, und dem commandirenden General, Freiherrn von Frimont, der Befehl ertheilt, auf Nachsuchen der betreffenden italienischen Regierungen, Truppen zur Wiederherstellung der gesetzmäßigen Ordnung an die bezeichneten Orte zu senden, weil die Verträge, welche zwischen der österreichischen Regierung und den meisten Fürsten Italiens bestanden, eine solche Hülfeleistung zur Pflicht machten. Durch diese Vorkehrungen und das brave Benehmen der kaiserlichen Truppen wurde

es möglich gemacht, die Revolution in Modena und Parma, erstere am 5. und letztere am 13. März schnell und kräftig zu unterdrücken. Auch wurde, als die päbstliche Regierung sich außer Stand fühlte, die in den Legationen Bologna und Ferrara ausgebrochene Revolte mit eigener Macht zu unterdrücken, zwischen Oesterreich und Gregor XVI. ein Vertrag abgeschlossen, dem zu Folge der Kaiser zur Unterdrückung des Aufruhrs im Kirchenstaate ein Hülfs-Corps von 20,000 Mann Infanterie und Cavallerie stellte. Am 19. März erließ General Frimont von Mailand aus eine Proclamation an die päbstlichen Unterthanen, worin er ihnen ankündigte: „er komme mit Heeres-Macht, um den römischen Stuhl gegen die Rebellen zu schützen. Aber die Oesterreicher kämen nicht als Feinde, sondern zu Hülfe gerufen von dem schändlich verrathenen Souveraine, um die Schrecken der Anarchie von dem Kirchenstaate abzuwenden.“ Nach einem scharfen Gefechte bei Rimini zwischen der österreichischen Avantgarde unter General Mengen und den Insurgenten, dessen Erfolg durch die Tapferkeit der Lichtenstein'schen Husaren zum entschiedenen Nachtheile der Letzteren ausgefallen war, hielt Frimont am 21. März seinen siegreichen Einzug in Bologna, und schon am folgenden Tage kam auch von Modena her der Cardinal-Legat Oppizzoni zurück und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Frankreichs und Englands diplomatischer Einfluß hatte jedoch die österreichischen Heere früher wieder aus Italien entfernt, als die immer noch bedrohte öffentliche Sicherheit erlaubte, und so konnte denn der furchtbare Bund des „jüngern Italiens“ desto ungestörter sein Haupt erheben, jener Bund, der nichts Geringeres bezweckte, als die radikale Umgestaltung aller bisher bestandenen staatsrechtlichen Verhältnisse, wobei unter Strömen von Blut das Unterste zu oberst gekehrt werden sollte. Daß die österreichische Regierung nichts verabsäume, um einer solchen Gefahr drohenden Conspiration wirksam entgegen zu treten, durfte von ihrer weisen Umsicht erwartet werden; allein zur Steuer der Wahrheit ist hier auch nicht zu verschweigen, daß der Kampf gegen das schleichende Gift verderblicher Doctrinen weit schwerer, als selbst gegen die drohendste thätliche Gewalt war, bis es endlich gelang, den vollkommenen Sieg darüber zu erringen.

Während nun aber von allen Cabineten die Erhaltung des Friedens mit dem größten Eifer betrieben und auch die belgischen Angelegenheiten durch eine zu London aus den Bevollmächtigten der fünf Großmächte niedergesetzte Commission auf friedlichem Wege entschieden werden sollten, rief die neutrale Schweiz ihre Milizen unter die Waffen. Ein allen früheren Verträgen zuwiderlaufendes Bestreben nach radi-

kalen Reformen, bedenkliche Umtriebe der hier vereinigten politischen Unruhestifter aus allen Nationen, endlich der unsinnige, mit Wissen oder doch wenigstens aus unverzeihlicher Nachlässigkeit einiger Cantonal-Regierungen bewerkstelligte Zug nach Savoyen und gesetzwidrige Vereinigungen hier fremder Staatsangehöriger aus der Klasse der Handwerker, hatten zwischen dem Cabinete des Fürsten Metternich und den eidgenössischen und bernischen Behörden unangenehme Correspondenzen veranlaßt, deren Inhalt und Zweck aller Welt bekannt ist. Das Recht war auch hier, nach dem Zeugnisse aller Partheien — die ultraradikale allein ausgenommen — auf Seite der österreichischen und aller der Regierungen, welche sich mit ihr in gleichem Falle befanden. Um so mehr können wir uns jetzt, da diese Anstände als beseitigt anzusehen sind, mit dem öffentlichen Urtheile begnügen, welches ein der liberalen Parthei angehöriges Schweizerblatt noch während obschwebender Differenzen über das Benehmen des Fürsten von Metternich in den Verhältnissen zur Schweiz gefällt hat. „Oesterreich — heißt es in demselben — hat sich gegen die Schweiz immer aufrichtig gezeigt und so gehandelt, wie es seinen politischen Verhältnissen und seiner Stellung gemäß handeln mußte; es ist mit seinen Forderungen, deren Erfüllung ihm völkerrechtlich begründet und zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe nothwendig erschien, gleich anfangs gerade hervorgetreten. Der Fürst von Metternich ist jeder Veränderung des Bundesvertrages von 1815 entgegen, weil nur dieser, als mit dem damals begründeten öffentlichen Rechte harmonirend, von den Mächten garantirt wurde, und wird keiner revolutionären Richtung gleichgültig zusehen, die den Umsturz der garantirten Föderativ-Verfassung der Eidgenossenschaft nach sich ziehen könnte. Dieß ist auch die Tendenz, welche dem ganzen Gange zu Grunde liegt, den das österreichische Cabinet hinsichtlich der schweizerischen Angelegenheiten im Vereine mit den übrigen deutschen Mächten für jetzt und für die Zukunft nehmen wird."

Auch auf Deutschland hatte die Julirevolution ihre unseligen Folgen geäußert, und diese waren um so erschütternder, je tiefer die Ruhe gewesen war, in der unser Vaterland von diesem Ereignisse überrascht wurde. Kaum war der Nachhall jener hochgepriesenen, so selten richtig verstandenen Wörter: „Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität" über den Rhein herübergelangt, so eilte auch bei uns fast Alles, sich eine veränderte Gestalt anzueignen. Aus lauter Freude über das Neue vergaß man nur allzuschnell des mannigfaltigen Guten, was die Heimath gar nicht sparsam darbot; man vergaß, daß alles Volksglück, alle bürgerliche Freiheit nur auf dem Boden des eingebornen Rechtes Wurzel zu fassen vermöge, und blickte lüstern hinüber

nach Frankreich, wo aus den Krämpfen der Revolution eine neue Freiheit geboren werden sollte. Eine Menge vorher ungekannter Namen trat plötzlich hervor und forderte mit frecher Anmaßung eine neue Ordnung der Dinge; ja, es waren noch nicht einmal die ausschweifendsten Koryphäen der Umwälzung, welche Constitutionen nach französischem, englischem und nordamerikanischem Zuschnitte begehrten. — Vernünftige Meinungen fanden keinen Halt mehr in den Gemüthern der Tageshelden, welche, alle erprobte Staatsweisheit der Jahrhunderte für Nichts achtend, klug zu seyn sich vermaßen auf eigene Art; verspottet, wo nicht gar als verkauften Knecht prostituirt sah sich derjenige, der die unstät Irrenden auf den sicheren Pfad zurückzuweisen unternahm.

V.

(Bemühungen des Fürsten um Begründung und Wiederherstellung der landständischen Verfassung in Deutschland und Entwickelung ihres wahren Prinzips. Anerkennung der Verdienste Metternich's um das innere Staatsleben Oestreich's; 50jähriges Dienst-Jubiläum. Schluß-Betrachtungen.

Was den speciellen Antheil des Fürsten von Metternich an dem deutschen Verfassungswesen und sein besonderes Verdienst um dasselbe anbelangt, so stellen sich nachfolgende Ansichten und Thatsachen als aktenmäßig begründet heraus. Derselbe Fürst von Metternich, den wegen seines entschiedenen und bekannten Widerwillens gegen alles revolutionäre Treiben falscher Freiheitsfreunde die Unkunde und Leichtgläubigkeit vieler Zeitgenossen nur zu oft schon als den Mittelpunkt alles Absolutismus zu bezeichnen gewöhnt war: eben dieser war auf dem Congresse Urheber des Antrages gewesen, welcher die absolutistische Willkür des napoleonischen Systemes abzuschaffen, die Rechte deutscher Unterthanen gegen Unrecht und Bedrückung von oben herab so viel möglich sicher zu stellen, und zu dem Ende die, unter der Ungunst der Zeitumstände in so vielen Staaten Deutschlands untergegangene landständische Verfassung wieder in's Leben zu rufen beabsichtigte. Denn als in der Ministerial-Conferenz vom 20. Oktober 1814 der Bevollmächtigte eines süddeutschen Hofes im Namen seines Souverains die Bemerkung äußerte: „es dürfe in dem zu entwerfenden Grundgesetze unter keiner Bedingung von Verhältnissen einzelner Unterthanen gegen ihre Souverains die Rede seyn," da erklärte Fürst Metternich: „eine Feststellung dieses Verhältnisses sey durchaus nothwendig, denn es seyen in letzter Zeit in einzelnen Staaten Deutschlands solche Bedrückungen eingetreten, wider welche die Unterthanen in Zukunft durch ein Rechtsverhältniß, wie sie dessen in der früheren Reichsverfassung

theilhaftig gewesen, sicher gestellt werden müßten.“ Wie kommt es nun, fragen wir billig, daß der Staatsmann, der solche Gesinnungen an den Tag gelegt hatte, von obscuren Demagogen in den letzt verflossenen fünf Jahren auf's Neue wieder als der leidenschaftlichste Beförderer eines unbedingten Absolutismus angefeindet werden konnte? Gewiß nur von solchen, bei denen Ordnung „Tyrannei“ und Zügellosigkeit „Freiheit“ genannt wird.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die innern Verhältnisse der österreichischen Monarchie, so verdient es gewiß unsere größte Achtung, daß Fürst Metternich, mitten unter den großen Ansprüchen einer so bewegten Gegenwart und in einem Berufe, der allein schon die ungetheilte Kraft eines ganzen Lebens in Anspruch zu nehmen scheint, ohne Vorliebe oder Vorurtheil seine Sorgfalt allen Angelegenheiten des Staats und des öffentlichen Lebens zugewendet, umfassenden Unternehmungen zur Beförderung des allgemeinen Wohls und zur Unterstützung Nothleidender mit Umsicht vorgestanden, und unter den großen Elementen des Staates und des Krieges auch vaterländische Kunst und Wissenschaft mit dem lebhaftesten Eifer befördert hat. Wie sein großer Verwandter Kaunitz Stifter der Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien gewesen war, so war Metternich Wiederhersteller derselben geworden, und hat während seiner 25jährigen Curatel den sprechendsten Beweis geliefert, zu welch hoher Stufe von Vollkommenheit Künste und Wissenschaften sich emporzuschwingen, welch segensreichen Einfluß auf alle Geschlechter dieselben auszuüben im Stande sind, wenn ihre Beschützer, von ächtem Interesse beseelt, ihnen eine Achtung gebietende Stellung im Staate einzuräumen bemüht sind. Dieselbe hohe Achtung vor der Wissenschaft hat er auch an den Tag gelegt, als er die am 18. September 1832 zu Wien eröffnete Versammlung von 700 Naturforschern und Aerzten oft und mehre Stunden nach einander mit seiner Gegenwart beehrte, und ein solch lebendiges Interesse beurkundete, daß es Keinem in den Sinn kommen konnte: diese Stunden seyen dem schweren Berufe des Amtes und der so höchst sparsam vergönnten Erholung oft mit ängstlicher Berechnung abgeborgt. Wie viel Metternich auch für deutsche Alterthums-Kunde, wie viel für Oesterreichs Geschichte gethan habe, kann so manches verdienstvolle Werk bezeugen, das unter seinen Auspicien an's Licht getreten ist. Und wie befriedigend lautet nicht auch für ihn, als Privatmann und Glied der Gesellschaft, das vereinte Zeugniß Aller, denen eine nähere Berührung mit ihm vergönnt war: „daß nicht leicht ein Fürst oder großer Staatsmann gefunden werden dürfte, bei welchem die gemüthreichste Herablassung und Leutseligkeit auf eine so ungezwungene Weise

mit der nothwendigen äußeren Würde Hand in Hand gehe, als bei dem Fürsten von Metternich!“ Ja, er hat selbst seinen abgesagtesten politischen Gegnern das Geständniß abgenöthigt, daß unendlich mehr wahre Würde in seinem ganzen Wesen liege, als in den moralischen Halbgestalten so vieler liberalisirender Notabilitäten Frankreichs und solcher Staaten, wo man sich in Copirung des Franzosenwesens vorzüglich zu gefallen scheint.

Endlich mag es hier noch, als ein bisher nicht Statt gehabter Fall in der Geschichte, bemerkt werden, daß außer den bereits von uns angeführten Ehren-Bezeugungen, welche das Vaterland und das Ausland ihm zollten, der Fürst Inhaber aller höchsten europäischen Orden, mit alleiniger Ausnahme des Großbritannischen Knieband-Ordens ist, und daß sie ihm von den Monarchen und Fürsten sämmtlich als Anerkennung der entschiedensten politischen Verdienste im Laufe der letzten dreißig Jahre ertheilt worden sind. Unter den wohlthuenden Gefühlen dieses Bewußtseyns feierte denn auch Fürst Metternich am 8. Oktober des letztverflossenen Jahres das Jubiläum seiner 25jährigen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der österreichischen Monarchie, umgeben von den Männern, welche während längerer oder kürzerer Zeit seine Bemühungen getheilt und unterstützt hatten, und begrüßt mit dem innigen Wunsche, daß zum Heile aller Gutgesinnten der Himmel der segenreichen Wirksamkeit des Fürsten ein noch recht fernes Ziel vergönnen wolle. Solchen Gesinnungen huldigten auch Seine jetzt regierende k. k. Majestät, Ferdinand I., Allerhöchstwelche in einem an dem Tage Ihrer Thronbesteigung an den Staats-Canzler erlassenen Handschreiben denselben, in Anerkennung seiner vielfältigen Verdienste um Ihr Haus und den Staat, Ihrer Huld und Gnade zu versichern, und zur gleichmäßigen Fortsetzung seiner Dienste aufzufordern geruhten.

In einem Zeitalter, wie das unsrige ist, als dessen eigenthümlicher Charakter uns überall das Unstäte, das Jagen nach Ideen, Träumen, Meinungen und Wünschen entgegen tritt, wo wir, was gestern ersehnt und heute errungen wurde, morgen wieder verschwinden und übermorgen in Vergessenheit gerathen sehen: in einer solchen Zeit müssen gewiß die seltenen Erscheinungen, von denen auch die Nachwelt etwas wird festhalten können, einen doppelten Werth in unsern Augen haben. Und in der Reihe solcher Erscheinungen, die etwas klar Ausgesprochenes und Bleibendes darstellen, behauptet abermals der öffentliche Charakter des Fürsten Metternich eine der ersten Stellen. Monarchien sind entstanden und sind wieder untergegangen; die Welt ist erobert und wieder aus den Ketten des Eroberers befreit worden; Systeme haben auf Europas Thronen gewechselt; unzählige Male erhob

die Revolution ihr siegtrunkenes Haupt und erlag eben so oft wieder der stärkeren Kraft der Wahrheit; Ereigniß drängte das Ereigniß und die politische Welt zitterte von einem Ende bis zum andern; aber Metternich behauptete unter allen Verhältnissen dieselbe Stellung, die er immer behaupten wird. Die Waffen aller Leidenschaften haben sich an ihm abgestumpft, ohne ihn auch nur eine Linie breit aus seiner Bahn rücken zu können. Die Einen haben ihn einen Lügner genannt, und er ist offenbar derjenige Staatsmann, der am wenigsten Geheimnisse machte, noch seine Denkweise verhüllte, sondern immer offen sagte, was er wollte. Andere wieder haben ihm allerlei kleinliche List zugeschrieben, vermeintliche Plane von Eroberung und ähnliche Erbärmlichkeiten; aber sein Benehmen seit dreißig Jahren hat sie alle zu Schanden gemacht. Wieder Andere nannten ihn einen Finsterling und beschuldigten ihn des Hochverrathes an der Civilisation; wer sich ihm aber nahete, sah den hellsten Kopf vor sich, den eben so entschiedenen Freund der Kunst und Wissenschaft, als den entschiedenen Gegner von Traum, Wahn und Götzendienst des Tages. Wie oft wurde ihm nicht der nahe Fall seines Systems angekündigt; aber die wüthendsten Angriffe konnten es nicht erschüttern, konnten nicht verhindern, daß es im entschiedenen Vortheile und als das einzige in sich Gesunde, Haltbare da stand. Wie oft meinten seine Gegner, er schwanke und zittere in seinen Bewegungen; aber sie wußten wohl, daß sie Unwahrheit sprachen und nicht Einer war unter ihnen, der selbst daran geglaubt hätte. Bald hieß es wieder: „er vergißt die nächsten Interessen Oesterreichs und Deutschlands und opfert sie dem Wahne der Bekämpfung der Revolution," aber diese Interessen blieben alle gesichert, während die Revolution ihn immer auf dem Felde des Kampfes gegen sie gerüstet fand. Wann ihn seine Verbündeten verließen, so blieb er allein auf seinem Wege; kehrten sie, eines Andern überzeugt, wieder zurück, so fanden sie ihn eben dort, wo sie ihn verlassen hatten. So reifte allmählig bei Cabineten und Völkern die Ueberzeugung: „sein Weg ist der rechte, nur auf diesem kann der Endzweck des Staates verfolgt und erreicht werden."

So liegt denn nun der bewunderungswürdige Erfolg seines Strebens, ein reiches Daseyn, eine gehaltvolle Wirksamkeit aufgeschlossen vor unsern Augen. Es können noch viele ruhmwürdige Thaten zu seinem Leben hinzukommen, und erst die Nachwelt wird seine Verdienste als Staatsmann in ihrem ganzen Werthe zu würdigen verstehen. Allein in seinem Geiste und Willen, in der Beziehung zu seiner Zeit kann er jetzt schon erkannt und begriffen werden: seine Geschichte rufe Allen, die über ihn urtheilen, die ernste Mahnung zu: „discite justitiam moniti!"

Aus Mainz.

Societäten für Kunst und Wissenschaft.

Kunstverein.

Die Blüthe eines höhern wissenschaftlichen Lebens beginnt in unserer Rheinstadt sich erst wieder zu entfalten, seitdem die Segnungen des Friedens sich fühlbar machen. Es ist bekannt, daß unsere ehrwürdige Universität ein Raub von Ereignissen geworden ist, welche die Welt umkehrten, sie verschwand in dem großen Drama, in welchem Mainz nur zu oft handelnd auftrat, und man kann in der That nicht sagen, daß die berühmte Aula maguntiaca etwa durch innern Zerfall zu Grabe gegangen wäre, da sie im Gegentheil stets rüstig und musterhaft dastand. — Nachdem der Moment der Ruhe gekommen war, ward auch wieder das Bedürfniß nach edlern Genüssen rege, als sie eine vulkanische Zeit gewähren konnte. Es öffneten sich die Hallen der Kunst, und gewährten ihre freundlichen Gaben; der Geist, bisher stets aufgeregt von einem ewigen Tosen in der Außenwelt, hatte Muße, sich zu sammeln; man wendete sich wieder mehr dem innern Leben zu, forschte, strebte und schuf. In dieser Periode entstand auch unser Kunstverein. Sein Anfang war unbedeutend, beschränkt, selbst dürftig. Es versammelten sich nämlich mehre gute Köpfe, die Reste einer glücklichern Epoche, in der Absicht, sich ihre wissenschaftlichen Bestrebungen gegenseitig mitzutheilen, sich an diesem und an jenem Kunstgebilde zu erheitern, sich zu erheben im geweihten Kreise des Wissens von der faden und überlästigen Alltäglichkeit des Lebens. Bis dahin hat das Institut alles unserem talentvollen Professor Müller zu danken. — Allmählig begann der Verein, an innerer Gediegenheit zu gewinnen, und zugleich auch an äußerem Umfange zuzunehmen. Man fand ein geschmackvolles Lokal, einen heitern Sitz für den Genius der Kunst; man fand Theilnahme im kunstsinnigen Publi-

kum; man fand die Mittel, etwas für Gemälde und Kunstgegenstände zu verwenden, und — was besonders beachtungswerth ist — man fand einen Mann von umfassenden Kenntnissen und ausgezeichnetem Rufe, der sich an die Spitze des jungen Institutes stellte und es mit seltener Liebe und strengster Pflichterfüllung leitete. Es war das unser so sehr hochgeschätzte Professor Braun. Was unter der einsichtsvollen, kräftigen und thätigen Leitung dieses außerordentlichen Mannes innerhalb einer Reihe von Jahren aus diesem Kunstverein geworden ist, läßt sich wohl denken. Er schwang sich empor zur Würde einer Kunstanstalt ersten Ranges, und hat von diesem Standpunkte aus neubelebend auf den Sinn und das Gefühl für das Große und Schöne und Erhabene bei unsern Bewohnern eingewirkt. Er hat verborgene Talente an das Licht gezogen, schüchterne hat er aufgemuntert, unberufene aber hat er mit der Allgewalt seines Einflusses niedergedonnert. Mit einem Worte, dieser Kunstverein hat die alte Wahrheit bethätigt, daß heitre Kunst und heitres Leben am Rheine traulich zusammen leben. — Nun ist Braun, der Unvergeßliche für das Institut, zwar nicht mehr; denn ein neidisches Gestirn hat ihn, zu früh für die Wissenschaft, allzufrüh für den Kunstverein, aus der Mitte seiner Schöpfung herausgerissen! Aber die Anstalt blüht fort, denn sein Geist lebt in ihr, der Boden ist gut bearbeitet, eine treffliche Saat ruht in ihm, und was emporkeimen wird, muß gut seyn. Dieses wird auf eine erfreuliche Weise durch die gegenwärtigen Leistungen des Vereins bestätigt. Wöchentlich versammelt sich die Gesellschaft einmal im Kunstvereinslokale, wo sie zwei Stunden verweilt. Dort ist alles Dasjenige ausgestellt, was der Kunstfleiß der Mainzer Werthvolles erzeugt, sowohl im Gebiete der Malerei und Plastik, als auch im Gebiete der Mechanik und Industrie. Das alles wird in der ersten Stunde betrachtet, und nach Verdienst gewürdigt. In der folgenden Stunde werden Vorträge gehalten, im Allgemeinen aus dem ganzen Bereiche des menschlichen Wissens, im Speciellen aber aus dem Bereiche der schönen Literatur und Kunst. Die Vorträge sind meist von gediegenem, kernigem Gehalte, und viele Belehrung strömt aus ihnen in die Masse der Zuhörer. Vierteljährig aber wird eine große, öffentliche, für das ganze Publikum berechnete, Kunstausstellung, meist in den Sälen unsers schönen Theaters, veranstaltet, und gerade jetzt, wo ich dieses schreibe, schwebt mir eine solche große Ausstellung von Gemälden der Düsseldorfer und Münchner Schule vor der Seele, welche wir vor ganz kurzer Zeit erst zu bewundern das Glück hatten. Mich freute damals nur die Liebe für das Schöne, die durch unsern Kunstverein so allgemein verbreitet worden ist. Aus

allen Klassen strömte man herbei; man konnte nicht enden mit Bewunderung der Meisterwerke, man war wie gebannt im Kreise dieser genialen Schöpfungen. Heil der Stadt, wo man diese Masse von Kunstsinn in alle Adern der Gesellschaft verbreitet weiß! Heil und Ehre aber auch jenen Meistern zu Düsseldorf und München, welche, wie Kunstapostel, auch die Bewohner ferner Städte durch die Macht ihres Genius beseligen, Heil besonders Cornelius und Schadow!! — Ich darf noch in Bezug auf den Kunstverein nicht vergessen, daß auch von den Direktoren desselben zuweilen Zusammenkünfte veranstaltet werden, woran die Damen der Gesellschaftsmitglieder Theil nehmen. Diese Einrichtung ist löblich; denn wahrlich neben dem Kunstinteresse sind solche heitere Stunden am meisten tauglich, dem Verein Einheit, Eintracht und Kraft zu geben.

Rheinisch-naturforschende Gesellschaft.

Unter weit günstigern Auspicien — für den Anfang wenigstens — entstand unsere rheinisch-naturforschende Gesellschaft, eine Anstalt, die für Mainz das in der Wissenschaft seyn wird, was ihr der Kunstverein für die Kunst ist. Das Institut ist kaum ein Jahr alt. Wer möchte es aber glauben, daß dasselbe, nach so kurzer Zeit, schon ein entschieden würdiges Gepräge trägt, daß es aus sich selbst, wie durch einen Zauberschlag, schon ein herrliches zoologisches und mineralogisches Kabinet hervorgerufen hat, daß es in seiner Mitglieder-Reihe — die sich jetzt schon auf 500 erstreckt — die ausgezeichnetsten Naturforscher und Aerzte Deutschlands zählt, daß überhaupt die Wissenschaft schon jetzt mit Stolz auf diese ihre jüngste Tochter hinblickt? Und doch ist es so! Die Entwicklung dieses Instituts grenzt wirklich an das Außerordentliche, und ich kann nicht umhin, hier einen ganz kurzen Blick auf seine Geschäfte zu werfen. Was rief diese Anstalt in's Leben? Die Antwort liegt nah. Die paradiesische Gegend am Rheine ladet mit unwiderstehlichem Reize zum Studium der Natur. Man müßte todt seyn für die Bedeutung des Lebens, wenn man in dieser reizumhüllten Gegend sich nicht mehr als irgendwo sehnsüchtig in die Arme der ewigen Mutter Natur würfe, um die Geheimnisse des Lebens an ihrer Brust zu erspähen. Darum in unserer Gegend so viele und so ausgezeichnete Naturfreunde und Naturforscher. Diese sehnten sich, einen Anhaltpunkt für ihre Studien zu gewinnen, und

glaubten in der Gründung naturhistorischer Cabinette an dem Centralpunkte Mainz diesen Anhalt zu finden. Wie aber der Mensch die Blüthe der Natur, so ist die Heilkunde die Blüthe der Naturstudien. Wollte man also etwas Vollständiges erzielen, mußte man mit den Asklepiaden am Rheine Hand in Hand schreiten. Diesen war es ebenfalls höchst willkommen, einen Vereinigungspunkt für den Austausch der Erfahrungen am Krankenbette und für gegenseitige Aufschlüsse und Belehrungen in der heiligen Kunst zu finden, vor deren Tempel leider immer noch so viele ernste Sphynxe lagern! Zugleich aber auch lag es diesen Hypokraten daran, nach einer Sammlung anatomisch-pathologischer Präparate zu tendiren, der einzigen lichten Quelle des Heils in diesem dunklen Theorien-Labyrinthe. Diese gemeinsamen Bedürfnisse riefen die rheinisch-naturforschende Gesellschaft hervor. — Kaum in's Leben getreten nahm sich unser allverehrter Großherzog dieses seltenen Kindes ernstlich an, und man durfte von dieser väterlichen Pflege alles erwarten. Die Protectur des Fürsten für dieses wissenschaftliche Institut ward aber bei den andern ein sichrer Bürge für dessen kräftiges Gedeihen. Daher wuchs dasselbe so rasch und unerwartet heran; die Schenkungen flossen nun von allen Seiten herbei; die werthvollen Schätze, welche unsere Stadt aus den Zeiten ihrer medizinischen Schule noch besaß, wurden großmüthig der Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Bald fand das Unternehmen noch allgemeinern Anklang. Die begüterten hiesigen Einwohner eilten mit patriotischem Eifer, sich als befördernde Mitglieder der Gesellschaft einzeichnen zu lassen, um durch ihre Beiträge die Fonds zur Anschaffung kostspieliger Naturgegenstände zu bilden, denn sie sahen ein, daß diese Anstalt dereinst sowohl eine Zierde der Stadt werden mußte, als auch für ihre Söhne eine reiche Quelle für Bildung, Belehrung und Veredlung. Nicht weniger ergingen von Seiten des einsichtsvollen Vorstandes Diplome der Ehrenmitgliedschaft an alle deutschen Notabilitäten der Naturkunde, wodurch man sich deren thätige Mitwirkung und Theilnahme versprach, und sich nicht täuschte. Die zahlreichen aktiven Mitglieder aber verpflichteten sich gegenseitig, jeder wolle eine gewisse Strecke des großen Gebietes der Natur- und Heilkunde vorzugsweise kultiviren, und die Resultate seines Fleißes und seines Strebens zum Frommen des Ganzen in den monatlichen wissenschaftlichen Versammlungen mittheilen. — Und so ist es denn auch bis jetzt gehalten worden. Redlich haben die aktiven Glieder bis jetzt ihr Wort gelöst, denn sie brachten uns äußerst zahlreiche Vorträge. Würdig haben sich die Beförderer der schönen Anstalt bisher bezeigt; denn unsere naturhistorischen Sammlungen entwickeln sich zusehends. Trefflich hat der Vor-

stand seine schweren Pflichten erfüllt; denn die Gesellschaft consolidirt sich von allen Seiten unter seiner leitenden Hand, und es bleibt für jetzt für das Institut kein Wunsch übrig, als daß dieser wunderbare Eifer und diese seltene Theilnahme nicht erkalten möchten. Auch die Gründer des Instituts verdienen hier genannt zu werden, damit sie dereinst nicht dem Danke der Wissenschaft entgehen. Es sind die beiden Ehrenmänner Bruch und Gergens, zwei für die Naturwissenschaften sich mit Leib und Seele hingebende Mainzer, welche selbst reiche Privat-Sammlungen haben, die wohl früher oder später ein Gemeingut der Gesellschaft seyn werden. Möchten sie in dem wunderbaren Gedeihen des Instituts den Lohn für ihr schönes Werk finden! — —

Liedertafel.

Dieses dritte Kunstinstitut in unserem Mainz gehört Euterpen an. Es ist ein Verein, dessen schöne Aufgabe darin besteht, den Sinn für ächte Tonkunst rege zu halten, und dem kränkelnden Geschmack für schimmernden Tonflitter, der den Sinn kitzelt, aber das Herz kalt läßt, bei uns wenigstens nach Kräften einen Damm entgegen zu setzen. Wahrlich unsere Liedertafel entweiht nicht das Andenken Mozarts, Haydns, Glucks! Wer nur irgend das wollüstige, eckelhafte Spiel, das heutzutage so oft mit Polhymnien getrieben wird, mit Widerwillen betrachtet hat; wer die Frivolität so vieler Kompositionen des Tages kennt, von welcher Frivolität Beuermann so wahr sagt, daß sie aus den Armen der Janitscharen-Musik an das Herz der Orgel taumelt, aus dem Allerheiligsten in das Wirthshaus, von dem Throne zum Galgen; wer die charakterlosen, wahnsinnigen, ephemeren Tongeburten unserer Zeit durch den steten Hinblick auf Beethovens ewige Werke zu belächeln gewohnt ist; — der wird, wenn er das Wirken und die Bedeutung unserer Liedertafel richtig abwägt, mit Wonne ausrufen: Wahrlich hier wird mit der himmlischen Kunst kein Spott getrieben! Die Konzerte und Musikfeste, welche diese Anstalt jährlich zu wiederholten Malen veranstaltet, sind ächte andächtige Feier der Tonkunst; es thut einem unbeschreiblich wohl, sie zu hören; man labt sich an den heiligen, kräftigen, gesunden Tönen; man wird entzückt, und zum Himmel emporgehoben. — Zwei solcher Tonfeste gab diese Anstalt in der letzten Zeit, das erstere für die hiesigen Armen, das zweite für das Denkmal Guttenbergs. Die Leistungen waren ausgezeichnet, die Genüsse einzig, und der doppelte Zweck ward erreicht, mit dem Ertrag des einen Festes die Thränen des Elends zu

trocknen, mit dem Ertrage des Andern ein Scherflein beizutragen zur Tilgung der großen Schuld, welche die Welt an unsern unsterblichen Landsmann Guttenberg abzutragen hat. — Das Institut der Liedertafel bestand früher meist aus Dilettanten; Liebe für das Schöne hat sie zusammengeführt, Sinn für das Erhabene hat sie innig verbunden. Bald aber gesellten sich auch Meister dazu, und wenn Männer, wie Meyerbeer ꝛc., sich die Seinigen nennen, so mußte wohl die Tendenz des Instituts bedeutungsvoll seyn. Die wahre Weihe zur Kunstanstalt erhielt die Liedertafel aber erst durch ihr neuestes Wirken, wo sie vor den Augen von mehr als 10,000 Menschen Löwe's klassisches Oratorium, „die eherne Schlange“ und andere geniale Produkte mit wahrhaft künstlerischer Weihe ausführte. Jenes Musikfest vom 8. August wird in der Erinnerung der Freunde des Schönen fortleben! — Gesang-Direktor bei dieser Liedertafel ist unser ausgezeichneter Pianist Messer, ein junges Talent, das seine Seligkeit darin findet, die schwierigsten und vorzüglichsten Tonstücke von den Mitgliedern mit allem Aufwande von Fleiß einstudiren zu lassen, um sie würdig dem großen Publikum vorführen zu können. Auch der Präsident der Anstalt, Herr Schott, hat hohe, unzweideutige Verdienste um die Liedertafel. — Erwähnungswerth ist auch die hohe Verehrung, welche diese Anstalt in Mainz genießt. Aber man lebt und webt hier auch für Musik! Scheint es doch fast, als sey wirklich Mainz in Bezug auf Gesang das deutsche Florenz. Die Sonntag, welche die Welt entzückte, hat hier das Licht der Welt erblickt; die Heinefetter, jene deutsche Philomele, die zu Mainz geboren ward, entzückt sie noch heute; Dem. Hauß, hier geboren, ergötzt die Bewohner Stuttgarts mit ihrem köstlichen, dramatischen Gesang. Mad. Pirscher, die bekannte Gesangmeisterin, nennt unser Mainz ihre Vaterstadt. Und noch viele andere ausgezeichnete Tonkünstler nennen wir mit Stolz unsere Landsleute, und thun uns nicht wenig darauf zu gut, zumal wenn wir bedenken, welche schöne Talente noch aus unserer Liedertafel hervorgehen werden. — —

(Wird fortgesetzt.)

Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann.

(Fortsetzung.)

Vierzehnter Brief.

Der Conditor Stehely wird Dir, wenigstens dem Namen nach, bekannt seyn. Die gelesensten Journale des In- und Auslandes ziehen dorthin eine große Menge Berliner Nobilitäten und Curiositäten, die Du kennen lernen mußt. Zuvor jedoch will ich Dich mit den Lokalitäten dieses Institutes bekannt machen.

Am Gendarmen-Markte, an der Ecke der Jägerstraße, findest Du in einem kleinen unansehnlichen Hause jene Conditorei, die von Berlin aus Ruf in Deutschland erlangt hat. Sie zeichnet sich nach Außen hin nur durch die großen venetianischen Spiegelfenster aus; im Innern findest Du eine Auswahl von Süßigkeiten, wie sie schwerlich irgend eine Conditorei der Welt besser bietet. Du trittst von der Straße gleich in ein kleines Vorzimmer, das durch einige Gäste über die Maßen beengt wird. Hier hält der Unternehmer mit seinem Compagnon Stopani, hinter dem reich besetzten Conditorladen, Wache, drei bis vier Marqueure versorgen von hier aus die Gäste. Aus dem Vorzimmer gelangst Du in ein schmales, längliches Mittelzimmer, das mit Tischen zu beiden Seiten besetzt ist, auf welchen die neuesten deutschen politischen und belletristischen Journale zu beliebiger Auswahl vorliegen. Es herrscht hier tiefes Schweigen; Alles ist mit Zeitungslesen beschäftigt. Einige Stufen aufwärts führen in ein drittes geräumiges Zimmer, wo Du die französischen und englischen Blätter findest, und dieselbe Lautlosigkeit und Zeitungs-Vertieftheit.

Nur durch ein Geflüster werden den Marqueurs die Befehle ertheilt; aber die Bedienung ist rasch und bewunderungswürdig zuvorkommend. Zu jeder Tageszeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ist dieß Lokal mit Gästen angefüllt, die hier für Geist und Magen eine Befriedigung erhalten, wie man sie nur wünschen kann.

Ich habe mich mit dem Geist und der inneren Einrichtung dieses Instituts während meines jetzigen Hierseyns zur Genüge bekannt gemacht. Hier die Resultate meiner Beobachtung.

Was den Unternehmer betrifft, so ist er eine gravitätische, imposante Figur mit vornehmem Kopfe und noblen charakteristischen Zügen, mit einem Worte, eine markante Erscheinung. Er steht ziemlich lautlos, Alles übersehend und Befehle ertheilend, hinter dem Büffettisch. Ihm zur Seite erblickst Du eine geschäftige Person, von bedeutendem Embonpoint, im galanten Wirthsstyle, rasch und behend die Marqueurs befriedigend, sich rechts und links wendend in steter Arbeit. Es ist Herr Stopani, der bei Waterloo mitgekämpft haben soll, und alle politische Parteien, die sich, wie Du später erfahren wirst, bei ihm einfinden, vermittelt. Er ist Morgens, den preußischen Garde-Offizieren gegenüber, Absolutist; Abends, wenn jener hagere und gebückte Friseur, der einst Jakobiner war und für Robespierre enthusiasmirt ist, nahet, Republikaner; Mittags, wenn der Tänzer H..... Stehely besucht, er, der — ein treuer Anhänger der Bourbonen — neben dem Wagen Carls X. herlief, als dieser durch Spandau fuhr, Legitimist; und findet sich endlich ein Verehrer des großen Kaisers vor, so erzählt er ihm mit Begeisterung von der alten Garde, von Cambronne, von den Marschällen von Frankreich, und weßhalb die französische Armee bei Waterloo besiegt worden sey. Er ist ein ächter Wirths-Charakter und die causa movens des socialen Lebens bei Stehely.

Um zwölf Uhr Mittags, wenn die Wachtparade am Schloßplatz beendigt ist, präsentirt sich Dir im Vorzimmer bei Stehely der Absolutismus. Die preußischen Offiziere versammeln sich daselbst; die Stille schwindet auf einen Augenblick, man unterhält sich lebhaft.

Vor der Börse, gegen ein Uhr, tritt die Juste-Milieu-Zeit ein. Kaufleute, die die Börse besuchen wollen, frühstücken bei Stehely.

Nachmittags erblickst Du in dem mittleren Zimmer Künstler und Literaten, die die Zeitungen verschlingen und leise mit einander wispern.

Das hintere Zimmer wird von den Politikern in Beschlag genommen. Ich traf hier mehre Male, von fünf bis zehn Uhr Abends,

Liberale. Unter ihnen nimmt der Peruquier W..... die erste Stelle ein. Du triffst hier einen exaltirten Republikaner, einen Erz-Jakobiner, einen Helden der Bastille, einen Partisan Robespierre, der an dem 10. August und dem 9. Thermidor den lebhaftesten Antheil nahm, und als Freiwilliger in der Vendée mitkämpfte. Eine hagere und gebückte Gestalt, mit gepudertem Haar, in einen langen grauen Ueberrock gekleidet, eine vollständige Landkarte von Leidenschaften auf seinem Gesichte, sitzt W..... still und harmlos bei Stehely, ein lebendiges Denkmal der Revolution mit reinen, saubern, blutabgewaschenen Händen, seinen Ingrimm häufig an den Journalen auslassend, die er zerrt und zupft, und mit geballten Fäusten zusammenknistert, wenn sie Dinge berichten, die nicht im Einklange stehen mit den Hoffnungen der Julius-Revolution, die seine Wiedergeburt wurde. Will man ihn in ein Gespräch verwickeln, so muß man in die Saiten von 1792 schlagen; Roland, Clavière und Servan, Danton, Monge und Lebrun beschwört er dann aus ihren Gräbern, über seinen Manen schwebt ein verklärter Grimm, er erzählt von der Bestürmung der Tuilerien, von der Niedermetzelung der Schweizer, von dem National-Convent des „souverainen Volks“, von den Häuptern der Cordeliers, von Robespierre, den er Abends, wenn er vor der Thüre seiner Geliebten Wache hielt, allein, ohne Begleitung, in seinem sorgfältigen Anzuge, mit dem netten gepuderten Haarputz, aus dem Convente zu seinem Dachstübchen zurückkehren sah, von Robespierre, dem Ideale des Jakobinismus, dem er bis zum letzten Augenblick mit Leib und Blut ergeben blieb, für den er am 9. Thermidor beim Stadthause kämpfte, nachdem Tallien das „Nieder mit dem Tyrannen!“ veranlaßt hatte. Dieser alte Schreckensmann ist ein geborner Berliner. Wie seltsam nimmt er sich mitten unter den patriotischen Preußen aus, die nur für ihren „juten König“ glühen. Stopani aber unterstützt ihn. Erhebt das Juste-Milieu oder gar der Absolutismus seine Stimme, so schiebt W..... die Zeitungen rasch von sich, beißt die Zähne zusammen, wüthet mit den Augen und ergreift seinen Hut, um so schnell als möglich aus einer Gegend zu kommen, die ihn wie Pesthauch anweht. Es ist interessant, dieses lebendige Schreckenssystem in den friedlichen Berliner Straßen, die alle mit treuem Legitimismus gepflastert sind, umherwandeln zu sehen.

Ein lebendiges Gegenstück zu ihm bildet der oben erwähnte Tänzer H...., ein eben so exaltirter Royalist, wie W..... Republikaner. Der Emigranten-Pli, jene gepuderte Galanterie und höfische Etiquette, zeichnen ihn aus. Vom Kopf bis zur Zehe ist er franzö-

sische Grandezza und tanzmeisterliche Agilité, Eitelkeit und Wohlgefälligkeit mit einem höchst geordneten Anzuge. Sein »Vive le Roi!« am Wagen des Exkönigs signalisirt ihn zur Genüge.

„Wer ist jener Jude, der sechs bis sieben Zeitungen in Beschlag genommen hat und so volubil und hastig seinem Nebenmann docirt?" „„Dr. S.........““ — war die Antwort — „„wollen Sie ihn, falls Sie vielleicht ein Maler sind, portraitiren, so rathe ich Ihnen, solches nicht hier zu thun. Gehen Sie zu ihm, ersuchen Sie ihn um eine öffentliche Empfehlung, er wird dann Beweise Ihrer Kunst verlangen, und Sie auffordern, ihn zu zeichnen. Auf diese Weise ist er bereis ein Dutzend mal portraitirt worden, er kann sich nicht genug an die Wand malen lassen.““ Es war mir interessant, diesen Mann, der in alle Berliner und auswärtige Blätter über Theater schreibt, im Gespräch zu beobachten. Er sprach, wie es schien, mit vielem Enthusiasmus und in einer sehr blumenreichen Sprache über das Talent des Schauspielers R..., der ihn vor einiger Zeit im Thiergarten durchgeprügelt hatte. Indeß, über diesen Vorfall schien bereits Gras gewachsen zu seyn, denn selbst in seinen Theater-Kritiken, die an jedem Morgen, von Dr. S........ unterzeichnet, in den Berliner Blättern emporblühen, trug er R... jene Prügel nicht mehr nach. Es ist in Berlin ziemlich bekannt, daß Herr S........ von seinen kritischen Referenten klingende Zinsen zu ziehen weiß. Die „Blätter für Geist und Herz" und der „Figaro" räumen ihm zu dem Ende ihre Spalten ein. Er hat einen sehr fließenden, schwülstigen Styl aufzuweisen, der von jeanpaulisirenden Blüthen und Blumen durchwebt ist. Wie im Tadel, so im Lobe bekundet er ein seltenes Savoir faire. Er ist der Medicin wegen des Examens, das er, wie das gebrannte Kind das Feuer, fürchtet, untreu geworden und hat sich nun auf die ästhetische Anatomie gelegt. Er secirt die Leistungen der Schauspieler. Will, oder muß er tadeln, weil dieser oder jener Patron unter dem Personal des königlichen Hoftheaters es verlangt, so legt er nun die Krebsschäden und Schwächen der Leistung dem Publikum vor; sind keine vorhanden, so ersinnt er deren. Will, oder muß er aus dem obigen Grunde loben, so versteht er es eben so geschickt, die Lichtpunkte der Leistung herauszuheben oder zu erfinden. Hier schreibt er anonym, dort mit Unterzeichnung seines Namens und Doktortitels. Solchergestalt kann er mehren Partheien dienen und schwarz und weiß vereinen. Persönlichkeiten aller Art laufen in den anonymen Referaten mitunter. Mit einem Worte, Herr S........ ist der Löbel Groschenmacher und Isidorus Morgenländer der Berliner Theater-Kritik

in einer Person. Seine Persönlichkeit enthüllt einen elastischen Embonpoint; er gibt sich viele Mühe, im Gespräche witzig zu seyn, ist aber nur hitzig und absprechend in Allem.

In einem Winkel des mittleren Zimmers bemerkte ich Nachmittags einen schüchternen Menschen, mit etwas gebücktem Oberkörper und einem schwarzen Schnurrbart, einen Menschen, der halb wie Angst, halb wie Vermittlung aussah, ein Mittelding zwischen Berliner Freimüthigkeit und schriftstellerischer Zerrissenheit. Der Marqueur bedeutete mir auf mein Befragen, daß dieser Mann H..... heiße und den „Freimüthigen“ redigire. „Ist das Herr H.....?“ fuhr ich auf. Ob es der Mensch im Winkel hören mochte? Er horchte auf, suchte mich zu fixiren, blickte jedoch sofort wieder in die Berliner literarische Zeitung. Du wirst ihn kennen, den Verfasser des Walladmor, den großen Berliner Unbekannten, den edlen Hutten an der Spree. Wie ich später erfuhr, sollen ihm Huttens Nachkommen, deren Einige in Berlin leben, den Prozeß machen wollen, wegen ihres Ahnherrn, der bei Weitem freimüthiger gewesen seyn soll, als Herr H....., oder als W....... A....., der alle Tage mit ihm Arm in Arm durch die Berliner Gassen schlendert.

Ein junger Mensch mit einem Schnurrbart zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war Herr O. F. G....., der Verfasser des Antäus und der Ariadne, er, der nicht so groß, wie Aristoteles und doch größer ist. Dieser kleine schnurrbärtige Mann, der nun endlich durch sein neuestes Produkt, die Ariadne, wirklich Aristoteles verdunkelt hat, der bewiesen hat, daß Herrmann und Schlegel als Kommentatoren der alten Tragiker sich nicht im Entferntesten mit O. F. G..... messen können, dieser jugendliche Nimrod im Gehege der Hegel'schen Philosophie — ich sah ihn bei Stehely, mitten auf der Erde, mitten in Berlin, ewig unüberwindlich, so lange nicht ein Herkules naht und ihn in der Luft seinen Geist aushauchen läßt. Ich frage nur, wie will Herr G..... den Himmel der Philosophie stürmen, da es doch die Taktik verlangt, daß er stets mit dem einen Fuß auf der Erde bleibt? Herr G..... soll jenes aristophanische Lustspiel: „die Winde“ geschrieben haben. Das beweiset, daß er besser mit den Waffen des Humors und der Satyre zu kämpfen versteht, als mit denen des Ernstes. Herr G..... schreibt auch über Kunst; er soll sich dabei jedoch des Raths kunstverständiger Patrone bedienen.

„Wer ist denn jener geschäftige Israelit?“ — „Dr. med. S....“ — „Er spricht ja stets im Diminutiv: Hofräthchen, Verdienstchen,

Procentchen." — „Allerdings, er drückt sich selbst aus; sein Geist wirkt nur im Diminutiv, in hundert homöopathischen Theilchen. Zwölf Zeitschriften werden von ihm unter verschiedenen Namen redigirt, in zwanzig andere correspondirt er, noch fünfzig andern hat er Biographien, Nekrologe, Worte der Erinnerung über und an Michael Beer geliefert. Bei dem Allen besorgt er seine medicinische Praxis, leitet Abends die Claqueurs in „Robert der Teufel," versorgt den neuen Beobachter an der Spree mit städtischen, eine medicinische Zeitung mit medicinischen Beobachtungen." — „Halten Sie ein!" rief ich aus — „welch' ein Mann!" — „Dr. S.... ist ein ächter Berliner an Laune und Bonhommie, und ein wahrer Industrieritter im Felde der Wissenschaft und Literatur.

Jetzt eilte eine lange Gestalt, mit dem Johanniter-Orden geschmückt, durch die Zimmer, durchflog die Zeitungen, flüsterte hier und dorthin, demonstrirte rechts und links, und empfahl sich dann eilig. Das mit Neuigkeiten besetzte Gesicht zog mich an. „Wer ist diese ewige Beweglichkeit?" fragte ich einen Nahesitzenden. — „Hr. v. T......, der Besitzer einer liebreizenden Tochter, ein Mann, der allenthalben Gönner und Freunde hat, ein Protector der Kunst, ein Vermittler aller Concerte, mit einem Worte, ein Ritter der Musen und Grazien." — „Also eine Berliner Notabilität?" — „Allerdings, eine Berliner Curiosität." — „Berlin scheint mehre Curiositäten zu besitzen?" — „Ja wohl, da, uns vis-à-vis, erblicken Sie eine zweite." Ich richtete meine Augen auf einen Menschen, der ein Dutzend Zeitungen mit ängstlicher Fürsorge zu hüten schien, indem er sie mit seinem Arm bedeckt hielt. „Es ist der Zeitungsbär," sprach mein Nebenmann.

Auch Heinrich St....... sah ich bei Stehely. Eine phantastische Figur mit großem Quäckerhut durchstrich in flüchtiger Hast die Zimmer, rechts und links in die Zeitungen blickend und sich, nach kurzem Verweilen und einigem Umblicken, eben so rasch empfehlend.

Heinrich St....... mag durch das blutige Ereigniß seines Lebens noch mehr Unstätigkeit erhalten haben. Ob Charlotte die Zerrissenheit seines Schriftsteller-Wesens, dieses Durcheinander von Hegel, Göthe, Liberalismus, russischen Oheimen, polnischer Begeisterung und amtlichen Pflichten durch ihren entsetzlichen Entschluß heilen wollte, ob sie ihrem Heinrich wirklich eine bestimmte Richtung durch jenen Dolchstoß geben wollte, tragischen Stoff, moderne Liebe und unerhörte Originalität, oder ob Alles Nervenschwäche, sich aufopfernde Sentimentalität, kränkelndes Gefühl und Hysterie war? Ich weiß es nicht. Wer will

hier mit Bestimmtheit entscheiden? Beweise liegen nicht vor. Es handelt sich hier um eine Alternative einer Heldin oder Wahnsinnigen, um Achtung oder Mitleid. Ich stehe über jenen Verhältnissen, die an jede That den praktischen Maßstab anlegen lassen, ich bin nicht geneigt, Alles, was sich nicht mit unsern hausbackenen Begriffen von Moral und Tugend verträgt, für ungereimt zu erklären. Der Selbstmord kann so gut hehrer Muth, wie Feigheit seyn. Im ersteren Sinne haben den Charlottens häufig diejenigen genommen, die ihr ferne standen; sie sahen nur die poetischen Elemente jener That und waren edel genug, sie von allen Flecken zu reinigen, die Staat und Kirche an ihr gewahren mochten. Als gerechte Richter aber mußten sie nun den unglücklichen Gatten um so tadelnswerther finden, ihn, der zwischen den verschiedenartigsten Eindrücken umhergeworfen, es nicht verstand, Wirklichkeit und Poesie von einander zu halten und die Prosa der Parthei von der Dichtung zu sondern. St....... liebte — wie ein geistreicher Kritiker sagt — russisches Naturleben und polnische Begeisterung, Göthe'sche Poesie und deutsche Freiheit, er litt an Schriftsteller-Ruhmsucht, aber er konnte keine Vermittlung finden, keinen Weg zur Unsterblichkeit. Charlotte, das feste, consequente, in sich einige Weib, das Ideal der Liebe, wollte ihm dazu verhelfen. Diese Ansicht, die frei und edel über die häuslichen Verhältnisse, über den Staat und die Kirche hinwegsieht, die Charlotte als ein Weib der That und nicht der Schwäche hinstellt, findet indeß in Berlin keinen Anklang, vielleicht aus dem Grunde, weil sie rein poetisch und eben über allen Verhältnissen erhaben ist. Man hilft sich hier mit dem besten Aushülfsmittel in dergleichen Dingen, mit der christlichen Liebe und mit Stillschweigen; die praktische Ansicht, daß Alles, was wider die Ordnung der Dinge ist, wider die Grundsätze der Natur — deren wesentlichster die Liebe zum Leben ist — geistige Krankheit sey, sobald nicht praktische, handgreifliche Resultate dadurch erreicht werden, z. B. Aufopferung für Gott, König und Vaterland, gibt hier den Ausschlag; man spricht von Charlottens That mit Achselzucken, mit jenem mitleidigen Gefühle, das für den Gatten wohlthuend ist und für die Todte keine Entscheidung herbei führt.

Es macht hier eine alte, längst verklungene Schrift des verstorbenen Schleiermacher's großes Aufsehen, nämlich seine „vertrauten Briefe über die Lucinde Schlegel's," die von einem Berliner, K. Gutzkow, mit einer Vorrede von Neuem in die Literatur eingeführt wurden. Die Vorrede hauptsächlich hat die Geistlichkeit der

Hauptstadt allarmirt. Ich habe des Buches, das hier verboten ist, noch nicht habhaft werden können. Vermuthlich ist der Vorredner jener junge Schriftsteller, der in diesem Augenblick das Literaturblatt zum „Phönix“ in Frankfurt a. M. redigirt. Ich bin sehr begierig, ihn aus dieser seiner neuesten Produktion, die sociale Verhältnisse berühren soll, näher kennen zu lernen. Bis jetzt kenne ich deren Inhalt nur aus einem gegen sie gerichteten Angriffe in den „Blättern für literarische Unterhaltung,“ der von einem Privat-Docenten an der hiesigen Universität, Dr. v. Keyserlingk unterzeichnet ist und großen Ingrimm blicken läßt.



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

VIERGE et MARTYRE
von Michel Masson. Paris. Werdet.

Unter diesem Titel überreicht der berühmte Verfasser der Werkstatt-Erzählungen und der eisernen Lampe ein neues Werk der Lesewelt. Es ist die Geschichte eines armen Mädchens. Wollte ich Euch hier erzählen, warum sie als Jungfrau lebte, und warum sie als Märtyrin stirbt, so würde Euch oft ein Schauer durch die Glieder schleichen, und Thränen würden Eure Augen füllen. Allein Michel Masson weiß das besser zu geben, und darum schweige ich; es ist genug, dies Werk anzukündigen, um ihm auch Leser zu verschaffen. Schließlich wollen wir noch unsere Theaterdichter auf einen guten Fund aufmerksam machen. Der Inhalt dieses Romans würde ein effectvolles Theaterstück abgeben.

— Bei M. A. Semen, Buchhändler in Moskau, erscheint eine malerische Revue in russischer Sprache. Schon sind zwölf Blätter davon erschienen, und wir können dem Unternehmen unsern Beifall nicht versagen, welches das erste dieser Art in dem weiten russischen Reiche ist. Die Wahl der Abbildungen, so wie die Redaction des Textes, lassen nichts zu wünschen übrig, und wenn, wie es Herr Semen verspricht, besonders National-Gegenstände hinzukommen werden, so kann man diesem Werke einen ungeheuern Erfolg versprechen.

DIANA von CINQ MARS
oder
DER EID.
Eine historische Erzählung
von
***J. Satori.* (Neumann.)**
Leipzig. 1836. Verlag von Wilhelm Engelmann.

— * Es gäbe nur ein Mittel, der seichten Romanschreiberei, welche in Deutschland immer mehr überhand nimmt, ein Ende zu machen, man müßte nämlich alle Leihbibliotheken auf ein Jahrzehend verschließen können. Ob sich dann noch ein Verleger für einen Roman fände, wie diese Diana von Cinq Mars? Gewiß nicht. Man darf ein solches Buch nur in die Hand nehmen, um von der Trivialität der Schreibart auf der nächsten besten Seite so angeekelt zu werden, daß man gewiß nicht mehr daran denken wird, es sogar

zu kaufen. Der Schreibart entspricht die Erfindung, denn der Titel historische Erzählung ist nur ein Lockvogel für eine Klasse von Lesern, welche noch am Historischen hängt; es ist nichts Geschichtliches darin, wenn nicht, daß einmal ein Gesandter des Kaisers nach Madrid gekommen ist. — Frau von Cinq Mars haßt alle Deutsche, weil ein Deutscher sie früher verführt hat; sie läßt ihre Tochter allen Deutschen Haß und Rache schwören — eine Stunde nachher langt ein verirrter Reisender im Schlosse an. Das ist ein deutscher Graf — bei dem die Tochter natürlich eine Ausnahme macht. Sie liebt den Grafen, und vereitelt den Plan der Mutter, die ihn umzubringen beabsichtigt, und weil ihr das Opfer entgeht, dem eigenen Kinde das Messer ein wenig in der Brust umdrehen will. Die Tochter entflieht mit dem Grafen, der sie sofort treulos verläßt, und eine Andere heirathet. Aus Rache nimmt die Verlassene einen alten steinreichen Edelmann; aus Rache ist sie in allen Gesellschaften enorm liebenswürdig — und stiehlt dann dem Verräther aus Rache sein Kind. Sie kehrt zu ihrer Mutter zurück, welche ihr entdeckt, der Graf sey ihr Bruder. Schrecklich! Sie hat mit ihrem Bruder in einem Verhältnisse gestanden!! Aber es ist auch nicht wahr, denn der Graf müßte ein Jahr jünger seyn, er ist jedoch fünf Jahre älter, als die ehemalige Geliebte, welchen Umstand Mutter und Tochter gar nicht bemerken. Des Grafen Vater muß das erst darthun. Die Frau des Grafen hat sich in das Grab getanzt. Der alte Edelmann ist heimgegangen — Wiedervereinigung — Hochzeit! — Das Ganze ist eine leere Poltronnerie. Fluch — Dolch — Flucht — Kinderdiebstahl — Verführung — und am Ende zum Kreuze gekrochen das ganze Personal!

K u n s t.

Der Nürnberger Verein von Künstlern und Kunstfreunden hat für das Jahr 1834 — 35 ein interessantes Gedächtnißblatt für seine Mitglieder veranstaltet. Es ist eine Radirung von J. A. Klein, ein wallachisches Fuhrwerk darstellend. Wir sehen einen Leiterwagen, der ein großes Stückfaß trägt, und mit kreuzweis gelegten Matten bedeckt ist. Die Pferde sind ausgespannt; vier von ihnen stehen um den geöffneten Futtersack gruppirt, ein fünftes liegt weiter vorn. In der Ferne jagt einer der Fuhrleute einem davoneilenden Pferde nach. Neben dem Wagen, im Schatten, schläft ein anderer von den Wallachen, mit seinem zottigen Pelzmantel bedeckt; weiter zurück, zur Linken, sitzen drei Männer um ein Feuer, über dem ein großer Suppenkessel aufgehängt ist. Den Vorgrund bilden große Kräuter, ein Hund und allerlei Pferdegeschirr. Zur Empfehlung dieses Blattes reicht der Name des Künstlers, welcher dasselbe gefertigt, zur Genüge hin. Wir finden hier dieselbe naive, charaktervolle Auffassung, dieselbe meisterhafte Zeichnung und kecke, geistvolle Behandlung der Radirnadel, die aus Klein's anderweitigen Blättern bekannt ist, und die uns letztere fast noch mehr werth macht, als seine ausgeführten Oelgemälde. Möchten doch recht viele selbstschaffende Künstler Klein's Beispiele folgen, und die nicht genug zu schätzende Radirnadel mehr in die Hände nehmen! Und möchten doch auch die anderen Kunstvereine, wie der Nürnberger Verein in dem vorliegenden Beispiele gethan, dafür sorgen, daß auf solche Weise mehr vollkommen originale Kunstwerke in die Hände ihrer Mitglieder übergehen!

Das Blatt, welches zu Klein's größten Radirungen gehört und Liebhabern und Sammlern gewiß willkommen seyn wird, ist von der Joh. Adam Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg für 3 fl. zu beziehen. (Mus.)

— Am Sonntag den 18. Oktober feierte der ältere Künstlerverein von Berlin sein St. Lukas- (Stiftungs-) fest. Die Gesellschaft versammelte sich um Mittag in den Sälen des englischen Hauses, wo eine kleine Ausstellung jüngst entstandener Kunst-

werke — meisterliche Landschaften von W. Schirmer, Bönisch, Krause, historische Gegenstände von Fielgraf, Schoppe, Architekturen von Gärtner und vieles Andere — einen höchst erfreulichen Vorgenuß gewährten. — Auf die Besichtigung der Ausstellung folgte ein Vortrag, welchen, mit Rücksicht auf die zahlreich anwesenden Damen, der Schreiber des Vereins, Herr Dr. Seidel, über die in der Kunstgeschichte ausgezeichneten Frauen — von des Dibutades Tochter und von den mythischen Personen an bis auf Angelika Kauffmann — hielt. Das Festmahl war in dem großen neuen Saale des englischen Hauses angeordnet, der durch den Herrn Schloßbaurath Stüler in geschmackvollster origineller Weise dekorirt worden ist.

Musik.

In Paris sind zwei Musikstücke erschienen, welche den Titel führen: der erste und letzte Gedanke Bellini's.

— Ein bedeutsames Kunstereigniß hatte den 27. Oktober in Berlin den Saal der Sing-Akademie zum Sammelplatz aller Gebildeten gemacht, welche Raum daselbst finden konnten. Die Musik des verewigten Fürsten Anton Radziwill zu Göthe's Faust war zwar längst gekannt, allein doch nur einem geringen Theil wirklich bekannt, und der Ruf, welcher diesem ganz eigenthümlichen Kunstwerke vorangegangen war, hatte nächst der Theilnahme, welche die Verhältnisse an sich erweckten, die Spannung darauf bis zu einem seltenen Grade gesteigert. Wenn gleich ein solches Werk dem Urtheile in der höchsten Bedeutung des Wortes nicht entwächst, weil dieses allein die lebendige Gegenwart verkündet, so erhebt es sich doch über den flüchtigen Richterspruch des Augenblicks, dem nur die täglich entstehenden und vergehenden Erzeugnisse unterworfen sind. Es erhebt sich darüber nicht nur aus dem Grunde, weil ein, ein ganzes Leben hindurch getragenes und mit dem Leben selbst gereiftes Werk auch ein ernstes Studium für den Urtheiler fordert, sondern auch, weil es das Vermächtniß eines Dahingeschiedenen ist, eine heilige, theure Verlassenschaft, die hinzunehmen ist, wie sie uns geblieben, ohne uns andere Rechte irgend einer Art zu ertheilen, als die, welche sich unabweisbar unserm Gefühl mit der Wirkung, die das Werk auf uns macht, aufdringen. — Man hat viel vorweg darüber gestritten, ob Göthe's tiefe, wunderbare Dichtung sich überhaupt zu einer Verschmelzung mit der Musik eigne. Die Frage läßt sich nach unserer Ansicht mit Ja und Nein beantworten: Nein, unbedingt nein, wenn man die Verbindung der Tonkunst mit der Dichtung in der gewöhnlich herkömmlichen Weise zu bewerkstelligen beabsichtigt; ja und eben so unbedingt ja, wenn es mit Einsicht in die Bedeutung des Werks, und dadurch von den bisherigen Formen der Oper oder der Gesangs-Compositionen im Allgemeinen abweichend, geschieht. Diese letzte Antwort gebührt der Auffassung, in welcher der verewigte Kunstfreund und Künstler — denn diesen Namen hat er sich durch sein Werk mit vollstem Recht errungen — die musikalische Behandlung des Gedichts durchgeführt hat. Dasselbe steht nämlich halb im Reich des

frischen, warmen Lebens, halb in dem des Wunders; der Gedanke erhebt sich hoch über die Welt der Empfindungen hinauf in jene geheimnißvollen Regionen. Und ihren halb geahnten, halb begriffenen, halb gefühlten Einwirkungen, ihren unbestimmten Schauern, entspricht die Wunderwelt der Töne, die im Gebiet der Ahnung am mächtigsten herrschen. Für diese Hälfte erscheint uns die Musik als eine Verklärung des Werkes, welche, ein Wiederschein aus einer andern Welt, dasselbe halb in goldenen Duft verhüllt, halb erleuchtet, und es so den Sinnen klarer und lebendiger, und doch zugleich geheimnißvoller vorführt. Unwillkürlich drängen sich uns dabei die Worte des Dichters auf:

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied der Aeolsharfe gleich.

Aber auch die unmittelbar menschliche, die irdische Seite des Gedichts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, bietet der Musik eben so im Einzelnen die Hand, wie jene wunderbare Seite im Ganzen. Daher ist auch das Einzelne aus diesem Theile, die Lieder der Soldaten, der Trinker in Auerbach's Keller, Gretchens Gesänge u. s. w. längst und auf die vielfältigste Weise in die musikalische Literatur übergegangen. Schließt sich die Tonkunst diesem Theile des Gedichts natürlich an, so glauben wir doch, daß sie für die andere tiefsinnigere Hälfte, mit Einsicht und Auswahl angewendet, ein ungleich bedeutenderer Verbündeter wird. Mozarts Fuge in C-moll, welche der Fürst selbst zur Einleitung des Werkes ausgewählt, bereitete die Hörer durch ihren wunderbaren, zugleich künstlichen und tiefsinnigen Bau, der sich mit den kühnsten Erfindungen paart, auf würdige Weise zu dem ernsten Genuß vor. Hierauf begann die Vorlesung des Gedichtes (durch Herrn Devrient), die überhaupt jedesmal da eintrat, wo sich die Musik dadurch vorbereitet. Die das Drama beginnenden düstern Betrachtungen Faust's bleiben unbegleitet durch die Töne, bis zu dem ersten Anrufen der Unsichtbaren selbst, wo es heißt: „Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir!“ Hier lassen sich zuerst leise, geisterartige Klänge vernehmen, die nach und nach zum vollen Accorde anwachsen, und in den reinen Intervallen desselben auf- und abwogen. Wie das Wunder der Musik zu dem Wunder des Gedichts gehöre, wurde hier auf ergreifende Weise Jedem anschaulich; der Eindruck war in allen Zügen zu lesen, als das unsichtbare Geisterwehen der Töne von fern her begann und dann immer näher heranwuchs. In melodramatischer Weise, sehr sinnreich, ja tiefsinnig, wird das Gedicht fortbehandelt, bis zu dem Eintritt des Chors: „Christ ist erstanden,“ wo zuerst der Gesang sich vernehmen läßt. Ein fernes, erhabenes Glockenläuten verbindet diesen Chor mit Fausts Worten: „Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton.“ — Es liegt außer den Gränzen dieser Blätter, der Musik in's Einzelne überall zu folgen, wie sie das Gedicht begleitet, hebt, erklärt. Wir heben nur einzelne Momente heraus, deren Eindruck ein allgemein empfundener war. — Dahin gehört der Geisterchor: „Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben!“ der an lieblichen, phantastischen, auf's

seltsamste und wunderbarste geflügten Klängen mit dem Reichthum des unnachahmlich reizenden Gedichts wetteifert. Eben so der tief schmerzlich beginnende zweite Geisterchor: „Weh, du hast sie zerstöret!" und der Schlußchor des ersten Theiles (wie er für diese Aufführung angenommen war), der von Göthe eigens für die Musik gedichtet ist, nachdem Faust das Bündniß mit Mephistopheles geschlossen hat, und auf dem Mantel mit ihm durch die Lüfte fährt. — Der zweite Theil ist der irdische, Fausts Verkehren auf der Erde. Er tritt in demselben mehr zurück, und Gretchen, so wie einige andere Gestalten gewinnen Bedeutung. Was man aus dem Kunstwerke herausgehoben hatte, waren die Gesänge: „Es war ein König in Thule", „Meine Ruh ist hin", und „Ach neige du Schmerzensreiche". Dazwischen Fausts Zusammenkunft mit Gretchen im Garten, die zu einem Duett benutzt ist, und schließlich die erschütternde Scene im Dom, welche der Musiker völlig dramatisch aufgefaßt hat, indem er das Hochamt fortgesetzt ausführen läßt, und Gretchens Angstflehen und des bösen Geistes furchtbares Drohen gleichzeitig melodramatisch behandelt. Damit schloß die, Alles in tiefster innerster Theilnahme erhaltende Aufführung, zu der die edlen Kräfte des Instituts, dem sie anvertraut war, sich mit wahrhaft begeistertem Fleiß vereinigt hatten. Auf eine andere Weise halten wir dieselbe fast nicht möglich, denn nur ein Chor der aus Stimmen der Gebildeten (nicht bloß aus gebildeten Stimmen) besteht, vermag diese Aufgabe zu lösen, wo oft die zarteste und zugleich tiefste Auffassung der Musik und der Dichtung erforderlich ist, um nicht in's grob Materielle und Gemeine zu ziehen, was uns nur als luftige Geistergestalt und Anhauch des Jenseits erscheinen darf. — Wir haben diesen Andeutungen nur ein Wort der Bitte, gewiß im Interesse vieler Hunderte, hinzuzufügen: daß die Aufführung wiederholt, und nach und nach die andern Theile des Werkes, das sich bis zum Schluß des Gedichts fortsetzt, und von dem uns nur eine sinnreich geordnete Auswahl gegeben war, zur baldigen Kenntniß gebracht werden möchten. Denn bei keinem musikalischen Kunstwerk möchte die Partitur ein so unvollständiger Ersatz für die wirkliche Ausführung seyn, als hier, wo sogar dem Koncert noch die Bühne fehlt, um in allen Mächten, mit denen Gedicht und Töne unser Herz ergreifen, ihren vollen Spielraum zu gewähren.

L. Rellstab.

(Berl. Voss. Zeitung.)

Theater.

Ein bekanntes Wiener Blatt weiß in die trockensten Ankündigungen stets eine belebende Abwechslung zu bringen. So zeigt es zum Beispiel das Repertoire des Hofburgtheaters an: Donnerstag, den 29. Oktober Donna Diana, Mad. Rettich wird in der Titelrolle gastiren; am 31. Conradin, Mad. Rettich gibt die Titelrolle; den 1. Nov. Don Carlos, Mad. Rettich wird als Eboli erscheinen; am 2. Hans Sachs, Herr Rettich gastirt in der Titelrolle; am 4. Iphigenie, Mad. Rettich veranschaulicht die Titelrolle; am 6. Faust, Mad. Rettich gibt die Rolle der Margarethe; am 7. der beste Ton, Herr Rhiem eröffnet den Cyklus seiner Gastrollen;

am 9. Corona von Saluzzo, Fräul. v. Hagn eröffnet den Kreis ihrer Gastspiele; am 12. Isidor und Olga, Herr Rhiem erscheint als Isidor. — Welche Mannigfaltigkeit bietet hier der umsichtige Redakteur seinen Lesern! —

— Die Doppelnamen der Schauspielerinnen nehmen auf eine so lächerliche Weise überhand, daß wir neulich von einer Mad. Pohler-Inkelmann in Pilsen lasen. Die gute Frau würde nichts von ihrer Berühmtheit eingebüßt haben, wenn sie einen dieser Namen weggelassen hätte.

— Mlle. Taglioni hat eine Geschwulst am Knie bekommen, worüber, wie natürlich, der Direktor der großen Oper in Schrecken gerieth. Acht der ersten Pariser Aerzte wurden zur Consultation von ihm zusammen berufen. Sie erklärten den Zufall für bedeutend, verordneten eine complette Ruhe, ohne den Zeitraum anzugeben, in welchem die reizende Patientin wieder hergestellt seyn wird.

Mode.

Die neuesten Mäntel haben einen großen Pelerinkragen und weite Aermel, die den Aermeln der Kleider den nöthigen Raum gewähren, so daß diese nicht gedrückt werden; ein Mantel ohne Aermel ist altmodisch und wird verschmäht. Der Stoff besteht aus gedrucktem Kaschemir mit buntfarbigen Blumen in Sammt von einem trefflichen Effekt.

Zu Putzhüten nimmt man façonirten Atlas, wozu Sammtblumen sehr in Gunst stehen; unter dem Rande bringt man eine hohe gothische Blonde an, leicht gezogen und mit Blumen untermischt, Bei den Italienern und auf den Bällen der Gesandten sieht man leichte Turbane; doch werden Paradiesvögel diesen Winter nicht getragen. In den Schauspielen sieht man kleine Hüte, weil sie schönen Gesichtern besser stehen, und hier weniger geniren. Sie sind von schwarzem Sammt mit rosa, blauen oder weißen Federn; unter dem Rande ist eine Schleife von der Farbe der Feder angebracht und an der Seite ruht ein leichter Blumenzweig. Die Hauben werden von Blonden getragen, mit weißen broschirten Atlasbändern; nichts steht einer brünetten Dame besser.

Zu Kleidern nimmt man broschirten Atlas häufig.

Garnirte Ueberröcke, durch und durch wattirt, die man Douilletten nennt, sind ein hübsches Negligée.

Zu den Bällen werden Goldstickereien vorbereitet. Es ist jetzt noch eigentlich zu früh, davon zu sprechen. Es heißt, daß der Dichter Alexander Dumas, der von seiner Reise nach Italien bald zurück erwartet wird, und der Maler Camille Roqueplan sehr brillante und originelle Bälle diesen Winter veranstalten werden.

Die neuesten Fächer sind von durchbrochenem Elfenbein, von Federn oder von chinesischen Vergoldungen. Letztere sind für die Mädchen, welche tanzen; die ersten für plaudernde Damen.

Aus der Gesellschaft.

Die Besuche, welche der neue russische Gesandte dem Herrn von Talleyrand abstattet, und die des Herrn von Talleyrand bei dem Könige finden täglich Statt. Eben so häufig sind

die Relationen zwischen der Herzogin von Dino und der Fürstin Lieven.

— Der König und die Königin der Belgier werden Paris nicht verlassen, und es werden weder Feste noch Jagden in Fontainebleau Statt finden. Alles wird sich demnach auf die Tuilerien beschränken, wo die geladenen Soiréen nach dem ersten November beginnen werden. Von anderer Seite wird jedoch wiederholt versichert, daß die Feste in Fontainebleau mit einem Glanze gefeiert werden sollen, der an die Zeiten Ludwig XIV. erinnern wird. Wem soll man glauben? —

— Man spricht, jedoch noch sehr geheimnißvoll, von einem glänzenden Balle in einem der ersten Häuser des Faubourg St. Honoré. Eine cosmopolitische Idee soll diesem Feste zum Grunde liegen, und alle Nationen der Welt, die in diesem Augenblick Repräsentanten in Paris haben, werden dort erscheinen. Ein jeder Gast kleidet sich in das pittoreskeste Costüm seines Landes.

Statistisches.

Es soll in Europa 10,897,333 Arme geben; das ist der zwanzigste Theil der Bevölkerung. Die Anzahl von Leuten, die nur von der Hand in den Mund leben, und die leicht durch jede eintretende Krise in das größte Elend gestürzt werden können, beläuft sich auf 50 Millionen, d. i. der fünfte Theil der Bevölkerung. — London zählt 105,000 Nothleidende auf 1 Million 350,000 Menschen; Liverpool 27,000 auf 80,000. Im Jahr 1804 waren in Wien 37,554 Arme auf 270,000 Einwohner. Im Jahre 1822 war diese Zahl durch weise Maaßregeln der Regierung auf 20,581 zusammengeschmolzen. In Italien beläuft sich die Zahl der Armen auf den fünf und zwanzigsten Theil der ganzen Bevölkerung. In Venedig kommen auf 100,000 Einwohner fast 70,000, also zwei Drittel. Man versteht hierunter keine Bettler. In Amsterdam zählte man noch vor Kurzem 80,000 Arme auf 217,000 Individuen. Im Canton Glarus lebt der vierte Theil der Einwohner in Noth.

Schiller's Denkmal.

Die Direction des k. k. Hofburg-Theaters in Wien bereitet nach der Theaterzeitung die Vorstellung eines Schiller'schen Trauerspiels vor, die im November oder December stattfinden wird, und deren Ertrag für das Monument in Stuttgart bestimmt ist.

Voltaire's Schloss.

Das Schloß von Fernev liegt mitten in dem Dorfe gleichen Namens. Man kommt durch den Park in einen kleinen achteckigen Saal, wo Voltaire seine Freunde zu empfangen pflegte. Er ist getäfelt und mit einigen guten Copien italienischer Meister geziert. — Herr **Butler** aus Genf, der jetzige Besitzer des Schlosses, hat Alles in dem Zustande gelassen, wie es bei Lebzeiten des Dichters war. Man findet noch in jenem Saale, an der Wand rechts, kleine, bescheiden eingerahmte Kupferstiche von Calas, Franklin und Marmontel; darunter hängen Corneille, Racine, Milton, Delille; auf der andern Seite Helvetius, Thomas, d'Alembert, Leibnitz und der Herzog von Choiseul. Der König von Preußen und Katharina hängen zu beiden

Seiten des Bettes. Das letztere Bild, von der Kaiserin selbst in Seide gestickt, ist ein Geschenk, das sie Voltaire machte. — Nun folgen vier Pastellgemälde, deren Wahl und Ordnung Jeden in Erstaunen setzen müßte, der Voltaire nicht näher kennt: Lekain und Clemens XIV. hängen zwischen seiner Wäscherin und seinem kleinen Savoyarden, deren hübsche Gesichter seltsam mit den beiden großen Männern contrastiren. Seine Bibliothek gründete Ninon, die ihm 2000 Franken zum Ankauf von Büchern hinterließ; seine Schränke waren voll guter Werke in schönen Ausgaben, mit Randnoten bereichert. Nach seinem Tode wurde Alles nach Rußland gebracht, und man versichert, daß noch nichts davon ausgepackt sey.

Anekdote.

Talleyrand sagte von der Gräfin C., einer sehr geizigen und koketten Dame: „sie sey so geizig, daß sie sich anderer Ehemänner bediene, um den ihrigen zu schonen.“

Vermischtes.

— Ein Journal meldet, daß ein zwanzigjähriger Professor der Mathematik an dem Collegium zu Vannes seine Anstellung verlor, weil er sich duellirt hatte.

— In den Straßen von Algier begegnet man schon Frauen und Mädchen, welche den Schleier von ihrer Toilette verbannt haben, der sonst ihr Gesicht verbarg. Sie haben nichts mehr davon zu besorgen, wie dieses noch vor zwei Jahren der Fall gewesen wäre.

— In Bordeaux sind beduinische Künstler angekommen, die einen ungeheuren Zulauf haben. Herr Harel, Direktor des Theaters an der Porte St. Martin, hat schon einen seiner Regisseurs dahin geschickt, um sie für sein Theater zu gewinnen, und sie werden binnen vierzehn Tagen in Paris eintreffen. Ihre Stärke und Geschicklichkeit soll an's Wunderbare gränzen. Es steht zu hoffen, daß wir sie auch in Deutschland sehen werden.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Einen Stahlstich: „Die Heimkehr aus der See.“ Wir glauben zur Erklärung dieses gelungenen und fleißig ausgeführten Blattes nichts hinzufügen zu dürfen.

2) Studien für Schauspieler. Wir werden in dieser Art eine Reihe von Bildnissen liefern, die für den darstellenden Künstler ein ganz besonderes Interesse haben dürften. Sie sind keineswegs als Uebertreibungen zu betrachten. Das Original, welches zu diesem Bilde gesessen, ist ein Schneider in Paris, der elegantesten Art, wie der Schnitt seiner Kleidung genugsam beweist. Er geht mit steifen Knien, die Schultern zurück, und die Ellenbogen nach außen. Hut und Stiefel kontrastiren auffallend mit der Eleganz seines übrigen Accoutrements, und das ist charakteristisch. — Die zweite Figur ist ein Schreiber eines Winkeladvokaten, von der Gattung die in Paris „Saute-Ruisseau“ genannt werden. Diese Leute essen wenig und laufen viel, gucken Alles an was ihnen begegnet und kommen spät nach Hause, wenn sie ausgeschickt werden. Uebrigens müssen sie viel Ungemach ertragen, und werden häufig ausgezankt.

3) Ein Modebild. Musselinkleid mit bunter Seide gestickt; gestickte Pelerinen von indischem Musselin; Atlashut; brodirter Kaschemir-Mantel.

Herausgegeben von August Lewald.

Der Alhambra.

»Der Alhambra scheint mir würdig zu seyn,
selbst nach den Tempeln Griechenlands
noch bewundert zu werden.«

Chateaubriand.

Als ich den Alhambra zum ersten Mal sah, war ich erst fünfzehn Jahre alt. Wie glücklich war dieser Tag für mich; ich hatte ihn so lange ersehnt! Und als der Moment gekommen war, war es mir doch unmöglich, zu begreifen, was in meiner Seele vorging.

Ich befand mich in dem letzten Asyl der moslemitischen Glorie, in dem letzten Alcazar *) der Nachkommen jener fürchterlichen Krieger und zugleich großmüthigen Sieger, die man mich gelehrt hatte, als die Wiederhersteller der europäischen Civilisation zu betrachten. Berauscht von dem Andenken ihrer Größe, glaubte ich an alle Wunder ihrer Macht, an alle Thaten ihres Heldenthums, an die ganze Zartheit ihrer Galanterie. Alles, was ich von der Größe und der Poesie der Mauren wußte, machte mich noch begieriger nach dem, was ich nicht kannte, um so mehr, als ich bis dahin nur ihre Paläste in Trümmern, ihre Moscheen als Kathedralen gesehen hatte, und einige Steine mit verwitterten Inschriften, einige alte verwilderte Gärten und den einsamen Palmbaum, den Abderamen an dem Tage pflanzte, wo er zum Chalifen des Occidents erwählt wurde. Mithin galt für mich, den Alhambra zu sehen, als ob ich zu dem Aufenthalte der Odalisken bringen und jenen glänzenden Festen beiwohnen dürfte, welche die arabischen Dichter so schön zu beschreiben verstanden haben, und wo Poesie und Musik, Wissenschaft, Ruhm und Schönheit den herrlichen Wettkampf bestanden. Ich durchstrich die duftenden Gebüsche, deren grünende Wipfel sonst zwischen silbernen Zinnen und

*) Königliche Wohnung.

dem Saphir des Himmels hervorragten; es schien mir, als könnte ich mich den jungen Kriegern beigesellen, die Abends ihre Liebesgesänge in den wellenförmigen Gewölben der Grotten ertönen ließen, zwischen Myrthen und Sycomoren und den besternten Zweigen des Jasmin. Ein lauer Wind wehte mir aus den Citronen-Alleen entgegen, als ich die Thür öffnete, und erfrischte meine Stirne. Ich sah das dunkle Grün der Fliederbüsche, und zwischen den Orangebäumen blinkten die tausend Strahlen der Springbrunnen. In meinem Traume vernahm ich ein Geräusch, das mir die Gegenwart der Alhamare, der Gazul's, der Zegri's und der Abencerragen, der mir so wohl bekannten Helden, verkündete; ihre Stimmen, das Geräusch ihrer Waffen konnte mich nicht täuschen. Und in der That, ich hörte sie, ich sah sie, wie ich sie in den poetischen Träumen gesehen und gehört hatte, nachdem ich ihre Dichter gelesen. Ich sagte es ja schon, daß ich erst fünfzehn Jahre alt war.

Fünfzehn Jahre sind seitdem dahingeflossen in Glück und Sorgen; zwei Drittel davon verlebte ich im Exil. Von den Einen verstoßen, von den Andern aufgenommen, fremd für Alle, einsam, umherirrend; aber stets habe ich dieses Gedächtniß bewahrt, als wenn jeder Tag meines Lebens, der vorüberstrich und neuere Erinnerungen verwischte, der Morgen gewesen wäre, wo jene kindliche Rührung sich meinem Gedächtnisse einprägte. Ich erinnere mich noch des alten Castellans, der mich führte; er öffnete die Thür, von seinem Hunde gefolgt, der die Fremden nicht anbellte. — Was hatte er zu bewachen? Er begleitete sie überall mit seinem Herrn, und wenn der alte Mann sich setzte, während die Fremden die Denkmale betrachteten, so legte sich der treue Osmin zu seinen Füßen, denn er hatte seinen Hund Osmin genannt, der Frevler. Er hatte ihm vielleicht den Namen seines Vorderahns gegeben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm diese Bemerkung zu machen. —

„Ach nein, mein Herr,“ antwortete mir der ehrliche Greis, „nein, wahrhaftig, nicht ich bin schuld daran, sondern Dolores, meine arme Tochter; haben Sie von ihr noch nicht gehört, mein Herr? Ganz Granada kennt die Wahnsinnige des Alhambra. Das ist meine Tochter, meine arme Dolores.“ Und eine Thräne fiel auf die gerunzelten Wangen des unglücklichen Vaters.

So geschah es nicht bei meinem ersten Besuche, sondern bei den Besuchen, die ich mehre Monate hindurch alle Sonntage und einige Donnerstage dem letzten Alcazar der Söhne Afrika's abstattete, daß ich mir Rechenschaft ablegte vom Alhambra, und daß ich einige Notizen mir verschaffte von Dem, was meine Aufmerksamkeit auf lebhaftere

Weise anzog. Ich will es versuchen, einige davon hier zusammenzustellen und das letzte Monument der maurischen Macht in Spanien hier zu skizziren.



Der Alhambra erhebt sich wie eine unregelmäßige Festung auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges, la Sierra genannt, und erstreckt sich nach der Ebene hin mit den Hügeln, um welche Granada erbaut wurde. Nach Westen erblickt man seine viereckigen Thürme, wenn man den jähen Abhang der Berge hinabzusteigen beginnt, welche die Vega begränzen; man sieht sie auch wieder von der Ostseite, wenn man zu dem Gipfel des Berges Padul gelangt, wo Boabdil, indem er Granada verließ, wie ein Weib über die Krone weinte, die er nicht als Mann vertheidigt hatte.

Der Alhambra war der Thron, den der zweite Herrscher von Granada der Königswürde errichtete, welche Muhamed Alhamar ihm mit den letzten Splittern des maurischen Reiches hinterlassen hatte. Muhamed, genannt Al Amir el Muzzlemin oder Haupt der wahren Gläubigen, legte den Grund des schönen Alcazar's; der Sohn Nazir's vollendete ihn dreißig Jahre später, und hinterließ seinen Namen in allen Inschriften, womit er ihn schmückte.

Das Aeußere der Paläste hat nichts von den Schönheiten, die ihr Inneres umschließt. Man steigt hinauf durch die Calle de los Gomeles oder die Straße der Gomels, wo sonst eine der zwei und dreißig edlen Familien von Granada wohnte; denn jede Familie hatte ihr eigenes Viertel, wie jeder Stamm sein Duar in der Wüste. Das massive Thor, wodurch man geht, ist auf Befehl Carls V. erbaut worden; es ist solid, wie das Thor einer Citadelle, und in dem Geschmack jener Zeit. Ihr befindet Euch dann in einer reizenden Verwirrung von Alleen, Gängen, Gebüschen, Wasserkünsten, Hecken und Ruinen, die bald das Ansehen eines Labyrinths, bald eines verlassenen Gartens zeigen. Was aber dieser wilden Einsamkeit noch mehr Reiz verleiht, das ist die sonderbare Unordnung, die nothwendig der sorgsamen Cultur der Araber und der gänzlichen Vernachlässigung der Christen folgen mußte. Um schöne Grotten und zierliche Pflanzungen von Myrthen und Rosen, Granaten- und Pfirsichbäumen erblickt man nun Fichten, Steineichen und Erdbeerbäume sich vermehren und alle ursprüngliche Ordnung zerstören. Der Epheu schlingt sich um die Zweige der Linde, der Alant schaukelt seine weißen und blauen Glocken zwischen den gelblichen Zweigen der Sycomoren, die Ulme wächst neben dem Flieder

und zwischen den Blättern des Schlehdorns und dem Geflechte der Dornen erblickt man oft eine einsame Lilie, versteckt wie ein Liebesgedanke unter den geheimnißvollen Worten einer Jungfrau. Die Seiten der Felsen sind mit einem sammtartigen Moose bedeckt, dessen Grün die Blutfarbe dieser Erde erhöht, der so viel ritterliche Traditionen, so viel fromme und ernste Legenden entkeimten. Ueberall zeigt sich ein frisches und fließendes Wasser, das furchtsam unter dem Farrenkraut schleicht, oder sich in harmonischen Kaskaden über die Baumäste stürzt, welche den Lauf dieser stillen Gewässer unterbrechen wollen. Mitten unter den unförmlichen Steinen, die sich überall dem Blicke zeigen, findet man welche, die noch eine verlöschte Inschrift oder die Spur eines eingehauenen Turbans zeigen: es sind Grabsteine. Man erblickt sie am Fuße der Weide, der Sycomore oder der Cypresse, wo die klagende Turteltaube ihr Nest gebaut hat.

Wie die Völker Amerika's, haben auch die Nationen des Orients eine tiefe Verehrung für die Ueberbleibsel ihrer Vorfahren. — Der Wilde von Alabama trug stets die Knochen seiner Aeltern mit sich, und kaum hatte er gelernt, ein Haus zu bauen, dessen ihn seine Erzieher später beraubten, so baute er ein Todtenhaus neben seiner Hütte. Im Orient lebt vielleicht nur der verfluchte Paria, ohne zu wissen, wo seine Asche dereinst ruhen werde. Die spanischen Araber hatten dieselbe Anhänglichkeit für ihre Todten bewahrt; anstatt aber ihre Gräber den Entweihungen eines immerwährenden Krieges auszusetzen, wie solches an den Landstraßen der Fall gewesen wäre, so errichteten sie dieselben im Umkreis ihrer Städte oder in ihren Gärten. Diese schönen und melancholischen Parthien, durch welche ihr kommt, um den Alhambra zu betreten, waren Kirchhöfe oder Felder der Seligen, der Mauren von Granada; da wurde das Sühnungsfest begangen, das Id ad hudhea oder der Tag der Schlachtopfer.

Nachdem man durch eine alte Ulmenallee emporgestiegen ist, tritt man auf eine Plattform, worauf sich eine Fontaine, mit Adlern geziert, erhebt. Die lateinische Inschrift: „Dem Kaiser Karl V., König von Spanien,“ beweist, daß sie erbaut wurde, als der erste fremde König der Spanier die von seinen Ahnherrn eroberte Stadt besuchte.

Man wendet sich dann links, und geht unter den schattigen Mauern der inneren Einfassung hin, worauf sich viereckige massive Thürme erheben, wie an einer Mauerkrone. Man steigt in einen wasserlosen Graben hinab und steht, wenn man ihn verlassen hat, vor dem Haupteingange des Alcazar's: dieß ist ein viereckiger Thurm, Thor des Gerichts genannt, nicht weil hier Urtheil gesprochen wurde, sondern weil dieses Thor als das erste der Königlichen Wohnung von

Niemand betreten werden durfte, bevor er nicht über das Recht seines Besuches nachgedacht hatte. Man geht durch verschiedene Arkaden in Kleeform, die von einem kleinen Simswerk unterstützt werden. Auf einer dieser Arkaden erblickt man eine Hand und einen Schlüssel, das Symbol des Islams und ein mächtiger Talisman der Orientalen. — Hier über dieser, dem Kreuze feindlichen Hieroglyphe und mitten in einer schönen Mosaik von Blau und Gold erblickt man das Bild der Jungfrau, welche die katholische Frömmigkeit auf dieses Thor gemalt, um es zu heiligen, welches aber einen merkwürdigen Gegensatz zu der Inschrift bildet, welche man darüber liest:

„Dies ist das Thor des Gerichtes: Gott lasse mit dir den Ruhm des musulmanischen Volkes gedeihen! Er wolle es gedeihen lassen in der Ausdehnung der Jahrhunderte! Es wurde gebaut durch unsern Herrn, den Kaiser, den Sohn des Schlachtenkönigs Aben Walid des Gerechten, Sohnes von Muhamed el Nazir; Gott beschütze die Werke, welche er erbaut zum Wohl der Gläubigen und zur Vertheidigung seines Volkes; sie mögen Gott angenehm seyn! Dieses Thor wurde vollendet unter dem Monde von Maulem Almnadan im Jahre neun und vierzig und siebenhundert. Allah wolle es auf seinen Grundlagen fest stehen lassen und seine Erhebung verewigen in dem Gedächtniß der Menschen."

Das Thor des Gerichtes wurde erbaut von Jussuf Abu Hamed, genannt El Haggehg, und vollendet im Monat April 1339 n. C. — Auf den Seitenstufen liest man: „Gott sey Lob! Es gibt außer Gott keinen Gott, und Muhamed ist sein Prophet. Gott ist die Stärke; ohne Stärke kein Gott."

Indem man diese hallenden Arkaden verläßt, wo Eure Stimme stärker wird und Euer Schritt sich vermehrt in allen Winkeln des Gebäudes, befindet man sich in einem Gange, der von der einen Seite von elenden Häuschen eingeschlossen wird, von der andern aber durch die Mauern des Alcazar's, welche eher einen Kerker, als die wollüstige Wohnung der Herrscher von Granada einzuschließen scheinen, von denen man so viele Wunderdinge erzählt. Der Charakter der arabischen Architektur, so sinnreich, luftig und zauberisch er im Innern sich ausspricht, so bescheiden, ärmlich, geizig erscheint er im Aeußern. Innen schöne Gärten, kostbare Mosaik, auserwählte Arabesken; schöne Poesie zwischen verschlungenen Zweigen und Blättern; das klarste Wasser, Blumen, Bäume, Marmor, Seide, Teppiche, Silber, Gold, alle Reichthümer der Erde! Von Außen Ziegel, Mörtel, Gips. Die Verschiedenheit ist nicht minder bizarr in der Form: zierliche Colonnaden, anmuthige Gewölbe, köstliche Bäder, Rotunden, Gallerien, Alles, was

Wollust, Pracht und Laune zu ersinnen vermochten, findet man von einförmigen, traurigen Mauern eingeschlossen. Dieß erklärt größtentheils die Sitten der Araber in Europa. Vielleicht wird man einmal die Wichtigkeit des Studiums der Architektur kennen lernen, um zur bessern Kenntniß der Geschichte der Nationen zu gelangen: sie ist die moralische Geographie der Völker, wie die Monumente ihre Chronologie in Stein sind.

Nach dem schmalen Gang öffnet sich eine Esplanade, welche die herrlichste Aussicht beherrscht. Es ist die Plaza de los Algives oder der Cisternenplatz, die ehemaligen Wasserbehälter für die Truppen der Festung im Falle der Belagerung oder eines Aufruhrs in der Stadt, wenn man nicht zum Fluß hinabsteigen konnte, der am Fuße des Berges vorüber fließt. Von der Brustwehr sieht man das Darro-Thal, den Hügel Albaizin und die berühmte Vega, wo die Gefechte der Spanier und der maurischen Ritter vorfielen.

Die lebhafteste Einbildungskraft kann sich keine Idee von dem lachenden und malerischen Bilde entwerfen, das sich hier vor den Blicken entrollt. Ein Gebirge, sitzend wie Könige auf ihrem Throne, mit der Krone von ewigem Schnee auf dem Haupte; sanft schwellende Hügel, wie Sammtdivane; ein Fluß, der sich in dem tiefen Bette fortwühlt, das sich zu Euern Füßen öffnet, und der rings um das Gebirge läuft, auf welches man den Alhambra gebaut, und sich mit seinem Goldsande in die Urne des poetischen Xenil stürzt *); die Ufer mit Gärten bedeckt, die sich amphitheatralisch bis zum Doppelgipfel des Hügels erheben; ein Grund, der einem reich nüancirten, ungeheuern Teppich zu vergleichen ist, in dem man alle Abstufungen der Tinten bewundert; der Wald, welcher die Vega wie ein dunkelgrüneres Band durchschneidet; der Fluß, der, wie die Diamanten dieses Bandes, in den Zwischenräumen hindurch blitzt; liebliche Häuser, in fernen Gebüschen versteckt, von denen man hie und da eine weiße Ecke hervorschimmern sieht, gleich wie den Flügel der Taube aus dem Laube einer Ulme; Alles dieses bildet ein herrliches Ganzes, welches den melancholischen Effekt der braunen Mauern des Schlosses neutralisirt und jener kleinen, ganz durchlöcherten und zerspaltenen Pforte, welche die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der letzten maurischen Könige verschließt. —

Wenn eines Tages Ihr ermüdet von den Denkmälern des klassischen Alterthums hier an dieses arme, so oft verläumdete Spanien

*) Das Gold des Darro ist keine Fabel. Granada schenkte 1526 Carl V. eine Krone, deren Gold aus dem Sande dieses Flusses gewonnen war.

zurückdenkt, das jeder Reisende entweder zum Vaterlande der Feen und der Götter oder zu dem Lande des Aberglaubens und der Räubereien gemacht hat, und von dem noch Niemand Euch die Wahrheit sagte, dann vergesset nicht Andalusiens, das Byron so unendlich liebte, und sich seiner noch unter dem schönen Himmel Griechenlands, mitten unter den erhabenen Reliquien, der Wiege unserer gegenwärtigen Civilisation, erinnerte; Andalusien, dessen sich mit Rührung der große Wanderer unserer Tage erinnert, der auch das Land Homer's besuchte, und die dem Christen so heiligen Orte, und die Urwälder der jenseitigen Ufer des atlantischen Meeres, der aber dennoch glaubt, daß „der Alhambra würdig sey, betrachtet zu werden nach den Tempeln Griechenlands.“ Dank Dir, großer Mann, im Namen meines Vaterlandes, Dank Dir, Chateaubriand! Bleibt aber nicht bei Cordova stehen, meinem zweiten Vaterlande; Vitruv's Winkelmaß fuhr dort über die größten arabischen Monumente. Sevilla zeigt Euch nur das Andenken der Größe seiner Höfe und der Reichthümer seines Handels. Ein Tag genügt Euch, um Cadix zu sehen, welches die untergehende Sonne zur schönsten Stadt des Occidents macht. Aber verweilet in Granada, dort werdet Ihr erkennen, was der arabisch-spanische Geist aus dieser Nation hätte machen können, die Nebrixa und Virgil zu einem Collegium von Pedanten oder Kapuzinern gemacht haben.

Wenn Ihr hinaufsteiget, um den Alhambra zu sehen, und Euern Namen jenen berühmten hinzuzufügen, die vor Euch dort gewesen sind, so lasset das prächtige Gebäude zur Seite liegen, dessen ovale Kuppel eben so einfach als vollendet ist; später sollt Ihr bewundern die Treppe von blauem Jaspis, die herrliche Gallerie, die Rotunde, von zwei und dreißig Säulen aus Jaspis-Marmor getragen, die Basreliefs, Medaillons und Gesimse. Hier webt eine andere Civilisation, es ist das Grab der arabischen; lest nur auf dem Friese:

IMPERATORI. CES. KAROL. V. HISP. REG.

Geht vorüber! Hier ist eine Nation, die das Latein des Mittelalters spricht, und die Sprache ihres Königs Alfons vergißt und des Dichters Juan de Mena.

Tretet durch die kleine einfache Thüre, die sich zur Linken öffnet; es ist die Thüre des Messnar oder des Rathes. Der erste Hof ist ein längliches Viereck mit einem tiefen, engen Bassin, dessen Steinplatten zerbrochen sind, und zu dem man auf zwei Marmortreppen gelangt. Die Araber nannten diesen Hof das Bad; die Spanier gaben ihm den Namen Myrthenhof oder patio de los arrayanes, wegen der Myrthengesträuche, die, mit Rosen vermischt, eine Blättermauer als

mysteriöse Einfassung um denselben bilden. An beiden Seiten sind Blumen-Parterre und Orangen-Alleen, und an beiden Enden befindet sich eine Gallerie, von schlanken Säulen getragen. Man geht rings um den patio durch ein Peristyl, das mit Marmor gepflastert ist. Die Bogen ruhen auf leichten Pfeilern, und Plafonds und Mauern sind mit Stuc bedeckt, das mit bewunderswerther Delikatesse ciselirt ist. Vier Jahrhunderte sind vorübergeschwunden, ohne daß das Gold und die Farben von ihrer Frische verloren hätten. Der niedrigste Theil der Mauern wird von einer Art Sockel in Mosaik geziert; man sieht hier verschlungene Guirlanden, welche Buchstaben bilden, aus denen verschiedene Inschriften bestehen.

Ueberall schmückte die Poesie die Monumente, die Paläste und Moscheen der Araber. Dieses Volk, welches man gewöhnlich als Typus der Sinnlichkeit betrachtete, überließ sich am liebsten einem allgemeinen Spiritualismus, und Gott, der die Seele ihres Gedankens war, belebt alle Fragmente, verschönert alle Ueberreste, welche die Meister unserer Vorfahren den Kindern der Sieger hinterlassen haben. Die Statuen und die Gemälde, welche die Giaours malen, so sagen die Musulmanen, sprechen zu den Sinnen; nur die Dichtkunst spricht zu dem Geiste.

Wenn zur Stunde des Azala *) der König von Granada seine edlen Ritter in dem Hofe des Bades versammelte, um sich zur Sambre **) zu begeben, so ließ er die Inschriften, die ihn umgaben, von den Mauern ablesen, und dieß war für Alle ein nützliches Vergnügen und eine köstliche Belehrung. Bald ist darin von Gott die Rede, von seiner Erbarmniß, von seiner Gerechtigkeit, von seiner Macht; bald von der Milde der Könige, von der Größe der Nationen, von der Hoffnung der Kinder des Propheten, und immer ist es ein Sinnspruch. So liest man z. B. auf einem Schilde:

„Gott ist das höchste Gut, das allgemeine Glück; er ist die Sonne des Mitleids für duldende Herzen.“

Weiter liest man:

„Gott allein ist Sieger.“

und daneben:

„Ehre sey unserm Herrn Abd-Allah!“

Die Arbeit der Vestibuls, die an jedem Ende der Gallerie sich befinden, ist in Grottenart und von überraschendem Geschmack. Am

*) Abendgebet.

**) Das Fest des Abends, wobei Musik, Tanz und Spiele des Geistes die Hauptvergnügungen ausmachten.

äußersten Ende zur Rechten tritt man in ein kleines, achteckiges und gewölbtes Zimmer, welches der Saal der Geheimnisse heißt; aber gegenüber der Pforte des Messars, durch die man hereinkam, befindet sich eine andere, die nach dem Löwenhofe führt, patio de los leones. Dieser Hof hat hundert Fuß in der Länge und fünfzig in der Breite, und ist mit einer Colonnade umgeben, die an jeder Seite sieben Fuß in der Breite hat, und zehn am Ende der Gallerie. An den beiden Enden befinden sich zwei Pavillons, deren jeder dreizehn bis vierzehn Quadratfuß enthält. Man kann sich nichts Zierlicheres und Fantastischeres denken. Es sind zwei Kuppeln in Mosaik von Gold und Azur, mehr schwebend als sich stützend auf Säulen, die feiner ausgeführt sind, als Alles, was man an sogenannten gothischen Bauwerken in dieser Art bewundert. Die Ziegel, die den Sockel bilden, sind gelb und blau, wie die Felder eines Schachbretts. Zwischen den zwei Einfassungen sind kleine Schilder mit Gold und blau emaillirt angebracht, und rings herum liest man die Devise:

„Es gibt keinen andern Sieger als Gott."

Die Ordnung der Säulen ist nicht minder bizarr, als der Effekt schön. Es ist ein Kiosk der Huris. Der Plafond dieses Hofes ist eleganter, als der des Myrthenhofes. Ueber jeder Arkade hat man ein Viereck von Arabesken angebracht, das mit Versen und Sentenzen des Korans umgeben ist. Ueber den Pfeilern ist wieder ein anderes Viereck in durchbrochener Arbeit, dessen leichte Züge sich aus dem Mittelpunkt mit Kühnheit entwickeln und um die massiven Kapitäler der graziös schlanken Pfeiler zu schweben scheinen. Ueber diesen Vierecken, Zierathen und Inschriften erhebt sich eine Einfassung von Holz, überladen mit geschickt geschnittenen Ornamenten. Ein ziemlich leichtes Dach von rothen Ziegeln springt vor und deckt den grünen Dom, der die Quelle beschattet.

Dieß ist die Löwenquelle, die so berühmt in den maurischen Romanzen ist. Wer hätte nicht gehört von den sechszig Säulen, die sie umgeben; sechszig Säulen von weißem Marmor, rein wie der Marmor von Carrara, glänzend wie der von Paros? Wer kennte nicht diese Springbrunnen, die in prismatischen Garben emporsteigen und in ihrem Niederfall alle Farben des Regenbogens wiederspiegeln? Ich muß jedoch gestehen, daß meiner Begeisterung zum Trotze jene zwölf Löwen, welche die Araber so hoch gerühmt haben, mir nicht würdig schienen des schönen Beckens, welches sie tragen. Vielleicht, weil es die erste nachahmende arabische Sculptur war, die ich sah, vielleicht, weil die Quelle damals nicht floß.

Wie überall, so befriedigt auch hier die Poesie unsere Neugierde, und flößt uns Empfindungen ein, die mit dem Orte, wo wir uns befinden, übereinstimmen.

Dieß ist die Inschrift, wie ich sie übersetzend in meine Schreibtafel aufzeichnete:

„Hast du nicht den Nil gesehen? Dieß Wasser fließt reichlich wie die Fluthen des Nils; es wird immer fließen.

„Diese Wildbäche tosen; es ist das Getöse des Meers, das seine Wellen an den Ufern bricht.

„Wehe dem Schiffer, der die Unklugheit besitzt, ihrem Zorn zu trotzen; er würde Schiffbruch leiden.

„Dieß Krystall fließt nicht für Alle; es gehört den Löwen; es fließt hell und frisch, ihren Durst zu stillen.

„In den Tagen der Schlacht ist unser Herr ein Löwe: er ist unser König in der Schlacht; und der Nil ist sein Ruhm und die Berge verkünden sein Lob der Welt.

„Löwen bewachen diesen Garten, welcher der geliebte Aufenthalt unseres Herrn ist; seine Feinde betreten ihn nie.

„Gott gestattet nicht, daß unreine Thiere diesem heiligen Bezirke nahen.

„Eine Blume blüht auf diesen Beeten, welcher keine andere gleichkommt; sie verbreitet ihren Duft und spendet Leben unserm Herrn.

„Die Fürstin ist die Blume dieses Gartens und die Königin unseres Herrn; sie ist schön wie die Perle, die ihr Busen noch schöner macht; schön wie die Rosen, mit welchen ihre Wangen in der Farbe buhlen; schön wie diese Flammenstrahlen, welche in ihren Augen leuchten.

„Der Westwind liebt die Sultanin; horcht! der Westwind seufzt. Der Springbrunnen liebt die Fürstin: seht! der Springbrunnen weint. Dieß sind die Seufzer und Thränen unseres Herrn, der vor Liebe stirbt!“

Nahe bei diesem Hofe, wenn man in der Colonnade zur Rechten fortgeht, findet man ein zirkelförmiges Zimmer. Hier versammelte sich die Jugend der edeln Geschlechter, welche blind den Befehlen ihrer Fürsten gehorchte, und doch wieder so schnell sich gegen sie empörte, aber immer im Namen der Ehre und der Treue. Auch die Greise erschienen hier, Kaffee und Sorbett zu schlürfen; diese hörten dann zu und sprachen nur wenig, wenn sie aber wieder allein waren, so sangen sie und tanzten; die Mandoline ging von Hand zu Hand, und der Sahbaa, eine Art Wein, den die Mauren in Spanien tranken, erhöhte die Exaltation in ihren vulkanischen Köpfen.

Der Lichtstrahl, der von oben in dieß Gemach fällt und das Stuc der Wände beleuchtet, macht einen unbeschreiblichen Effekt. Hier wurden die Abencerragen schändlich ermordet, hier, wo sie so oft dem Ringelspiele der Jugend beigewohnt hatten, und die herrliche Kuppel von ihren Gesängen und Freudengeschrei wiederhallte.

Noch zwei andere Gemächer stoßen an den Löwenhof, die man für Gerichtssäle hält. Wenn diese Annahme wahr seyn sollte, so können die Gemälde, die man hier erblickt, nicht das Werk der Mauren seyn, sondern sind später hieher gebracht, um die Wohnung der christlichen Könige zu verschönern.

Dem Saale gegenüber, der nach dem Morde der Abencerragen genannt wird, erblickt man die Pforte zu dem Thurme der „beiden Schwestern", den man wegen zweier ganz ähnlichen Marmorplatten so benennt. Der Reisende ist von der Verwirrung an Verzierungen überrascht, die er auf dieser Pforte erblickt. Was aber noch mehr die Einbildungskraft erregt, ist die lange Reihe von Gemächern, die sich hier dem Auge zeigt. In der Ferne zeigt sich eine Perspective von unzähligen Arcaden, deren Beschluß ein großes Fenster macht, wodurch man in's Freie blickt. Der Reichthum der Farben, das launenhafte, aber immer zauberisch angebrachte Licht, der von der Zeit geschwärzte Theil der Wände, Alles macht aus diesem Corridor ein einziges Tableau. Ich habe ihn wohl tausend Mal gesehen und tausend Mal habe ich diesen Anblick bezaubernd gefunden; nur einmal jedoch ward ich so stark davon ergriffen, daß ich den Eindruck nie vergessen werde: das Bild eines Weibes, von ätherischer Gestalt, schwebte schnell durch die lange Arkadenreihe, bis es im Schatten verschwand.

Ich zuckte zusammen; der alte Kastellan bemerkte es und sagte mit einem schwermüthigen Tone:

„Das ist die Wahnsinnige — meine Tochter!" —

Ich hätte es errathen können. Der Hund lief ihr mit freudigen Sprüngen nach; dieß würde er keiner Fremden gethan haben. —

Der Saal der Sultanin war für die Frauen bestimmt, wie der Saal der Abencerragen für die Männer; hier vereinigten sich auch Jene und probirten ihre Tänze und Concerte, ehe sie sie vor dem Hofe producirten, um seine Huldigungen dafür zu empfangen.

Mitten in dem Zimmer ist ein Springbrunnen; denn nichts war den Kindern der Wüste angenehmer, und überall wird die Spur ihres Durchzugs oder Wohnplatzes dadurch bezeichnet, wie in Cordova, Sevilla, Ecija. Man findet hier alte Springbrunnen und gemauerte Wasserleitungen, in die Erde halb versunken. Man umgab den Brunnen mit Blumen und wohlriechenden Gewächsen, und Gebüsche aller

Art verwandelten das Gemach in einen Garten. Jetzt, wo weder Blumen noch Gebüsche mehr vorhanden sind, kann man die prächtigen Stücke des Bodens hinlänglich bewundern. Sie sind von fleckenlosem Marmor und ihre Größe ist 15 Fuß in der Länge und 7½ in der Breite.

Aus diesem Saal kommt man in den Garten der Lindaraxa, das Wunder seiner Zeit; allein der Ruhm der Gärten stirbt mit ihren Blumen, wie der Ruhm der Völker mit ihren Menschen. Was blieb übrig von dem westlichen Chalifat? Was blieb von der Macht der Spanier? Andenken, welche die Brust zusammenschnüren, wenn man sieht, wie die Söhne El Alman Sur's mit spitzigen Hüten einhergehen, nach einem pedantischen Reglement wie Schüler beherrscht, und wenn man die Abkömmlinge der Cara, der Manrique, der Aguilar, der La-Carda unter dem Joche eines alten dienenden Cavaliers einer französischen Schauspielerin erblickt. Armes Spanien! Gott, beschütze mein Vaterland! —

Der Garten der Lindaraxa hat den Zahn der Zeit gefühlt und die Nachlässigkeit seiner neuen Herren. Die Poesie allein hat das Gedächtniß seiner frühern Schönheit erhalten:

„Ich bin ein Garten der Wonnen," läßt sie ihn sprechen. „Hier wohnen die Reize des Herzens, hier thront das Glück des Daseyns. Die ermüdete Seele kann keine frischere Wiege finden, um auszuruhen.

„Meine Mysterien sind rein; man tritt mit Freuden zu mir ein, und verläßt mich ohne Gewissensbisse.

„Die Zwillinge des Himmels sind das Zeichen meines Bereiches, und der Wahlspruch meiner Behausung. Es soll in den Seelen Derer herrschen, die mich besuchen; es ist dieselbe Ebenmäßigkeit darin, die in meinen Ornamenten herrscht.

„Der Mond scheint für mich; die Frauen genießen hier seines stillen Zaubers; sie lieben mich, wie die Turteltauben den Bach lieben, welcher die Pappel wässert, worauf sie ihr Nest gebaut haben.

„Die Sonne würde stehen bleiben, um mich zu sehen, wenn neidische Gewölke mich einst ihrem Blicke entziehen würden. Ich selbst bin nicht die Schönheit, aber ich bin der Himmel, wo die Schönheit heller glänzt.

„Genieße, genieße meine Freuden; ich ermüde niemals; ich verändere stets meine Reize, wie die Liebe ihre Liebkosungen verändert.

„Meine Pfeiler sind weiß mit silbernen Fußgestellen; mein Herr hat auch das Gold in den Knäufen nicht gespart; aber sie sind dabei schlank und leicht, wie die Jungfrau, die mit Juwelen geschmückt ist.

„Der Schatten des Tages ist hier nur die frische Klarheit der Nacht; die Perlen, womit meine Säulen geschmückt sind, glänzen des Abends wie zur Zeit der ersten Morgenröthe.

„Die Hand, die mich schuf, hat nicht ihres Gleichen; ebenso die Pracht Desjenigen, der mich geschmückt hat; mein Herr überstrahlt an Ruhm alle Menschen, so wie ich im Glanze alle Gärten überstrahle.

„Horcht auf den Sang der Nachtigall; der Abend naht. Kommt und seht mich, wenn die untergehende Sonne mir ihren letzten Blick sendet; die letzten Strahlen der Sonne bedecken mich mit Diamanten. Ich bin die Gattin, welche man schmückt, um sich in das Lager ihres Herrn zu begeben.

„Komm, mein König! Komm, mein Herr! Der wohlduftende Westwind, der durch meine Blumen streicht, wird Deine glühende Stirne fächeln und Deine Gesundheit beleben. Dieß ist mein Ruhm und das Geheimniß meiner Reize.“

Aber gleich, als ob der Garten zu viel von seiner Vollkommenheit gesprochen hätte, befindet sich eine prächtige Ode, in zwei Kreisen eingeschlossen, der obigen Inschrift gegenüber, welche das Lob des Herrn verkündet.

„Ich bin ein vollkommener Bezirk und ich bin schön; aber ich bin nur vollkommen und schön durch Muhamed, der mich besitzet. — Muhamed, mein Herr, überstrahlt alle Menschen, die waren, und Alle, die seyn werden.

„Es gibt fünf Sterne; drei dieser Sterne verdunkeln sich in seiner Gegenwart; der vierte strahlt an seiner Seite; der fünfte glänzt zu seinem Ruhme.

„Er kann der Luft Klang und Melodie geben; er kann sie mit Freuden erfüllen.

„Die Sterne des Himmels sterben vor Liebe zu Muhamed; Muhamed ist die Liebe der Blumen; wenn die Gestirne am Firmamente strahlen, so ist es für ihn; für ihn nur hauchen die Gewächse ihren Wohlduft aus.

„Er kennt den Gang der Himmel und die Tugenden der Gewächse; sein Auge liest in dem Buche der Zukunft; seine Hand heilt die Sterblichen.

„Wenn er nicht befürchtete, die Gesetze der Welt umzustoßen, so würde er die Sterne herabkommen lassen, ihm zu dienen; aber er läßt sie nun friedlich die Erde bescheinen.

„Die Berge gehorchen seinen Befehlen; er sieht sie an und sie werden schöner; er spricht zu ihnen, und die erschütterten Felsen bleiben unbeweglich auf ihren ewigen Grundvesten.

„Ich will meine Blumen für ihn ernähren, die Luft für meinen Herrn zu durchwürzen; und die Frische wird bis zum Mittelpunkt seines Palastes dringen, um ihn wieder zu mir hinzuziehen, wenn er mich vernachlässigen sollte.“

Ist es nicht, als ob eine leidenschaftliche Sklavin nur für ihren Herrn lebte, ihn nur liebte, ohne seine Liebe sterben müßte? Ist es die Begeisterung eines Weibes? Ist es der Kunstgriff eines Mannes, der seine Geliebte lehren will, wie sie für ihn empfinden sollte? Diese arabisch-spanische Poesie, diese göttliche Blume wollten Pedanten in dem Treibhause einer längst todten Klassicität auferziehen; sie hatten nichts von der Seele des Poeten und wollten es doch seyn, und sie ersetzten diese Poesie durch schaale Uebersetzungen in gereimter Prosa. Was man nun aber von dieser arabisch-spanischen Poesie auch halten möge, so muß man es doch bedauern, daß die schönen Ornamente verloren gingen, welche ehemals die an den Garten stoßende Alcove bedeckten. Die Verse, welche das Bett der Sultanin beschreiben, sprechen davon wie von einem Wunder, dann fügt der Poet hinzu:

„Bett der Wonnen, Wiege der Freuden, kein Lager ist wie du das Nest des Glückes.

„Du verbreitest deine Reize und je mehr du verschwendest, desto mehr bleiben dir.

„Der Mond erblickt dich und beschleunigt seinen Gang. Glücklich Bett! was hat er gesehen?

„Er erblickte nie auf der Erde so viel Glückseligkeit, wie du verbirgst.“

In der Contur des Fensters, welches dem Platze gegenüber liegt, wo sonst das Bett stand, liest man diesen Vers:

„Ich bin nicht wie die einsame Jungfrau; ich bin das Gestade eines Meeres von Licht; Er liebt mich und läßt mich nie in der Finsterniß schmachten. Nie wird die Dunkelheit Nazir's Glanz umschleiern, der die Freunde des Propheten vermehrt und das Reich des Korans erweitert hat.“

Auf dem kleinsten Fenster dieser Alcove liest man:

„Erschaue die Schönheit des Spiegels, o Herr des Lichts und der Farben. Alle Gegenstände erscheinen hier in dem glänzendsten Lichte ihrer Reize.“

Als ich den Alhambra das erste Mal besuchte, sah ich in diesem Gemache die Wahnsinnige. In meiner romantischen Stimmung bemerkte ich das Mädchen nicht sogleich, das uns schon eine Weile gefolgt war. Es war Dolores; sie blieb stehen, wenn wir standen, und wenn wir gingen, heftete sie sich an unsere Schritte. Ihr hoher

Wuchs, ihre schlanken Formen, die Blässe ihres Gesichts, gehoben von zwei der schönsten Augen, die ich jemals gesehen, ein zögernder Gang, das weiße Kleid, welches im Schatten des Corridors flatterte, alles gab ihrer Erscheinung etwas Geheimnißvolles.

„Es ist meine Tochter," hatte der Kastellan gesagt, als er mein Befremden wahrgenommen, „es ist die Thörin!"

„Es ist doch sonderbar, daß sie uns folgt," sprach er darauf, „denn sonst flieht sie stets die Fremden."

„Kommt näher, Sennorita!" sagte ich, „fürchtet nichts!"

„Ach nein, ich fürchte wohl nichts; Ihr seyd aber nicht Der, den ich erwarte."

Ich antwortete ihr einige unbedeutende Worte.

Um mich von dem unangenehmen Eindrucke zu zerstreuen, den der Armen Anwesenheit auf mich hervorgebracht hatte, las ich die letzte Inschrift, die ich hier übersetzt mittheilte, mit lauter Stimme. Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Dolores; sie lief auf mich zu, ergriff meinen Arm, heftete den fürchterlichen Blick einer Wahnsinnigen auf mich und schrie dann, nach einer kurzen Pause:

„Nein, er ist es nicht! er trägt einen reichen Turban, mit Perlen geschmückt; sein Albornos ist weiß, wie der Schnee der Gebirge, und seine Scharlachweste habe ich selbst gestickt. Nein, nein, er ist es nicht! Aber Ihr müßt ihn kennen; ja, Ihr habt ihn gesehn! Wann wird er kommen? Wo ist er? Ach, Ihr wißt nicht, wie sehr ich ihn liebe, denn sonst könntet Ihr mich nicht mit Euerm Stillschweigen tödten, Ihr Grausamer, Ihr!"

Ich wollte sie unterbrechen, aber ich war es nicht im Stande, so schnell sprach diese Unglückliche. Und was hätte ich ihr sagen können? Ich litt dabei, aber ich muß es gestehen, ich hörte ihr dennoch mit einem gewissen Grade von Wohlgefallen zu; denn ihre Verwirrung war so schön, ihre Worte waren so poetisch! Sie erschien mir aber noch reizender, als sie schwieg und eine Thräne in ihren Wimpern hing.

Ihr Vater und ich waren stumm. Endlich hatte er den Muth das Wort zu nehmen, um ihrer Manie zu schmeicheln. Er wandte sich an mich:

„Man würde sie böse machen, wenn man ihren Wahn zerstören wollte. Sie hält sich für eine Maurin, meine arme Tochter, welche einen alten Christen und noch dazu einen Edelmann zum Vater hat, der, Gott sey Dank, selbst den Adel des Königs nicht zu beneiden hat. Aber sie wähnt zum Hofstaate der Königin Zoraide zu gehören, die man lebendig hätte verbrennen sollen, ehe mein Kind um ihretwillen den Verstand verloren hätte! Verflucht sey diese Abencerragin, Gott

möge es mir verzeihen! Entschuldigen Sie mich, mein Herr, Sie können aber wohl denken, wie groß mein Schmerz seyn muß. Hätte sie sich doch etwas Andres in den Kopf gesetzt, und nur nicht sich eingebildet, daß sie die Geliebte eines Renegaten sey, der aus Liebe zu ihr in den Garten käme, und nicht aus Liebe zur Königin; daß man ihr nur sage, er sey todt, daß er aber noch lebe, und sie liebe und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind."

Der gute Kastellan war so empört darüber, d. h. nicht über den Wahnsinn, den er im Gegentheile als eine Gunst des Himmels betrachtete, sondern über die Liebe seiner Tochter, die doch einen Cardinal oder irgend einen andern Gegenstand hätte wählen können, welcher der Neigung der castilianischen Dame würdig gewesen wäre, daß er die letzten Worte so sprach, daß sie sie hören konnte.

„Ach, mein Herr, ich bin wahnsinnig, und ich muß es ja wohl seyn, da mein eigener Vater es sagt. Ich bin eine Thörin, weil ich die Orte liebe, wo ich geboren wurde, und weil ich sie nicht verlassen will, da es draußen in der Welt nichts Schöneres gibt; ist es nicht wahr, mein Herr? Ich bin wahnsinnig, weil ich Kummer habe, und weine. Auch das ist Wahnsinn, daß ich die Blumen warte, die mich lieben. Ach! ich muß sie begießen; kommt, kommt mit, Herr, Ihr sollt sehen, wie sie mir zulächeln. Die erste Rose des Lenzes ist für meine Mutter; ich bringe sie ihr alle Jahre — denn ich gehe nie von hier, als wenn ich ihr Grab besuche. Kommt mit, Herr, ich will meine Blumen begießen!" —

Sie verschwand wie ein Traum; der alte Kastellan gab mir ein unverständliches Zeichen und ich fuhr fort, meine Beobachtungen zu notiren; die Wahnsinnige — das fühle ich wohl — werde ich nie vergessen.

Wir schritten durch ein Gebäude, welches von Carl V. hinzugefügt wurde, und mit seiner Lieblingsdevise decorirt ist. In einem etwas vorspringenden Thürmchen nach der Nordseite war das Belvedere der Königin; ein hübsches, kleines Gemach, mit Marmor gepflastert, der durchlöchert ist, um die Wohlgerüche heraufströmen zu lassen, die in dem unten liegenden Zimmer brannten. Von dem Söller dieses Gemaches genoß man die schönste Aussicht. Auf der einen Seite erheben sich die Gebirge, und auf dem Gipfel des gegenüberliegenden bewundert man das schöne Lustschloß der Könige von Granada und den Garten el **Xeneralife**, der jenem den Namen gegeben. Auf den beiden andern Bergen erblickt man das Quartier Albaizin und die Stelle, wo der Alcazaba gestanden. Am Fuße der Hügel, in einem tiefen Grunde, fließt der Darro, und Thal, Wiesen und Gärten bilden

mit ihm eine wahrhaft malerische Landschaft. Westlich im Hintergrunde verliert sich der Blick in die Ebene der Vega, und gegen Nordwesten stellt sich das kahle Gebirge dar, welches den Namen führt: Sierra d'Elvira oder Sierra de los Infantes. Mein Auge fand auch die Stelle wieder, wo sonst das Haus der Irren stand, welches Abu=Abdali um das Jahr 1367 erbaute. Arme Dolores! Du riefst mir diese Stiftung muselmanischer Frömmigkeit in's Gedächtniß!

Isabella die Katholische fand das Belvedere der Königin so schön, daß sie daraus ihr Ankleidegemach schuf, während sie den Alhambra besuchte. Sie fügte noch einige Zierden den schon vorhandenen zu; allein ich weiß nicht, warum sie das Schicksal der Ausschmückungen des Palastes Carls V. theilen mußten; der Vandalismus des Volks, der jedoch Alles verschonte, was von den Mauren geschaffen war, zerstörte die Werke der Christen.

Wir stiegen ein zweites Mal noch zum Thurm der Comaren hinab, und nachdem wir den Durchgang zu dem Saale der Gesandten durchschritten hatten, traten wir in den großen Audienzsaal. Das ist ein wahrhaft königliches Gemach; es hat 38 castillanische Fuß in der Höhe, d. h. bis zu dem Fries, und dann noch 19 bis zu dem Mittelpunkte der Kuppel. Die Mauer ist auf drei Seiten 15 Fuß dick, auf der vierten 9. Die kleinsten Fenster sind 14 Fuß hoch; ein bei den Arabern gewöhnlicher Lichtluxus. Der ganze Saal ist mit Mosaiken von verschiedenen Farben bekleidet; die Arbeit ist bewundernswerth, die vorherrschenden Farben sind Blau und Gold. Die Höhe des Thurmes ist 140 Fuß.

Rings um einen Schrank läuft folgende Inschrift, woraus man abnehmen kann, daß der König hier seine Bibliothek hatte:

„Die Könige, welche herrschten, und Die, welche herrschen werden, erkennen die Erhabenheit Abu=Nazar's, und empfangen von ihm den Glanz ihres Ruhmes. Es ist ein Stern, der den Planeten des Himmels verdunkeln würde, wenn er nicht auf der Erde leuchtete. Die zwölf Zeichen des Thierkreises würden verschwinden, wenn er zu ihnen hinaufstiege. Abu=Nazar ist der Schrecken der Könige, aber er weiß sie an sich zu ziehen; denn sein Blick ist stolz, aber man erkennt sogleich darin seine große Seele und sein gutes Herz. Abu=Nazar war die Stütze und der Ruhm unglücklicher Könige. Abu=Nazar ist der Beschützer nicht nur der arabischen Scherife und der andalusischen Könige, sondern aller Monarchen der Erde. Ruhm der Könige, die vor Dir waren, Ehre der Könige, die Dir folgen werden; die Gestirne neigen sich vor Dir, wenn man sie mit Deinem Glanze vergleicht.

Wärest Du nicht edel durch Deine Geburt, so wärest Du es durch Deine Schönheit. Du bewahrst hier die Bücher auf, welche die Religion erleuchtet haben, und sich nie verlieren können. Dein Eifer ist das Wohl des Volks, das durch Dich aus dem Irrthum gezogen wurde; Die, welche noch seine Fesseln tragen, werden sie durch Deine Hülfe zerbrechen. Hier hegst Du die Schätze der großen Wahrheiten; man kann hier alle Tugend erlernen; damit man aber auch ihr Muster hier finde, solltest Du nie sterben. Die Tugenden haben alle ihren Ursprung in Deiner Brust, aber die Großmuth und Milde herrschen darin vor allen.“

Die andern Inschriften, Verse und Sentenzen, welche man dort findet, haben zum Gegenstande, dem Stolze des Monarchen zu schmeicheln und sein Herz zur Milde zu stimmen. Ich habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die am meisten in der Achtung stehenden Tugenden bei einem Volke stets mit seinen prononcirtesten Fehlern und Lastern im Widerspruche stehen. Alle despotisch beherrschten Länder rühmen als erste Tugend Großmuth und Milde, denn vom Zorn und der Unmenschlichkeit ihrer Herrn haben Sklaven am meisten zu besorgen.

Es ist unnöthig, hier noch die Beschreibung des Erdgeschosses mitzutheilen, so wie der Schlafkammern, der Sommersäle, der verborgenen Stiegen und der unzähligen Gänge des Alhambra; dieß würde ein dickes Buch anfüllen.

Jedoch, bevor ich dieses Denkmal verließ, war mir noch eine Rührung vorbehalten, wie sie sich für Yorick geschickt haben würde. Dolores hatte ich durch ein Eisengitter vorüberschweben sehen, als ich mich in der Gallerie befand, welche der Kerker der Königin Zoraide gewesen seyn soll; jetzt saß die Wahnsinnige unter dem Rosenbaume, der noch den Namen „Sultanin“ führt. Hier erwartete sie, wie mir ihr Vater sagte, den Abencerragen Aben-Hamet, und hieher ging sie mit jedem Sonnenuntergange.

Dolores hatte eine Turteltaube in der Hand, die mit einem grünen Bande geschmückt war. *)

Juan Floran.

*) Eines unserer nächsten Hefte wird die Totalansicht des Alhambra bringen. Bis jetzt wurden nur immer einzelne Theile dieses merkwürdigen Gebäudes gezeichnet. D. R.

Café Florian in Venedig.

(Aus dem Werke: „Von Paris nach Neapel“, von A. Jal, welches so eben in Paris erschienen ist.)

Man muß doch etwas unternehmen des Abends, zwischen der Mahlzeit und der Stunde des Träumens am Kamin; denn Besseres gibt es hier nichts, um die letzten Stunden des Abends zuzubringen. Nur wenig Salons sind geöffnet, und Diejenigen, die zwei oder drei Mal in der Woche ihre Pforten aufthun, um einige Fremde neben den Hausfreunden einzulassen, sind nur zu jener Zeit zu besuchen, wo ich schon dem ersten Schlaf in die Arme zu sinken liebe, den ich vorher empfinde, den ich schlürfe, den ich verstehe, wenn ich mich so ausdrücken darf. Erst gegen Mitternacht fangen die Konversationen an, die um zwei Uhr des Morgens endigen; zu früh oder zu spät für mich. Wer mag um acht Uhr aufstehen, wer ist dann zu irgend einer Arbeit aufgelegt? Diese Gewohnheit ist vielleicht zweckmäßig für Leute, die nichts zu thun haben, und ihren Tag in der Mitte beginnen. Ich, der hier sehr beschäftigt ist, und schon früh an die Thüren der Bibliothek von San Marco klopft, wo der Abbé Bettio immer schon fleißig ist; ich liebe es, schlafen zu gehen, wann ich die Stimme der Schiffer nicht mehr auf dem großen Kanal vernehme, und die Laternen der Gondeln nicht mehr in der Dunkelheit vorüber huschen sehe. Und dann, ohne die Langeweile in Anschlag zu bringen, die man beim späten Schlafengehen empfindet; wie ist es unbequem, mitten in der Nacht, in feinen Schuhen und seidenen Strümpfen, auf den naßkalten Fliesen nach Hause zu gehen, womit die Straßen Venedigs gepflastert sind; oder was noch ärger ist, in einer Gondel nach Hause zu fahren, die man nie gut schließen kann, und wo man sich erkältet, bei diesem nebelig regnerischem Wetter, das wir seit acht Tagen haben.

Also für mich ist keine Gesellschaft hier und auch fast kein Theater. La Fenice ist nicht offen, und es erregt Mitleid, was den Venetianern geboten wird, bis daß die illustre Gesellschaft eingetroffen seyn wird. Ich weiß wohl, daß man Sonnette auf den Tenor Filippo Tati von dem Theater Gallo macht, und daß das Quartier San Lucca damit ganz tapezirt ist; deshalb singt aber der Signor celeberrimo nicht besser. — Man macht hier Sonnette auf alle Welt: für einen Geistlichen, der irgendwo in den Fasten gepredigt hat; für den Bischof Monico, dem der Pabst das Barrett geschickt; auf ein neugeborenes Kind; auf ein Mädchen, das sich verheirathet; auf eine Cisterne, die ihr Wasser behielt bei großer Dürre.... Worauf machte man keines? Es gibt eine Fabrik hier, und für zwei bis drei Franken bedient uns der Poet mit einigen schnurrenden Reimen, die jedoch schon mehrmals in ähnlichen Fällen gedient haben, und sendet uns andern Tags ein vollständiges, uneigennütziges Lobgedicht in hundert Exemplaren zu, mit Genehmigung der hohen Obern.

Das Apollo-Theater hat einen unterhaltenden Buffo, aber außer diesem Pietro Lej kann man Niemanden applaudiren; nicht als ob die gefälligen Liebhaber der Kunst es nach jedem Stücke an Beifall fehlen ließen und nicht die Prima Donna, den Tenore den Buffo cantante mit lärmendem Geschrei begrüßten; dies kann jedoch mich weder mit fortreißen, noch meine Ohren betrügen; das Apollo-Theater ist nicht besser, als das Theater Gallo San Benedetto.

In San Samuel wird das Drama und die Posse gespielt; ebenso das französische Vaudeville, in's Italienische übersetzt, aber ohne Couplets; das Alles ist sehr mittelmäßig. Bleibt also nichts, als die Marionetten. Ich hege eine tiefe Bewunderung vor Gerolamo, dessen närrischen Jargon ich fast verstehe; ich bewundere Dido, wenn sie ihre poetischen Klagen in halb venetianischer Prosa aushaucht, wovon die Wasserträgerinnen sehr ergriffen werden, die Virgil ohne Zweifel gar nicht rühren könnte; endlich das Ballet spettacoloso. Das ist etwas sehr Hübsches; die hölzernen Tänzer sind viel geschickter, eleganter, lebendiger, künstlerischer, als alle pretentiösen Springer, die ich in Genua, Mailand und hier gesehen habe; sie sollten von den Theatern herunter steigen, um auf der Straße ihre Künste zu zeigen. Aber Gerolamo bleibt immer Gerolamo; ich habe sonst so oft die klassische Tragödie gesehen, daß ich die Marionetten-Dido auswendig wußte; ich habe so oft Madame Montessu dem Bogen Habeneck's gehorchen sehen, daß die Präcision eines mechanischen Tanzes mich nicht mehr überraschen kann. —

Man sieht also, daß das Schauspiel mir eben so zuwider ist, wie die Gesellschaft. Eben so wenig wird mir die Promenade auf der Riva der Sclavonier zu Theil, die beim Mondscheine köstlich seyn soll. Es regnet fast den ganzen Tag; der Himmel ist finster und kalt; es bleibt also wahrlich nichts, als das Café und das Lese-Kabinet, um zwei Stunden der Verdauung zu pflegen. Das Lese-Kabinet unter den alten Procuratien ist schön, bequem, warm, aber man findet dort Neuigkeiten, die sechs Monate alt sind, und Zeitungen, die man nicht lesen möchte. Man ist übrigens dort sehr höflich; man spricht französisch, und gibt sehr gefällig her, was man hat, indem man leise sein Bedauern hinzufügt, daß es nicht mehr sey: ma, c'est defendou!

Das Café! aber welches? Hier gibt's zu wählen. Es fehlt nicht an Caffeehäusern auf dem Markusplatz, aber jedes hat seine besondere Weihe, seine habitués, und so zu sagen, seine Gebräuche.

La Constanza beherbergt die Griechen, die in ihren kurzen Aermelmänteln, mit Pelz gefüttert, aus ihren langen Pfeifen rauchen, und Dame oder Karten spielen, indem sie ihren Kaffee dabei schlürfen. Al Commerzio ist das Rendezvous der jungen Roués von Venedig, die auf ungeschickte Weise in Kostume und Manieren gewisse französische Viveurs nachahmen, die sich durch ihre breiten Manschetten, ihre dicken Stöcke mit altmodischen Goldknöpfen, ihre engen Röcke und steifen Halsbinden, die sorgfältig den Hemdkragen verbergen, ferner mit Hüten auf einem Ohr und ihrer wenig höflichen Art in den großen Caffeehäusern des Boulevards und in einigen Logen der Oper auszeichnen. Diese jungen Leute sind schon in Paris sehr lächerlich; man urtheile nun von ihren venetianischen Nachahmern.

Al Genio sieht man nur Negozianten, die Kontrakte schließen und die Börse verlängern, die Morgens am Fuße des Campanile von San Marco gehalten wird. Suttil empfängt alte Bürger und alte Seeleute, ebenso la Divina Providenza, l'Abondanza und Aurora. L'Imperator d'Austria ist jeden Abend von deutschen Offizieren voll, die in Gesellschaft der Türken rauchen, in deren Mitte sich ihr respektabler Konsul befindet, der zwar nicht alle Lehren des Koran befolgen mag, aber doch noch den Turban und das alte Kostume in Ehren hält, welches Mahmud verbannte. Der Leon coronato ist das Caffeehaus der Fuhrleute und Lohnbediente. Fenice und Quadri werden von dem Spießbürger besucht; aber im Winter setzt sich auch die große Welt vor die Thür, um die Spaziergänger zu betrachten. Jetzt bleibt nur noch Florian übrig. Dieses Caffeehaus hat einen alten, fast patricischen Ruf, und die beste Gesellschaft würde dorthin gehen, wenn sie einigen Widerwillen bezeigte, anderwärts hinzugehen; aber sie ist gar

nicht streng in der Auswahl, und wenn das Caffeehaus nur einigermaßen honnett und bürgerlich ist, so installirt man sich dort sehr gern.

Eine Dame von unserer Bekanntschaft, voll Geist und Anmuth, hat sich vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren sehr gut in diesem Café Florian unterhalten; in den Nachmittags-Versammlungen, wo die Damen Platz nehmen auf den Bänken des Limonadiers, um zu sehen und sich sehen zu lassen, zu plaudern und die Visiten abzumachen. Diese Dame hatte uns Florian recommandirt, dessen Andenken sie liebte, wahrscheinlich wegen der Eroberungen, die sie dort machte. — Auf den Glauben an ihren Geschmack begaben wir uns gerades Wegs zum Café Florian, und gewöhnten uns dort ein, für die ganze Zeit, die wir in Venedig zubringen wollten.

Florian ist das Café de Foy des Markusplatzes, dieses venetianischen Palais royals. Nichts ist dort dem Luxus geopfert; und doch hat man es erst kürzlich restaurirt, weil es dessen sehr bedurfte. Das Gewölbe ist geweißt worden, und man hat die Bänke und ihre Lehnen mit rothem Wollenmohr überzogen, der mit Schwarz besetzt ist, was einen hübschen Anblick gewährt. Einige Goldstäbe umgeben vier kleine Spiegel und die weißen Wände sind der einzige Schmuck von vier kleinen Piecen und einem Salon, der daran stößt. Tische von zwanzig Zoll Länge und zwölf Zoll Breite, leicht, schwarz und glänzend; ein halbes Dutzend Gueridon's von derselben Art, so piccoli, daß sie fast wie Kinderspielzeug aussehen; Tabourets mit Leder oder rothem Mohr überzogen, dies ist das ganze Ameublement. Man darf nicht vergessen den Tisch rechts im Hintergrunde, mit einer Lampe, einem Schreibzeug und Zeitungen, wo immer gelesen wird; es ist ganz umsonst, hier ein Blatt zu fordern; die Leser antworten nicht, thun, als ob sie nicht verstanden hätten, und fahren fort, ohne sich im Geringsten zu derangiren, über eine Charade nachzudenken, oder über einen Correspondenz Artikel aus der Augsburger Zeitung.

Der Patron des Café Florian ist ein kleiner alter Mann in einer schwarzen gekrausten Perücke, einer großen Brille auf der Nase und weitem Ueberrock mit aufgestreiften Aermeln. Er hat dem engen Beinkleide entsagt, das ihm sehr gut stehen mußte, und ließ sich von dem Strome revolutionärer Neuerungen hinreißen, indem er ein Pantalon annahm, welches er so weit und herabfallend trägt, daß es die Schnallen seiner Schuhe bedeckt, denn auch Schnallen sind noch bei ihm zu finden. Ich weiß nicht, wie dieser ehrwürdige Venditore de Café heißt, aber ich weiß den Namen seines ersten Adjutanten, seines rechten Armes, seines alter ego.

Dieser Greis, der noch der Einsetzung des Dogen Pascal Malipiero beigewohnt haben und die Grundsteinlegung zu den alten Procuratien gesehen haben muß, heißt Giacomo Bernardone oder auch Boccolo. Dieser Bernardone, der wahrscheinlich der große Bernhard aus Ironie genannt wurde, denn er ist von winziger Gestalt, bis auf seine Nase, die Alles übertrifft, was man in Venedig von Adlernasen sehen kann — und das will viel sagen; dieser Bernhard also ist eine der unterhaltendsten Karrikaturen, und es scheint, daß Leonardo da Vinci an ihn gedacht hat, als er eine jener zierlichen und grotesken Chargen zeichnete, welche die Akademie der schönen Künste in Venedig noch so sorgfältig bewahrt! Ich will hier noch mit einigen Federstrichen sein Portrait für zukünftige Reisende entwerfen, die nach Venedig kommen. Seine Nase ist schon bekannt; die des neapolitanischen Policinell ist nichts dagegen; sie trennt die kleinen Augen, die tief unter weißen Büschen liegen; jene sind fein und wären blaugrau, wenn sie überhaupt eine Farbe hätten, das heißt, wenn man es wahrnehmen könnte, daß sie vielmehr von dieser, als von einer andern Farbe sind. Der Raum zwischen Nase und Mund ist sehr kurz. Dadurch kommt das Kinn des Signor Bernardone seiner Nasenspitze zu nahe, und gibt seinem Kopfe einen eigenthümlichen Charakter: oben lang, unten kurz. Ich will nicht gerade behaupten, daß Giacomo noch alle seine Zähne habe; aber es bleibt ihm gewiß noch eine ganz respectable Anzahl, wie sein boshaftes Lächeln genugsam beweist, wobei er seinen Maskenmund gehörig aufreißt. Graues Haar, à la Titus gepudert, ziert die gerunzelte Stirn des großen Bernhard; übrigens schmückt auch ein Backenbart seine Wangen. Er hat keine Ohrringe, und das ist Schade. Seine Toilette ist immer reinlich. Er trägt eine schwarze Binde, aus welcher ein großer weißer Kragen hervorsieht, wohl gesteift, der aber bescheidentlich bei den Ohren aufhört und nicht rings um den Kopf läuft. Ein gelbes Gilet, ein blaues Kleid von etwas altem Datum, ein zimmtfarbenes Pantalon, eine lange schmale Schürze von grüner Wolle, schwarze Strümpfe, breite Schuhe, die jedoch noch viel zu eng sind für zwei Füße, die allen Hühneraugen- und Leichdorn-Operateuren eine gehörige Beschäftigung geben würden; dies Alles zusammen ist das ziemlich kokette Ajustement Giacomo's. Uebrigens glaube ich wohl, daß dieser Mann in seiner Jugend ganz artig gewesen seyn muß; je mehr ich ihn betrachte, desto mehr wird es mir klar, daß er lebhaft und elegant war, und daß er den schönen Namen Boccolo gehörig rechtfertigte, den ihm wahrscheinlich ehemals die jungen Mädchen in Venedig ertheilt haben; denn Boccolo will sagen: Blumenknospe. Wenn man jetzt Giacomo Bernadone sieht, so scheint dieser Beiname

etwas gesucht; wenn man aber nur bei den Großmüttern der letzten Senatoren aus den Zeiten der Republik nachfragen könnte, die müßten wohl das Geheimniß dieser zarten Benennung enträthseln können.

Giacomo schnupft Tabak. Diese Bemerkung wäre in der That kleinlich, wenn sie mir nicht als Beweis dienen sollte, welche Achtung dieser Diener bei den Besuchern des Café Florian genießt. Nicht einer jener ehrenwerthen Leute tritt in das Caffeehaus, ohne ihm seine Dose zu öffnen oder in die seinige zu langen, die übrigens eine bescheidene Büchse aus Feigenwurzel ist, in Genua gedreht.

Drei Garçons gehorchen Bernardone, jung, schnell, aufmerksam; ihre Bedienung gefällt mir aber gar nicht. Boccolo hat mich verdorben; er hat mich in Affection genommen; er hat es begriffen, daß ich seinen Werth errieth; deshalb spricht er mit mir, wie mit einem Freunde. Es ist nur Schade, daß er zu seinen Unterhaltungen einen diabolisch venetianischen Dialekt erwählt, den ich zum Unglück nicht gut verstehe. Giacomo ist für mich wie ein Monument eines andern Zeitalters; es ist das einzige lebendige Ueberbleibsel der alten venetianischen Republik; es ist ein Venetianer von ehemals, ein Mann mit einem Worte. Die andern Garçons sind nichts für mich; sie haben keinen Charakter.

Auch in Venedig verschwinden die Charaktere; die Typen verwischen sich, wie überall; es gibt keine Originale mehr, als die Fischer und die artigen Weiber aus Friaul, die ihren aufgestülpten Filzhut beibehalten, ihre Haarzöpfe mit silbernen Nadeln aufgesteckt und den kurzleibigen Casaquin, welcher die kokette Korporation der Wasserträgerinnen von S. Marco bezeichnet. Die drei Ganymede des Café Florian sehen aus, wie Pariser Haarkräusler-Lehrlinge.

Jetzt kennen Sie das dienende Personal des Café; soll ich das bediente beschreiben? Alte, Alte und wieder Alte. Erschiene zufällig ein junger Mensch dort, so wäre er ganz allein; wie ein junger Liebhaber in einer Antiquitäten-Gallerie. Florians Besucher sind also alt, aber ihr Alter spricht das Lob dieses Caffeehauses. Giacomo trägt sie Alle in seinem Herzen; ich halte sie gern für ehrliche Leute; sie schienen mir aber sehr langweilig zu seyn.

Folgendes ist ihr Lebenslauf von sechs Uhr bis um Mitternacht. Sie treten ein, ihren Kopf versteckt hinter der spanischen Wand ihres breiten aufstehenden Mantelkragens und jeder setzt sich an seinen gewohnten Platz. — Die Gewohnheit ist so geheiligt in Florian, daß, nachdem wir uns maschinenmäßig zwei Tage hinter einander an denselben Tisch in einem Winkel des Saals gesetzt hatten, die Andern es sogleich bemerkten und Niemand auch nur das Ende der Bank einge-

nommen haben würde, die unser Eigenthum geworden war. Und Niemand wird sich dieser Bank bemächtigen, bis ich meinem ehrwürdigen Boccolo meine Karte eingehändigt habe, mit den Abschiedsbuchstaben p. p. c. —

Kaum sitzen sie, ohne sich die Zeit zu nehmen, ein Servo suo oder ein Saluto zu wechseln, so schlafen unsere Leutchen ein. Einige träumen ganz laut, welches ein wenig die große Stille dieser ersten Momente stört. Der Schlummer ist nicht sehr lang. Beim Erwachen verlangen sie Caffee. Nun erscheint der Präsentirteller von Messing mit der kleinen Tasse, die Dose mit Staubzucker und das große Glas klaren Wassers aus den renommirten Brunnen des herzoglichen Palastes. Zuerst wird das Glas geleert zur Verdauung, dann kommt die Caffeekanne, aber keine silberne, wie in Paris, sondern der Topf, worin der Caffee gekocht wurde, und spendet die starke aromatische Flüssigkeit. Ein Augenblick genügt diesen venetianischen Feinschmeckern. Sie kosten nicht lange ihren Caffee, sondern sie schlucken ihn auf einen Zug hinunter; der Gebrauch duldet hier nicht das langsame Schlürfen des dampfenden Mokka, das in andern Ländern eine so angenehme Viertelstunde bereitet. Nachdem die Tasse weggeräumt ist, beginnen die alten Habitués wieder zu schlummern, oder eine Conversation wird angeknüpft im tiefen Taco, welche blos von den heitern Stimmen einiger Franzosen oder einiger sprechenden Engländer unterbrochen wird.

So bis zum Abend zu sitzen, ohne ein Wort zu sprechen und seine Tabaksdose zwischen den Fingern zu drehen, leise zu trällern oder einige Sylben an seinen Nachbar zu richten, das nennt ein solcher Florianist seine Zeit gut angewandt haben; wir müssen ein lebhafteres Delassement haben, ein bewegteres Nichtsthun. Zum Glück fehlt uns ein Schauspiel hier nicht; es gibt ein Regiment guter Karrikaturen zum Malen. Hieße das aber nicht den Pflichten der Gastfreundschaft widersprechen? wenn gleich! Es ist mir nicht möglich, dem Drange zu widerstehen, eine zu skizziren. Man stelle sich einen langen Mann vor, gesetzt, ernst, Patrizier vom Kopf bis zu den Füßen, nie lachend, mit gemessenen Schritten gehend, Diamanten an allen Fingern, Diamanten an den Hemdknöpfen, an den Breloken seiner Uhr, überall; ein reinliches, selbst gesuchtes Kostüm; höchstens sechszig Jahr alt, aber verbraucht, abgenützt durch Nichtsthun und Langeweile; er setzt sich in seinen Winkel um sechs Uhr, und Boccolo bringt ihm einen Tisch; er macht ein Schläfchen, wacht auf, ruft, und Boccolo bringt ihm eine Tasse und ein Glas Wasser; er trinkt das Wasser und plaudert ein wenig mit diesem Schmeichler von Bernardone, welcher lachend zuhört; er thut Zucker in seine Tasse, und Boccolo geht die Caffee-

kanne holen. Ob wohl Boccolo gleich einschenken wird? Nein, er wartet ein Zeichen ab. Jetzt ist der Caffee eingeschenkt und getrunken; Boccolo räumt ab, empfängt das Geld, gibt die Münze heraus, und der Greis schläft wieder ein bis neun Uhr. Alle Tage dasselbe, alle Tage wird die Tasse Kaffee in fünf Akten eingenommen.

Gegen eilf Uhr fangen die Damen an, Florian zu besuchen, gleich wie die andern Caffeehäuser. Sie setzen sich, richten sich ein, lassen sich ein Glas Wasser bringen, welches einige Tropfen Anis weiß färben, und plaudern zwei bis drei Stunden mit ihren Freunden, welche sie hier besuchen. Dieser Frauenzirkel von jedem Alter ist sehr seltsam, wie er minaudirt, lacht, schwatzt, kokettirt, opalfarbenen Trank schlürft, und mit Caramel überzogene Früchte ißt, die an einen Zahnstocher von Buchs aufgespießt sind, und von eigenen Kaufleuten feil geboten werden. Ueber dem Café Florian gibt es keine Casini, wie es deren über allen Caffeehäusern in den alten Procuratien gibt.

Das Casino ist ein kleines Zimmer, welches die Damen miethen, um zur Stunde der Promenade auf dem Markusplatz ihre Besuche zu empfangen. Sonst war es das Bureau des Geistes und der Liebe. Man hat mir nicht gesagt, was es heut zu Tage ist; ich nehme aber an, daß es unverändert geblieben, je nach dem Alter der Mietherinnen.



Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe.

Kapitän Amadeus war ein tüchtiger Seemann; er hatte als einfacher Matrose begonnen, und war später Untersteuermann geworden. Eine Holzspleiße zerschmetterte ihm in der Schlacht von Trafalgar die Hand; er wurde amputirt und mit guten Zeugnissen entlassen. Die Ruhe behagte ihm nicht sonderlich, und bei der nächsten Gelegenheit, sich einzuschiffen, nahm er Dienste als Unterlieutenant am Bord eines Freibeuters. Einige Prisengelder, die ihm zukamen, verschafften ihm die Mittel, Bücher zu kaufen, und die Theorie der Schiffkunst zu studiren, deren Praxis er sich vollkommen zu eigen gemacht hatte. Mit der Zeit wurde er Kapitän eines Corsaren von drei Kanonen und einer Equipage von sechszig Mann; die Küstenfahrer von Jersey erinnern sich noch seiner Thaten. Mit dem Eintritte des Friedens hörte sein Gewerbe auf. Während des Krieges hatte er ein kleines Vermögen errungen, das er auf Kosten der Engländer zu vermehren hoffte. Er mußte seine Dienste friedliebenden Kaufleuten anbieten, und da er als entschlossener, erfahrener Mann bekannt war, so konnte es nicht fehlen, daß man ihm ein Fahrzeug anvertraute. Als der Negerhandel verboten wurde, da war Kapitän Amadeus ein kostbarer Mann für die Ebenholzhändler. Am meisten Ehre brachte ihm bei den Sklaven-Verkäufern der Bau einer Brigg, den er selbst leitete, eines langen, schmalen Schnellseglers, der einem Kriegsschiffe glich, und dennoch eine große Anzahl Schwarzer fassen konnte. Die Zwischendecke seiner Augusta, so nannte er die Brigg, sollten nur drei Fuß vier Zoll hoch seyn, indem er behauptete, diese Höhe erlaube den Sklaven von gewöhnlichem Wuchse, bequem zu sitzen. „Warum sollten sie auch aufstehen wollen? Sind sie auf den Colonien angelangt," sprach Amadeus, „so werden sie lange genug auf den Beinen bleiben müssen."

Die Augusta lief an einem Freitag von Nantes aus, wie abergläubische Leute später bemerkten. Die Inspectoren untersuchten das Schiff sorgfältig, aber es entgingen ihren Blicken sechs große Kisten mit Ketten, Handfesseln und jenen Eisen, die man, der Himmel weiß, warum, Gerechtigkeits-Stangen nennt. Auch erstaunten sie nicht über den unermeßlichen Wasservorrath der Augusta, welche nach ihren

Papieren nur nach dem Senegal segelte, um dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Wohl dauert die Fahrt nicht lange, aber zu viel Vorsicht kann nie schaden. Träte Windstille ein, was dann anfangen?

Die Augusta segelte also an einem Freitag — wohl betakelt und mit Allem versehen — aus. Amadeus hätte vielleicht solidere Masten gewünscht, aber so lange er die Brigg befehligte, hatte er sich nicht darüber zu beklagen. Die Fahrt ging bis zur afrikanischen Küste schnell und glücklich von Statten. Man legte im Joal-Fluß in einem Augenblicke vor Anker, da die englischen Kreuzer diesen Theil der Küste nicht bewachten. Makler vom Lande kamen sogleich an Bord. Die Zeit konnte nicht günstiger seyn; Dauda, ein bekannter Krieger und Menschenverkäufer, brachte so eben eine große Anzahl Sklaven an die Küste und schlug sie wohlfeil los. Denn er war sich kräftiger Mittel bewußt, den Markt rasch wieder zu versehen, wenn seine Handelsgegenstände selten wurden.

Kapitän Amadeus ließ sich nach dem Gestade bringen, um Dauda zu besuchen. Er traf ihn in einer eilig errichteten Strohhütte in Gesellschaft seiner beiden Frauen, einiger Unterhändler und Sklavenführer. Dauda hatte sich zum Empfange des weißen Kapitäns geschmückt; er trug eine blaue alte Uniform mit Korporals-Galonen, von jeder Schulter hingen zwei goldene, an denselben Knopf befestigte Epaulettes, über Rücken und Brust baumelnd. Ein großer Reitersäbel war mittelst einer Schnur an seiner Seite aufgehängt; in der Hand hielt er eine schöne, englische Doppelflinte. Stillschweigend betrachtete ihn Kapitän Amadeus eine Zeit lang, und nachdem er seine Gestalt als Kenner geprüft hatte, wandte er sich gegen seinen Lieutenant, und sprach: „Das ist ein Kerl, den ich in Martinique um wenigstens tausend Thaler verkaufen könnte."

Man schleppte einen Korb mit Branntweinflaschen herbei, setzte sich in den Schatten, und Dauda gab ein Zeichen, daß man die Sklaven vorführen solle, die er zu verkaufen hatte. Sie erschienen in langer Reihe, den Körper durch Ermüdung und Furcht gebeugt; den Hals umschloß je eine sechs Fuß lange Gabel, deren beide Enden am Genicke durch eine Holzstange verbunden waren.

Bei jedem männlichen oder weiblichen Sklaven, der vor ihm vorüberzog, zuckte der Kapitän die Achseln; die Männer fand er hinfällig, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte sich sehr über die Verschlimmerung der schwarzen Race. Unter immerwährendem Tadel traf er indessen eine erste Wahl unter den stärksten und schönsten Schwarzen. Diese konnte er zu gewöhnlichen Preisen annehmen, bei den übrigen aber verlangte er eine bedeutende Verminderung. Dauda

vertheidigte dagegen seine Interessen, lobte seine Waare, sprach von der Seltenheit der Menschen und den Gefahren des Handels. Endlich nannte er einen Preis für die Sklaven, welche der Kapitän an Bord nehmen wollte.

Sobald der Dolmetsch Dauda's Vorschlag in das Französische übertragen hatte, fiel Amadeus vor Staunen und Wuth rückwärts; dann stieß er einige abscheuliche Flüche aus, und erhob sich, als wollte er den ganzen Handel mit einem so unvernünftigen Menschen abbrechen. Dauda hielt ihn fest, vermochte ihn aber kaum wieder zum Sitzen zu bringen; eine neue Flasche wurde entpfropft, und die Unterhandlung fing wieder an. Jetzt kam die Reihe an den Schwarzen, die Vorschläge des Weißen toll und unsinnig zu finden. Man schrie und stritt sich lange Zeit, und trank im Uebermaße Branntwein; aber das Getränke brachte eine durchaus verschiedene Wirkung auf die zwei unterhandelnden Parteien hervor, je mehr der Franzose trank, desto mehr verminderte er seine Angebote, je mehr der Afrikaner trank, desto mehr gab er in seinen Forderungen nach, und als der Korb geleert war, hatte man sich vereinigt. Schlechte Baumwollenzeuge, Feuersteine, drei Tonnen Branntwein, fünfzig Gewehre in schlimmem Stande wurden für hundert und sechszig Sklaven gegeben. Der Kapitän gab dem mehr als halb trunkenen Schwarzen zur Ratification des Kaufes einen Handschlag, und sogleich wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, welche ihnen schleunig die hölzernen Gabeln abnahmen, und dafür Halseisen und Handschellen anlegten.

Noch waren etwa dreißig Sklaven, Kinder, Greise und schwache Weiber übrig. Das Schiff war voll; Dauda wußte nicht, was er mit diesem Ausschusse anfangen sollte, und bot dem Kapitän das Stück für eine Flasche Branntwein an. Das Anerbieten war verführerisch; Amadeus wählte die zwanzig besten von den dreißig Sklaven aus. Dann verlangte Dauda nur noch ein Glas Branntwein für jeden von den zehn Uebrigen. Amadeus bedachte, daß ein Kind nur den halben Raum einnehme und wählte drei Kinder, erklärte aber, daß er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten werde. Als Dauda sah, daß ihm noch sieben Sklaven zur Beschwerde bleiben werden, so ergriff er sein Gewehr, und schlug auf ein Weib an, das zuerst kam; es war die Mutter der drei Kinder. „Kaufe," rief er dem Weißen zu, „oder ich tödte sie. Ein Gläschen Branntwein oder ich schieße." „Nun, was Teufels soll ich damit machen?" entgegnete Amadeus. Dauda gab Feuer, und die Sklavin stürzte nieder. „Jetzt an einen Andern," rief Dauda, als er einen kranken Greis bemerkte. „Ein Glas Branntwein ...." Eine seiner Frauen fiel ihm

in den Arm und der Schuß ging in's Weite. Sie hatte in dem Alten, den ihr Gatte tödten wollte, einen Magier erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie werde Königin werden. Dauda, vom Branntwein zur Wuth getrieben, war nicht mehr seiner Herr, als er sah, daß man sich seinem Willen widersetzen wollte; er schlug seine Frau mit dem Gewehrkolben und wandte sich dann an Amadeus: „Nimm, ich schenke Dir diese Frau, sie ist schön." Lächelnd betrachtete sie Amadeus, nahm sie an der Hand und sprach: „Ich weiß schon ein Plätzchen für sie." Der Dolmetsch hatte menschliches Gefühl; er gab Dauda ein Stück Wollenzeug für die sechs übrigen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und erlaubte ihnen zu gehen, wohin sie wollten. Alsbald machten sie sich davon. Einstweilen verabschiedete sich der Kapitän von Dauda und ließ die Ladung so schnell als möglich an Bord bringen. Dauda legte sich im Schatten auf das Gras nieder und entschlief. Als er wieder erwachte, war das Schiff unter Segel und schwamm den Strom hinab; den Kopf noch schwer von der Schwelgerei des vorigen Tages, verlangte Dauda sein Weib Aysche. Man entgegnete, sie habe das Unglück gehabt, ihm zu mißfallen, und er habe sie dem weißen Kapitän geschenkt, der sie nach seinem Schiffe gebracht. Erstaunt über diese Nachricht, schlug sich Dauda vor die Stirne, ergriff seine Flinte und lief, da der Fluß mehrere Krümmungen bildete, nach einer Bucht unfern der Mündung. Er hatte noch Zeit, sich in einen Kahn zu werfen, und das Sklavenschiff zu gewinnen. Amadeus war überrascht, als er ihn erblickte, mehr aber noch, als er ihn sein Weib wieder begehren hörte. „Geschenkt wird nicht zurückgegeben!" antwortete er und wandte ihm den Rücken zu. Der Schwarze bestand darauf, wollte einen Theil der Gegenstände zurückgeben, die er zum Austausch gegen die Sklaven erhalten; am Ende bot er sogar seine goldenen Epaulette, seine Flinte und seinen Säbel. Alles vergebens.

Während dieser Verhandlung sprach der Lieutenant der Augusta zum Kapitän: „Diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Raum; warum ergreifen wir nicht diesen kräftigen Kerl; er ist allein mehr werth, als die drei Todten." Amadeus stimmte dieser Meinung bei. Man hatte ihn nur der Waffen zu berauben, denn es wäre gefährlich gewesen, Hand an ihn zu legen, so lange er sie noch besessen hätte. Der Kapitän verlangte nun die Flinte von ihm, als wollte er sie prüfen und sich versichern, ob sie so viel werth sey, als die schöne Aysche; während er die Federn spielen ließ, war er darauf bedacht, das Pulver von der Pfanne fallen zu lassen. Der Lieutenant seiner Seits faßte den Säbel, und als Dauda so entwaffnet war, packten ihn zwei stämmige Matrosen, warfen ihn auf den Rücken und

knebelten ihn. Der Schwarze leistete heldenmäßigen Widerstand und wurde bei der Vertheidigung verwundet. Er stieß ein wüthendes Geschrei aus, und geberdete sich wie ein im Netze gefangener Eber; als er aber sah, daß aller Widerstand fruchtlos sey, schloß er die Augen und blieb regungslos. Aus seinem schweren, raschen Athemzuge war allein noch zu schließen, daß er lebe.

„Bei Gott!“ rief der Kapitän, „die Schwarzen, die er verkauft, werden herzlich lachen, wenn sie ihn jetzt auch als Sklaven erblicken. Dießmal werden sie einsehen, daß es eine Vorsicht gibt.“

Von einem guten Landwinde begünstigt, entfernte sich das Schiff rasch von Afrika's Küste.

Dauda war einige Zeit von seiner Wunde unter den Luken fest gehalten; endlich erschien er auf dem Verdecke und warf, das Haupt stolz unter der furchtsamen Menge der Sklaven erhebend, einen trüben aber ruhigen Blick auf die unermeßliche, das Fahrzeug umwogende Wasserfläche; dann legte er sich oder sank auf den Boden des Oberloffs, ohne sich nur die Mühe zu geben, seine Ketten so zu ordnen, daß sie ihm minder unbequem würden. Amadeus saß, behaglich seine Pfeife rauchend, auf dem Hinterkastell des Schiffes; zu seiner Seite stand Ayсhe, ohne Fesseln, angethan mit einem eleganten blauen baumwollenen Kleide, niedliche Maroquin-Pantoffeln an den Füßen, in der Hand eine Platte und Liqueurs darauf, die sie ihm von Zeit zu Zeit reichte.

Ein Schwarzer, der den Dauda haßte, machte ihm ein Zeichen, daß er auf diese Seite blicke. Dauda wandte sich, sah, stieß einen Schrei aus, erhob sich stürmisch, lief gegen das Hinterkastell, ehe die Matrosen ihn von einer so ungeheuern Verletzung aller Schiffsdisciplin abhalten konnten, und rief mit donnernder Stimme: „Aysche, glaubst Du, es gebe im Lande der Weißen keinen Mama Jumbo.“ Schon liefen die Matrosen mit aufgehobenem Stocke herbei; aber Dauda kehrte, wie empfindungslos, ruhig zu seinem Platze zurück, während Aysche in Thränen ausbrach und von den geheimnißvollen Worten versteinert schien.

Der Dolmetsch erklärte, daß der Name des Mama Jumbo allein schon im Stande sey, Schrecken hervorzubringen. „Fürchtet ein Mann bei den Negern, sein Weib thue, was viele Weiber in Europa, wie in Afrika thun, so droht er mit Mama Jumbo.“

In der Nacht, als die ganze Mannschaft in tiefem Schlafe lag, hörten die Wächter einen ernsten, düstern, feierlichen Gesang, der vom Zwischendecke herauf ertönte, dann das schrecklich schrille Geschrei eines Weibes. Darauf vernahm man im ganzen Schiffe die schwere Stimme des Amadeus mit Schwüren und Drohungen und das Getöse

seiner furchtbaren Peitsche. Einen Augenblick später war Alles ruhig. Am andern Morgen erschien Dauda auf dem Verdecke, die Gestalt gebeugt, aber eben so stolzen, entschlossenen Blickes, wie vorher.

Aysche, welche neben dem Kapitän auf dem Hinterkastelle saß, lief auf Dauda zu, sobald sie ihn erblickte, warf sich vor ihm auf die Kniee und rief in verzweiflungsvollem Tone: „Vergieb, Dauda, vergieb mir!“ Dauda schaute sie eine Minute lang fest an; und als er gewahr wurde, daß der Dolmetsch sich entfernt hatte, flüsterte er: „eine Feile,“ legte sich auf den Boden und wandte Aysche den Rücken. Der Kapitän schmähte heftig, gab ihr selbst einige Ohrfeigen, und verbot ihr, ferner mit ihrem ehemaligen Gatten zu sprechen; aber er hegte keinen Verdacht, wegen der wenigen Worte, die sie gewechselt, und befragte sie auch gar nicht hierüber.

Dauda aber, der mit den andern Sklaven eingeschlossen war, ermahnte diese Tag und Nacht, einen hochherzigen Versuch zu Wiedergewinnung ihrer Freiheit zu wagen. Er sprach von der geringen Anzahl Weißer und machte sie auf die stets zunehmende Nachlässigkeit ihrer Wächter aufmerksam.

Eines Tages warf ihm Aysche ein Stück Zwieback zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er verstand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile; von diesem Werkzeuge hing das Gelingen des Komplots ab. Dauda hütete sich anfangs wohl, die Feile seinen Gefährten zu zeigen, aber als die Nacht eingebrochen war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Geberden begleitete. Nach und nach wurde er lauter und schrie. Nach den verschiedenen Tönen seiner Stimme hätte man glauben können, er sey in lebhaftem Gespräche mit einer unsichtbaren Person begriffen. Alle Sklaven zitterten, und zweifelten nicht, der Teufel befinde sich in diesem Augenblicke in ihrer Nähe. Dauda endigte diese Scene durch ein Freudengeschrei.

„Kameraden,“ rief er aus, „der Geist, den ich beschworen, hat mir endlich gegeben, was er mir versprochen; in meinen Händen halte ich das Werkzeug unserer Befreiung. Jetzt braucht Ihr nur ein wenig Muth, um Euch frei zu machen.“ Er ließ seine Nachbarn die Feile berühren, und so handgreiflich die Lüge auch war, so fand sie doch bei den dummen Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der große Tag der Rache und Freiheit. Durch einen feierlichen Eid vereint hatten die Verschworenen nach reiflicher Ueberlegung ihren Plan festgestellt.

Kapitän Amadeus war an diesem Tage sehr heiter gestimmt; wider seine Gewohnheit begnadigte er einen Schiffsjungen, der die Peitsche verdient hatte. Er lobte den Quartoffizier wegen seines Man-

növers, erklärte der Mannschaft seine Zufriedenheit, und kündigte ihr an, daß in Martinique, wo sie bald anlangen würden, jeder Mann ein besonderes Geschenk erhalten werde.

Die Sklaven feilten ihre Eisen so, daß man sie mit der geringsten Anstrengung vollends zerreißen konnte. Nachdem sie einige Zeit Athem geholt, nahmen sie sich alle bei der Hand und schickten sich zum Tanze an, während Dauda den Kriegsgesang anstimmte. Dann legte sich Dauda, als hätte ihn die Anstrengung erschöpft, der Länge nach zu den Füßen eines Matrosen nieder, der nachlässig am Plattbord lehnte. Alle Verschworenen thaten das Gleiche, bis jeder Matrose von mehren Schwarzen umgeben war.

Plötzlich stößt Dauda, der sachte seine Fesseln zerbrochen hat, als Signal zum Angriff einen Schrei aus, zieht den Matrosen, bei dem er sich befindet, an den Beinen, wirft ihn nieder, setzt ihm den Fuß auf den Leib, entreißt ihm sein Gewehr, und schießt den Quartoffizier damit todt. Zur selben Zeit wird jeder Wache habende Matrose gepackt und umgebracht. Von allen Seiten erhebt sich Kriegsgeschrei. Einer der Ersten fällt der Hochbotsmann, der den Schlüssel zu den Fesseln hatte. Eine Masse Neger überschwemmt das Oberloff. Wer keine Waffen bekommen kann, der ergreift Spillstangen oder die Ruder von der Schaluppe. Die europäische Mannschaft war jetzt verloren; aber Amadeus lebte noch, und sein Muth war ihm nicht im mindesten gesunken. Als er bemerkte, daß Dauda die Seele der Verschwörung sey, hoffte er, könnte er nur diesen tödten, leichter Spiel mit seinen Genossen zu haben. Mit donnerndem Zurufe, den Säbel in der Faust, sprang er auf ihn zu. Dauda stürzte sich auf den Kapitän, sein Gewehr am Ende des Laufes haltend, dessen er sich als Keule bediente. Dauda führte den ersten Streich; der Weiße aber wich dem Schlage durch eine leichte Körperbewegung aus; der Kolben schmetterte mit Gewalt auf den Boden und zerbrach; der Schlag war so heftig, daß die Flinte Daudas Händen entfiel. Er war ohne Waffen. Amadeus erhob mit teuflischem Lachen den Arm, um ihn zu tödten, aber Dauda war behende, wie die Panther seines Vaterlandes, er sprang seinem Gegner in den Arm und faßte die Hand, in der er den Säbel hielt. Bei dem wüthenden Kampfe fielen Beide nieder, aber der Afrikaner lag unten. Ohne sich entmuthigen zu lassen, preßte Dauda seinen Gegner gewaltsam zusammen, und biß ihm dann so grimmig in den Hals, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorspritzte. Der Säbel entsank des Kapitäns geschwächter Hand; Dauda bemächtigte sich seiner, sprang mit Blut triefendem Munde auf, erhob sein Triumphgeschrei und durchbohrte seinen halb-

todten Feind mit mehreren Stößen. Nun war der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrig gebliebenen Matrosen wollten das Mitleid der Aufrührer anflehen; aber Alle, den Dolmetsch ausgenommen, der ihnen nie Uebles angethan, wurden niedergemetzelt.

Als der letzte Matrose in Stücke zerschnitten und in's Meer geworfen war, als die Schwarzen ihren Rachedurst gestillt hatten, da erhoben sie die Augen zu den Segeln, welche, von frischem Winde aufgeblasen, noch ihrem Unterdrücker zu gehorchen und die Sieger, trotz ihrem Triumphe, in das Land der Sklaverei zu führen schienen. „Nun ist Nichts gethan," dachten sie trüben Sinnes; „wird uns der große Fetisch der Weißen in unser Land zurückbringen, uns, die wir das Blut seiner Meister vergossen?" Einige sagten, Dauda vermöge ihn zum Gehorsame zu bringen; sogleich rief man diesen herbei.

Eine Ruhe heuchelnd, die er nicht besaß, erschien er auf dem Oberloff. Von hundert verworrenen Stimmen gedrängt, die ihn zur Leitung des Schiffes aufriefen, nahte er sich mit langsamen Schritten dem Steuer, als wollte er den Augenblick hinausschieben, der für ihn und die Andern über die Ausdehnung seiner Macht entscheiden sollte. Jeder auch der einfältigste Neger hatte den Einfluß bemerkt, den ein gewisses Rad auf die Bewegung des Fahrzeuges ausübt; aber in diesem Mechanismus lag stets ein undurchdringliches Geheimniß für sie; Dauda untersuchte den Kompaß und bewegte dabei lange Zeit die Lippen, als läse er die Charaktere, die er vor sich sah; dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die nachdenkende Stellung eines Mannes an, der im Kopfe eine Berechnung unternimmt. Mit aufgesperrtem Munde umstanden ihn die Neger und folgten ängstlich allen seinen Geberden. Endlich führte er in jener Mischung von Furcht und Vertrauen, welche die Unwissenheit einflößt, mittelst eines Drucks eine heftige Bewegung am Steuerrad aus.

Bei diesem Mannöver sprang die Brigg von den Wogen auf, als wollte sie, entrüstet über den ungeschickten Piloten, mit diesem untergehen. Der nothwendige Zusammmenhang zwischen der Richtung der Segel und der des Steuers war gebrochen; das Schiff neigte sich dergestalt, daß man glauben konnte, es werde untergehen. Die Rahen tauchten in das Meer. Mehre Menschen wurden umgeworfen; Einige fielen über Bord. Bald erhob sich das Schiff wieder stolz gegen die empörten Wellen, als wollte es noch einmal mit der Zerstörung kämpfen. Da verdoppelte sich der Wind und plötzlich stürzten die zwei Masten gebrochen einige Schritte vom Verdecke herab und bedeckten das Oberloff mit Trümmern und einem dichten Netze von Tauwerk. Die Neger flohen unter die Luken und schrien um Erbarmen; da

aber der Wind keine Beute mehr fand, so erhob sich das Fahrzeug und ließ sich sanft von den Wogen fortwälzen. Nun kamen die Beherztesten wieder auf das Oberloff und befreiten es von den Trümmern, mit denen es bedeckt war. Dauda blieb unbeweglich, das Knie an das Kompaßhäuschen gestützt. Aysche stand an seiner Seite, aber sie wagte es nicht, ihn anzureden.

Nach und nach traten die Schwarzen heran; es entstand ein Gemurmel, das sich bald in einen Sturm von Vorwürfen und Verwünschungen verwandelte. „Treuloser! Verräther!“ riefen sie, „Du trägst die Schuld an unserm Unglück; Du hast uns an die Weißen verkauft; Du hast uns zum Aufruhr gegen sie gezwungen. Du hattest uns versprochen, Du werdest uns in unser Land zurückführen. Wir Unsinnigen haben Dir Glauben geschenkt! Und jetzt gehen wir Alle zu Grunde, weil wir den Fetisch der Weißen beleidigt haben!“ Dauda hob stolz das Haupt, und eingeschüchtert wichen die Schwarzen zurück. Er ergriff zwei Gewehre, gab seinem Weibe ein Zeichen ihm zu folgen, schritt durch den Haufen, der sich ihm öffnete, und ging auf das Vordertheil des Schiffes zu.

Hier errichtete er eine Brustwehr von Fässern und Brettern und setzte sich sodann in die Mitte dieser Verschanzung, aus der die Bajonete der beiden Flinten drohend hervorblitzten. Man ließ ihn in Ruhe. Während die einen Aufrührer weinten, streckten die andern die Hände gen Himmel und riefen ihre und der Weißen Fetische an. Die Einen knieten vor dem Kompaß, dessen immerwährende Bewegung sie bewunderten, und baten ihn, er möchte sie in ihr Land zurückführen, die Andern legten sich in dumpfer Niedergeschlagenheit auf das Oberloff. Unter den Verzweifelnden denke man sich Weiber und Kinder vor Angst heulend und mehr als vierzig Verwundete, um Hülfe flehend, die ihnen Niemand leistete.

Da erscheint ein Neger strahlenden Angesichts auf dem Oberloff. Er kündigt an, daß er den Ort entdeckt habe, wo die Weißen ihren Branntwein aufbewahren. Seine Freude und seine Haltung beweisen hinreichend, daß er so eben ein wenig gekostet hat. Bei dieser Nachricht verstummt das Geschrei der Unglücklichen auf eine Weile; sie laufen in die Vorrathskammer und überladen sich mit dem Getränke. Eine Stunde später sah man sie auf dem Verdecke springen und lachen und sich allen Ausschweifungen viehischer Trunkenheit hingeben. So ging der übrige Tag und die ganze Nacht hin.

Beim Erwachen am Morgen neue Verzweiflung. Viele Verwundete waren in der Nacht gestorben; das Schiff schwamm umgeben von Leichnamen hin. Die See ging hoch; unglücksschwangere Wolken flogen am Himmel. Man hielt Rath.

„Die Weißen allein," sprach Dauda, „kennen die mächtigen Worte, welche diese großen hölzernen Gebäude in Bewegung setzen. Aber wir vermögen diese leichten Barken zu lenken, die denen unseres Landes gleichen (er wies auf die Schaluppe und die andern Böte der Brigg). Füllen wir sie mit Lebensmitteln an, besteigen wir sie, und steuern wir nach der Richtung des Windes; mein Herr und der Eurige wird ihn gegen unser Land hinwehen lassen." So unsinnig der Plan war, so schenkte man Dauda doch Glauben. Unvertraut mit dem Gebrauche des Kompasses, konnte man unter fremdem Himmelsstriche nur auf den Zufall umherirren; Dauda aber bildete sich ein, wenn er ganz geradezu vorwärts steuere, so werde er am Ende ein von den Schwarzen bewohntes Land finden.

Bald war Alles zur Einschiffung in den Stand gesetzt; aber nur eine Schaluppe und ein leichter Nachen waren brauchbar. Das reichte nicht hin für etwa achtzig noch lebende Neger; die Verwundeten und Kranken mußte man preisgeben; die Meisten baten, man möchte sie tödten, ehe man sie verlasse.

Nachdem die beiden Böte mit unsäglicher Anstrengung flott gemacht und über die Maaßen beladen waren, verließen sie das Schiff auf stürmischer See, welche alle Augenblicke sie zu verschlingen drohte. Der Nachen entfernte sich zuerst. Dauda hatte mit Aysche in der Schaluppe Platz genommen, die, viel schwerer und belasteter, beträchtlich zurück blieb. Noch hörte man den Klageruf einiger am Bord der Brigg gelassenen Unglücklichen; als eine starke Welle von hinten über die Schaluppe stürzte und sie mit Wasser füllte. Im Nachen gewahrte man das Mißgeschick, aber die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, aus Furcht, sie möchten einige Schiffbrüchige aufnehmen müssen. Beinahe Alle, welche die Schaluppe bestiegen, ertranken; höchstens ein Dutzend konnte die Brigg wieder gewinnen, darunter Dauda und Aysche. Als die Sonne unterging, sah man den Nachen am Horizont verschwinden — was aus ihm geworden ist, hat man nie erfahren. Ziehen wir einen Schleier über das eckelhafte Gemälde der Qualen des Hungers, der bald entstand. Nach wenigen Tagen lebten nur noch Dauda und Aysche am Bord der Brigg Augusta.

In einer stürmischen, schauerlich finstern Nacht lag Aysche auf einem Polster in der Kajüte des Kapitäns, und Dauda saß zu ihren Füßen; Beide schwiegen lange Zeit. „Dauda," rief Aysche endlich, „Dauda, Alles was Du leidest, leidest Du meinetwegen!" „Ich leide nicht," antwortete Dauda mit herbem Tone, und warf die Hälfte eines Zwiebacks, der ihm noch geblieben war, auf das Polster neben ihr Haupt.

„Behalte es für Dich," sprach sie, den Zwieback sanft zurück-

schiebend; „ich habe keinen Hunger mehr. Warum noch essen? hat denn nicht meine Stunde geschlagen?“ Dauda erhob sich, ohne zu antworten, stieg schwankend auf das Oberloff und setzte sich neben die gebrochenen Masten. Da senkte er den Kopf auf die Brust und pfiff die Weise seines Stammes. Plötzlich ließ sich ein gewaltiger Lärmen durch das Getöse des Windes aus der tobenden See vernehmen; ein Licht erschien. Dauda hörte Geschrei und ein breites schwarzes Schiff glitt neben dem seinigen hin. Er sah nur zwei durch eine Laterne beleuchtete Gestalten und ein Tauwerk. Noch einen Schrei stießen diese Leute aus und das Schiff verschwand vom Winde getrieben im Dunkel. Ohne Zweifel hatten die Wächter das schiffbrüchige Fahrzeug wahrgenommen, aber das Unwetter ließ keine Wendung nach der Seite zu. Einen Augenblick später sah Dauda die Flamme einer Kanone und hörte den Lärmen der Explosion; dann sah er die Flamme einer zweiten Kanone, aber er hörte keinen Lärmen mehr; dann bemerkte er nichts weiter. Den andern Tag erschien kein Segel mehr am Horizont. Dauda legte sich auf seine Matte und schloß die Augen. In dieser Nacht war Aysche gestorben.

Einige Zeit nachher erblickte eine englische Fregatte (die Charlotte) den Rumpf eines entmasteten Schiffes, das augenscheinlich seine Mannschaft verloren hatte. Eine Schaluppe wurde ausgesetzt; diese traf eine todte Negerin und einen so abgemagerten Neger, der mehr einer Mumie, als einem Menschen glich. Er war nicht mehr bei Besinnung, aber man konnte noch einen schwachen Athem bemerken. Der Wundarzt trug Sorge für ihn und als die Charlotte vor Kingston vor Anker ging, war Dauda vollkommen hergestellt. Um seine Geschichte befragt, gab er an, was er wußte. Der Pflanzer der Insel wollte, man solle ihn als rebellischen Neger hängen; aber der Gouverneur, ein menschenfreundlicher Mann, interessirte sich für ihn, weil er fand, seine Sache sey zu rechtfertigen, indem er nach Allem nur von seinem Selbstvertheidigungs-Rechte Gebrauch gemacht und überdieß nur Franzosen umgebracht hätte. Man behandelte ihn, wie die am Bord eines Sklavenschiffes ergriffenen Neger, welche confiscirt werden. Man gab ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, aber er empfing sechs Pence im Tage und Nahrung. Es war ein schöner Mann; der Oberst des fünf und siebenzigsten Regiments sah ihn und stellte ihn bei der Musik seines Regiments an, um das Klingspiel zu tragen. Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber selten. Dagegen trank er übermäßig Rhum und Tafia...... Er starb im Hospitale an einer Brustentzündung.

Aus Mainz.

Stadttheater.

Ich kann nicht dafür, wenn dieses Bild einem Nachtstücke ähnlich sieht, oder die Lichtpunkte in demselben allzusehr von Schatten zurückgedrängt sind; denn ich fasse den Zeitraum von drei bis fünf Jahren in den Rahmen, eine Epoche, worin unser Theaterwesen mannigfache Umgestaltungen, und selbst eine neue Aera erlebt hat. — Das alte Haus genügte nicht mehr, und es ward ein neues gebaut, ein prachtvoller Tempel, ein Lustsitz der Musen, eine heitre Wohnung für die heitre Kunst. Wir traten mit mächtigen Hoffnungen in den neuen Tempel und in die neue Aera; — es blieben Hoffnungen! Wahrlich, nicht ohne schmerzvolle Erinnerungen können wir vor dem alten Hause vorübergehen, zumal wenn wir bedenken, daß es dem Genius der Kunst nicht um schimmernde, sondern um würdige Verehrung zu thun seyn kann! Hat in diesem alten Hause nicht Haake gewirthschaftet, der edle Mann, der verständige Direktor, der bedeutende Künstler? Gingen hier nicht die ewigen Gestalten Shakespeare's, Lessings, Göthe's über die kleine Bretterwelt? Haben wir hier nicht unter Haake's vortrefflicher Leitung so schön geträumt von der goldenen Zeit der dramatischen Kunst? Haben wir nicht mit ihm gelebt und geschwärmt in dem wonnigen Bereiche des alten, griechischen Kothurns? Ach, das ist vorüber! Das alte Haus ist zur Kaserne geworden, das neue ist aus der Erde emporgestiegen, weit schöner, als jenes, aber ohne jene Lessing'schen, ohne die Shakespeare'schen Gebilde! — Haake ist weggekommen; denn er war zu gut für seine damalige Theaterepoche, und wollte nicht gerade gut genug seyn, mit seiner Ueberzeugung, mit seiner Gesundheit und seinem Vermögen sich die Anerkennung zu kaufen. Er ging nach Breslau. —

Es kamen neue Direktoren. Sie hatten viele Vortheile für sich, besonders den Vortheil, daß mit dem neuen Theater auch eine neue

Theaterwuth in die Menschen fuhr, welche Theaterwuth wir aber nicht verdammen wollen, denn sie hatte ihre schöne Begründung in der vorigen Schule; man hatte bei Haake gelernt, was die Bücher werden können für das Leben, für den Kunstgeschmack, selbst für die Veredlung des Herzens. Also ward der Theaterbesuch Bedürfniß, einen Platz im Theater zu haben, ward Ton, und die Kasse stand sich herrlich. Was hätte dieses neue Regime nicht alles für das Institut thun können? Zu welcher bedeutenden Kunsthöhe hätte es gesteigert werden müssen? Was hätte Haake mit diesen guten Mitteln vermocht, da er mit schlechten Mitteln Großes vermochte? Aber Meter und Wolf standen an der Spitze — und wie von diesen die Interessen der Kunst gewahrt wurden, wissen wir nun! Geiz und Habsucht waren die Motive ihrer Handlungsweisen; die alten Träume von würdiger Verehrung Melpomenens paßten nicht in ihren Kram; sie wollten der Menge genügen, wie der Direktor im Vorspiel zu Göthe's Faust; die lustige Person jenes Vorspiels fehlte auch nicht, die das Höhere persiflirte — aber es fehlte der Dichter, der für das Hohe begeistert war; darum gelang Meter und Wolf das böse Spiel! Für unser gutes Geld wurden wir mit Hoffnungen hingehalten und mit Täuschungen abgespeist. Charakterlos, wie das Repertoir, war auch die Summe der Leistungen des Personals. Dieser schöne Tempel und dieser erbärmliche Dienst der Kunst — es war eine bittere Satyre auf unsern Kunstsinn, eine heillose Parodie auf Haake's vortreffliche Schule! Die Direktoren gingen und lachten in's Fäustchen. Der Fluch der Kunstfreunde begleitete sie! —

Remie kam, unser jetziger Direktor. Die erste Lebensregung, die er von sich gab, war — daß er für dießmal nichts thun könne, weil die Leitung für die Theatersaison von 1834 ihm zu spät übertragen worden sey, als daß noch ächte Künstler herbeizuschaffen möglich gewesen wäre. Also abermalige Täuschung! Was geschah? Wir gingen in's Theater, begnügten uns mit der Mittelmäßigkeit, schufen einen Theaterertrag, der früher nie so stark war (80,000 fl.), und ließen uns mit der Zukunft trösten. Sollte man da nicht glauben, wir empfänden den Mangel des Guten und des Schönen gar nicht, oder wir seyen lau für die heiligen Interessen der Kunst? Aber dem ist nicht so! Der Mainzer ist wohlwollend gegen Aufrichtigkeit, streng und unbarmherzig gegen die Schamlosigkeit. Hätte Remie, statt seine Schwäche einzugestehen, mit einer Kraft geprahlt, die nirgends wahrgenommen wurde, gewiß es wäre ihm übel ergangen! —

Zum Glück thaten wir wohl daran, noch etwas auf Direktorenwort zu bauen. Remie versprach uns für die Saison von 1835

goldene Berge, und er scheint zum Theil Wort halten zu wollen. Wenigstens ist Remie ein Ehrenmann, zeigt guten Willen für das Institut, Sinn und Liebe für die Kunst, und viele Fähigkeiten. Wir haben freilich Vorzügliches auch dießmal nur an der Oper, und das Drama ist auch unter Remie arm, sehr arm! Aber wenn ich dieß Verhältniß beklage, so muß ich im Allgemeinen den Geschmack des Tages beklagen. Wo ist die Stadt, wo das Drama sich mit der Oper messen dürfte? Man will unterhalten aber nicht erhoben seyn, man sucht Reize aber keine Stärkung, man wähnt im Leben Größen genug zu haben, um sie nicht erst in den Höhen der Kunst zu suchen. Seydelmann selbst, der größte Mime der Zeit, hat er nicht Mühe, im Urtheile der Menge sich auf der Höhe des Ruhmes dieser oder jener abgöttisch verehrten Rosine, Norma, Alice rc. des Tages zu erhalten? — Unsere Oper ist gut; Baß, Tenor, Bariton, Alt, Sopran, kurz alle Stimmen- und Rollen-Qualitäten sind zwei-, dreifach, meist gut, oft vorzüglich besetzt; der Dirigent der Oper (Hofkapellmeister Ganz) voll Fleiß und guten Willens. Das Orchester von seltener Präcision und Güte; der Chor kräftig, Maschinen und Dekorationswesen ganz vortrefflich — was bleibt da für den ächten Ohren- und Augenschmaus noch zu wünschen übrig?! Es leben Rossini, Bellini, Auber, Donizetti, die Helden des Tages! — So hat aber die Oper doch wenigstens einen Charakter, nur das Drama hat keinen! Heute wird ein schlechtes Lustspiel gut gegeben, morgen ein gutes verhunzt. Aechte Tragödien sind Seltenheiten; tauchen sie einmal auf, müssen wir sie mit Thränen erkaufen, wenn auch nicht mit Thränen der Rührung, doch mit Thränen des Mitleids über das vergebliche Sichabmühen kleiner Talente an großen Motiven und Charakteren! Nur das Kotzebue'sche und Iffland'sche Konversationsstück geht zuweilen in würdiger Gestalt über unsere Bretter. Aber man wird dieser Hausmannskost nachgerade müde; man weilt nicht gern immer im Schlamme der Alltäglichkeit und Kleinlichkeit, man sehnt sich doch zuweilen auch hinaus aus der Sphäre der Hofräthe in die Heimath des Genius und der Kraft — und wehe dem, der dann für jetzt noch bei uns Befriedigung sucht. Doch wollen wir von Herrn Remie auch für das Drama noch Manches hoffen. —



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, den 7. November.

-: Einer der Koriphäen des Leopoldstädter Theaters, der Prototyp der süddeutschen komischen Maske, Ignaz Schuster, ist heute gestorben. Vor wenigen Tagen erst nahm er öffentlich Abschied von der kleinen Bühne, und jetzt mußte er so schnell von der großen Weltbühne abtreten. Da sein Wirken zu Ende war, wurde er abgerufen; seinen Culminations-Punkt, überhaupt seine Glanzperiode, wo er als Staberl, Wölferl, Knackerl Naturmaler war, und Aller Zwerchfell erschütterte, hatte er längst schon überlebt. Friede seinem Staube! er hat seine Sendung hienieden erfüllt, denn er hat viele Menschen lachen gemacht, und das ist beim Himmel! mehr, als was so viele Heldenthaten, welche die Menschen weinen machten. — Die Gley-Rettig gibt im Hofburgtheater Gastrollen und gefällt sehr, wie sie denn immer auch schon früher als engagirtes Mitglied der hiesigen Hofbühne gefallen hat, und auch blos wegen Kabale und Liebe ausgetreten ist, nicht wegen Schiller's Kabale und Liebe, sondern wegen Kabale à parte und wegen Liebe à parte. Jetzt ist das Engagement schwieriger, da sie den, zwar nicht unbrauchbaren, aber auch nicht ausgezeichneten, für das Burgtheater ganz überflüssigen Herrn Rettig als Beigabe in den Kauf bringen will; als Gretchen (in Faust) ist sie wirklich unübertrefflich. — Das Schicksal des Hofoperntheaters, das in der letzten Zeit durch Düport sehr herabgekommen, einer Residenzbühne ganz unwürdige Produktionen gab, ist noch immer nicht entschieden. — In der Literatur ist Stagnation; die Theater-Zeitung charlatanisirt fort, die Schilt'sche Zeitschrift für Mode und Wissenschaft, jetzt unter eines Herrn Withauers Redaction, vegetirt fort, die Jahrbücher der Literatur schreiten wacker fort, die österreichische Zeitschrift unter Leitung Kaltenböcks siecht fort, die kleinen Blätter kriechen fort rc. — Saphir hat ein eigenes Journal herausgeben wollen, was ihm aber nicht gestattet wurde. Desto enger hat er sich nun mit Bäuerle verbunden, und ist dessen Quasi-Mit-Redakteur

Aus dem Brief eines Reisenden aus Brünn.

Ich mußte mich Geschäfte halber diesen Sommer über bis zum Monat November in Brünn aufhalten, und hatte dabei Gelegenheit zu der Bemerkung, wie ein kluger Theater-

Direktor, der seine Mittel geltend zu machen weiß, auch in kleineren Provinzstädten (Brünn zählt beiläufig 36,000 Einwohner) bei seinem Publikum in der ungünstigsten Theaterzeit eine Vorliebe für die Bühne unterhalten und ihm so ausgezeichnete Genüsse gewähren kann. Ich selbst habe das Theater mit geringer Unterbrechung fast unausgesetzt besucht, denn ein anziehender vorzüglicher Gast folgte dem andern, und Jeder wurde von dem guten Ensemble trefflich unterstützt, so gedrängt die Darstellungen nach einander Statt haben mußten, — denn es wird auch in Brünn das ganze Jahr über täglich gespielt. So sah ich in fortgesetzter Reihe folgende Gäste in ihren vorzüglichsten Rollen in Brünn: Herrn und Madame Rettich, geb. Gley, Herrn Pauli und Herrn Pusch vom Hoftheater in Dresden, Mlle. Wolf vom Theater in Cöln, Herrn Scholz, den berühmten Komiker vom Theater an der Wien, Herrn Birnbaum vom Hof-Theater in Cassel, Herrn Carl La Roche, Mlle. Peche und Mlle. Wildauer vom Hofburgtheater in Wien, Herrn Moritz, K. würtembergischer Hofschauspieler aus Stuttgart (in früherer Zeit ein Mitglied der Brünner Bühne), die Alt-Sängerin Mad. La Roche und endlich die gefeierte Schröder-Devrient und Fräul. Charlotte v. Hagn. — An neuen Stücken wurde bei Gelegenheit dieser Gastspiele gegeben: Die Einfalt vom Lande, die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, die Liebesboten, Abenteuer auf dem Eilwagen, Bürgerlich und Romantisch, der Hirsch, die Schwäbin, Capricciosa, die Vorleserin, Nach Sonnen-Untergang, der Liebe und des Zufalls Spiele, die Braut aus der Residenz, das goldene Kreuz, die Entführung vom Maskenball, Eulenspiegel, Fortunats Abenteuer, Wahn und Wahnsinn, Conradin, Mährchen im Traum, Stimme der Natur, Lüge und Wahrheit, Alboin, Tochter des Geizigen, Tasso's Tod.

Literarische Uebersichten.

DIE KRÜMCHEN-FEE
(La fée aux miettes)
von
Carl Nodier.
Aus dem Französischen übersetzt von
K. v. Kronfels.

Aarau. 1835. Verlag von H. R. Sauerländer.

—* Nodier sagt: er könnte seine Erzählung weiter ausdehnen, allein diese Ereignisse müßten dann in einer naiveren, weniger geistreichen Sprache erzählt werden, als die französische ist. Daß der Verfasser seine Sprache auf Kosten der andern geistreich nennt, wollen wir der nationalen Eitelkeit des Franzosen zu gut halten; wenn er aber den Mangel an Naivetät, an der nothwendigen Unterlage des Mährchens kennt, so darf man ihn fragen, warum er es unternommen hat, die Krümchen-Fee zu schreiben? Der geistreiche Nodier hätte erkennen müssen, daß ohne die Naivetät der Sprache die Feen-Geschichte die Hälfte ihres Werthes verliert. Ich glaube, man sollte dieses Genre der Dichtung den Deutschen überlassen; auf deutschem Boden trägt sie goldene Früchte, auf fremder Erde treibt sie nur Blätter, aber keine Blüthen. Der kindliche Sinn der Deutschen macht diese empfänglich für das Mährchen, darum besitzen sie auch mehr Schöpferkraft für solche Poesie. Nodier erlahmt so bald, und spinnt dann den Faden langweilig fort. — Das Interesse für den Stoff hat sich bei ihm nicht erhalten, wie soll es sich beim Leser erhalten. Unsere Fantasie muß es widrig anregen, daß die Fee ein häßliches altes Weib ist und bis auf einige Traumnächte ein solches bleibt; daß der Held sich mit einem, mehre Jahrhunderte alten Zwerge mit Fangzähnen verbindet. Eine solche Figur könnte bei unsern Dichtungen nur als böse Fee dienen, oder sie müßte mit einem Schlage der häßlichen Hülle entschlüpfen, und für das Auge des Geliebten wenigstens in ewiger Schönheit prangen. Daß das Ganze die Erzählung eines Irren ist, ändert die Sache nicht, denn das Irrenhaus ist ja nur das Gefäß, in welchem Nodier seinen geistigen Trank reicht. Die Uebersetzung vermochte das Gegebene nicht für unsern Gaumen zu würzen.

ANDREAS
von
George Sand (Madame Dudevant).
Deutsch von Ludwig.

Coblenz, 1835, bei R. F. Hergt.

—* Die Verfasserin führt uns in eine kleine ländliche Welt; das Unglück bricht nicht stürmend in die Scene, eine sanfte Trauer entwickelt sich aus übergroßer Reizbarkeit des Gefühls, und bringt den Tod einer zarten Blume, die in besseren Händen ein reiches Leben entfaltet haben müßte. Diese kleine Welt ist aber mit so lebhaften Farben geschildert, ihre unscheinbaren Interessen und Intriguen treten so scharf in das Licht, daß man sich in den Kreis hineingebannt sieht, ob er gleich nur aus einem Landjunker, einer eifersüchtigen Nätherin, einer schwärmerischen Blumenmacherin, einem schwachmüthigen jungen Menschen, des Landedelmanns Sohn, und einem liederlichen Burschen besteht, der indessen dem Leser ein treues Bild der anmaßenden jungen Leute gibt, wie man sie in allen kleinen Städten Frankreichs zum Ueberdruß findet, von denen man sich so gerne zu den höchst liebenswürdigen Fünfzigern flüchtet. Madame Dudevant zeichnet eine Weiblichkeit ohne Prüderie,

ohne jenen angemaßten weiblichen Stolz, den Schriftstellerinnen den Genossinnen ihres Geschlechts beilegen, um der Welt die Versicherung zu geben: »so sind wir.« Die Verfasserin spielt nicht selbst in der Novelle mit, macht nicht eine ihrer eigenen verfehlten Leidenschaften zum Musterbilde der Liebe, die sich in diesem Buche entspinnt, — sie vermeidet diesen obersten Fehler der Romane, die wir Damen zu verdanken haben. Dem Uebersetzer ist es nicht vollkommen gelungen, die Liebenswürdigkeit des Ausdrucks nachzubilden.

Musik.

Halevy hat eine neue Ouvertüre zu seiner Oper „die Jüdin" geschrieben, welche zum ersten Male aufgeführt wurde, als der König und die Königin der Belgier der Vorstellung beiwohnten.

Theater.

Stuttgart, 10. Nov. 1835.

• Herr Marr, Regisseur des Braunschweiger Hoftheaters, dessen Gastspiele schon vor einiger Zeit in der Europa angekündigt waren, ist bis jetzt viermal hier aufgetreten, und zwar als Shylock im Kaufmann von Venedig, als Soliman in Zriny, als Baruch in Dienstpflicht und als Abdallah in Rafaele. Der Standpunkt des Gastes war kein leichter. Man war seit geraumer Zeit gewöhnt, alle Rollen, welche Herr Marr zu spielen pflegt, von Seydelmann geben zu sehen, und man weiß ja, wie gern sich jedes Publikum in unnützen Vergleichungen herumzutreiben pflegt, statt die Individuen an und für sich zu betrachten und zu beurtheilen. Ueberdieß waren der Erscheinung des Gastes Sagen vorangegangen, die man zwar nicht zu seinem Nachtheile erfunden hatte, die aber jeden Falls der Aufmerksamkeit der Stuttgarter eine schiefe Richtung zu geben im Stande waren. Talent und ein kräftiger Wille brechen sich indessen überall Bahn, und ein tüchtiges Anfassen von Seiten des darstellenden Künstlers wird dem Zuschauer stets den Grad von Achtung einflößen, der ihn alle Nebendinge rasch auf die Seite schaffen heißt und eine freie Beobachtung bewirkt. Herr Marr gewann sich bei allen seinen bisherigen Vorstellungen Beifall im Publikum. Seine Produktionen werden hauptsächlich effectvoll durch kecke Zeichnung und frische Färbung. Ueber den Geist seiner Auffassungsweise und die speciellen Nuancen seiner Darstellung nach dem Schlusse der Gastspiele.

— Die Eröffnung des neuen Galté-Theaters in Paris steht bevor. Der Prolog heißt: Vive la Gaité! Dann folgt ein Drama in drei Akten: la Tache de Sang und ein Vaudeville: Un Tissu d'horreurs. *)

Russisches Theater in St. Petersburg.

Seit der ersten Woche nach Ostern 1834 bis zum Carneval 1835 wurden 311 russische Vorstellungen gegeben, von denen 262 zum Vortheil der Direktion, 35 zum Vortheil verschiedener Künstler, und 4 Gratis-Vorstellungen waren. Letztere bei Gelegenheit der Einweihung der Alexanderssäule. Während der großen Fasten, wo die Theater geschlossen bleiben, fanden zwei Koncerte im Michael-Theater statt, von denen eins zum Vortheil der Invaliden, das andere zum Vortheile des Kapellmeisters Haase war. Im Laufe des Theaterjahrs gab man 48 neue Stücke, nämlich 5 Tragödien,

*) Es lebe der Frohsinn; der Blutfleck; ein Gewebe von Schrecknissen.

worunter 3 Originale, 1 aus dem Französischen und 1 aus dem Deutschen; 6 Dramen, von denen 5 aus dem Französischen; 4 große Lustspiele, alle aus dem Französischen; 4 kleine, wovon 2 aus dem Französischen; 3 große Opern aus dem Französischen, Zampa, die beiden Nächte und Robert der Teufel; 24 Vaudevilles und Singspiele, von denen 20 aus dem Französischen und 2 Ballets. Folgende Stücke zählten die meisten Vorstellungen: 1) das Trauerspiel: Fürst Michel Wassiliewitsch Skopin Schuisko, von Kukolnik — 6 mal; 2) das Drama aus dem Französischen: Henriette — 11 mal; 3) die Lustspiele Soliman II., oder die drei Sultaninnen, nach dem Französischen, und Vater und Pathe, gleichfalls nach dem Französischen — jedes 4 mal; 4) das kleine Lustspiel: das erste Debut, nach dem Französischen — 7 mal; 5) Robert der Teufel — 25 mal; Zampa — 18 mal; das Vaudeville: Herr Jovial — 21 mal; das Ballet: Cäsar in Aegypten von Titus — 20 mal. Außerdem wurden 7 alte Ballete neu einstudirt und der Bauchredner Alexander gab 17 Vorstellungen. Diese Notiz wird einen Maaßstab für den Geschmack der russischen Bevölkerung der Hauptstadt abgeben können. Die hohe Welt besucht vorzugsweise das französische Theater; das russische Theater behauptet des Nationellen wegen aber dennoch den ersten Rang; das deutsche Theater ist unbedeutend.

Künstler-Prozess.

Mad. Malibran hat sich von Herrn Johann Rossi, dem Mailänder Theater-Korrespondenten, der ihr das dortige Engagement verschaffte, das ihr jeden Abend an 3,000 Fr. einträgt, wegen der Summe von 250 Fr. verklagen lassen, welche er als Courtage von ihr in Anspruch nahm. Die große Künstlerin und reiche Dame verschmähte es nicht, vor Gericht zu erscheinen, um den ihr zugeschobenen Eid zu leisten, daß Johann Rossi bei ihrem Engagement nicht thätig gewesen war. Dieser ist aber der Vorstand aller Theater-Agenten in Italien und seiner Ehrlichkeit wegen bekannt. Da ganz Mailand von Rossi's Unterhandlung in dieser Angelegenheit unterrichtet war, so weiß man jetzt ziemlich gewiß, daß der schöne klangvolle Mund, der bis jetzt nur auf der Bühne in Liebessachen falsch schwören durfte, nun auch vor Gericht einen falschen Eid geschworen hat. Nun denke man sich, was das für Aufsehen macht! Ein sonderbares Völkchen, diese italienischen Künstler! Paganini feilscht mit einem Journalisten um 20 Franken, und läßt sich von ihm dafür herunterreißen, und eine Malibran unterzieht sich lieber einem entehrenden Prozeß, um 250 Fr. zu retten. Wenn das so fortgeht, werden wir bald nur Geklingel des Geldes in allen diesen schönen Tönen vernehmen.

Weiblicher Muth.

Man zeigt seit einigen Tagen eine Menagerie in Valenciennes. Das Interessanteste dabei ist ein junges, zartes Mädchen mit schwarzen Augen und sanfter Stimme, das mit dem Muthe Martin's und van Aken's in den Käfig der Hyäne geht, sie aus der Hand fressen und wie ein Windspiel über einen Stock springen läßt. Auch zu der Löwin geht diese Amazone, spielt mit ihr und schießt zwei

Pistolen auf sie ab, wo sich dann das Thier todt stellt. Alle diese Exercitien unternimmt sie mit Ruhe und Sicherheit. Man muß gestehen, daß, wenn schon kräftige Männer in solchen Unternehmungen Staunen erregten, dies noch mehr bei einem jungen schwachen Geschöpfe der Fall seyn wird, wenn man gleich alle Siege, die schönen Mädchen mit schwarzen Augen bis jetzt möglich waren, gern in Anschlag bringt.

Gesundheitspflege.

Der Magenwein von Bussang, der aus einer Mischung dieser Mineralquelle mit altem Malaga besteht, verdient, allgemein anempfohlen zu werden. Man trinkt ihn aus kleinen Gläschen vor oder nach der Mahlzeit, und er ist für Feinschmecker als Appetit erregendes, für Greise als tonisches und für Reisende als stärkendes Mittel zu empfehlen.

Der erste November 1755.

Die ungewöhnliche Witterung, das Erdbeben in verschiedenen Gegenden, der tiefe Barometerstand, Alles dies, was so Viele mit dem Kometen in Verbindung bringen wollten, und hie und da wohl auch an den prophezeihten Untergang der Welt dabei dachten, führt uns zu einem Rückblick auf den merkwürdigen November im Jahre 1755. Volle achtzig Jahre sind seitdem verschwunden, und die Schrecken und Verwüstungen jener Tage vergessen. Man verspürte damals zu gleicher Zeit auf verschiedenen Punkten des Erdballs Stöße und wellenförmige Bewegungen. Besonders aber wurde Lissabon davon heimgesucht. Ein furchtbares Erdbeben stürzte dort den größten Theil der Gebäude zusammen, wobei mehr als 30,000 Menschen umkamen. Der Pallast des Königs fiel in Trümmer, einen Augenblick nachdem der Monarch ihn verlassen hatte. Mehre Tage hindurch campirte er und die Königliche Familie unter Zelten und in einem einzigen Wagen, der gerettet werden konnte. Ein unterirdisches Feuer brach dabei hervor und verzehrte, was das Erdbeben verschont hatte. Auch Setubal in Spanien wurde bei dieser Gelegenheit von der Erde verschlungen; zu Toledo, welches 100 Stunden von Lissabon entfernt ist, erhoben sich die Gewässer des Tajo zehn Fuß hoch, und bei Cadix stieg das Meer 22 Fuß in die Höhe. Ein Enkel Racine's, Louis Racine, befand sich in Cadix und fuhr mit Postpferden längs dem Meere, um sich zu einem Feste zu begeben, als die furchtbare Ueberschwemmung hereinbrach und ihn mit fortriß. Auch in Afrika wüthete das Erdbeben. Bei Marocco öffnete sich die Erde und begrub einen ganzen Stamm Araber in ihrem Schooße. Merkwürdig ist es, daß der Kochelsee auf der Höhe des baierischen Mittelgebirges, an der Straße nach Italien, an demselben Tage auch wüthete und toste und das Ansehen eines wild aufgeregten Meeres hatte. Dies bezeugt noch jetzt eine Abbildung nebst Inschrift im Posthause, das am Ufer des Sees erbaut ist.

Gerichtshandel.

— Ein alter Soldat wird vor die Schranken gestellt. Er ist Nachts schlafend auf der Straße gefunden worden, und hat kein Zuhause.

„Ich habe Niemand," sagte er mit entschiedenem Tone, „der sich meiner annehmen will."

Der Präsident. Ihr arbeitet also nicht?

Der Alte. Zum Henker, mein Herr, ich habe zu meiner Zeit schon mitgemacht. Ich wurde in Spanien verwundet, und hatte erfrorene Füße bei dem Rückzuge von Moskau. Es geht mir schlecht, wie Sie wohl denken können. Ich bekomme nur Arbeit, wenn die Andern sie nicht mögen.

D. Pr. Habt Ihr keine Pension?

D. A. Pension? Nicht im Geringsten. Alles in Allem besitze ich nichts, als ein Blech zum Lumpensammeln.

Er wird aus Rücksicht zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt, und soll dann in ein Armen-Versorgungshaus gebracht werden. Der alte Soldat ruft, indem er abgeführt wird, mit halber Stimme: „Vive l'Empereur!"

Vermischtes.

Ein englischer Statistiker hat das Durchschnittsalter der sich in Paris verheirathenden Mädchen auf 21 Jahre herausgebracht.

— Delaroche, dessen Streit wegen der Malereien in der Magdalenen-Kirche mit dem Ministerium des Innern unsern Lesern noch im Gedächtniß seyn wird, ist nunmehr freiwillig zurückgetreten, und hat die 23,000 Fr. Vorschuß zurückgezahlt.

— Die Gesellschaft beduinischer Künstler, welche in Bordeaux Kunststücke gibt und bereits in Paris angekommen ist, besteht aus acht Männern und zwei Kindern von vier bis sechs Jahren. Einer von ihnen wird „der Alte" genannt, und ist 36 Jahre alt. Dieß ist das verehrte Haupt der ganzen Truppe; er ist noch mehr als seine Gefährten der Andacht ergeben, und hat nur unter der Bedingung sich engagiren lassen, um zur rechten Zeit die Wallfahrt nach Mecca machen zu können. Herr Desormes, welcher mit den Beduinen herumreist, ist ein Franzose, dessen Reisen in Afrika ihn mit dem Haupte eines Stammes bekannt gemacht haben, von dem er die zehn Beduinen unter der Bedingung erhielt, daß er sie 1) nach drei Monaten in ihr Vaterland zurückbringe, und daß sie 2) ihre Uebungen nur in Frankreich zeigen. Die Beduinen sind braun; ein einziger von ihnen ist schwarz. Dieser Letztere trägt einen Bart nach der Mode der jeune France. — Sie trinken niemals Wein, und nähren sich von Früchten und Gemüsen. Ihre Stärke und Geschicklichkeit übertrifft Alles, was man in dieser Art gesehen. In Bordeaux haben sie Enthusiasmus erregt. Die ganze Umgegend kam herbei, um sie zu bewundern.

Man ist in Paris bemüht gewesen, ihnen ein Quartier zu verschaffen, das sie dem unsanften Fächeln eines Pariser Winters nicht so aussetzt.

— Aus einem Tableau, welches die Gesellschaft der Gefängnisse in St. Petersburg herausgibt, ersieht man, daß während der Monate Mai, Juni, Juli und August d. J. sie an Geschenken erhielt 2565 Rubel 43 Kopek, womit 12 wegen Schulden Eingesperrte befreit wurden, deren Obligationen sich zwar auf das Doppelte beliefen, von welchen die Gläubiger jedoch fünfzig Procent herunterließen.

— Eine sonderbare Art von Wahnsinn zeigte sich kürzlich in einer Stadt in Frankreich. Ein reicher Eigenthümer war gestorben, und wurde

unter großer Begleitung zu Grabe bestattet. Der Kirchhof lag außerhalb der Stadt. Plötzlich erscheint ein bleicher Mann mit verwirrten Zügen, und befiehlt, daß der Zug halten solle. Die Freunde des Verstorbenen, welche ihn selbst zur Ruhestätte tragen, erschrecken darüber so sehr, daß sie den Sarg fallen lassen. Sogleich wirft sich nun jener Mann darüber hin, und ist bemüht, ihn zu öffnen. Nach dem ersten Schrecken versuchen die Andern, sich seiner Person zu bemeistern, und erkennen nun erst einen der besten Freunde des Verstorbenen, welcher verlangt an die Stelle seines Freundes gelegt und beerdigt zu werden, da jener seiner Familie sehr nothwendig sey, er aber ganz unnütz auf der Welt umher laufe. Nur mit Mühe konnte man ihn abhalten, dieses Opfer der Freundschaft darzubringen. Endlich gelang es jedoch, ihn nach Hause zu führen, wo er unter Aufsicht gestellt wurde. Man glaubt, daß der plötzliche Todesfall seines heißgeliebten Freundes den Verstand des Mannes verwirrt habe.

— Nach zuverlässigen Nachrichten aus Breslau beschäftigt sich Professor Steffens noch immer ausschließlich mit der Herausgabe seiner angekündigten Novelle: die Revolution, und bereitet außer derselben jetzt nichts weiter zum Druck vor, als noch ein kurzes Fragment aus seinen in Berlin gehaltenen Vorträgen über Religions-Philosophie für eine wissenschaftliche Zeitschrift. — Die verbreiteten Nachrichten über die literarische Wirksamkeit dieses Gelehrten sind also durchaus falsch und unwahr.

— Zu Bellini's Monument sind bis jetzt 12,656 Franken eingegangen. Herr Thiers hat 500 Fr., Aguado 250 Fr. beigetragen.

— Kürzlich wurde der Redacteur-Gérant des Charivari vor Gericht gezogen. Zu Anfang des Verhörs fragte der Präsident den Beklagten: „Herr Simon, kennen sie den fraglichen Artikel?“ — „Nein,“ erwiederte Herr Simon, „denn ich saß in St. Pelagie, und konnte mit Niemand verkehren.“ — „Ehe Sie Gérant des Charivari waren, Herr Simon, sind Sie Schusterjunge gewesen (garçon cordonnier)?“ fragte der Präsident weiter, und Herr Simon antwortete: „Ja!“ — Der Präsident konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Es scheint seltsam, daß Sie nun Gérant einer Zeitschrift geworden sind.“ —

— In der Nähe von Hastings (in England) lebt eine Dame, welche am 22. Sept. ihr 103. Jahr erreichte. — Sie ist die jüngste von drei Schwestern, von denen die eine 105, die andere 104 Jahre zählt. Eine derselben hat ein Söhnchen von 80 Jahren. Vor zwei Jahren starb eine vierte Schwester in ihrem 101. Jahre.

— Der Courier de l'Ain meldet, daß der mehrgenannte Uhrmacher Junod in Genf, der die große Erbschaft von einem Engländer gethan haben sollte, sich dieß nur in seiner fanatischen Begeisterung eingebildet hat. — Inzwischen hat er schon mehre große Schlösser in der Gegend von Genf gekauft, und da man seinen ungeheuren Reichthum für notorisch hielt, hatte man ihm dieselben zu sehr hohen Preisen überlassen; allein die, welche ihn zu prellen dachten, sind jetzt selbst die Geprellten, da alle Käufe rückgängig werden, indem nichts

bezahlt werden kann. Der reiche Erbe wird nun aus seinen Schlössern in's Irrenhaus ziehen.

— Mit dem 1. Januar 1836 hört die königliche Lotterie in Frankreich auf. Schon liest man auf den Boutiken, wo früher die Lotterie-Einnehmer ihr Wesen trieben, mit großen Buchstaben: „Boutique à louer."

— Madame Malibran, für die der Musikverleger Troupenas in Paris bereits 200 Franken zu Bellini's Denkmal gegeben hat, schickte kürzlich aus Mailand noch 400 Fr. zu diesem Zwecke ein.

— In der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich ein Buch, das in alphabetischer Ordnung die Namen aller derer enthält, welche unter Robespierre's Regierung das Leben verloren haben. Es füllt dreihundert Seiten.

— Vor einigen Tagen fuhr der König von Belgien, seine Gemahlin und die königliche Familie nach Versailles in einem Omnibus zu 24 Plätzen. Ein Detachement Nationalgarde und ein Husaren-Piquet sprengten neben dem Wagen mit gezogenem Säbel.

Nekrolog.

Der Künstler, der die interessanten Blätter, die unter dem Titel: „Berliner Witze" allgemein bekannt worden sind, zeichnete, ist am 2. Oktober in Berlin gestorben. Er hieß Franz Burchhardt Dörbeck. Er war am 22. Febr. 1799 zu Fellin in Esthland geboren, wo sein Vater Schneidermeister war. Schon im 19. Jahr war er als Graveur bei der Kaiserlichen Bank in Petersburg angestellt, und verheirathete sich. Seine Frau starb jedoch bald, und aus Gram verließ er Petersburg. In Riga, wo er sich nur 3 Jahre aufhielt, lernte er die Kupferstecherkunst, verheirathete sich zum zweiten Male, und kam im Jahr 1823 nach Berlin. Hier durchlebte er schlimme Zeiten, und erreichte nur mit großer Mühe die Stufe, die er zuletzt einnahm. Auch seine zweite Frau verlor er, und im Jahr 1833 heirathete er zum dritten Male. In der Kupferstecherei hat er, wenn auch nicht gerade Ausgezeichnetes, jedoch tüchtige und brauchbare Arbeiten geliefert. Im Zeichnen verdankt er die glänzendsten Erfolge dem eigenen Talente und Fleiße. Er hinterläßt eine Wittwe, drei Kinder — und kein Vermögen.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Bildnisse der Malibran und Cinti-Damoreau, in ganzer Figur. Sie sind Abends in ihren Logen (die Garderobe-Zimmer des Theaters) gezeichnet, und sehr ähnlich.
2) Herrmann's Kriegsgesang bei Besiegung der Franken. Eine originelle Komposition eines französischen Dilettanten.

Herausgegeben von August Lewald.

...rbeaut.

cresc.

ff

cresc. poco a poco.

ff

... bet! Macht Platz dem Deutschen

... ce! Fai-tes place au Ger...

hi... lass' ab, dich zu nen---nen, Die-ser

...ma... en vain que dans Ro---me un des...

We... bringt dir Schmach und Tod.

...po... -mai-tre sous les cieux.

2te Strophe

...m als Scep-ter Und den Schild ihm de Thron.

...ne lan-ce et leur trône un pa-vois.

3te Strophe

...i-er---ta-ge Sind die Ta----ge der Schlacht.

...es de fê-te de ses jours de com-bats.

Dolores.

Spanische Novelle. *)

Es war an einem Sonnabend, den 24. Mai 1823. Die Sonne hatte noch weit bis zu ihrem höchsten Stande; die ersten Colonnen der französischen Garde erschienen auf dem Prado, dessen Seitenalleen mit Madridern vollgepfropft waren. Der Frühling und die Kokotterie schienen in jenem Augenblicke die entgegengesetztesten Meinungen zu verschmelzen; royalistische und constitutionelle Damen beeilten sich, der Bewunderung der Sieger ihre zierlichen Füßchen zu präsentiren, welche durch die Eleganz einer castilianischen Beschuhung gehoben wurden; die schwarze oder weiße Mantille umgab den graziösen Contur ihres Gesichts, ohne ihn zu verschleiern, und lieh dabei ihren Köpfen den ungewohnten Anblick eines pikanten Putzes. Die Franzosen ließen nach allen Seiten ihre Heldenblicke schießen, worin sich die süßesten und wollüstigsten Lächeln theilten; man hörte nicht jenes tumultuarische Geschrei, das in den nördlichen Ländern als Zeichen der Volksfreude gilt, und selbst unter den Augen ihrer Geliebten und Ehemänner, von deren rachsüchtiger Eifersucht wir so viel hören, wagten es die schönen Hände, den fremden Kriegern Rosen zu überreichen, welche ihren Wünschen geheime und holde Gunst zu versprechen schienen.

Einige Mädchen gingen Arm in Arm vorüber, und machten sich sowohl durch ihre lautere Freude, als durch ihre anmuthige Haltung bemerkbar. Obgleich ihre Kleidung und ihr Anstand eine höhere Klasse der Gesellschaft verkündeten, so beschränkte doch weder eine Mutter, noch eine Erzieherin oder sonstige Begleiterin den Ausbruch ihrer fröhlichen Laune; eine solche Freiheit, die bei uns die Lästerzungen herausfordern würde, verstößt in Spanien weder gegen die Sitten noch Vorurtheile. Eines dieser Mädchen schien allein eine kalte

*) Diese in Ton und Geist ächt spanische Novelle verdient, daß wir die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders darauf hinlenken. D. R.

melancholische Strenge unter dem Muthwillen der Uebrigen zu behaupten. Sie hatte sich der französischen Colonne gegenüber gestellt, ohne jedoch ihre Blicke dahin zu kehren. Diese Zurückhaltung trug aber nur dazu bei, daß die Augen aller Offiziere der siegenden Armee nach ihr gekehrt waren, und um so mehr, da ihre Schönheit von ganz südlichem Charakter grell abstach gegen die Gefühle, die sie ausdrücken zu wollen schien. Ihr Feuer war bedeckt, aber nicht verlöscht, und jeder scharfe Beobachter mußte ohne Mühe erkennen, daß es nur desto heller im Innern brannte.

Einem französischen Offizier, den wir Friedrich nennen wollen, war es gelungen, durch die Beharrlichkeit, womit er sie betrachtete, die Aufmerksamkeit der schönen Schmollenden auf sich zu ziehen; ja, sie ließ selbst in ihrer Physiognomie eine Mischung von Vergnügen und Zorn sehen. Nachdem der junge Mann mit seinen Leuten nach der Kaserne San Mateo marschirt war, welche in einer Nebenstraße, am Ende der Straße von Fuencarral lag, machte er sich so schnell wie möglich, gleichwie seine Kameraden, vom Dienste los; aber indeß diese Caffeehäuser und Restaurationen aufsuchten oder die Quartiere besichtigen gingen, welche ihnen von dem Ayuntamiento zugetheilt waren, flog er, von einem einzigen Gedanken erfüllt, zum Prado zurück, den er zu seinem großen Verdrusse fast leer fand. Hastig durchschritt er die Alleen, und hatte nun die Freude, durch die Entfernung der Menge desto leichter seine schöne Unbekannte zu bemerken, welche träumend und unbeweglich mitten unter ihren Gefährtinnen stand, fast an demselben Orte, wo er sie gelassen hatte. Die andern Mädchen schienen eifrig bemüht, sie aus ihren Gedanken aufzuscheuchen. Er näherte sich ihr zu schnell vielleicht, so daß sie aufblickend eine plötzliche heftige Bewegung verrieth, die auf diesem kühnen Gesichte fast den Charakter des Schreckens annahm; es war eine flüchtige Wolke, die vielleicht jedem andern Auge, als dem der Liebe, unbemerkt geblieben wäre. Die Glut dieses Klima's theilt sich selbst den Kindern einer nördlicheren Zone mit, und es gibt unter diesen bevorzugte Herzen, welche, gleich dem Spiegel des Archimedes, die Kraft besitzen, fremde Strahlen und Flammen in ihrem Busen zu concentriren. Wie von einem unsichtbaren Stachel getrieben, zog die schöne Castilianerin schnell ihre Gespielinnen durch die große und breite Straße von Alcala; dabei kehrte sie sich von Zeit zu Zeit um, um die Schritte einiger derselben zu beschleunigen, die sich nur mit Mühe von den lachenden Alleen des Prado zu trennen schienen, dessen herrliche Bäume in dem entholzten Spanien zu den Wundern gezählt werden; ihre Blicke fielen jedoch auch auf den jungen Fremden, als wollte sie sich versichern, daß

er auch da sey. Sie dachte nicht daran, in ihm die leiseste Hoffnung etwa durch ein Lächeln zu erregen, aber sie sah ihn, sie wußte, daß er da war, sie wußte, daß er für sie da war, und sie suchte nicht, dieß zu verbergen. Obgleich sie nicht darüber nachdachte, so fand doch zwischen Beiden eine Art von Einverständniß Statt, das von Liebe nicht weit entfernt war.

Als man die Puerta del Sol erreichte, welche in Madrid fast als Mittelpunkt zu betrachten ist, wo sich alle Straßen kreuzen, zerstreute sich die kleine Phalanx von Schönheiten, und die, welche das einzige Augenmerk Friedrich's war, wandte sich, von zwei Freundinnen begleitet, nach der Plaza Mayor, welche sie durchschnitt, um die Calle desselben Namens hinabzugehen bis zu einem Seitengäßchen an dem Palais des Königs, mithin in dem entferntesten und unbesuchtesten Viertel der spanischen Hauptstadt. Hier blieb sie endlich an der Thür eines einfachen und bescheidenen Hauses stehen; sie klingelte, wurde eingelassen, und die Thür schloß sich sogleich hinter ihr zu. Ihre Begleiterinnen, welche sich ähnlich sahen und gleich gekleidet waren, mithin Schwestern zu seyn schienen, gingen noch weiter, und Friedrich, der mit einem Blick das äußere Bild der Wohnung seiner Schönen in sein Gedächtniß geprägt hatte, ging ihnen nach, um ihre boshaften Anmerkungen abzuwenden, welche sie sonst gewiß in Ausübung gesetzt hätten. Auch wollte er ihnen zu verstehen geben, daß sein Nachgehen ihnen gelte, und wollte zugleich ihre Wohnung wissen, im Fall sie später eine Auxiliar-Truppe für ihn abgeben könnten. Endlich wurde er mit einem reizenden Doppellächeln belohnt, welches ihm als Zeichen gelten konnte, daß eine Jede von ihnen sich einbildete, sein Herz besiegt zu haben, und daß weder die Eine noch die Andere sich über seine Beharrlichkeit ärgerte. Nachdem er einige Zeit unter ihren Fenstern stehen geblieben war und sie sich hinter den Jalousien hatten sehen lassen, um einige Blicke und Zeichen mit ihm zu wechseln, entfernte er sich, das heißt, er flog dorthin, wo sein Herz und seine Wünsche ihn riefen. Jetzt aber konnte er seine Geduld auf die Probe stellen: er mochte unter den Fenstern hundertmal auf- und abgehen, Niemand ließ sich daran sehen. Er glaubte, daß er über die Zeit ausgeblieben war, in welcher eine Frau sich einem Manne zeigen darf, der es wagte, ihr zu folgen, um ihm zu verstehen zu geben, daß es ihr nicht ganz unangenehm war. Das Einzige, was er thun konnte, war, in einen der schlechten Läden der Nachbarschaft zu treten, wo er sich durch einige Einkäufe, deren er nicht bedurfte, bei dem Krämer einzuschmeicheln suchte, und dann das Gespräch auf eine Person lenkte, die er leicht bezeichnen konnte, da sie sich so tief ihm eingeprägt hatte.

Er nun, daß sie Donna Maria de Dolores hieß; wir müssen ihren Familiennamen ebenso, wie den Familiennamen Friedrich's, den Lesern verschweigen. So viel wollen wir hier sagen, daß er mit Ehren von der Nation genannt wurde. Ihr Vater war in dem Unabhängigkeitskampfe gefallen, und ihre Mutter hatte sich hierauf, obgleich noch jung, in ein Kloster von Burgos zurückgezogen; denn unter den Mauern dieser Stadt ruhte die Asche ihres Gatten. Die junge Dolores, welche diesen Namen durch prophetische Eingebung erhalten zu haben schien, da ihre Zukunft ihn leider nur zu sehr rechtfertigte, führte in Madrid mit achtzehn Jahren ein ziemlich unabhängiges, wenn gleich zurückgezogenes Leben in dem Hause einer Tante, der Schwester ihres Vaters, welche durch Krankheit verhindert wurde, alle Schritte ihrer Nichte zu bewachen.

Friedrich suchte noch nach Mitteln, sich in das Haus einzuführen, als vorübergehende Kameraden ihn lachend zu einem gemeinsamen Mittagsmahl fortschleppten. Vorerst gingen sie aber zum Ayuntamiento, um sich über ihre Quartiere zu beklagen, mit denen sie nicht zufrieden waren. Man legte ihnen die Liste vor, um sich bessere auszusuchen, und Friedrich, den hiebei ein Blitz durchzuckte, forderte sogleich ein Billet auf Donna Concepcion, die Tante, um sich gleich nach dem Essen als unwillkommenen Gast ihr vorzustellen.

Die Nichte empfing ihn: sie ward roth und blaß in demselben Augenblicke, und auf ihrem südlich beweglichen Gesichte war ihre innere Stimmung zu lesen. Es war die Schamhaftigkeit und der Schrecken einer Spanierin, die von der Energie ihres Charakters jedoch bald unterdrückt wurden. Friedrich grüßte sie mit einer höflichen und respectvollen Miene, indem er ihr das Billet gab, das sie keines Blickes würdigte. Eine Art von Duenna, die sie begleitete, stieß, nachdem sie den Inhalt des Papiers erfahren hatte, einen Schrei des Entsetzens aus, und behauptete, daß es von der Behörde abscheulich sey, einen fremden Offizier armen Frauen, wie sie, als Gast zu senden.

„Nicht doch," sprach Dolores, indem sie mit festem und ruhigem Ton ihr in die Rede fiel." Der Herr erwartet sicher nicht jede Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Frankreichs hier bei den Schlachtopfern der Franzosen zu finden."

Mit diesen Worten zog sie sich in das Zimmer ihrer Tante zurück, wo sie blieb, bis Friedrich, durch seinen Dienst genöthigt, ausgehen mußte.

Als er nach Hause kam, sah er wieder nichts von der Sennorita, und konnte es sich nicht verbergen, daß er allein es war, der ihr diese Zurückgezogenheit auferlegte. Er benützte jedoch ihre Abwesenheit, um

sich bei der Duenna einzuschmeicheln. Dieß war eine alte Arragonesérin, welche nach unserer lieben Frau del Pilar, d. h. vom Pfeiler, der Schutzpatronin der Stadt Zaragoza, Pilar genannt wurde.

„Ihr scheint mir nicht böse zu seyn," sagte die gute Alte nach einigem Zaudern mit einer leisen Stimme, als wenn es sich um ein großes Geheimniß handelte, „und doch meine ich, daß Ihr dazu bestimmt seyd, überall nur Zwietracht zu säen. Während Ihr ausgegangen wart, kamen zwei Freundinnen meiner Sennorita, denen ich ganz unschuldig Eure Ankunft in unserem Hause erzählte. Aber statt daß ich ihnen Eure Beschreibung mittheilen wollte, fingen sie an, Euch so trefflich herzumalen, daß ich nicht daran zweifeln konnte, sie kennten Euch. Dabei lachten sie ganz spöttisch, und wie die Sennorita Dolores dazu kam, haben sie ihr zu ihrem Siege gratulirt. Sie aber schien auf ihr boshaftes Geschwätz nicht zu achten, und sagte, bloß um sie zu verabschieden, ihre Tante, die sich ganz wohl befindet, sey schlimmer geworden. Mir aber befahl sie, weder Sie noch irgend einen andern Besuch zu ihr zu lassen, so lange Ihr im Hause seyd. Dabei aber sah sie mich nicht gerade an, und fügte noch leise hinzu: es sey ärgerlich genug für die arme Donna Concepcion, Euch im Hause zu haben, auch ohne das unbescheidene Geschwätz so junger Närrinnen. Ich antwortete ihr nichts, denn ich kenne den Charakter der Sennorita, und ich weiß, daß sie keinen Widerspruch leidet, aber es ist mir doch lieb, daß ich es Euch sagen kann, weil Ihr wie ein wackerer junger Mann aussehet, und ich denke mir, Ihr werdet nicht darauf bestehen wollen, hier zu bleiben, um mein armes Fräulein mit ihren Freundinnen zu entzweien; denn Ihr findet ja wohl leicht ein besseres Quartier, als dieses."

„Aber wo werde ich eine andere Dolores finden?" schrie der ungestüme Friedrich mit begeistertem Blicke, welcher der Alten wohl verrieth, daß sie hier fehlgeschossen hatte. „Ich kann es Euch nicht verbergen, meine liebe Pilar, ich liebe sie bis zum Sterben, und nun ich das Glück habe, ihr so nahe zu seyn, wollt Ihr mir den Rath geben, mich zu entfernen? Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit," — hier drückte er ihr ein Goldstück in die Hand, — „und unterrichtet mich von Allem, was Ihr hören werdet, und was nach Eurer Meinung für mich von Interesse seyn könnte."

Pilar hatte das verhängnißvolle Metall angenommen. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, in Zukunft bei Friedrich's Projecten neutral zu bleiben; auch schien es ihr nicht sehr darum zu thun zu seyn. Sie versuchte es also, ihm in seiner Liebe zu dienen, jedoch ohne einiges Glück. Sie mochte noch so sehr zur Jungfrau beten und ihr Kerzen

kaufen von dem Gelde, das ihr Friedrich gab: die einzige Jungfrau, die ihn hätte erhören können, blieb taub bei seinem stummen Flehen, das sie jedoch nur zu gut verstand.

Endlich beschloß er, sich eines heftigen Mittels zu bedienen. — Wer ihn wegen des Folgenden zu verdammen geneigt seyn sollte, hat keinen Begriff von der Gewalt, die spanische Augen unter jenem Himmel auszuüben vermögen.

Da er gewiß war, daß die Duenna es nicht wagen würde, sein Vorhaben offen zu durchkreuzen, so entschloß er sich, eines Nachts in Dolores Zimmer zu dringen. Diesem kühnen Unternehmen war keine förmliche Erklärung vorangeschickt worden, welche der bedrohten Schamhaftigkeit zugerufen hätte, daß sie auf ihrer Hut seyn sollte. Mit einer Fackel — denn selbst die Dunkelheit wollte er nicht zu seinem Schutze herbeiziehen — trat er vor das jungfräuliche Lager, wo die Schönheit schlief, ohne vielleicht zu ruhen. Er weckt sie vorsichtig auf, und indem er ihr einen Dolch aufdringt, den er bei sich trägt, richtet er selbst dessen Spitze auf sein Herz und flüstert ihr zu: „Jetzt kann ich mit Dir schalten, ohne dabei zu erröthen, denn es hängt von Dir ab, Dich zu vertheidigen.“

Und der Dolch blieb auf diesem unerschrockenen Herzen, bis die besiegte Dolores ihre Hand sinken ließ; — war es zu spät für ihre Tugend, mußte es nicht auch zu spät für ihre Rache seyn?

Glühend und ruhig schien die schöne Castilianerin sich endlich in ihr Glück zu ergeben, nicht aber in die Entfernung dessen, der es ihr bereitet hatte. Als Friedrich sich aus ihren Armen emporreißen wollte, sprach sie zu ihm: „Und hast Du denn geglaubt, daß es Dir erlaubt seyn würde, Dich von Deinem Schlachtopfer zu entfernen, um es der Schande und den Gewissensbissen Preis zu geben? Du wolltest Dich in dem Entzücken berauschen, das in der Liebe einer Spanierin ruht; nun sollst Du wissen, zu welchem Preise man sie erkauft.“

Er mußte sie in der That durch das Opfer seiner Freiheit erkaufen; er sah sich gezwungen, allem Umgange mit seinen Kameraden zu entsagen, und den wenigen Freuden, die Madrid einem Franzosen darbieten kann. Wenn ihn sein Dienst an einen Ort hinrief, so waren seine Schritte von Schritten gefolgt, die sich beständig zu vermehren schienen. Selbst wenn ihn seine Pflicht in dem engen Kreise eines Wachthauses zurückhielt, so gab ihm von Stunde zu Stunde, bei Tag und Nacht, ein abgeredetes Zeichen, das nur er allein verstehen konnte, die Gewißheit, daß das beobachtende Auge einer Schildwache unermüdlicher, als die unter dem Gewehr, über seine Treue wachte, viel-

leicht dann noch, wenn sich ihm schlafend, auf Traumes Flügeln, ein fremdes Bild in sein Herz stehlen wollte.

Wer wollte dieses Glück wohl unruhig nennen, das tausendmal süßer ist, als es unsere langweilige Gleichgültigkeit zu fassen vermag, und wann der Augenblick kam, der sie vereinigen sollte, so fühlten sie sich wie von einer durchsichtigen Wolke umgeben. Eine sanfte, unsichere Stimme fragte Friedrich um Alles, was ihm während der Trennung begegnet war. Gehorsam verweilte er dann auf tausend unbedeutenden Umständen, aber wann er endlich das Einzige mitzutheilen hatte, was sie interessiren konnte, so schwieg er. Aber dieses Stillschweigen erklärte ein Lächeln, und zugleich hefteten sich feurige Lippen auf die seinigen, um ihn zu belohnen für seine geheimnißvolle Bescheidenheit.

Das Corps, worin Friedrich diente, erhielt den Befehl zum Abmarsch. Es sollte nach Cadix marschiren, um einen König aus der Haft zu befreien. Der junge Franzose wußte nicht, wie er diese schmerzhafte Nachricht seiner Geliebten mittheilen sollte. Endlich, nachdem er damit zu Stande gekommen war, that sie nur die einzige Frage: „Du hast doch nicht gezaudert, will ich hoffen?“ Und wie sie sah, daß die Augen ihres Geliebten sie um eine Erklärung zu bitten schienen, fügte sie mit jener majestätischen Emphase hinzu, welche der castilianischen Mundart so eigenthümlich ist: „Franzose, ich bin die Landsmännin des Cid und der Ximene, und wie sie, müßte ich einen Geliebten verachten, der selbst, wenn er mich für ewig verlieren sollte, auch nur während einer Sekunde zwischen der Liebe und der Ehre schwanken könnte.“

Als der Augenblick des Abschieds kam, glaubte Friedrich seiner Geliebten einige Rathschläge ertheilen zu können, welche dazu beitragen sollten, ihre traurige Einsamkeit zu erheitern. „Wir lieben nicht auf dieselbe Weise,“ unterbrach sie ihn feurig; „in diesem Augenblicke bemerke ich es zuerst. Ich will, daß Du leidest, getrennt von mir, wie ich getrennt von Dir leiden will; ich will, daß mein trauriges Bild Dir erscheine mitten in den Vergnügungen, welche Dich für Augenblicke berauschen könnten. Lebe wohl; bedaure mich und reise.“ Friedrich reiste ab; ich überlasse es den Lesern, zu glauben, ob die erste Hälfte dieses Befehls vergessen wurde.

Er ging über den Tajo und den Guadalquivir, nach Toledo und Sevilla, und jener berühmteren Stadt, deren Namen mit Blut in den Annalen der Liebe eingeschrieben ist, Xeres de la Frontera, welches Spanien den Ungläubigen überlieferte. Unter den stolzen Mauern von Cadix warf er sich in die Wellen, welche den Trocadero bespülen

und vertheidigen; sie löschten nicht das Feuer, das ihn verzehrte. Er schrieb, wenn man ihm gleich gesagt hatte, daß er keine Antwort erhalten würde. Endlich sanken die Fesseln des katholischen Königs vor den französischen Kanonen, und er zog fort, das Herz von Stolz und Freude berauscht, um in Madrid sich die Myrthe zu holen, die er seinem Lorbeer beigesellen wollte.

Er eilte mit schnellen Schritten zu dem Hause, das er so gut kannte; aber die Thür, welche sich immer wie auf Zauberwort vor ihm öffnete, noch ehe seine Hand das Schloß berührt hatte, bleibt unbeweglich bei seinem wiederholten Klopfen, und als schon die Verzweiflung ihn zu ergreifen begann, da erschien eine menschliche Gestalt; soll ich sie ein Weib nennen? ich vermöchte es nicht. Nicht sie war es, sondern Pilar; um zehn Jahre älter geworden, gleich einem Schatten; sie erkannte ihn, kehrte ihm den Rücken, verbarg ihr Gesicht, und floh, so schnell, als es die Schwäche ihr gestattete. Friedrich eilte ihr mit zerrissenem Herzen nach, bis in Donna Concepcion's Zimmer, die er seufzend allein auf ihrem Schmerzenlager fand. „O Sennora,“ rief er mit Angst und Wuth in der Stimme, „wo ist Dolores? wo haben Sie sie? Sie ist meine Gattin, mein Leben; Gott und die Natur verbieten Ihnen, sie mir länger vorzuenthalten.“ —

„Ach,“ antwortete ihm schluchzend die arme Kranke, „ich weiß es so wenig, als Sie; denn Ihre Sprache scheint mir den Ausdruck der Wahrheit zu haben, und in meinem Schmerze klagte ich Sie an, daß Sie sie mir geraubt hätten.“

Friedrich schwieg; nicht eine Thräne floß aus seinen Augen; ein Gedanke übermannte ihn. Und er heftete sich an ihn, wie der Schiffbrüchige an das letzte Brett.

Das Gedächtniß der Liebe ist treu und sicher; obgleich er den Namen des Klosters in Burgos nur einmal gehört hatte, so wußte er ihn noch. Dorthin richteten sich alle seine Wünsche und Gedanken. So lang er noch in Madrid war, erkundigte er sich bei den Freundinnen seiner Geliebten, wo er jedoch nichts, als ein kokettirendes Wohlwollen fand, das ihm in keiner Hinsicht Dienste zu leisten vermochte.

Endlich erschien der Befehl zum Rückmarsch nach Frankreich; er erblickte die Schluchten der Somosierra wieder, welche durch die Tapferkeit der polnischen Lanciers so berühmt geworden sind; er sah Lerma wieder, dessen Namen sich beigesellte dem Minister einer kraftlosen Tyrannei und des mitleidlosen Aberglaubens; endlich erblickte Friedrich die hohen Thürme der prächtigen Kathedrale von Burgos.

Er flog nach dem Kloster hin, welches Donna Francisca, die Mutter seiner Dolores, bewohnte. Seine plötzliche Ankunft machte

Aufsehen in diesem Orte des Friedens. Die Aebtissin, die er im Sprachzimmer sah, obgleich ihr sein Besuch nicht ganz unerwartet zu kommen schien, sagte ihm, daß Donna Francisca nie einwilligen würde, sich dem Anblicke eines Kriegers auszusetzen, von denen, welche auf Napoleons Befehl die Tage ihres Gatten verkürzten, und daß sie nur durch Gewalt dahin gebracht werden könnte; mehr blieb ihr nicht, dem jungen Franzosen zu antworten. In demselben Augenblick hinterbrachte man ihr leise eine Botschaft, die sie auf ärgerliche Weise zu überraschen schien; ihre noch eben so ruhigen und unbeweglichen Gesichtszüge verriethen es; sie beschleunigte den Abschied des unglücklichen Friedrich, nachdem sie ihn gebeten hatte, ihr seinen Namen zu sagen, und das Corps zu bezeichnen, zu welchem er gehörte, wie auch den Wirth, bei welchem er einquartirt war, unter dem Vorwande, ihm vielleicht eine Botschaft von Donna Francisca mitzutheilen zu haben.

Trostlos verließ Friedrich dieses weite Grab, wo er gehofft hatte, das Leben wieder zu finden.

Er besuchte die prächtige Kathedrale, und kniete nieder, nicht um Gott anzuflehen, sondern um zu der Mutter der Schmerzen zu bitten, zu jenem Weibe, der Vermittlerin zwischen der Gottheit und dem Menschen, reiner als die Engel des Himmels, weil sie geprüfter wurde, deren unendliche Liebe mehr als die mütterliche, womit die Mutter des Schöpfers alle Geschöpfe umfaßt, Theil nimmt an allen Leiden, die wir in diesem sterblichen Leben erfahren, selbst an denen, die sie nicht kennt, von deren Daseyn sie nicht einmal Kunde haben kann, da die unverlöschliche Reinheit ihrer himmlischen Seele sich ihnen nie nahen konnte.

Es war Nacht geworden; er irrte ungewiß in den stillen Straßen von Burgos umher, und seine Schritte führten ihn nach einer Art von Platz oder Spaziergang, den man, wie ich glaube, den Espolon nennt. Ein Grabmal zog Friedrichs Aufmerksamkeit auf sich. Es war nur einfach, aber der Name, der daran glänzte, machte ein stolzes Mausoleum daraus: es war das Grabmal des Cid.

Die Strahlen des Mondes, von leichtem Gewölke umfangen, fielen auf das unscheinbare Grab, wo die Asche eines Helden ruhte. Friedrich konnte seine Augen nicht davon losbringen. Er war von einer melancholischen Stimmung erfüllt, welche die empfinden, welche gefühlt, geliebt, das heißt gelitten haben.

Er hatte die unbewegliche Gestalt einer Frau neben dem Grabe für eine schwarze Marmorstatue gehalten; es schien ihm Ximene zu seyn; doch plötzlich fiel ihm ein, daß auf seinem Einmarsche in Spanien, als er durch Burgos zog, diese Figur nicht da gewesen war.

Er sah genauer hin, und ging um die Einfassung, um sie von verschiedenen Seiten zu betrachten; da gewahrte er eine leichte Bewegung an der Statue. Er trat rasch auf sie zu, und erkannte ...... Habe ich nöthig, sie zu nennen? Gibt es einen Leser, der sie nicht schon errathen hätte?

Sie lag halb ohnmächtig auf dem Fuße des Monuments; ihre feuchten Augen waren nach dem Himmel gerichtet; nach den leuchtenden Sternen, wohin ihre Sehnsucht schwebte. Die nahenden Schritte erschrecken sie; sie wendet den Kopf und erkennt ihn .... Allein mit ihr; rings Nacht, rings Stille; lag er zu ihren Füßen? lag er in ihren Armen?

„O heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen, meine heilige und himmlische Beschützerin! O Cid, Retter von Castilien, Retter des Glaubens der alten Christen! Und du, Mutter, die jetzt in frommer Zurückgezogenheit über meine Flucht verzweifelt! Schützet mich im Namen des Himmels! Schützet mich gegen mich selbst; denn ich habe nicht den schrecklichen Muth, Euch gegen ihn anzuflehen!“

Diese Worte drängten sich aus ihrer bebenden Brust; und in dem Augenblick, wo ihr Mund sich öffnete, um Worte auszusprechen, die ihr armes Herz verläugnete, hauchten ihre Lippen noch einmal Gelübde auf die Lippen des Fremden, jene flehenden Gelübde, welche Dolores aussprach, um durch himmlische Hülfe Kraft zu erlangen, sich von dem loszureißen, den sie liebte. Plötzlich fährt sie aus der Umarmung, die sie an ein Herz gefesselt hielt, das nur für sie schlug; sie greift nach Friedrich's Säbel, und reißt ihn aus der Scheide. Zur selben Zeit überreicht sie ihm einen Dolch; er zögert bei seinem Anblicke. „Nimm ihn,“ sagt sie, „ich will es; Du wirst bald sehen warum, und was für ein Recht ich habe, es von Dir zu verlangen.“

Er gehorchte.

„Und nun erfahre, Unglücklicher,“ fuhr sie mit einer entsetzlichen Ruhe fort, „um welchen Preis ich noch einmal die Deinige werden kann. Ich will gern für Dich eine Ewigkeit hindurch leiden; ich will Alles leiden, nur nicht Deine Abwesenheit. Im Himmel können wir nicht zusammen seyn; meine Mutter hat uns den Weg dahin versperrt, indem sie mir die Einwilligung zur Verbindung mit einem Franzosen verweigerte; uns bleibt daher nur die Hölle. Wirst Du jedoch den Muth haben, sie mit mir zu erwählen? Wenn Du mir mit dem Beispiel vorangehst, so schwör' ich Dir, als katholische Spanierin, daß ich Dir folgen werde. Ein doppelter Selbstmord befreie uns, und Satan selbst wird uns enger verbinden, als der Himmel es jemals im Stande gewesen wäre.“

Nach einer Pause fragte sie in demselben Tone: „Nun, Friedrich, was willst Du thun?“

Der unglückliche Friedrich zitterte zum ersten Male; ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirne. Er entfernte sich einen Schritt von ihr, nur einen einzigen Schritt; er schien einen Augenblick nachzudenken, nicht eine Minute. Auch Dolores erhob sich; er wollte ihr entgegen treten, aber sie stieß ihn verächtlich zurück mit dem Stolze einer Königin. „Du bist nicht mehr gefährlich für mich,“ sprach sie, „leb wohl, leb wohl für immer! Ich fürchte Dich von jetzt an so wenig, daß ich Dir Deinen Säbel zurückgebe; ich kenne Dich nun; nicht Kühnheit mangelt Dir; aber mit Deinem ganzen Muthe wirst Du, obgleich ich nun entwaffnet bin, weder meine Blicke noch meine Gegenwart ertragen können.“

Sie warf ihm den Säbel hin, und entfernte sich majestätisch; sie schritt durch die Ballustrade; Friedrich folgte ihr unmittelbar. Als sie diesen Ort verlassen hatten, wo sich ihre ganze Zukunft entschieden hatte, folgte er ihr in einiger Entfernung; er sah sie an die Klosterpforte anklopfen. Man öffnete schnell; er hörte die verworrenen Stimmen der Nonnen; aber eine ihm wohl bekannte Stimme drang durch die andern hindurch, und sprach in einem Grabeston die wenigen Worte, ohne ihre Abwesenheit zu entschuldigen oder ihre Rückkehr zu erklären: „Meine Mutter, ich werde nicht mehr von hinnen gehen.“

Die Thür des heiligen Orts schloß sich hinter ihr zu, und Alles umhüllte wieder der gewohnte Friede.

Aberglauben und Glaubensansichten im Volke.

(Schluß.)

Sommer-Sonnenstillstand.

Der alte, beinahe bei allen Nationen einheimische Gebrauch, den Sommer-Sonnenstillstand durch Anzünden von Feuern festlich zu begehen, ist noch in verschiedenen Provinzen von England beibehalten worden. Den Vorabend von St. Johann dem Täufer widmet man dieser Feierlichkeit. Manche heidnische, auf die Christen übergegangene Sitte wird in dieser Epoche des Jahres beobachtet. An gewissen Orten herrscht der sonderbare Gebrauch, daß man von einem Hügel ein mit Stroh umgebenes Rad schleudert, an welches man Feuer gelegt hat, wodurch offenbar die Sonne dargestellt werden soll, die zu dieser Zeit von der höchsten Höhe, zu der sie am Himmel gelangt ist, wieder herabsteigt. Viele Leute glaubten sonst, sie können sich durch dieses Mittel ihres ganzen Unsterns entledigen, den sie mit dem Rade herabrollen ließen. Die heidnischen Gebräuche bei diesem Feste können als Gegenstück zu den am Winter-Sonnenstillstand um Weihnachtszeit betrachtet werden. Beide Feste haben das Rad gemeinschaftlich, welches auf den alten runischen Tafeln die Weihnachtsfeier bezeichnete.

Als Beispiel des an den Vorabend des Sommer-Sonnenstillstands sich knüpfenden Aberglaubens führt man an, daß wenn eine unverheirathete Frau, welche den ganzen Tag gefastet hat, um Mitternacht ein weißes Tischtuch legt, und darauf Brod, Käse und Bier setzt, und sich dann, nachdem sie die Thüre offen gelassen, an der Tafel niederläßt, als wollte sie speisen, sie den Mann in das Zimmer treten sehen werde, den sie ehelichen soll; dieser werde mit einem Gruße auf ihre Gesundheit trinken, das Glas von Neuem füllen, es auf den Tisch setzen und sich mit einem zweiten Gruße entfernen.

(Das hat doch Deutschland mit England gemein, daß sich die meisten abergläubischen Ceremonien, Schicksals-Befragungen an gewissen Tagen unter gewissen Formen auf heirathslustige Jungfrauen beziehen.)

Auch eine Giftpflanze wird an diesem Abend gesucht, vor Schlafengehen unter das Kissen gelegt, und der Bestimmte muß im Traume erscheinen, wobei freilich der betäubende Geruch der Pflanze den halbwachen Träumen gut zu Statten kommen wird.

An manchen deutschen Orten pflegen die Mädchen Johanniskraut zu pflücken und an die Mauer ihrer Kammern zu befestigen. Bleibt es in Folge der Feuchtigkeit der Wand frisch und grün, so darf die Jungfrau überzeugt seyn, daß vor Ende des Jahres um ihre Hand geworben werden wird; verwelkt der Zweig im Gegentheil, so glaubt man, das junge Wesen werde ebenso hinwelken.

Man zündete solche Feuer nicht immer am Vorabend von Sanct Johann, sondern häufig auch an dem von Sanct Peter an. In Beauvais zündete man ein Feuer von Reisern auf dem Platze vor der Cathedrale am 28. Juni an, ebenso in Paris bei der Sainte-Chapelle. Hier aber besonders wurde seit der Erfindung des Schießpulvers das gewöhnliche Feuer in Kunstfeuerwerk verwandelt, obgleich ein Rest des alten Gebrauches beibehalten worden ist, indem die Magistrate an demselben Tage in jedem Jahre auf ceremoniöse Weise auf dem Greveplatze ein Holzfeuer anzündeten, ehe sie das Kunstfeuerwerk abbrannten. Dieses war von Vergnügungen aller Art, Musik, Mahlen, begleitet. Man findet bei Sauval über die Antiquitäten von Paris eine Kosten-Rechnung, wobei unter den Ausgaben aufgeführt sind: Symphonie, Bouquets, Rosenkränze, sieben Fackeln, worunter sechs von gelbem und eine von weißem Wachse, mit Sammetbändern verziert, ein Fäßchen Streitfeuer, vier und zwanzig Pfund Bisam-Dragées, zwölf Pfund trockenen Confects, vier Pfund Camichons, vier große Marzepan-Torten, drei große Wappen von Königszucker für das Mahl des Königs, seiner Brüder und ihres Gefolges, zwei und ein halb Pfund feinen Zuckers für die Crèmes und Früchte, zweihundert und sieben und fünfzig in Kapseln geordnete Dragées für die Damen und Herrn u. s. f. Dem gewöhnlichen Vergnügen fügte man noch eine sehr bizarre Unterhaltung bei; außer den Salven von schwerem Geschütz und Hakenbüchsen war es gebräuchlich, lebendige Katzen zu verbrennen, deren Geschrei eine gar sonderbare Musik bildete.

Bei den Feuern Johann des Täufers und den Freudenfeiern im Allgemeinen darf man eine Sitte nicht vergessen, nämlich die, über einen glühenden Herd zu springen, wenn die halb erloschene Flamme

den Sprung ohne Gefahr zuläßt. Der Ursprung dieses Gebrauchs steigt zum höchsten Alterthume hinauf. Nach Theodoret herrschte dieser Aberglaube in seiner ganzen Gewalt unter den Christen des fünften Jahrhunderts. Damals nahmen Männer und Weiber an der frommen Unterhaltung gleichmäßig Theil, und die Mütter, die mit ihren Säuglingen auf dem Arme nicht springen konnten, gingen rings um den Herd, überzeugt, daß sie auf diese Weise begangene Fehler sühnen und zukünftige Uebel abwenden könnten.

— In Deutschland, haben wir beizufügen, ist der Feuersprung noch in mehren Gegenden, besonders aber auf dem Schwarzwalde, üblich. Die Bewohner der umliegenden Hütten versammeln sich auf einem freien Platze; Jünglinge und Jungfrauen springen hoch über die angezündete Flamme, und die Geschicklichkeit erringt sich bunte Preise. Fröhliche Gelage, Musik und Tanz folgen dem Feuersprunge, dessen Entstehung nicht allein mit Freudenfeiern zusammenfallen mag, sondern vielmehr als ein, im Verlaufe der Zeit in Volksbelustigung verwandelter Ueberrest der bekannten Gottesgerichte erscheint. —

Peter und Paul.

Der Herausgeber dieser Blätter hat diesen Tag übergangen, der wohl für England keine Bedeutung haben wird. In Deutschland ist die Meinung sehr verbreitet, daß die beiden Apostel an diesem Tage ihr Opfer in den Flüssen haben müssen: am Lech ein Schwein, ein Pferd und ein Kind; am Neckar ein Lamm, einen Laib Brod und einen Mann; an der Iller einen Brauknecht u. s. w. Dieser Aberglaube ist leicht zu erklären. Peter und Paul ist einer der lustigsten Tage in Deutschland, und da sich der Deutsche hauptsächlich bei Wein und schäumendem Biere der Natur und seines Daseyns zu freuen pflegt, so mag der Mann die heiße Stirn am Abend wohl badend im Flusse kühlen wollen und sein Grab in der kalten Fluth finden, und Kind und Lamm mögen durch des trunkenen Führers Unvorsichtigkeit zu Grunde gehen. — Die prachtvolle Girandola am Peterstage auf der Engelsburg in Rom gehört in ein anderes Kapitel.

Der Tag des heiligen Swithin (15. Juli).

Die vierzig Regentage, welche man jetzt dem Einflusse des heiligen Swithin zuschreibt, gehörten sonst dem heiligen Johannes. Ganz England kennt die Vorzeichen, welche sich an den heiligen Swithin knüpfen. Folgendes sind die Umstände, von denen man die Vorbedeutung ableitet. Swithin, Bischof von Winchester, der im Jahr 868

starb, verlangte auf offenem Kirchhofe begraben zu werden, und nicht im Chore der Cathedrale, wie es bei Bischöfen gebräuchlich war. — Man vollführte seinen Willen, aber nach seiner Heiligsprechung glaubten die Mönche, es widerspräche der Würde eines Heiligen, im offenen Kirchhofe zu ruhen, und sie beschlossen, seine Ueberreste auszugraben und nach der Kirche zu bringen. Der 15. Juli wurde zu dieser Ceremonie anberaumt, welche mit großem Pompe vollzogen werden sollte, aber am Morgen fing es an, von den Wolken herabzuströmen, und es regnete vierzig Tage unaufhörlich, wodurch man gezwungen wurde, dem Vorhaben zu entsagen. Die Mönche, überzeugt, daß es unnütz sey, gegen einen Heiligen zu kämpfen, der über die Elemente zu gebieten vermöge, wollten ihn in seinem Grabe liegen lassen, und sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatten, beruhigte sich Swithin; demungeachtet fährt er fort, die Nachkommen dieser Eigensinnigen in jedem Jahre an seine Gewalt zu erinnern.

Bei dieser Gelegenheit muß der Einfluß auf Regenwetter angeführt werden, der in Frankreich gleichmäßig dem heiligen Medardus und dem heiligen Gervasius zugeschrieben wird. Daß man zwei, sich so nahe stehende Tage für einflußreich hält, mag von einer Verwechslung durch den alten und neuen Styl herrühren.

Der Einfluß des Medardustages wird in Deutschland hauptsächlich von den Weinbauern anerkannt. Ist dieser Tag erschienen, so ist kein Frost mehr zu befürchten, worauf sich der alte Reim bezieht:

Medard bringt keinen Frost mehr her,
Der dem Weinstock gefährlich wär.

Mit den vierzig Tagen des heiligen Swithin hat der in Deutschland allgemein verbreitete Aberglaube Aehnlichkeit, daß es vierzig Tage regne, wenn es am Tage der vierzig Ritter (9. März) geregnet hat. Das Volk sucht die unseligen Vorbedeutungen dieser Tage hauptsächlich durch Einhalten von Regeln mit günstiger Vorbedeutung zu entkräften, statt daß man in südlichen Ländern, den Vorzeichen nachgebend, die Hände sinken läßt. Die umfassendste Vorschrift ist in Nachstehendem enthalten:

„Säe Korn Egidii,
Haber, Gerste Benedikti.
Säe Flachs Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani.
Säe Hanf Germani;
Viti Kraut,
Erbsen Gregori,

Linsen Philippi, Jakobi,
Grab Rüben Vinkula Petri.
Schneid Kraut Simonis und Judä,
Trag Sperber (Falken zur Beitze) Sixti.
Fahn Wachteln Bartholomäi.
Bleib Stuben Kalixti.
Heitz warm Natali Domini.
Iß Lammsbraten Blasii,
Guten Hering Oculi mei;
Heb an Martini,
Trink Wein par Zirkulum anni (d. h. das ganze Jahr hindurch).

Petri Kettenfeier (1. August).

In England heißt dieser Tag Lammas day, was eine Verderbung der Worte Loaf Mass, Fest der Brode, zu seyn scheint.

Die Erntefeste kommen unter der einen oder der andern Gestalt überall vor. In allen christlichen Ländern ist es gebräuchlich, für die Schnitter und andere Diener des Hauses ein reichliches Abendbrod zu bereiten. Es herrscht vollkommene Gleichheit bei diesem Mahle. In den nördlichen Provinzen von England trägt man am letzten Erntetag eine Puppe im Triumphe einher, welche Mell-Puppe genannt wird, (was von dem germanischen Mehl herkommen mag); die Weiber folgen ihr mit schrecklichem Geschrei. An einigen Orten nennt man diese Puppe auch Kern-Kind (offenbar von Korn). Zuweilen erwählt man auch eine Ernte-Königin, welche die Göttin Ceres vorstellt. Man legt ihr reiche Gewänder an, gibt ihr in eine Hand eine Sichel, in die andere eine Garbe.

St. Bartholomäi-Tag.

An diesem Tage geht die Quarantaine des heiligen Swithin zu Ende, wovon das englische Sprichwort herrührt:

„Alle Thränen, die St. Swithin vergossen, werden durch St. Bartholomäi staubigen Mantel aufgetrocknet.“

In Deutschland ist dieser Tag von Vorbedeutung; ist er schön, so verspricht sich der Winzer eine gute Weinlese; bricht ein Gewitter aus, so gibt es einen schlimmen Herbst.

St. Lukas (18. Oktober).

In der Grafschaft York hat sich für diesen Tag eine sonderbare Sitte erhalten. Viele Kinder versammeln sich auf den Straßen, und verfolgen die Hunde mit Peitschenhieben. Dieser Gebrauch soll folgenden Ursprungs seyn: Ein Geistlicher, welcher am Lucastage die

Messe las, hatte das Unglück, die Hostie nach der Einsegnung fallen zu lassen; ein Hund, der am Fuße des Altares lag, sprang vor und verschlang sie. Die Entweihung des heiligen Mysteriums veranlaßte den Tod des Hundes und die Verfolgung des ganzen Geschlechtes dieser Thiere.

Der Tag des heiligen Crispin (25. Oktober).

Es ist dieses an vielen Orten ein großer Festtag für die Schuster, was von Folgendem herrühren soll: Zwei Brüder, Crispin und Crispinian, waren in Rom geboren, von wo aus sie sich im Jahr 303 nach Soissons in Frankreich begaben, um die christliche Religion zu predigen. Da sie unabhängig seyn wollten, verfertigten sie Schuhe, um ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen. Als der Statthalter entdeckte, daß sie heimlich der christlichen Religion zugethan seyen, und unter den Einwohnern Proselyten zu machen sich bemühten, so ließ er sie im Jahr 308 enthaupten, und seit der Zeit sind sie von den Schustern zu ihren heiligen Patronen erwählt worden.

(Dieser Sage ist der Hauptumstand beizufügen, daß der heilige Crispin bei Reichen das Leder gestohlen haben soll, um für Arme unentgeldlich Schuhe zu fertigen.)

Bei Gelegenheit dieses Festes erzählt man die Anekdote: Kaiser Carl V. liebte den Aufenthalt in Brüssel. Da er die Meinung der geringsten Unterthanen über sich und seine Regierung zu kennen wünschte, so mischte er sich oft verkleidet in freien Augenblicken unter alle Volksklassen. Als sein Stiefel eines Abends einer Ausbesserung bedurfte, ließ er sich die Wohnung eines Schuhflickers zeigen. Unglücklicher Weise war das gerade der Crispinstag, und der Schuhflicker, weit entfernt, zur Arbeit geneigt zu seyn, überließ sich mit seinen Kameraden der Freude und Lust. Der Kaiser nannte ihm jedoch den Dienst, den er von ihm verlangte, und bot gute Bezahlung für seine Mühe. „Eh! Mein Freund, wo kommt Ihr denn her?" sprach der Schuhflicker: „Wie könnt Ihr von einem Manne meines Standes verlangen, daß er am Tage des heiligen Crispin arbeiten soll? Wäre es Carl selbst, heute würde ich ihm keinen Stich thun; aber wollt Ihr hereintreten und mit uns auf die Gesundheit des heiligen Crispin trinken, so hängt das von Euch ab. Ihr werdet sehen, daß der Kaiser nicht glücklicher ist, als wir."

Carl nahm das Anerbieten an, und zur Wiedervergeltung der Gastfreundschaft, die er in der Versammlung der Schuhflicker gefunden, erlaubte er ihrer Zunft, Wappen zu führen. Das Wappen besteht in einem Stiefel, über welchem eine kaiserliche Krone schwebt.

Simonis- und Judä-Feiertag (28. Oktober).

In Paris pflegte man sonst, nach Sauvals Antiquitäten, etwas einfältige Menschen zum Temple zu schicken, um Wispeln zu verlangen, wobei sie gefaßt und von den Dienern im Gesichte geschwärzt wurden.

(Wie Petri- und Pauli-Tag an den deutschen Flüssen für einen Unglückstag gehalten wird, so Simonis- und Judä-Feiertag an den Seen der Schweiz und im bairischen Gebirge, nur daß es hier bei den tieferen, mehr zum Aufruhr geneigten Wassern stets Menschen seyn müssen, welche in den Wellen ihren Tod finden.)

Der Vorabend von Aller Heiligen.

In Schottland ist dieses der wichtigste Tag des Jahres in den Augen abergläubischer Personen. Nüsse und Aepfel sind die Haupt-Unterhaltungs-Gegenstände für den Abend. Hat man die Nüsse mit den Zähnen geknackt, so muß man die Schalen in das Feuer werfen, und die Nüsse selbst zwei und zwei. Brennen sie gleichmäßig und ohne sich zu trennen, so ist es ein Vorzeichen glücklicher Ehe.

Nach der allgemeinen Meinung in Schottland hat die Geisterwelt am Vorabend von Aller Heiligen besondere Gewalt; Hexen, Zauberer und Gespenster fliegen durch die Luft, und es gibt keine günstigere Epoche im Jahre für Diejenigen, welche diese überirdischen Wesen befragen und Aufschluß über zukünftige Ereignisse erhalten wollen.

Auf den orcadischen Inseln besprengt man die kranken Thiere mit einem besonderen Wasser und ebenso die Böte, wenn der Fischfang nicht glücklich gewesen ist. — Diese Ceremonie wird ebenfalls am 31. Oktober vollführt, wobei man auch ein Kreuz mit Theer über die Böte zieht, um des Himmels Gunst zu bewirken.

Man war überzeugt, daß in dieser Nacht ein Sabbat von besonderer Feierlichkeit gehalten werde, den man Hallowmass Rade (Reiterei von Aller Heiligen) nannte.

Aller Heiligen (1. November).

In Irland pflegt man an diesem Tage mit Zucker und Muskate gekochte Aepfel zu speisen. Dieses Fest war sonst besonders dem guten Geiste geweiht, der über Früchte und Saaten wacht. Man nannte es Lamas Ubhal — Fest der Aepfel.

Aller Seelen (2. November).

Im katholischen Deutschland eines der rührendsten Feste, wobei die Gräber mit Blumen geschmückt und mit bunten Lampen verziert

werden. Die Glieder der Familien suchen die Stätten der Vorangegangenen, um die Hügel mit Weihwasser zu besprengen und ein stilles Gebet zu verrichten, und fromme Gemüther lassen es nicht bei den Gräbern der Ihrigen bewenden, sie weihen auch fremde mit Gebet. Diese Sitte mag ebenfalls aus dem Heidenthum übertragen worden seyn. Wie jedes Fest, so wird auch dieses durch besondere Speisen ausgezeichnet, z. B. in München durch die Arme-Söller- (Seelen-) Zöpfe, kleines zopfförmiges Backwerk.

St. Martini-Tag (11. November).

Auf dem Continent wurde dieser Tag sonst festlich begangen; eine gebratene Gans war das Hauptgericht, das man zu seiner Feier verspeiste. (Noch heut zu Tage haben die Martini-Gänse ihre Celebrität in Deutschland erhalten.) In England speist man die Gans besonders am St. Michaelstage.

Die Vergnügungen, welche beinahe in ganz Frankreich am St. Martinitage Statt finden, haben eine so auffallende Analogie mit den alten dionysischen Festen, daß man nothwendig die Züge des ehemaligen Bacchusdienstes darin wieder erkennen muß. Man will dabei dem neuen Wein Ehre erweisen. Dieses Fest ist nicht einzig und allein, wie man glaubt, dem heiligen Martin geweiht; man nennt es nur so, weil es stets am Martinstage, am 11. November, gefeiert wird, zu welcher Zeit es auch bei den Heiden Bacchus zu Ehren begangen wurde. —

Eine sonderbare Coincidenz ist hier aufzuführen. In der Gegend von Paris wird die Weinlese den 7. und 9. Oktober gefeiert; und noch vor hundert Jahren setzte man bei diesem Feste in den Keltern eine Statue des Bacchus auf dem Fasse auf eine Tafel, und Diejenigen, welche an den genannten Tagen in die Kelter eintraten, mußten vor dieser Figur eine Kniebeugung machen; wer sich gegen das Gesetz verfehlte, wurde zu einer Anzahl Ruthenstreiche super posteriora verurtheilt; die Ruthe hieß aus diesem Grunde le ramon du baccanat. Der siebente Oktober ist im Kalender als das Fest des saint Baque und der neunte des saint Denys aufgeführt, zwei Benennungen, welche besonders an Bacchus und Dionysos, Namen des Weingottes im Lateinischen und Griechischen, erinnern. Nichts beweist besser als dieser Umstand, wie leicht man sich verirren kann, wenn man Vereinigungen und Annäherungen dieser Art allzu fleißig aufsucht; denn wenn der erste dieser Heiligen auch wenig bekannt ist, so sind doch die Existenz des heiligen Dionys, des ersten Bischofs von Paris, und

sein Märtyrthum, so sehr notorische Thatsachen, daß man den Heiligen nicht mit dem Dionysos der Griechen verwechseln kann.

Der Gebrauch unserer Tage ist der früherer Zeiten, und man hat ihn nur mit St. Martin bezeichnet, weil er mit der Epoche vereinigt blieb, in welche die Kirche das Fest dieses Heiligen gestellt hat. Die Vergnügungen des 11. November haben übrigens Nichts gemein mit dem Feste des heiligen Martin, wie es von der Kirche gefeiert wird, noch mit dem Charakter des Heiligen, der ein äußerst mäßiger Mann gewesen ist.

In Holland laufen die Kinder am Vorabend des St. Martin durch die Straßen, und singen auf eine sehr einförmige Melodie ein langes Lied, worin alle, in die Augen fallenden Gegenstände bezeichnet sind. Es fängt also an: „Besingen wir den Tag des heiligen Martin, wo die Knaben Hosen tragen, wo die Mädchen Röcke tragen, wo die Ochsen Hörner tragen, wo die Schafe Wolle tragen, wo die Kirchen Glocken tragen," und so bis in's Unendliche. Es ist schwer zu errathen, wie der heilige Martin mit diesem Geleier zusammenhängt.

Der Tag des heiligen Nicolaus.

Der heilige Nicolaus, der im vierten Jahrhundert lebte, zeigte seit seiner frühesten Jugend ungewöhnliche Frömmigkeit. Stets hat man ihn als Patron der Schüler und der jungen Leute im Allgemeinen betrachtet. Der Ursprung dieses Patronats ist folgender: Ein Mann von Range schickte seine beiden Söhne zu Vollendung ihrer Erziehung nach Athen, und befahl ihnen bei ihrer Durchreise den Bischof von Myra zu besuchen und seinen Segen zu erflehen. Als die beiden jungen Leute in Myra ankamen, stiegen sie in einer Herberge ab, und da der Tag schon zu weit vorgerückt war, so verschoben sie ihren Besuch auf den kommenden Morgen. Inzwischen machte der Wirth den Plan, sich ihres Gepäckes zu bemächtigen, und um seinen Raub zu verbergen, tödtete er sie, zerschnitt sie in Stücke, warf sie in eine Tonne mit Salz, in der Absicht, ihr Fleisch als eingesalzenes Schweinefleisch zu verkaufen. Der heilige Nicolaus hatte aber während der Nacht eine Vision, die ihm den Vorgang verkündete; sogleich begab er sich in die Herberge und warf dem Wirthe das Verbrechen vor, das er so eben begangen. Dieser, erstaunt, daß der Bischof schon von der so eben erst im geheimsten Dunkel begangenen That unterrichtet sey, stürzte vor dem Heiligen auf die Kniee, bekannte seine That und beschwor Nicolaus, Gottes Gnade für ihn zu erbitten. Der Bischof, von seinem Geständnisse und seiner Zerknirschung gerührt, begnügte sich nicht, Vergebung für den Sündigen zu erflehen, er bat auch Gott,

den jungen Leuten das Leben wieder zu geben. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als sich die Fleischstücke vereinten, die zwei Brüder aus ihrem Behälter sprangen und sich dem Bischof zu Füßen warfen. Der heilige Nicolaus hob sie auf, ermahnte sie, nur Gott allein zu danken, und gab ihnen gute Rathschläge für ihr zukünftiges Benehmen. Dann segnete er sie, und sie zogen voll Freude nach Athen, um ihren Studien obzuliegen. Auf vielen Gemälden wird der Bischof mit den jungen Leuten dargestellt, wie sie aus dem Behälter steigen.

Hospinian bemerkt, daß die Eltern am Vorabend des heiligen Nicolaus ihren Kindern gewöhnlich Geschenke verschiedener Art geschenkt haben, mit dem Vorgeben, daß sie der heilige Nicolaus ihnen durch das Fenster gebracht. Dieser Gebrauch rührt davon her, daß in der Geschichte des Heiligen angegeben ist, er habe drei junge Personen, Töchter eines armen Mannes, ausgesteuert, der durch das größte Elend getrieben, den Entschluß gefaßt hatte, seine Kinder preiszugeben. Der Bischof, von dem Plane unterrichtet, verhinderte die Ausführung, indem er eine volle Geldbörse in der Nacht durch das Kammerfenster warf, und den Vater so in den Stand setzte, seinen Töchtern eine ehrliche Haushaltung zu gründen.

Eine sonderbare Ceremonie stand sonst in Verbindung mit dem Feste des heiligen Nicolaus, und zwar: „Die Erwählung des Bischof-Kindes.“ In vielen Gegenden hatten die Schüler an diesem Tage die Gewohnheit, Einen aus ihrer Mitte zum Bischof zu erwählen und zwei Andere, die ihm als Diakone und Unterdiakone dienen mußten. Die übrigen Kinder geleiteten den mit der Bischofsmütze Geschmückten bis zur Kirche. Hier stand er dem Gottesdienst vor, und sang dann mit seinen Diakonen von Thüre zu Thüre, und sammelte Geld, nicht als Almosen, sondern als Steuer. Obgleich die Wahl des Bischof-Kindes schon im J. 1274 auf dem Concilium zu Nicea verboten worden ist, so findet man doch auch im siebenzehnten Jahrhundert, daß bei den Schulen, welche dem heiligen Gregorius, dem Pabste, ebenfalls einem Patrone der Kinder geweiht waren, ein Kind erwählt wurde, um Gregor vorzustellen, welches dann den Bischof spielte, während seine Kameraden die Geistlichkeit bildeten. Sonst fand auch eine analoge Ceremonie bei den Chorknaben der Kathedralen am Nicolaustage statt, wobei die Gewalt des kleinen Bischofs bis am Vorabend der unschuldigen Kinder dauerte. Bei der Kathedrale von Sarum machte das Bischof-Kind eine Art von Hirten-Besuch bei seiner Diözese; es hielt einen gewissen Staat und genoß entsprechender Vorrechte; ja man will sogar behaupten, daß es das Recht gehabt habe, Präbenden zu vergeben, welche während der Dauer seines Bischofthums

vacant geworden sind. Starb das Kind in diesem Monate, so wurde es, wie andere Bischöfe, im bischöflichen Ornate begraben. Die Obsequien wurden mit vielem Gepränge gefeiert; man errichtete ihm ein Monument, auf dem er in den Pontificalien dargestellt war. Vor etwa hundert und fünfzig Jahren entdeckte man das Grab eines solchen Bischof-Kindes in der Kathedrale von Salisbury. Diese Sitte scheint übrigens nicht allein bei den Kathedralen, sondern bei allen Kirchen des Königreichs eingeführt gewesen zu seyn. Ein Statut der Kollegial-Kirche von Saint Mary Offery in London, vom J. 1337, verbietet einem solchen Bischof bei der Procession seinen Kirchsprengel zu überschreiten. Am 7. November 1229, am Tage nach Nicolaus, las das Bischof-Kind der Heton-Kapelle in Newcastle am Tyne Vesper in Gegenwart König Eduard I., der nach Schottland reiste und ihm und seinen Assistenten ein beträchtliches Geschenk machte. Unter der Regierung Eduard III. bekam ein Bischof-Kind 19 Schillinge, weil es vor dem König in seinem Gemache am unschuldigen Kindertage gesungen hatte. Der Dechant Colet verordnet in den Statuten der von ihm bei Saint-Paul gestifteten Schule, es müssen alle Schüler am Tage der unschuldigen Kinder zur Saint-Pauls-Kirche kommen, um die Rede des Bischof-Kindes zu hören, hernach der Messe beiwohnen und dem Bischof-Kinde je einen Sol anbieten, desgleichen die Lehrer und Aufseher der Anstalt.

Der heilige Nicolaus wurde auch als Patron der Matrosen betrachtet, welche seinen Beistand im Sturme anriefen. Man sieht am Strande des Meeres viele, diesen Heiligen geweihte, Kirchen; Seeleute, die dem Schiffbruch entkommen sind, begeben sich dahin, um dem Heiligen für Rettung ihres Lebens zu danken, und an den Wänden Gemälde aufzuhängen, welche die Gefahr darstellen, in der sie geschwebt.

(Der Gebrauch, den Kindern am St. Nicolaustage Geschenke zu geben, besteht noch in seinem vollen Umfange in den Niederlanden. Am Vorabende legen die Kinder vor Schlafengehen einen Schuh auf den Kamin, während der Nacht steigt der heilige Nicolaus herab und füllt den Schuh mit Bonbons aller Art. Der heilige Nicolaus tritt hier an die Stelle des Neujahrstages der Pariser in Betreff der Geschenke an Bonbons, der Ueberraschungen und der Beleuchtung der Zuckerbäckerbuden.

In einem großen Theile des katholischen Deutschlands dient der St. Nicolaustag statt der, bei den Protestanten üblichen, Weihnachts-Bescherungen. Die Kinder finden beim Erwachen auf dem Bette kleine Geschenke aller Art, Spielwerk, Früchte und dergleichen; Nüsse und

Lebzelten dürfen dabei nie fehlen. Wie das Christkindchen bei den Protestanten heimlich in das Zimmer fliegt und für gute Kinder die Gaben einlegt, so ist es auch der heilige Nicolaus in Person, der diese Ueberraschung bereitet. Der Name des Heiligen unterliegt im Munde des Volkes wegen Veränderungen; man nennt ihn Schante-Clas, Sante-Clas, San-Clas, heil'ger Niclo u. s. w.)

Weihnachten und die Octave.

Gegen den St. Thomas Tag (21. Dec.) beginnt die Ausführung von Musikstücken, welche das Weihnachtsfest andeuten, und besonders von nächtlichen Gesängen, welche man auf den Straßen beinahe aller Städte von England hört. Die frommen Gesänge dieser Zeit steigen zum höchsten Alterthume hinauf. Der Bischof Taylor bemerkt, der erste sey die Hymne Gloria in excelsis gewesen, welche die Engel bei der Geburt des Herrn gesungen haben. Beim Weihnachts-Gottesdienst war es sonst bei den Engländern gebräuchlich, daß der Geistliche am Schlusse der ganzen Gemeinde freudige Weihnachten und glückseliges Neujahr wünschte. (In vielen deutschen Kirchen auf dem Lande herrscht der Gebrauch noch jetzt, daß der Pfarrer am Neujahrstage der Gemeinde, wohl sogar von Oben herab den Einzelnen, zuerst dem Bürgermeister u. s. w. Glück wünscht.)

(Während der acht Nächte vor und nach Weihnachten, fügt in Holland der Klappermann, der die Stunden schreit, stets denselben lächerlichen Gesang bei, worin er sie ermahnt, Weihnachten durch ein Gericht Kraut mit getrockneten Weinbeeren zu feiern, und wollten sie ein wenig Syrup beifügen, so werde der Ragout nur um so besser schmecken.)

Die in verschiedenen Ländern am Vorabend vor Weihnachten üblichen Gebräuche bieten den freudigsten Charakter und verbreiten Heiterkeit in dem traurigen Winter. Da und dort verziert man Häuser und Kirchen mit Zweigen von immergrünen Bäumen, die zu dieser Zeit mit ihren Beeren am meisten glänzen; freudige Gesänge erschallen in den Straßen, die nächtliche Musik der Wächter läßt sich vernehmen, die Glocken klingen um Mitternacht, Alles vereint sich zur Ergötzung der Einbildungskraft, und die Freude wird noch erhöht durch die zahlreichen Erinnerungen aus den Kinderjahren, welche sich beinahe in allen Geistern an das Fest der Geburt des Herrn knüpfen.

(In vielen katholischen Kirchen Deutschlands werden die Mitternachts-Metten gefeiert, welche fromme Gemüther bei der zweifelhaften Beleuchtung der hohen Gewölbe, bei dem strahlenden Glanze der Kerzen auf dem Altar und den schimmernden Pontificalien zu einem

schwärmerischen Schauer treiben, während sie in den nicht erhellten Nischen, Seitenkapellen und Kreuzgängen Unfug der ungezogenen Bursche veranlassen. — Von den Altanen an den Thürmen der protestantischen Kirchen erschallen Posaunen und Lieder; man nennt dieses: „das Kindlein wiegen!)

Beim Volke herrschen viele abergläubische Sagen in Beziehung auf den heiligen Abend, wie der Vorabend vor Weihnachten wohl auch genannt wird, und viele abergläubische Gebräuche werden in dieser Nacht beobachtet. So glaubt man in England allgemein, daß man alle Thiere auf den Knien finde, wenn man gerade um Mitternacht in einen Kuhstall trete. Auch sind viele Leute überzeugt, daß die Bienen in ihren Körben hingen, um den erscheinenden Tag zu begrüßen.

Die Weiber sind am Abend emsig bemüht, keinen Hanf am Rädchen zu lassen, aus Furcht, der Teufel möchte kommen, um für sie zu spinnen. Die Mädchen unterlegen diesem Gebrauche einen andern Grund; sie sagen, wenn sie versäumen würden, am heiligen Abend vollends Alles zu spinnen, was sich am Rädchen findet, so würde ihnen das Rädchen am Hochzeitstage zur Kirche folgen, wodurch ihre Gatten einen schlimmen Begriff von ihrer Arbeitsliebe bekommen müßten. Gebricht es ihnen indessen durchaus an Zeit, so salzen sie den Hanf, um ihn vor der Macht des Satans zu bewahren; ist Faden am Haspel geblieben, so muß man ihn nicht auf die gewöhnliche Weise abnehmen, sondern abschneiden. Dieselbe Vorsicht nimmt man am Charfreitag, aber aus einer sehr verschiedenen Ursache. Man sagt, da die Henker keine Stricke gefunden, um den Erlöser an das Kreuz zu binden, so haben sie Hanf von eines Weibes Rädchen genommen.

Daß mit Weihnachten am meisten Gebräuche, Sitten und Erinnerungen verbunden sind, kann kein Staunen erregen, wenn man bedenkt, daß dieselbe Epoche, in der die Christenheit die Geburt des Heilandes feiert, von den damals noch heidnischen Gothen wegen des Winter-Sonnenstillstandes unter dem Namen Yulo oder Jul der Sonne geweiht war.

Dieses Fest war bei den nördlichen Völkerschaften die große Opferzeit. Die Dänen scheinen selbst Menschen auf den Altären ihrer Götzen geschlachtet zu haben; bei den Gothen war es üblich, einen Eber zu opfern, denn nach ihrer Mythologie war dieses Thier, wie bei den Persern das Pferd, der Sonne geheiligt. Noch heut zu Tage backen die Bauern im Norden von Europa Brode in Form eines Ebers. Eines setzen sie mit Speck und andern Gerichten auf die Tafel, ohne es während des ganzen Festes zu berühren; sie glauben, das

bringe Glück. Dieses Brod nennt man Julagalt. In Schottland theilt man die letzte Hand voll Getraide, welche bei der Aernte geschnitten worden ist, am Morgen des Weihnachtsfestes unter die Pferde und Kühe aus, um sie das Jahr hindurch gesund zu erhalten. Sonst bestand die erste Platte, die man an Weihnachten mit Gepränge auf den Tisch brachte, in einem marinirten Wildschweinskopfe, der eine Citrone im Munde hielt.

Wer in Schottland am Weihnachtstage zuerst die Thür des Hauses öffnet, der ist überzeugt, daß er im kommenden Jahre glücklicher seyn werde, als die übrigen Mitglieder des Hauses, denn er hat Yule eingeführt. Ist die Thür offen, so setzen einige Personen einen Tisch oder einen Stuhl, bedecken ihn mit einer weißen Serviette, und legen Brod und Käse für Yule darauf. Frühe am Morgen, sobald Einer aufgestanden ist, stellt man einen neuen Besen hinter die Thüre. Alles um Yule einzuführen. Alle diese Gebräuche sind offenbar heidnischen Ursprungs, da Yule nicht nur personificirt, sondern als Gottheit verehrt ist, der man Opfer bringt. Auch ist es gebräuchlich, die Tafel vom Morgen bis zum Abend gedeckt zu haben und darauf eine Schüssel mit Brod und irgend einem Fische. Alle Eintretenden können davon nehmen, und man würde es für eine schlimme Vorbedeutung halten, wenn ein Fremder das Haus verließe, ohne Etwas genommen zu haben.

Eine andere lächerliche Ceremonie in Schottland heischt, daß jeder Diener, der ein wahres Interesse an seinem Herrn nimmt, am frühen Morgen des Weihnachtsfestes zum Brunnen gehe, um mit einer gewissen Formalität Wasser zu schöpfen. Dadurch sichert er die Wohlfahrt der Familie.

In den westlichen Provinzen von England ist es noch üblich, die Aepfelbäume an Weihnachten zu begrüßen, um sie fruchtbar zu machen. An gewissen Orten besuchen die Bauern jeden Obstgarten des Kirchspiels in Procession. In jedem Garten wählt man einen Baum, gleichsam als Repräsentanten der übrigen, und begrüßt ihn mit einer Formel, die sehr einem Zauberspruche gleicht, wonach man den Baum mit Most besprengt, um eine reiche Aernte für das kommende Jahr zu sichern.

In Schweden pflegten mehre Familien desselben Dorfes sich zu einem gemeinsamen Mahl zu vereinen, wozu jede Familie ihren Theil beitrug.

Die Geschenke, welche jetzt allgemein in Frankreich am Neujahrstage ausgetheilt werden, scheinen sonst einen Hauptpunkt der Weihnachts-Ceremonien ausgemacht zu haben. An welchem Tage man in

England auch gibt, so werden die Gaben doch Weihnachts-Gaben (Christmas box) genannt.

(In Deutschland sind die Neujahrs-Geschenke (etrennes) nicht üblich; es sey denn man belohne die Dienerschaft an diesem Tage mit Gaben. Desto glänzender wird namentlich bei den Protestanten der heilige Abend mit Geschenken, sonst nur an die Jugend, jetzt an alle Glieder der Familie gefeiert. Christbäume werden angezündet, d. h. man steckt hundert kleine Lichter auf kleine Tannen und hängt buntes Zuckerwerk daran, und auch der Aermste sucht die Seinigen mit dem letzten Pfennige zu beglücken.)

In einigen Ländern macht man für Weihnachten besondere Lichter, welche so dick sein müssen, daß sie am Vorabend angezündet bis zum Ende des Festtages brennen können; würden sie vorher erlöschen, so wäre das für die Familie die Anzeige eines im kommenden Jahre bevorstehenden Unheils. Abergläubische Personen lassen das Licht brennen, bis es von selbst erlischt; Andere blasen es aus und verwahren den Rest als einen Talisman.

Ein anderer Aberglaube in dieser Zeit besteht darin, daß ein Mitglied der Familie vor den andern aufsteht und ein Frühstück bereitet, welches diese im Bette zu sich nehmen müssen. Dieses Frühstück besteht gemeiniglich aus einem im Ofen gebackenen Kuchen mit Eiern. Für jede einzelne Person wird ein solcher Kuchen oder bannock bereitet, und zerbricht er, während man ihn röstet, so wird die Person, für die er bestimmt war, nicht bis zum nächsten Weihnachtsfeste leben.

In einigen Ländern scheinen die Frauen einen besondern Widerwillen gegen das Spinnen am Weihnachtstage gehabt zu haben. (Es ist eben nicht gerade zu begreifen, wie sich ein Engländer hierüber wundern kann, da in seinem Lande die Arbeit an Feiertagen bis in's Lächerliche gescheut wird. Aber auch in Deutschland wird man ein Weib bloß durch Zwang an Weihnachten zum Spinnen bringen können.) Hamilton gibt einen besondern Grund dieser Antipathie an, und beweist zugleich, wie sehr die calvinistischen Reformatoren Schottlands, der Heiligung aller Feste, den Sonntag ausgenommen, sich widersetzten.

Aus Verachtung für die in England gefeierten Feste, sagt er, nöthigen die schottischen Geistlichen ihre Frauen und Mägde im Angesichte des ganzen Volkes am Yule-Tage zu spinnen, und die ihrem Glauben zugethanen Gutsbesitzer zwingen ebenso ihre Pächter, Ochsen an den Pflug zu spannen; für diese Geringschätzung der Geburt Christi

hat sie der Herr auch gestraft, denn ihre Ochsen sind wüthend geworden, haben den Hals gebrochen und die Arbeiter verwundet, was in Schottland allgemein bekannt ist.

Bei Leuten von allen Ständen herrschte früher auch der Aberglaube, daß man den Tag nach dem Weihnachtsfeste den Pferden zur Ader lassen müsse.

Am Tage der unschuldigen Kindlein (28. Dec.) gibt es eine Feierlichkeit zur Erinnerung an den Kindermord auf Befehl Herodis; wovon Macrobius erzählt, der Befehl sey so rasch vollzogen worden, daß ein Sohn des Tyrannen von der Amme Brust gerissen und mit den andern Kindern geschlachtet worden.

Es war sonst gebräuchlich, die Kinder am Tage der Unschuldigen mit Geißelhieben zu erwecken, um ihrem Gedächtnisse das Andenken an diesen Mord gut einzuprägen und sie, in geringerem Maaße, das an diesen kleinen Märtyrern vollzogene Opfer fühlen zu lassen.

(In einigen Gegenden von Deutschland nennt man diesen Tag Pfeffertag, weil die Kinder das Recht hatten, mit Pfefferruthen (gewöhnlich Wachholderstauden) in die Häuser zu gehen, und die Beine der Einwohner so lange zu bearbeiten, bis man ihnen eine Gabe verabreicht. Auch diese Sitte diente anfangs zur Erinnerung an die Grausamkeit, welche man an den Kindern verübt hatte, da sie aber zur Steifbettelei ausartete, so unterlag sie der Polizei, und wird nur noch unter der Hand und auf dem Lande geübt.)

Dieser Tag ist ebenfalls von übler Vorbedeutung und wird von abergläubischen Personen nie zum Beginnen eines Geschäftes benützt.

Jahresschluss. St. Sylvester. (31. Dec.)

Der letzte Tag des Jahres wird in Schottland Hogmenay oder Hogmanay genannt. — Folgende Etymologie scheint die wahrscheinlichste:

„Der Ruf Hogmanay Trololay rührt aus den ältesten Zeiten. Man weiß, daß die Druiden am letzten Tage des Jahres mit großer Ceremonie in den Wald zu gehen pflegten, um mit goldener Hippe die Eichenmistel zu schneiden. Sie trugen sie am andern Morgen in die Städte und Schlösser der Großen, wo man dieselbe unter das Volk austheilte, welches sie als Amulet gegen Gefahr, besonders gegen Kriegsgefahren bei sich trug. Als die christliche Religion bei den barbarischen Celten und Galliern eingeführt wurde, so versuchte die Geistlichkeit, den heidnischen Sitten, welche sie nicht gänzlich zu vertilgen vermochte, eine christliche Wendung zu verleihen. So scheint man

auch bei dieser Gelegenheit verfahren zu seyn, denn gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte man vor den Synoden von Frankreich große Klagen über die Excesse, welche am letzten Tage des Jahres und am ersten Januar während des Narrenfestes von Personen beiderlei Geschlechtes verübt wurden, die sich bizarre Kleider anlegten, und mit Büchsen, tiretires genannt, in den Straßen umherliefen, um Almosen für die Wöchnerin zu sammeln. Diese Bettler nannten sich bachelets, guisards und ihr Oberhaupt führte den Namen Rollet-Follet. Während des Abendgottesdienstes drangen sie in die Kirchen ein und störten die Andacht der Frommen durch den Ruf: Au gui menez Rollet-Follet; au gui menez tiretire; mainte du blanc et point du bis. Auf die Einreden des Bischof von Angers verbot man ihnen im J. 1598 den Eintritt in die Kirche; dadurch wurden sie aber nur noch ausgelassener, liefen auf dem Lande umher, erschreckten die Bewohner in ihren Häusern, bis die Regierung im J. 1668 endlich wirklich genöthigt war, das Narrenfest zu unterdrücken. Die Aehnlichkeit des hier angeführten Rufes mit dem Hogmanay Trololay ist auffallend, und der alte Zusammenhang von Frankreich und Schottland macht es wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch von jenem Lande zu den Schotten hinüber getragen worden ist. Der Bischof von Angers sagt, der Ruf; au gui menez, Rollet-Follet, komme von den alten Druiden her, welche ausgegangen seyen, um die Mistel (le gui) zu sammeln, wobei sie auf dem Wege geschrien: Au gui l'an neuf, le roi vient! Wir dürfen freilich darum nicht glauben, daß die Druiden französisch gesprochen haben, aber man kann sich wohl denken, daß der Gebrauch fortgesetzt worden sey, während sich die Sprache änderte.

Unter den jungen Leuten mehrer französischen Provinzen hat sich die Sitte erhalten, durch Städte und Dörfer zu laufen, und unter dem Ausrufe: Aguillaneuf Geld zu fordern. Dieses Wort bedeutet zusammengezogen: allons cueillir le gui, voici la nouvelle année, qui vient — sammeln wir die Mistel, das neue Jahr erscheint.

Diesen Details sind einige Betrachtungen beizufügen. Ein Umstand, der gewiß die Aufmerksamkeit der Leser auf sich gezogen hat, ist der innige Zusammenhang zwischen den Gebräuchen verschiedener, von einander entfernter Nationen, wodurch sich offenbar ein gemeinschaftlicher Ursprung ergibt. Bei Untersuchung der Quellen, aus denen die verschiedenen Völker entsprungen sind, hat man sich hauptsächlich an die Etymologie der Namen und Sprachen gehalten; eine aufmerksame Prüfung der verschiedenen Gebräuche führt indessen ein nicht minder wichtiges Resultat herbei, und sollte bei historischen Forschungen nie vernachlässigt werden. Wir haben gesehen, daß unsere meisten

abergläubischen Sitten und Gebräuche gothischen Ursprungs sind, während andere von den Druiden und Celten auf uns übertragen wurden und da und dort ungemein viel Zusammenhang mit denen des Orient und besonders Persiens zeigen. Die Celten und Gothen stammten vom Osten. Die Wanderungen der Celten gehörten einer viel früheren Epoche an, als die der Gothen; jene hatten weniger Ceremonien; daher ist auch bei ihren Nachkommen weniger Aberglaube zu treffen.

Die Religion der nomadischen Gothen war im Ursprunge ebenfalls sehr einfach, aber die der Skandinavier erlitt eine große Veränderung bei der Ankunft Odins, der ihnen die berühmte Mythenlehre des Orient brachte und selbst am Ende unter ihre Götter versetzt wurde.

Andere Gebräuche sind uns durch die Griechen und Römer zugekommen; sie tragen ebenso den Stempel orientalischen Ursprungs an sich. Die Mythologie ist offenbar vom Orient gekommen, und die Römer haben die ihrige (dem größeren Theile nach) von den Griechen entlehnt. Aberglaube und Volksmährchen, mögen sie von Celten, Gothen, von Römern oder Griechen übertragen worden seyn, stammen so ursprünglich von den östlichen Völkerschaften ab.

Die Herrschaft der Gewohnheit ist so mächtig, daß selbst Personen, welche den absurden, dem Götzendienste entlehnten, Observanzen keinen Glauben schenken, unwillkührlich ein drückendes Gefühl in dem Augenblicke erleiden, da sie dieselben vernachlässigen. So erinnern wir uns, schließt der Verfasser dieser Bemerkungen, eines Marine Officieres von hohem Range, der den Aberglauben der Leute seines Standes verlachte, und besonders die unter ihnen allgemein verbreitete Ansicht, daß man den Wind herbeirufe, wenn man auf dem Verdecke pfeife, und doch erklärte uns dieser Officier offen, daß er stets eine Art von Unbehaglichkeit empfunden habe, wenn er auf der See während eines Sturms habe pfeifen hören. Bedarf es schlagendere Beweise von der Macht des Aberglaubens.

(Die étrennes der Franzosen, die Geschenke, welche sie sich am Neujahrstage gaben, stammen aus der Römerzeit, wo sich schon die Könige vom Volke Geschenke geben ließen. Als die Römer ihrer ersten Einfachheit müde waren, verwandelten sie die Geschenke, die zuerst in Datteln, Feigen und Honig bestanden hatten, in Münzen. Den Gaben fügten sie Wünsche und gegenseitige Freundschafts-Bezeugungen bei. Zur Kaiserzeit wurde der Gebrauch so allgemein, daß Jeder zum Glückwünschen kam und nach Kräften Geschenke brachte. August ließ von der Freigebigkeit seiner Unterthanen goldene und silberne Idole errichten. Ovid erklärt die Neujahrswünsche durch eine Antwort, die er in Janus Mund legt: Alle Dinge sind in den An-

fängen enthalten, darum werden die Auspicien aus dem ersten Vogel gezogen, den man erblickt.

Die Deutschen feiern die Sylvesternacht auf die Weise, wie sie alle fröhlichen, und man möchte auch sagen, alle traurigen Feste zu begehen pflegen: die Einen, die Frommen, mit Betrachtungen über das hingeschwundene Jahr, mit Zerknirschung und Reue, mit Weinen, und die Andern, die Mehrzahl, mit Weine. Am Morgen folgen die niedlich geschriebenen und vom Lehrer gut corrigirten Glückwünsche der Kinder sofort, dann die gegenseitige Galla-Gratulation der Alten, wenigstens in den allermeisten Städten, eine Sitte, die, wenn sie auch Jahrtausende alt ist, doch bald möglichst den Gnadenstoß bekommen sollte. Ist es denn nicht eine Thorheit, sich am ersten Tage des Jahres an die Prosa des Daseyns, an das nüchterne Ceremoniel zu erinnern, mit dem man ohnehin ein Viertheil des gesellschaftlichen Lebens tödtet.

Mit eines weisen Kirchenvaters Wort endige dieser Artikel. „Wir, die wir die Feste der Juden verabscheuen und ihre Sabbate, und Neumonde seltsam finden, wir vereinigen uns mit den Saturnalien und dem Kalender des Januarius, mit den Matronalien und Bacchusfesten. Neujahrs-Geschenke fliegen nach allen Seiten hin; überall nur fröhliche Bankette. Die Heiden wahren ihre Religion besser; denn sie hüten sich wohl, ein christliches Fest zu begehen, aus Furcht, sie möchten als Christen erscheinen, während wir nicht fürchten, Heiden zu scheinen, wenn wir ihre Feste feiern.)

Pariser Salons.

Von der

Herzogin von Abrantes.

Eine ganz eigenthümliche Specialität unseres Landes ist ohne Widerrede der Geschmack der Geselligkeit. Nirgends wird die Kunst des savoir vivre besser verstanden, als in Frankreich; nirgends war man so kritisch in Sachen des guten Geschmacks, der Manieren, der Reinheit und Anmuth der Sprache und der ausgesuchten Eleganz dieses savoir vivre, dieß war eine auferlegte Bedingung, stillschweigend eingeräumt von einem Jeden, der in der Welt lebt, d. h. nobel lebt.

Seit langer Zeit war Frankreich in dieser Beziehung die Herrscherin Europa's und selbst der ganzen Welt. Es war in den Salons von Paris, wo ein Fremder, welchen Rang, welche Stellung er auch in seinem Vaterlande bekleidete, erst den Grad eines „homme bien appris" einnehmen mußte. In Frankreich war es, und nur dort erhielt er die Weihe der feinen Welt, wo er ihre guten Ueberlieferungen erhielt; nur in den eleganten Salons von Paris hörte er erzählen mit jenem Reiz des Geistes, der sich nicht erlernen läßt, der sich aber Demjenigen einprägt, der fein genug ist, ihn zu verstehen und Vergnügen daran zu finden. Endlich war es nur in Paris, wo man Stoff zu plaudern fand, ohne daß die Politik und die aufgepflanzten Argumente der Gefahr, des Wortwechsels und selbst der Zweikämpfe ihr livides Antlitz bis in den belebten

und spirituellen Zirkel einer angesehenen Dame von Paris bringen durften.

Unter Ludwig XIV. nahmen die Vereine unter der eleganten und nobeln Klasse ihren Anfang; unter Franz I. bildete der Louvre und einige Häuser, deren Zahl eng begränzt war, jenes Tribunal, wo der gute Geschmack der Sitten und der schönen Rede ernst discutirt wurde. Unter der folgenden Regierung verwischte die Pracht Catharina's von Medicis auf einige Zeit die Eleganz der Diana, und der allmächtige Reiz Maria Stuarts erschien nur später mitten in unserer geselligen Welt, um sich dann desto tiefer bedauern zu lassen; unter den Brüdern Franz II. schien Frankreich durch Bürgerzwiste bewegt, dann allen Schrecknissen eines Religion-Krieges überlassen, Allem fremd zu werden, was noch guten Geschmack barg. Die Feste, welche die Königin Maria gab, hatten nichts Freudiges; der Tod wohnte in einem Lächeln, und der französische Charakter fand sich nicht mehr zurecht in einem Leben, welches nur erfüllt war von der Grausamkeit der Hinrichtungen, oder der Bemühung, ihm Strafe aufzuerlegen.

Heinrich IV. wollte, seiner Natur und seinem Geiste nach, daß sein Hof lustig und immer in Freuden seyn sollte. Er hätte selbst gewünscht, daß er elegant und prächtig gewesen wäre, aber zu viele Schlachtopfer röchelten noch rings um den Louvre, und dann war Maria von Medicis nicht die Königin, deren man zu solchem Werke bedurfte. Auch war die Regierung des guten Königs die Regierung des Herzens, weil das seinige, ganz Liebe, zugleich das Gesetz gab, und weil das Gesetz zu lieben, immer vollkommener befolgt wird, als jedes andere. Ihm aber kam es nicht zu, das Reich zu begründen, worin Frankreich so lange herrschen sollte.

Richelieu war der Erste, der die Verbindlichkeit auferlegte, das zu bilden, was man später „Gesellschaften“ nannte. Bis auf Ludwig XIII. waren sie unbekannt; die großen Herren lebten auf ihren Gütern, in ihren Statthaltereien, um dort fürstlichen Hofstaat zu halten. Richelieu nahm ihnen die Gewalt, und da sie nun nicht mehr sich mit kleinen und großen Intriguen beschäftigen konnten, so brauchten sie eine Nahrung für den Geist, und die Soupers, die Diners, wo sich die Liebenswürdigsten des Hofes vereinigten, wurden nicht bloß ein Mittel, ein angenehmes Haus zu machen, sondern sich selbst darin zu gefallen. Nichts desto weniger wurde die Sache gleich bei ihrem Ursprung so verstanden. Man sah noch lange Madame de

Longueville, Madame de Chevreuse und viele andere, sich mit politischen und zu gleicher Zeit mit Liebesintriguen beschäftigen. Die Memoiren jener Zeit führen uns in dieses Labyrinth, das nur von einem halben Lichte erhellt wird, und bringen uns zu dem Zeitalter Ludwig **XIV.**, dem eigentlichen der Kunst zu leben. Jetzt erst durften wir uns schmeicheln, Meister in der Wissenschaft der schönen Rede, der guten und feinen Sitten zu seyn. Wir hatten das Unbequeme, wie alles sich neu Begründende, das Ziel zu überschreiten. Aber zu derselben Zeit, als die **Precieuses ridicules** und die gelehrten Weiber Molière eines seiner schönsten Tableau's lieferten, setzten die Salons der Frau von Sevigné, der Frau von Lafayette und von Coulanges, der Ninon de l'Enclos, der Scarron und einer Menge anderer Frauen, aller Meisterinnen einer Schule des guten Geschmacks, nach einer jeden Stellung uns in das Recht ein, die Herrschaft über den Rest von Europa auszuüben.

Von dieser Epoche an wurde die Kunst des **savoir vivre** nirgend besser verstanden, als in Frankreich. Die Regentschaft befestigte sie noch mehr, denn nicht nach den Ausschweifungen einiger Individuen muß man eine Nation beurtheilen; man muß alle Klassen befragen und einen Unterschied zwischen den Ausnahmen und dem gewöhnlichen Leben gelten lassen; auch muß man seit der Regentschaft bis zur Revolution eine große Unpartheilichkeit gelten lassen und die Welt nach dem beurtheilen, wie sie seyn sollte. Was man die hohe Gesellschaft nannte, die des Hofes, des Adels und der **haute Finance**, dort fand sich jene gute Sitte, die so lange verloren schien, die von sich selbst wieder erstand, weil sie von der Großmutter ihrem Enkel eingeprägt war, der in dieser Schule mit dem Willen erschien, zu lernen, um später wieder zu lehren.

Es war eine Sache von hoher Wichtigkeit, um seine Stellung in der Welt einzunehmen, in dem Salon dieser oder jener Frau präsentirt zu seyn. Die Herzogin von Luxembourg, ehemals Madame de Boufflers, spendete Lob und Tadel, daß jeder junge Mann zittern mußte, der ihr vorgeführt wurde. In ihrem Salon befanden sich keine Gelehrten, aber so vollkommen angenehme Männer und Frauen, daß es ein Vergnügen schon war, sie irgend ein Abenteuer erzählen zu hören oder über ein anderes zu scherzen; in ihrer Unterhaltung, die ohne Zweifel Scandal enthielt, fand sich nie ein verwundendes Wort, das oft nur eine rohe Grobheit zeigt, ohne einmal den Vorzug der Freimüthigkeit zu besitzen. Die Revolution brachte in

Frankreich eine große Umwälzung der Gesellschaft hervor. Die Provinz erhielt den Gegenstoß der Wunde, welche man der Pariser Gesellschaft beigebracht hatte; jedoch war noch nicht Alles verloren, und wir konnten wahrnehmen, daß zur Zeit des Kaiserthums die Gesellschaft von selbst anfing, sich zu gruppiren und sich in Cotterien zu bilden, noch eigenthümlicher als vor der Revolution, und das mußte so kommen. Napoleon hatte den Willen, daß es so sey, und er begünstigte diesen Geschmack an limitirten Vereinigungen, das wahrhaft einzige Mittel, das zu erlangen, was man eine „Gesellschaft“ nennt. Paris erhielt endlich wieder Häuser, welche an bestimmten Tagen in der Woche zwanzig bis fünf und zwanzig Personen zum Diner hatten; man gab Bälle, jedoch nicht stärker, als zu zweihundert Personen; man soupirte; die Frauen blieben manchmal den Abend zu Hause, ich kenne selbst welche, die nie ausgingen; man war sicher, sie zu finden, und alle Abende sah man in ihrem Saal Schriftsteller, Weltmenschen, Staatsmänner, Künstler, Frauen von Geist, andere mit Schönheit begabt, einige zu gleicher Zeit schön und geistreich, wie die Herzogin von Ra .... Genug, diese ganze Welt sah sich gewöhnlich, kannte sich, man schwatzte, man lachte, man medisirte, aber man verläumdete nie; man machte Musik, und hörte zu, wenn sie gut war, und gewöhnlich war sie es.

Um halb zwölf Uhr wurde Thee servirt, wobei man plauderte oder Billard spielte, und einer jungen Frau zusah, wenn sie stickte oder zeichnete. Um zwei wurde soupirt. Dies war der rechte Augenblick des vertrauenvollen Schwatzens, wohl auch ein wenig des bösen Schwatzens; man lachte, nie aber über die Thränen der Andern. Um drei oder vier Uhr trennte man sich, und fing anderen Tages wieder an.

Dies wurde geübt zwischen einer beschränkten Anzahl von Personen; ungefähr achtzig, die zu dreien oder vieren kamen, und sich immer sahen. Dieser Kern war höchstens von zweihundert Personen umgeben, welche im Laufe der Woche gingen und kamen, so daß jeder Salon, wie ich ihn eben beschrieben habe, wenigstens vierzig Personen zählte, die dort zu plaudern erschienen.

1814 stieß diese angenehme Sitte um. Die englische Mode wurde uns auferlegt. Wir hatten weder Salons, noch Plaudereien; wir bekamen dafür Raouts, und dieses blos, um die Engländer nachzuahmen, ohne daran zu denken, daß sie ihr stilles, häuslich geselliges

Leben, von dem ich eben sprach, während acht Monate auf ihren Schlössern haben.

1830 endlich gab dem, was man bei uns noch Geselligkeit nannte, den Gnadenstoß; wir können jedoch nicht leben ohne diese plaudernden Vereine, die in dem Salon einer Frau oder eines Mannes von Geist alle bekannten Notabilitäten zusammen bringen. Man fühlt den Einfluß dieses Bedürfnisses; sobald man die Einladung hat, vereinigt man sich, um zu plaudern, um Musik zu machen, vielleicht um zu medisiren, gewiß aber, um etwas anders zu thun, als sich an einen ewigen Ecartétisch zu setzen, um zu gewinnen, was uns überflüssig ist, oder um zu verlieren, was uns zu behalten angenehmer wäre.

Bilder aus Sachsen.

Von

F. Stolle.

II.

Ein sächsisches Sprichwort.

Unter der Regierung Friedrich August des Gerechten, Königs von Sachsen, eines braven Mannes, dem der Beiname „der Gerechte“ nicht als officieller Titel verliehen ward, war gleichwohl ein Sprichwort aufgekommen, welches besagte, daß Sachsen gegen andere Länder um fünfzig Jahre zurückstände. Ich weiß nicht, ob dieses Sprichwort im Auslande galt, aber in Sachsen stand es in großem Ansehen. Der Grund ist wohl dieser: Friedrich August war ein Mann nach der Uhr, der, mochte es stürmen und schneien, den ersten Mai sein Sommerlogis zu Pillnitz bezog, und jeden Michaelistag, standen auch die schönsten Herbsttage noch bevor, zur Residenz heimkehrte, der im Winter wöchentlich zweimal auf die Jagd fuhr, jedesmal Vormittags neun Uhr zum schwarzen Thore hinausrollte und Nachmittags drei Viertel auf vier Uhr daselbst wieder eintraf. Der König hatte dieses Pünktlichkeits-System auf die ganze Staatsverwaltung übergetragen. Die Räder derselben gingen ihren bestimmten Gang, und wie des Königs Uhr auf keine Witterung Rücksicht nahm, bekümmerte sich das Staats-Uhrwerk eben so wenig um die Erfordernisse einer fortgeschrittenen Zeit. Die Räder liefen sich in den Jahrzehnten ab, rollten langsamer, und es war kein Wunder, wenn Sachsen in mancher Hinsicht hinter den Nachbarstaaten, namentlich gegen das jugendlichere Preußen, zurückblieb. —

Friedrich August starb an einem schönen Frühlingsmorgen 1827. Die fast spanische Etiquette am sächsischen Hofe verschwand; manche zeitgemäße Verbesserung trat hier und da in's Leben. So baute man die nothwendige Muldenbrücke bei dem Städtchen Wurzen, nachdem die Bewohner dieser Stadt kurze Zeit vorher das zweihundertjährige Jubiläum, daß man die Brücke hatte bauen wollen, gefeiert, und rechtfertigte die Worte Jean Paul's: „Der Deutsche brauche dreihundert Jahre, um einen completten Uebelstand abzuschaffen, ein Jahrhundert, darüber zu schreiben, ein zweites, ihn einzusehen, ein drittes zur Abschaffung.

Den sächsischen Revolutionären war dieß indeß lange nicht genug, und als die Pariser im Juli 1830 revolutionirten, wollte man nicht das hundertjährige Jubiläum abwarten, sondern machte die Revolution in möglichst kurzer Zeit nach. Seit diesem wichtigen Zeitabschnitt kam das erwähnte Sprichwort wenigstens praktisch außer Cours, denn will man der jetzigen sächsischen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen, kann man ihr Bestreben, das Landeswohl auf zeitgemäße Art zu fördern, nur lobend anerkennen.

Den Sachsen war selbst dieß nicht genug. Sie wollten einmal auf eclatante Weise darthun, daß Sachsenland auch vorangehen könne, und begannen mit der Anlegung der ersten großen deutschen Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig.

Der Impuls kam allerdings vom freien Nordamerika.

Es war in den Sommermonaten 1833, als ich auf dem Leipziger literarischen Museum fast täglich einen nicht großen, aber stark gebauten, in den mittleren Jahren stehenden Mann antraf, an dessen fremdartigem Dialekt ich bald den Nicht-Leipziger erkannte. Er sprach sich über Preßfreiheit, Geschwornengerichte und die europäischen politischen Verhältnisse gar freisinnig aus, und war mit dem Professor Krug, der ebenfalls täglich genanntes Museum besuchte, nicht immer einerlei Meinung. Auf nähere Erkundigung erfuhr ich, daß er ein Bürger Nordamerika's sey, Friedrich List heiße, und kein anderer sey, als der bekannte ausgewanderte freisinnige Deputirte des Würtemberger Landtags. Wie er mir nachher selbst erzählte, hatte er Leipzig zunächst wegen einer homöopathischen Kur zu seinem Aufenthalte gewählt, wie es überhaupt mehre Würtemberger gab, die sich dieser Heilart halber in Leipzig aufhielten.

List war der Erste, der durch gründliche Aufsätze in den öffentlichen Blättern die großartige Idee einer Eisenbahn zwischen Sachsens beiden Hauptstädten als Basis eines allgemeinen deutschen Eisenbahn-Systems ernstlich zur Sprache brachte. Die Sache fing Feuer. Man

schrieb Pro und Contra. Eine Partei war für bloße Dampfwagen auf gewöhnlichen Chausseen. List siegte. Patriotische Aufforderungen erfolgten! Nach wenig Monaten trat ein Eisenbahncomité in Leipzig zusammen. Die Regierung kam bereitwillig entgegen; der Landtag consentirte. Bereits im Mai 1835 wurden die Actien ausgegeben. Man brach sich fast die Hälse darum. Binnen zwei Tagen waren zwei Millionen Thaler unterzeichnet. Die Actien stiegen im ersten Rausche in Leipzig auf achtzehn, in Dresden auf fünf und zwanzig Procent, und indem ich dieß schreibe, flaggen lustig die Vermessungs-Fähnlein der Bahn vor den Thoren von Leipzig.

Wir Sachsen hätten uns also aus dem verwünschten Sprichwort von wegen der bewußten fünfzig Jahre, wie die Leipziger Studenten zu sagen pflegen, einmal tüchtig herausgebissen. —

III.

Die Dresdner Dreierbrödchen.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, irgend ein charakteristisches Merkmal aufzufinden, woran man die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Sachsen sogleich erkenne. Ach, die Dresdner sind hieran arm, sehr arm, und werden von all den kleinen Nachbarstädten übertroffen. Eine jede derselben bringt irgend ein renomirtes Produkt hervor, welches den Namen der Stadt verbreitet und verherrlicht, wie kein Geograph es vermag. Lege neben das Pirnaische Stadtwappen ein Stück appetitliche Wurst, sogleich wird man Dir die freundliche Amtsstadt Pirna nennen; neben das Königsbrücker einen Zwieback, die Kaffeeschwestern werden nicht in Zweifel seyn; neben das Freiberger einen Bauerhasen *), die Kinderwelt wird laut aufjubeln und Freiberg rufen; neben das Meißner ein Porzellan-Geschirr, und wäre der Examinand dümmer als der „dumme Junge von Meißen", er wird die Antwort nicht schuldig bleiben.

Seht nun, solch' einer Signalflagge entbehrt Dresden. Wir haben zwar hübsche Dinge; wir haben die Sixtinische Madonna, welche das schönste Gemälde Rafaels ist und dreißigtausend Dukaten kostet, wir haben die Elbbrücke, den Ludwig Tieck, das Grüne Gewölbe — aber dieß bietet Alles nichts Charakteristisches; denn

---

*) Ein beliebtes Gebäck mit Rosinen und Mandeln.

mancher Dresdner weiß den Guckuk von einer Sixtinischen Madonna und Ludwig Tieck.

So bleibt mir denn Nichts übrig, als euch ihr bescheidenen, ächt Dresdner Geschöpfe herauf zu beschwören, die ihr allmorgendlich dampfend und duftend aus den Bäckeröfen hervorgeht und in wenig Stunden schon gelebt und geliebt habet oder vielmehr geliebt worden seyd, und als Frühstück im Magen ruht, Manna der Kinderwelt, der Zünfte und Gewerbe, heißersehnte, heißverzehrte Ambrosia — euch, unvergleichliche Dreierbrödchen.

Vergebens versinkst Du, ferner Leser, in tiefes Nachdenken. Du hast Manches über Dresden gehört und gelesen. Du bist wohl selbst durch Dresden gereist. Man hat Dir aristokratische Mundsemmel zum Frühstück vorgesetzt, aber kein Dreierbrödchen. Ganz recht. Dieses nationale Gebäck ist blos für Eingeborne, weil es ein Fremdling nie zu würdigen verstünde. Man muß an den Dreierbrödchen und durch sie aufgewachsen seyn, um ihr wahres Verdienst ungeschmälert anzuerkennen.

Die Dresdner Dreierbrödchen sind gemüthliche Geschöpfe, etwa drei Zoll im Durchmesser und anderthalb Zoll dick; die Rinde in der Regel gelbbräunlich. Es gehört jahrelange Praxis dazu, die feinen Nüancen zwischen den Scharf- und Weichgebackenen zu erkennen, ein eigenes Organ für die Dur- und Molltonarten der Dreierbrödchen; ferner ein ebenso geübter Blick für die zarten, sich ins Unendliche verlaufenden Farbenschattirungen der Rinde. Zwischen einem schwarz gebräunten Brödchen und einem semmelfarbigen liegt unbestritten eine Welt. Jeder Nichtdresdner tappt hier im Finstern.

Ganz früh, im unheimlichen Dämmerlichte erscheint die verhängnißvolle Stunde, wo die Dreierbrödchen das Licht der Welt erblicken und bereits zwischen acht und neun des Morgens, wo die hoffnungsvolle Schuljugend abgefüttert wird, erfreuen sie sich ihrer Blüthezeit. Auf die Anatomie der Brödchen versteht sich jede Dresdner Mutter meisterhaft. Das Gebäck wird gewissenhaft in zwei gleiche Cahiers zerlegt und auf der durchschnittenen Seite mit Butter bestrichen. Gierig dringt das öhlige Fluidum in die warmen, weichen Poren, das Brödchen üppig schwängernd zum himmlischen Genuß. Es gibt auch Lichtblicke im Jahre, wo an die Stelle der Butter Gänsefett mit reichlichem Salze tritt. Dann sind aber die Dreierbrödchen kein irdisches Frühstück mehr, sondern unbedingte Bürgen für Unsterblichkeit, für ein höheres Daseyn nach dem Tode; einen solch überzeugenden Vorgeschmack liefern sie.

Sobald die Präceptoren in den diversen Educationsanstalten den

Religionsunterricht eröffnen (mit ihm beginnt für Lehrer und Lernende das schwüle Tagwerk), sinkt der Cours der Dreierbrödchen um zehn Prozent. Die große Majorität ruht da bereits wohl aufgehoben und den Verdauungsinstituten übergeben. Was übrig blieb, fällt mit erschreckender Rapidität im Courszettel. Gegen Mittag stehn die Brödchen schon unter pari, das heißt, ein Stück gutes Schwarzbrod wird dem altgewordenen Dreierbrödchen vorgezogen.

Hieraus erklärt sich, daß dieses romantische Gebäck nicht versandt werden kann in die weite Welt, und daß die weite Welt von ihm Nichts weiß. Die Dreierbrödchen leben und sterben für Dresden. Mehr wollen sie nicht; einen höhern Ruhm gibt es für sie nicht, kümmert sie nicht. Sie sind das Sinnbild der Zufriedenheit. Wer sie näher kennen lernen will, komme selbst nach Dresden. Was hilft alle weitere Deklamation.

Außer der schätzbaren Eigenschaft, daß das Dresdner Dreierbrödchen, trotz allen Fluctuationen des Getraidemarktes, bei Hungersnoth, Pestilenz und Blutvergießen, nie mehr als einen Dreier kostet, kann ich schließlich nicht unerwähnt lassen, wie man an dem wunderbaren Gebäck zugleich die allmälige Emancipation der Dresdner Jugend studiren kann.

Derjenige Quirite, der noch im Flügelkleide die Mädchenschule frequentirt, ist im häuslichen Budget gewöhnlich auf ein halbes Dreierbrod gestellt. Wächst er heran zur Freude der Menschen, wird ihm mit der Zeit ungeschmälert ein Ganzes zu Theil. Hat er es aber endlich so weit gebracht, daß ihm anstatt der Frühstückbrödchen eine Ablösungssumme allwöchentlich baar ausgezahlt wird, über die er als höchsteigner Finanzminister schalten und walten kann, ohne Landstände; — nun der ist ein gemachter Mann, und das Vaterland kann sich gefaßt machen, täglich Großes von ihm zu vernehmen.

Aus dem heimlichen, gemüthlichen, wohligen Dämmerreiche der Dreierbrödchen ist er aber heraus getreten und — der Leser mög' uns nicht zürnen, wenn wir, dem erhabenen Beispiele folgend, hiermit ein Gleiches thun.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Prag, im Oktober 1835.

Die Anwesenheit aller der Majestäten, Hoheiten und Durchlauchten, die uns von Töplitz zugezogen kamen, hat unserem altergrauen Prag einen neuen Schwung — ich möchte sagen — Anstrich gegeben.

Es war ein Leben, wie im ewigen Leben — voll Draperie, Volkesjubel, und Blumengewinden! Und dazwischen Triumphbögen, Illuminationen, militärische Paraden, beleuchtete Theater — kurz, man hatte alle Hände voll zu thun, um seine Füße überall hinzutragen, wo es etwas zu schauen gab. Auch mangelte es nirgends an Zuschauern — denn was die Schauwuth betrifft, so können es die Prager mit allen Nationen in Europa aufnehmen.

Auch sah man wohl Gegenstände des Beschauens werth! So viele hohe Fürstenhäupter, die sich mit angeborner Huld und Freundlichkeit der Menge zeigten; vor Allen unser guter Kaiser Ferdinand und seine Gemahlin, die überall mit lautem Jubel begrüßt wurden; — und dann die Heroengestalt des Kaisers Nikolaus, der in östreichischer Husarenuniform mit magischer Gewalt die Zuschauer, und die — Zuschauerinnen anzog; — alle die kaiserlichen Prinzen, die durch ihre Güte und Herablassung aller Herzen gewannen — mit einem Worte, es war ein Schauspiel, das an Effect alle Effectstücke Victor Hugo's hinter sich ließ. —

Sie fragen mich um unser litterarisches und artistisches Treiben? — Ich will ehrlich antworten: was kann man von einem Getriebe sagen, das nicht treibt, das gleichsam stille steht — das eingeschlummert ist? Wie wir öfter sehen, daß die Sonne noch im Spätherbst Blumen der Erde entlockt — so sproßten bei der Anwesenheit unsers Kaisers — in Salons, in Zimmern, in Kammern, in Dachstübchen in unterirdischen Geschoßen Gedichte ohne Zahl hervor; man hätte die Majestät füglich damit überschütten können! Noch nie sah man eine solche Rührigkeit in dem dichterischen Chor unserer Stadt. Der gute Pegasus wurde bei dieser Gelegenheit auch von all' den geschickten und ungeschickten Reitern so zusammen geschunden, daß das arme Vieh jetzt hülflos im Stalle bei einem — Fiaker liegt.

Sie forschen nach dem Eindruck, den alle diese Arbeiten auf unser Publikum gemacht haben — ich kann versichern — einen sehr geringen. Nur wenige von ihnen zeichneten sich durch innern Gehalt aus; die meisten dieser Eintagsblumen welkten, wie sie kamen:

»Des Augenblickes Lust hat sie geboren —
»Sie starben hin im raschen Tanz der Horen.«

Und wie nach den ewigen Gesetzen der Natur auf große Anstrengung große Erschöpfung erfolgt — so ist auch jetzt tiefes Schweigen in unserer poetischen Mannschaft; jeder ist zufrieden mit dem Beifall der Majestäten — reibt sich die Hände, und sagt — Pah! — —

— — r.

Heidelberg, 12. November.

— Der Winter in seiner ganzen Herrlichkeit ist bei uns eingezogen; der Gipfel des Kaiserstuhls, der heilige Berg und sämmtliche Straßen der Musenstadt sind mit dickem Schnee bedeckt und laden zu Schlittenfahrten ein. Der schöne Halley, der uns solche Kälte gebracht, läßt sich nicht mehr sehen; er scheint sich aus dem Staube gemacht zu haben. In den Gewächshäusern unseres trefflich angelegten botanischen Gartens, in welchem die schönsten südlichen Pflanzen überwintert werden, muß seit einigen Tagen regelmäßig geheizt werden. Die Zahl der bis jetzt eingeschriebenen Studenten mag sich etwa auf vierhundert belaufen; im Wintersemester 1831 hatten wir 1100. Tempora mutantur! Mit einem zahlreich besuchten Ball eröffnete am verflossenen Sonnabend die Harmonie ihre Winterbelustigungen, und am folgenden Abend hörten wir im großen Saale des Museums Herrn Johann Strauß aus Wien, mit seinen sechs und zwanzig musizirenden Zugvögeln. Es waren über tausend Zuhörer anwesend, von welchen ihm jedes Individuum einen Gulden zahlte. Somit trug der Wiener Walzerkompositeur ein schönes Sümmchen aus unsern Thoren, und er soll sich deßhalb auch sehr beifällig über das Heidelberger Publikum ausgesprochen haben.

Mainz, Mitte November.

— Strauß, der Wiener Walzerfürst, ist in unserer Mitte, und macht Furore. Seine Konzerte werden mit den Füßen gehört; man siehts den lieblichen Mainzer Tänzerinnen an, daß sie lieber hüpften, als daß sie ruhig dasitzen! Hier haben Sie ein Pröbchen des ersten Konzerts. Wir hörten: 1) Eine Ouvertüre aus der Oper »der Falschmünzer« von Auber; 2) Huldigungs-Walzer; 3) Großes Potpourri, »ein Strauß von Strauß«; 4) Philomelenwalzer; 5) Venetianer- und Fortuna-Gallop; 6) Großes Potpourri: »Der musikalische Wortwechsel«, 7) Walzer-Guirlande aus den beliebtesten Parthien. Urtheilen Sie, ob ein lebensfrohes jugendliches Gemüth bei einer solchen Fülle tanzrhythmischer Kompositionen, in denen Strauß Leib und Seele ist, ruhig dasitzen kann! Wahr ist's, wir müssen in den Strauß'schen Walzern etwas weit charaktervolleres suchen, als was wir auf den gewöhnlichen Tanzböden finden. Es sind frappante, zur Seele redende, Tongebilde, von einem scharfen Rhythmus durchdrungen. Strauß muß mitgeigen, er muß dirigiren, das alles gehört zum Gepräge dieser Kompositionen, sollen sie diese außerordentliche Wirkung hervorbringen. — Ich rede Ihnen nicht von dem Beifall, der diesem Rhythmusherrscher gespendet wurde: daß sie ihn nicht mit Lorbeeren bekränzten, wundert mich; bei diesem Enthusiasmus hätte ich das erwartet. — Noch muß ich bemerken, daß Strauß bei seiner Gesellschaft ein Individuum hat (Hrn. Stransky), welches sich in jedem Konzert als Sänger produzirt. — Uns gab er die Cavatine aus Bellini's »Norma« zum Besten! Er ist eine eigene Erscheinung, dieser Stransky! Ein hiesiger Kunstkritiker sagt sehr schön von ihm: »Dieser Sänger hat, so soll man sich seinen Gesang erklären, ein Haarsiebchen vor dem Kehlkopfe und eine Drehspuhle daran, um Silberfädchen zu ziehn, dünn, wie vierfach gespaltene Geishärchen. Seine ersten Töne erwecken Lachen; aber nach den ersten Sangstrophen wurde diese Täuschung zur sehr angenehmen, und der Sopranissimus erhielt lebhaften Beifall.« — Wie dem auch sey, Strauß hat sein Publikum hier gefunden, und wird nicht unbefriedigt weggehn. — —

Unser Theater hat in diesem halben Monate nur eine interessante Erscheinung dargeboten. Ich meine die Gastdarstellungen des berühmten Komikers Hassel aus Frankfurt, diese treueste Copie des verewigten Lur. Unsere Nachbarin hat uns diesen werthen Gast auf eine kurze Zeit zukommen lassen, um Lust zu bringen in unsern dramatischen Jammer! Hassel wartet uns mit den Hampelmaniaden auf, oder besser, mit dem Frankfurter Volksdialekt und dem Frankfurter Kleinborger-Leben. In diesen Darstellungen ist Hassel klassisch, wie keiner; seine Genrebilder sind voll Wahrheit, ohne alle Karrikatur. — Wir sahen den Gast auch außer in diesen Lokalstücken, noch in andern Lustspielen. Sein »Vatel« in »Ehrgeitz in der Küche« war ergötzlich, doch lange nicht das, was Seydelmann aus diesem Küchenegoisten macht. Zwischen feiner Komik und niederm Scherz gibt's einen Mittelweg, worin sich Hassel in diesem Stück bewegte. Das herrliche Bild des großen Mimen konnte er jedoch nicht erreichen. —

Zum Schlusse eine für uns höchst traurige Notiz. Wir haben dieser Tage einen jungen Mann zu Grabe getragen, den ganz Mainz beweint! Der große Augenarzt, Dr. Lorch nämlich, starb in seinem 28. Jahre an den Folgen eines Nervenfiebers, und mit ihm starb für unsere Stadt die Hoffnung derjenigen, denen das Licht des Auges getrübt oder gänzlich geraubt ist, der Trost so vieler Armen, die von Lorch nicht nur unentgeldliche Hülfe, son-

dern auch die menschenfreundlichste, liebreichste Behandlung erfuhren, dann auch die Zierde unserer Aerzte; denn Lorch hat mit seltener Liebe, Eifer und Kenntniß seinem Berufe obgelegen. An seinem Grabe weint also Kunst und Menschheit! An seinem Leichenbegängniß nahm im wörtlichen Sinne der größte Theil unserer Bevölkerung Theil, und Dr. Größer, sein Freund und College, hielt dem Verblichenen eine Leichenrede, die den heftigsten Eindruck hervorbrachte. Thränen rannen von allen Augen, wohl auch von vielen Augen, die der Hingeschiedene erst kürzlich geheilt, oder die von ihm Heilung hätten erwarten können. Was hätte dieser treffliche Mann nicht noch Allen nützen können?! — Aber der Himmel wollte es, zum allgemeinsten Schmerz unserer Stadt, anders! —

Literarische Uebersichten.

BRIDGEWATER BÜCHER.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse,

herausgegeben von

Dr. Hermann Hauff u. A.

Stuttgart. 1836. Verlag von Paul Neff.

• Die Bridgewater Bücher, ein Werk, das seine Entstehung der Stiftung des im J. 1829 verstorbenen Grafen Bridgewater zu verdanken, mußten ihres unläugbaren Gehaltes wegen in England ungemeines Aufsehen erregen. Die Naturwissenschaften sind darin auf eine gemeinnützige Weise nach gemeinschaftlichem Plane von den bedeutendsten Gelehrten Britanniens entwickelt. Es hat sich bei uns die Ansicht verbreiten wollen, als hätten die Bridgewater Bücher eine mystisch-religiöse Tendenz, die Behandlung der Materie im ganzen Werke widerspricht aber durchaus dieser Ansicht. Die Forschungen sind mit wissenschaftlicher Strenge angestellt, die Geheimnisse sind erklärt und nicht mit blindem Glauben erzählt. Die unendliche Harmonie in der Ökonomie der Natur wird nur als der Ausfluß einer Alles ordnenden Macht dargestellt, deren Weisheit wir um so mehr Anstaunung schuldig sind, je mehr wir diese wunderbare Harmonie begreifen nnd durchschauen lernen. Es ist ein offenbares Verdienst, diese trefflicheu Bücher auf deutschen Bodeu zu übertragen. — Das Ganze erscheint, schön ausgestattet, in zwanzig bis fünf und zwanzig Parcellen. Das erste bis jetzt erschienene Heft enthält einen Theil des äußerst geistreichen Buches: »Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften, von Sir Charles Bell.« Unter den vielen bibliopolischen Unternehmungen ähnlicher Art verdient dieses um so mehr Berücksichtigung, als sich die Bearbeitung für Deutschland in den geschicktesten Händen befindet.

FIESCHI.

Ein poetisches Nachtstück

von

Ernst Ortlepp.

Leipzig. 1835. Verlag von L. F. Fort.

— • Um unsern Lesern einen klaren Begriff vom Gehalte dieses Gedichtes zu geben, heben wir nur eine Stelle aus. Fieschi ruft der Menschheit zu:

»Ihr littet ja am großen Staar
»Geduldig schon so manches Jahr;
»Ich will ihn euch nicht operiren
»Und keine Worte mehr verlieren.«

Wer wird ein solches Nachtstück lesen, ohne dabei der Bänkelsänger zu gedenken, die eine schauderhafte Mordthat mit Begleitung der Vogelorgel absingen, und dabei das grausige Ereigniß, auf Wachsleinwand gemalt, vorzeigen? —

SÄMMTLICHE GEDICHTE

von

Elisabeth Kulmann.

— Diese Dichtungen, die so eben in der Druckerei der Kais. Russ. Akademie in St. Petersburg erschienen sind, kommen von einer Dame, die sich schon durch Gedichte in russischer Sprache einen Namen gemacht hat. Goethe, Jean Paul und Voß hatten das Meiste davon im Manuscript gelesen und sich sehr günstig darüber ausgesprochen. Voß meinte, man müßte diese Gesänge für eine Uebersetzung aus dem Griechischen halten; Goethe schrieb, daß er die Sängerin für die glücklichste Nebenbuhlerin Hebel's erkläre, und ihr einen hohen Rang dereinst vorhersagen könne, und Jean Paul versicherte, daß dieser kleine Polarstern einst alle Bewohner südlicher Gegenden zwingen werde, den Kopf nach dem Norden zu kehren. Dieß sind hinreichende Empfehlungen; wir wollen sehen, wie das deutsche Publikum diese Dichterin empfangen wird.

RUSSISCHE KLASSIKER.

— Liebhaber der russischen National-Literatur werden nicht ohne Antheil vernehmen, daß in St. Petersburg eine neue Ausgabe der russischen Klassiker vorbereitet wird, deren Werke seit langer Zeit vergriffen und im Buchhandel nicht mehr anzutreffen sind. Sie sollen heftweise, je zu 2 Bogen, erscheinen;

jeden Monat eine oder zwei Lieferungen. Die Sammlung wird mit den Werken des Fürsten Cantemir begonnen, welche ungefähr 12 Lieferungen in 8. bilden werden, mit dem Bildnisse des Verfassers nach Sokoloff, von Wright gestochen. Eine jede Lieferung wird 1 Rubel Papier kosten, der nach jedesmaligem Empfang bezahlt wird, mit Ausnahme der letzten, die zugleich mit der ersten berichtigt werden muß.

Theater.

Herr Scribe hat ein neues Lustspiel geschrieben, welches den Titel „die Großmutter“ führt. Mlle. Mars, die erst 60 Jahre alt ist, hat die Titelrolle abgelehnt. Er hat also zu Mlle. Plessy seine Zuflucht nehmen müssen. *)

— Mlle. Taglioni, die an einer Kniegeschwulst leidet, befindet sich etwas besser.

— Lessing's „Emilie Galotti“ ist von einem Herrn Clairville d. A., für die französische Bühne bearbeitet, auf dem Theater des Luxembourg aufgeführt worden, und hat Beifall erhalten.

*) Mamſ. Mars ist den 19. Dec. 1770 zu Versailles geboren.

Mode.

Die Frisuren werden sehr verschieden getragen; bald sind es Flechten, à la Feronniére, englische Locken, leicht und gebrannt, niedrig und hoch. Der Haarputz à la Maintenon scheint über Alle den Sieg davon tragen zu wollen. — Es läßt sich hierüber nichts sagen; jedes Gesicht soll sich coeffiren, wie es ihm am Besten steht. Damen von Geschmack wählen heitere und sanfte Farben zu Kleidern. Schwarz und dunkelblau wird in damassirtem, schwerem Atlas getragen. Die Röcke werden lang, sehr lang geliebt; dieß heißt jetzt guter Geschmack. Sammthüte hat man von allen Farben, mit Atlasblumen, die Guyennes heißen. Soireehauben sind stets von Blonde, auf der Stirne platt, auf der rechten Seite und etwas oberhalb der Garnirung ist eine Schleife ohne Enden; manchmal auch verziert man die Hauben mit einer Rose und einer Knospe, die man an der Seite anbringt. Morgenhäubchen im Hause werden von indischem Musselin gemacht, einfach gestickt; sie sind rund und schließen das Gesicht ein. Zum Negligémantel wählt man gern einen neuen leichten und warmen Stoff, einen grünen oder violetten Flanell, cachemirartig mit schwarz bedruckt, auch Sammetmäntel werden zum Negligé getragen; eine schöne Farbe ist das Luisenblau.

In den Soireen sieht man gefütterte und besetzte Pelze, oft mit Plüsch oder mit dem Balge eines silberweißen Vogels, des sogenannten Schlaghahns *), der prächtig aussieht. Boa's werden nicht viel getragen, dafür Palatine von Atlas mit Pelz gefüttert und besetzt. Außer dem Schlaghahn werden diesen Winter auch Pfauenfedern in die Mode kommen, ja man spricht sogar davon, daß die Papageye ihr Gefieder zum Damenputze werden hergeben müssen.

*) Lebt in der Schweiz.

Die beduinischen Künstler in Paris.

Den 13. November war Generalprobe an der Porte St. Martin von dem Stücke, welches man eiligst für die Beduinen zusammengesetzt hat. — Sie selbst nennen sich die atlastische Truppe; ihre vorzüglichsten Uebungen bestehen in dem großen Wettrennen

der Joko's, dem indianischen Wirbelwind, den Sprüngen Letlahd mit Säbeln, Dolchen und Yatagans, die von Kaikuk ausgeführt werden; hierauf werden zwei Kinder eine komische Scene liefern, indem sie die Schlangen der Wüste Sahara darstellen und den Körper Kamuki's umschlingen. Zum Schlusse zeigen sie eine menschliche Pyramide, die Moschee Mohammeds versinnlichend. — Ihre Namen sind Mohammed Ben-Brahim, 45 Jahre alt, Mohammed Ben-Yudry, 34 J., Ali Ben-Mohammed, der Kamuki, 28 J., Hammed Ben-Brahim der erste, 28 J., Hussein Ben-Brahim der zweite, 22 J., Hussein Ben-Abdallah, 22. J., Ali Ben-Hussein, der Kaikuk, 21 J., Abdallah Ben-Hamud, 18 J., Said Ben-Omar, 9 J., Hussein Mohammed, 7 Jahre alt. Alle zusammen erhalten jeden Tag, sie mögen Vorstellungen geben oder nicht, 300 Fr., wovon sie nur wenig ausgeben, da sie nur von Vegetabilien leben und keinen Wein trinken. Zweimal des Tages vereinigen sie sich zum Gebete, wobei einer die Mandoline spielt, jedoch ohne alle Kenntniß der Musik und bloß dem Instinkte nach.

Das Stück, worin die Beduinen auftreten, hat 3 Tableau's und heißt: „die Beduinen auf Reisen." — Der Direktor des Theaters, Harel, zahlt dem Begleiter der Beduinen tausend Fr. für jeden Spielabend.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Der Baron Schickler, ein Berliner von Geburt und eines der fashionablesten Häuser in Paris, hat kürzlich einen prächtigen Zehnender in dem Gehölze von Rochefort gejagt. — Zwei und dreißig Hunde waren dabei thätig und die Jagd dauerte vier und eine halbe Stunde. Der Hirsch durchrannte ein großes Revier und wurde endlich oberhalb Sevres, im Hofe eines Wäschers, getödtet. Seit zwanzig Jahren wurde keine solche Jagd um Paris gehalten. Die Hunde jagten so hitzig durch dickes Gehölze, Morast, sumpfige Wiesen und vom Regen durchweichten Boden, daß Vollblut-Renner die größte Mühe hatten, zu folgen. Es war ein merkwürdiger Anblick, die Jäger, Einen nach dem Andern, auf das Schloß Rambouillet ankommen zu sehen, theils auf Postmähren, auf Ackergäulen, in Postchaisen und Karren; noch Andere kamen zu Fuß, ihre Pferde am Zügel nachführend.

— Der königliche Hof hat während der Anwesenheit des Königs der Belgier in Paris drei Vorstellungen von der Administration der großen Oper gefordert: Don Juan, die Jüdin und den Aufruhr im Serail.

— Viele junge Leute sind nach Algier gereist, um sich der rauhen Luft des Pariser Winters zu entziehen.

— Der türkische Gesandte hat sich einen Griechen zum Lakay genommen. — Dieß sieht einer türkischen Rache nicht unähnlich. — Man spricht von einem Ball, den dieser Gesandte geben werde.

Statistisches.

— Nach officiellen Zählungen sind jetzt in England, Schottland und Irland 1250 Baumwoll-Manufakturen, 1315 in Wolle, 352 in Garn, 237 in

Seide, zusammen 3154. In diesen Manufakturen sind 342,000 Arbeiter beschäftigt.

Lordmayor-Schmaus.

— Auf dem letzten Lordmayor-Schmaus wurden folgende Schüsseln servirt: 230 Schildkröten-Ragouts, 200 Caraffen mit Sorbet, 6 ungeheure Schüsseln mit Fischen, 4 gekochte kalkutische Hähne mit Austern-Sauce, 60 gebratene Hühner, 60 Schüsseln mit Poularden, 46 Kapaunen, 50 Pasteten à la Française, 60 englische Taubenpasteten, 58 verzierte Schinken, 43 Zungen, 20 enorme Stücke Rindfleisch, 60 Schüsseln mit Erdäpfeln, 48 Schüsseln mit Hummern, 140 mit Gelées, 50 Blancs-Mangers, 80 gebratene Truthähne, 60 Hasen, 80 Fasanen, 24 Gänse, 40 Schüsseln mit Rebhühnern, 60 mit wilden Enten, 2 Pfauen, 56 Salate und eine große Anzahl von Schüsseln mit kleinen Bäckereien. Zum Dessert hatte man 100 Ananas zu zwei und drei Pfunden, 200 Körbe mit Trauben, 75 Assietten mit Aepfeln, eben so viel mit Birnen und eben so viel mit Nüssen, 60 mit decorirten Biscuits, 250 mit glacirten Cremes, 80 Assietten mit eingemachten Früchten, 50 mit eingemachtem Ingwer und 36 Gläser mit Kirschen in Franzbranntwein. —

23 Hungertage.

Am Montag den 8. Oktober stürzte ein Theil eines Kohlenschachtes zu Kilgrammic in Ayrshire, über den 70jährigen Arbeiter John Brown zusammen und begrub ihn bis zum 31. desselben Monats um 4 Uhr Morgens. Er hatte, als ihn der Unfall traf, nichts als etwas Tabak und ein wenig Lampenöl bei sich. — Er wollte von dem Letzteren verschlucken, aber es erregte ihm Eckel, und so blieb ihm nichts als der Tabak und das gesalzene Wasser, welches aus dem Gestein hervorsickerte. Er hatte seine Geistesgegenwart keinen Augenblick verloren, und der einzige Gedanke der ihn quälte, war, daß Thomas Wason, bei dem er seit zwei Jahren wohnte, gleich ihm verschüttet seyn könnte, und ein Weib nebst zwei Kindern hinterließ. Er berechnete die Stunden nach dem Geräusche, welches er die Arbeiter machen hörte. Während der beiden ersten Wochen ging er in seinem Gefängnisse, das 30 Ellen lang war, umher und suchte einen Ausweg, dann aber mußte er liegen bleiben, weil die Kräfte ihn verlassen hatten. Am zweiten Tage schon spürte er keinen Hunger mehr, was der zusammenziehenden Kraft des Wassers zuzuschreiben ist. Man fand ihn auf der Erde und zwar auf dem Bauche liegend; Hände und Füße waren kalt, die Stimme fast wie die eines Kindes, und er sah einem Skelette gleich.

Merkwürdiger Selbstmord.

In Paris hat sich ein Goldarbeiter, Namens Charité, kürzlich durch Kohlendampf erstickt. Auf seinem Tische fand sich ein Zettel, worauf er nachstehende Beobachtungen hinterließ. — Wir geben den wörtlich abgeschriebenen Zettel hier in getreuer Uebersetzung.

„Ich bin 20 Jahre alt, und ich will sterben.

An meine Mitbürger und an die Freunde der Wissenschaft.

Dies sind die Wirkungen bei dem Tode durch Kohlendampf: Zuerst ein dicker Dampf, der in den Augen beißt; ein leichtes Kopfweh, dann verhindert der Dampf das Licht zu brennen; die Flamme der Kerze wird kleiner; Alles dies schon 5 Minuten nach dem Anzünden der Kohlen; der Docht carbonisirt sich; der Kopfschmerz nimmt nicht zu; aber der Augenschmerz wird stärker; der Kopf thut sehr weh; Thränen kommen reichlich aus den Augen; jetzt kommt eine Frau oben nieder *); man weiß nicht, was man thut; man **); und endlich lischt das Licht fast aus — und ich — ich — "

Hier ist der Unglückliche wahrscheinlich verschieden. Man fand ihn neben einem Stuhle auf der Erde liegend und bereits kalt. Er hatte Sessel und Tisch neben ein großes Fenster gestellt, wahrscheinlich, um es zu zerschlagen, wenn ihn die Lust zum Leben übermannt haben würde, da er sich vornahm, die Herrschaft über seinen Willen bis zum letzten Augenblicke zu behalten.

Vermischtes.

Kapellmeister Spohr — seit einiger Zeit Wittwer — wird, nach Ablauf des Trauerjahres, die Tochter des O.-A.-G.-Raths Pfeiffer heimführen. Sie soll sehr musikalisch seyn, ein Umstand, der sie jenem Komponisten so anziehend machte; denn dieser neuen Ehe liegen nur künstlerische Motive zum Grunde. Spohr kann nicht anders komponiren, als wenn er Jemanden in seiner Umgebung hat, dem er sofort seine Gedanken vorspielen kann. Deshalb hat er sich nach einer zweiten Frau umgesehen.

— Auf der Kasseler Bühne wurde das Drama die „Wahnsinnige" unter dem Titel Lustspiel gegeben, weil das Publikum sich nicht gern ernsten Stoffen hingibt. Also geht hier die Kunst Hand in Hand mit dem Publikum, statt daß der umgekehrte Fall statt finden sollte.

— Dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim ist jeder fernere Verlag von der badischen Regierung untersagt worden.

— Den Doktoren Wienbarg und Kottenkamp ist der fernere Aufenthalt in Frankfurt a. M. verweigert worden. Jener hat sich an seine (die Holsteinische) Gesandtschaft gewendet, um eine Vermittelung zu bewirken; dieser hat bittschriftlich an den Frankfurter Senat recurrirt.

(Aus Privatbriefen.)

— In Paris erscheint ein neues Journal halb wöchentlich über Literatur, Künste, Wissenschaften und Industrie, das aller Wahrscheinlichkeit nach einen ziemlichen Lärm machen wird, da es den Titel Tam-Tam führt. Es kostet nur 7 Fr. 50 C.

— Herr Halevy, Componist der Oper „die Jüdin", hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

— General Allard, von dem in diesen Blättern bereits die Rede war, ist von dem König der Franzosen zum Agenten am Hofe von Runjet Sing ernannt worden. Sein Creditiv ist

*) Hier begann das Delirium.

**) Drei unleserliche Worte; zitternde Handschrift.

im orientalischen Styl auf einem großen, mit Gold broschirten Pergament-Bogen ausgefertigt. — Das daran hängende Staatssiegel ist gleichfalls in Gold gravirt; das Ganze umschließt ein seidener Beutel von herrlicher Arbeit und bewundernswerthem Reichthum. Der Minister des Auswärtigen hat ein Schreiben an den Staatssekretär und Liebling Runjet Sing's beigefügt, und auch dieses befindet sich in einer Hülle von Seide und Gold.

— Edgar Quinet, der auch in Deutschland durch sein Gedicht „Ahasverus" bekannt geworden ist, wird in diesem Monat ein neues Gedicht unter dem Titel „Napoleon" erscheinen lassen.

— Ein Privatschreiben aus Moskau vom 19. Oktober a. St. an den Herausgeber dieser Blätter meldet, daß man dort in diesem Jahr fast keinen Sommer gehabt habe. Die Witterung war stets sehr kühl; in Allem waren kaum vierzehn Tage warm. Ohne Mantel konnte man nicht aus dem Hause gehen. Der Graswuchs wurde aufgehalten, und die Erndte, die sonst am 20. Juli begann, fand erst vier Wochen und wohl noch später Statt; doch ist sie im Allgemeinen gut ausgefallen. Der September war schön, mitunter zeigte der Thermometer 25 Grad in der Sonne. So konnte das Sommerkorn nachreifen. Regengüsse fanden gar nicht Statt; die Flüsse sind so seicht, daß die Mühlen nicht mahlen können.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

Zwei Chargen von Dantan. Der Bildhauer Dantan in Paris hat sich durch diese Arbeiten einen bedeutenden Namen und viel Geld erworben. Sie werden von ihm in Gips ausgeführt, und dieses Blatt liefert eine getreue Abbildung davon. Nach und nach hat er alle Berühmtheiten, die ihm unter die Augen kamen, auf diese Weise abkonterfeit. Man kann es nicht sowohl Karrikatur, als vielmehr Uebertreibung nennen, dem das französische Wort: Charge entspricht. Diese Abbildung stellt Lablache als Figaro und Santini in gewöhnlicher Kleidung vor. Wer Beide kennt, wird über die große Aehnlichkeit erstaunen, die hier durch die Uebertreibung durchblickt. Um zu zeigen, wie sehr dies der Fall ist, geben wir nächstens die Portraits von Victor Hugo und Alexander Dumas, nebst Dantan's Chargen auf dem Revers. Diese Belustigung für alle Welt schadet übrigens den Getroffenen nicht, und Niemand wird böse darüber. Ein bekannter Künstler, der aber weder Franzose noch Italiener ist, hat sich erst recht lächerlich gemacht, als er es verhindern wollte, daß ihn Dantan als Charge darstellte. Dieser hat ihn nun ganz getreulich abporträtirt seiner Gallerie einverleibt, wo sich der ernste Kopf unter den komischen Fratzen lächerlich genug ausnimmt, und wirklich zu ernsten Betrachtungen auffordert.

Nachschrift.

Das heutige Modekupfer ist abermals nicht eingetroffen. Wir liefern es nächsten Sonnabend nach. Es sind nunmehr die gemessensten Anstalten getroffen, daß solche Säumniß nicht mehr vorkommen kann.

Herausgegeben von August Lewald.

Skizzen aus Italien.

Mitgetheilt vom

Architekten Mutschlechner. *)

I. Capua und Caserta.

Diejenigen unter den geneigten Lesern, welche vom Pädagogium oder Gymnasium her noch etwas römische Geschichte im Kopfe haben, wissen auch zu erzählen von der alten, durch den Bund mit Hannibal berühmt gewordenen Etruskerstadt Capua, gelegen in einer Ebene, welche drei Ernten, und — nach dem alten Sprichworte — mehr Rosensalben gab, als andere Landschaften Olivenöl. Im Frühling des verflossenen Jahres wandelte ich in dieser alten Metropole Campaniens umher, denkend an des großen Puniers Winterlager, und die Denkmale verschwundener Herrlichkeit allenthalben aufsuchend. Sie haben hier arg gehaust, die Barbaren aus Norden und aus Osten! Plünderungen, Feuersbrünste und andere Verwüstungen erlitt die einst so reiche und üppige Stadt im Zeitalter der Völkerwanderung; die Vandalen zerstörten Capua gänzlich und vier Jahrhunderte später verwandelten es die Saracenen in einen Aschenhaufen. Hierauf baueten sich die Capuaner auf dem Hügel Triflisco an und nannten ihre neue

*) Diese Skizzen, ohne Anmaßung entworfen, sollen nicht dazu dienen, Neues über Italien zu veröffentlichen, aber sie geben ein rasches, frisches Bild, den lebendigen Eindruck, den das Wunderland auf ein offenes Gemüth machte, und werden als Nachhall eigener Empfindung vielen Lesern willkommen seyn. D. R.

Stadt Sicopolis. Aber nach fünfzehn Jahren wurde auch diese ein Raub der Flammen, und ihre Einwohner gründeten das neue Capua an der Stelle, wo das alte Casilinum gestanden hatte. Diese neue Stadt liegt am Volturno, über welchen hier eine schöne Brücke führt, in einer fruchtbaren Ebene, welche aber in der Nachbarschaft der Stadt durch die zum Theil verfallenen Festungswerke öde und kahl und durch Sümpfe ungesund geworden ist. Die Trümmer des alten Capua, namentlich des Amphitheaters und der Tempel, haben Materialien zu dem Bau des neuen geliefert, und die Kathedrale, so wie die Annunziatenkirche zeigen die Spuren dieses Ursprungs am Glänzendsten. Das Castell von Capua ist durch Kaiser Friedrich II. und, wie Einige berichten, nach dessen eigener Zeichnung erbaut worden, und im Mittelalter wie im Alterthum war der Platz von bedeutender Festigkeit. Dieser Kaiser Friedrich, glorreichen Andenkens, verweilte häufig innerhalb der Ringmauern von Capua, und mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete ich deßhalb die marmorne Bildsäule des großen Hohenstaufen, welche die Capuaner ihm durch einen uns unbekannten Meister errichten ließen. Sie ist jetzt, zum Bedauern aller Kunst- und Geschicht-Freunde, durch den Frevel der Soldaten Mürats ohne Kopf und seit längerer Zeit schon ohne Hände; der Pater della Valle ließ sie früher absormen; das Gesicht hatte auch der neapolitanische Historiker Daniele nach einem Gipsabgusse in Stein schneiden lassen, und dieser Stein ist das Original der Abbildung Friedrichs im dritten Bande von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. Die verstümmelte Bildsäule steht jetzt in einer Nische nahe am römischen Thore. —

Capua ist die Hauptstadt der Provinz Terra di Lavoro, Sitz eines Criminalhofes, Civiltribunals und Erzbisthums. Sie ist reich an Kirchen, Klöstern und geistlichen Stiftungen, sonst aber ärmlich und schmutzig, obgleich die meisten Straßen breit und gerade sind. Das Trinkwasser der Stadt ist kaum genießbar und die Luft in den Sommermonaten sehr ungesund. Von den Ruinen des alten Capua ist die des großen, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gegründeten Amphitheaters die bedeutendste; es war aus gebrannten Steinen gebaut und mit weißem Marmor bekleidet. Mehrere Gewölbe, Corridore und Sitze ragen noch zu einer bedeutenden Höhe aus der Erde hervor, welche einen Theil des Gebäudes verschüttet hält, und von diesen Trümmern genießt man eine herrliche Aussicht über die Ebenen des glücklichen Campaniens bis zum Vesuv.

Nicht weit von Capua, in derselben fruchtbaren und vortrefflich angebauten Ebene, liegt die fabrikreiche Stadt **Caserta**, berühmt

durch das große und prachtvolle königliche Schloß, welches König Carl III. nach dem Plane des römischen Architekten Luigi Banvitelli um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbauen ließ, eingeladen durch die reizende Ebene, die gesunde Luft, die wildpretreiche Gegend und die Nähe des festen Capua. Es hat die Form eines länglichen Vierecks; die beiden Hauptetagen haben jede an der Facade sechs und dreißig Fenster. Eine Kuppel erhebt sich in der Mitte des Gebäudes, und zu beiden Seiten steigen Pavillons in die Höhe. Das große Thor des Haupteinganges führt in einen Porticus von sicilischem Marmor, der in bedeutender Länge das Gebäude durchschneidet; ihn kreuzt ein Mittelflügel mit zwei andern Seitendurchgängen, so daß auf diese Weise vier Höfe gebildet werden. Der ganze Marmor-Reichthum Neapels und Siciliens ist in diesem Riesengebäude mit königlicher Pracht vergeudet, namentlich auch in der doppelten Haupttreppe, der Kapelle und dem Theater. Das ganze Schloß mit seinen Gärten nimmt gegen fünf und achtzig Aecker, jeden zu neunhundert Klaftern, ein. Auch die Wasserleitung von Caserta, welche das Schloß und die Springbrunnen der Gärten versorgt, ist ein großartiges Bauwerk, werth, den Aquäducten des Alterthums an die Seite gestellt zu werden.

II. Römische Bäder.

Bei meinen Wanderungen durch Ober- und Mittel-Italien, wie in der Terra di Lavoro, sah ich so viele, mehr oder minder conservirte Ueberbleibsel römischer Bäder, daß ich nicht umhin kann, über diese höchst beachtungswerthen Denkmale antiker Baukunst einige Bemerkungen mitzutheilen. Die Römer, welchen das Baden theils zur Reinigung, theils zur Stärkung des Körpers Bedürfniß war, waren in den ältesten Zeiten zufrieden, sich in der Tiber baden zu können In der Folge brachten die Reichen und Vornehmen in ihren Wohnhäusern und vorzüglich in ihren Villen Bäder für sich und ihre Familie an, für das Volk aber wurden öffentliche Anstalten dieser Art angelegt und zweckmäßig eingerichtet, plebejische Badehäuser, die Jeder benützen konnte. Diese öffentlichen Bäder waren anfangs nur einfache Gebäude, die erst zu Ende der Republik größer, bequemer und schöner eingerichtet wurden, und verschiedene Arten kalter und warmer Bäder enthielten. Aber erst den Kaisern war es vorbehalten, wahrhaft grandiose und

prachtvolle Institute dieser Art zu etabliren. Nero, Titus, Domitian und Trajan bauten herrliche Thermen, und Hadrian stellte die Bäder des Agrippa wieder her. Alexander Severus verzierte die Bäder des Caracalla mit Portiken, und ließ neben den Thermen des Nero neue Bäder anlegen, daher hernach diese Gebäude zusammen die Alexandrinischen Thermen genannt wurden, deren Andenken sich auf einer Anzahl antiker Münzen erhalten hat. Diese Münzen sind theils silberne Denare, theils eherne Medaillen, und haben auf der Vorderseite den Kopf des Alexander Severus, auf der Rückseite ein prächtiges, mit vielen Säulen umgebenes und mit Statuen geschmücktes Gebäude, welches man mit vieler Wahrscheinlichkeit für eine Vorstellung der Thermen dieses Kaisers hält.

Die Einrichtung dieser Badehäuser und ihre Anlage werden wir nie ganz genau kennen lernen, da die alten Schriftsteller keine ausführliche Beschreibung davon geben, und die übrig gebliebenen Ruinen der Thermen theils mit Gebäuden, die in neueren Zeiten hineingebaut wurden, vermischt, theils zu sehr zerstört sind, um die Form des Ganzen und die Lage der einzelnen Theile und ihre Verbindung mit Gewißheit erfahren zu können. Uebrigens waren diese römischen Bäder, gleich den Gymnasien der Griechen, mit schönen Verzierungen versehen, mit Bildsäulen, Basreliefs und Gemälden geschmückt, und die Ueberreste, die man noch in Rom davon findet, sind Zeugen, daß hier, mehr als bei andern Gebäuden, die Prachtliebe der Römer sich zeigen konnte. An den Wänden schimmerte der köstlichste Marmor, und in den Sälen und Portiken stellte man die schönsten Bildsäulen auf, die aus den griechischen Städten nach Rom gebracht worden waren. —

III. Die Kaserne von Pompeji.

Die Straßen dieser aus der Asche des Vesuvs herausgegrabenen Stadt sind eng und die Privatwohnungen klein; nur das Oeffentliche scheint vorzugsweise schön und reich geschmückt gewesen zu seyn. Die sogenannte Gräberstraße, wo die alten Denkmäler noch unversehrt stehen, führt in das Innere. Hier waren mir unter den vielen Monumenten antiker Baukunst die beträchtlichen Ueberreste einer altrömischen Kaserne höchst merkwürdig. — Dieses schöne und trefflich angelegte Gebäude umfaßt einen länglich viereckigen Hof oder Waffenplatz, umgeben von einem Säulengange im dorischen Styl, welcher die

ringsum liegenden Kammern der Soldaten begrenzt. Diese Kammern sind von verschiedener Größe; in jeder fand man vier Rüstungen, woraus man schließt, daß jede von vier Soldaten bewohnt war. Ihre Wände sind mit Stuk überzogen und mit Arabesken bemalt, die Fußböden mit Mosaik belegt. Sie haben weder Fenster-Oeffnungen, noch irgend eine Verbindung unter sich, sondern jede ist nur nach dem Säulengange hin mit einer Thüröffnung versehen, welche, wie man an den Schwellen sieht, durch zwei nach Innen aufschlagende Flügel verschlossen wurde. Ein zweites Stockwerk von Kammern war eben so, wie das erste, durch einen offenen Gang nur in eine äußere Verbindung gebracht. Dieser Gang zog sich an der Hofseite des Gebäudes herum, und war auf hölzernen Balken, von deren Befestigung man noch Spuren sieht, angelegt. Zu den Kammern gesellen sich einige Säle, in welchen Trophäen gefunden wurden, einige größere Zimmer, nach vorgefundenen Umständen wahrscheinlich die Wohnung des Befehlshabers, und Gefängnisse, in welchen bei der Aufgrabung die Eisen und die Gerippe ihrer letzten Bewohner noch vorhanden waren. Ein Theater schloß sich an eine der schmalen Seiten der Kaserne an, und seine Eingänge waren ebenfalls von einem zwischen Säulengängen liegenden Vorhofe begrenzt. Das ganze Werk ist nieder, aber edel und einfach in seiner Anordnung; das Mauerwerk ist nur wenig zerstört, und die meisten Säulen erheben sich noch aufrecht in ihrem alten Stande.

IV. Ausflug auf den Vesuv.

Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längs der Küste oder nach den Inseln gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. In der That, Neapel ist das Land der Reize, der Lust und üppigen Fülle, wie Tasso singt; die Unsittlichkeit ist hier nicht größer, als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens.

Ein herrlicher Morgen begrüßte uns Sonntag den 5. Januar; ihn zu benutzen, mietheten wir uns, ich und mein Reisefreund, der russische Rittmeister von Maydel aus Kurland, einen Vetturrino bis

Resina, um von hier aus den Vesuv zu besteigen. Bei Portici gesellte sich zu unserem Cabriolet eine Anzahl müßiger Lazzaroni, die sich mit beispielloser Unverschämtheit uns als Führer aufdrangen; zwei setzten sich ohne weitere Umstände hinten auf, die Andern liefen zu beiden Seiten des schnell dahinfliegenden Wagens in unausgesetztem Trab. — In Resina wurden wir von der Familie Salvatore, an die wir Empfehlungen hatten, auf das Beste empfangen. Aber dem geldgierigen Gesindel, welches uns umringt hatte, zu entkommen, daran war nicht zu denken. Wir mußten uns gegen unsern Willen nun entschließen, einen Esel zu besteigen, deren man uns eine Anzahl aufdringen wollte, so viele standen hier in Bereitschaft. — Nachdem endlich Jeder ein Exemplar von diesen klapperdürren Geschöpfen bestiegen hatte, bewegte sich unser, aus zwei Eseltreibern, einem Cicerone und einigen Früchte- und Mineralien-Händlern bestehender Zug bergaufwärts. Die guten Thiere mußten zum Frühstück sehr frugal gefüttert worden seyn, denn der mit Lava gepflasterte Weg schien ihnen sehr sauer zu werden. — Zwischen hohen Mauern schwarzer Schlacken gewahrten wir hie und da ein ebenfalls aus vulkanischen Stoffen erbautes Winzerhäuschen, und gelangten nach einer Stunde zur Eremitage, deren Bewohner zugleich den Gastwirth macht. Hier gesellte sich zu unserem Zuge einer jener bewaffneten Gendarmen, welche der geneigte Leser aus dem Fra Diavolo kennt; diese Leute sind von der Regierung angewiesen, die Reisenden zu geleiten. Auch noch einige lumpige Lazzaroni mit Körben voll Früchten, Wein und Brod kamen zu uns. Immer öder und schauerlicher wurde die Gegend; wir wandelten über ein Meer von Asche und Lavaschlacken; keinen Baum, kein Grashalm erspähte das Auge. Plötzlich vernahmen wir ein dumpfes Krachen im Innern des Berges, wir horchten, wir richteten unsern Blick empor. Siehe da, der Vesuv warf bis zu einer ungeheuren Höhe tausende von glühenden Steinen in die Luft; — stumm vor Staunen betrachteten wir geraume Zeit dieses großartige Schauspiel der Natur.

Endlich waren wir am Fuße des Kegels angelangt, wo wir unsere Esel zurücklassen mußten. Hier ging es äußerst steil über Massen von Schlacken und tiefer Asche eine halbe Stunde hinauf. Schon viele steile Berge hatte ich früher in meinem Heimathlande Tyrol bestiegen, aber ein so beschwerliches Klettern war mir noch nie vorgekommen. Mehre Male mußten wir Athem schöpfen, um nicht Gefahr zu laufen, aus Mattigkeit das Uebergewicht zu verlieren und zurückzufallen. Aeußerst erschöpft, errangen wir die Höhe;

Schauder ergriff uns hier: Wüsteres und Schrecklicheres kann man sich nicht denken; überall aufgethürmte Massen von verbrannter Lava, aus welcher Rauch und Schwefeldampf aufsteigt, und breite Furchen, roth wie glühendes Eisen, durchziehen in verschiedenen Richtungen dieses Lavameer. Der Gipfel bildet eine kleine Ebene, in deren Mitte man den beständig rauchenden Schlund erblickt; die Seitenwände sind kahl, und nur an einigen Stellen weiter unten am Berge sieht man Wein- und Obst-Gärten, zum Theil zwischen brennender Lava.

Mit unsäglicher Mühe kletterten wir an diesen, von unterirdischem Feuer erhitzten vulkanischen Massen empor und folgten stillschweigend unsern Führern. Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit auf's Höchste gespannt: wir standen vor einem unermeßlichen, glutrothen Lavastrome, der wie ein wilder Bergstrom mit Zischen und Brausen aus dem Bauche des Vulkans hervorbrach, und einen glühenden Weg bergabwärts sich bahnte. Etwas Furchtbareres und dennoch Großartigeres und Herrlicheres läßt sich schwerlich denken. Vor uns der trichterförmige Schlund des Vulkans, unter uns das mittelländische Meer und Neapel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit! —

Durch die Glut des Lavastromes erwärmt, verzehrten wir das von unsern Führern mitgebrachte Frühstück und amüsirten uns damit, vermittelst langer Stäbe glühende Lava aus dem Feuerstrome heraus zu ziehen, um uns zum Andenken an diesen merkwürdigen Tag einige Geldstücke abzudrücken. Als wir noch einige Schritte weiter gegangen waren, fanden wir einen zweiten, bergabwärts strömenden Lavafluß, und hatten Gelegenheit, die mannigfach geschmolzenen Substanzen zu bewundern. Noch weiter voranzuschreiten, hielten unsere Führer nicht für rathsam, weil an den vorigen Tagen die Steine aus dem Krater bis auf die Stelle, wo wir uns befanden, geschleudert worden waren. Nicht ohne Gefahr bestiegen wir daher den andern nahe liegenden Berg, um von dessen Gipfel auf den Krater des Vesuv und auf die paradiesischen Gefilde von Neapel herabzuschauen. Wir mußten uns mehre Male auf die Erde werfen, um nicht von dem starken Winde rechts oder links in den Abgrund geschleudert zu werden. Wie reich, wie köstlich wurden wir aber für den mühsamen Gang belohnt! — Ueber dem Krater stehend, breitete sich vor unsern entzückten Blicken ein Panorama aus, das man mit Worten nicht beschreibt! Links die blauen Berge und Castel a Mara, zu den Füßen Pompeji, Portici und Resina, rechts das Vorgebirge Misenum und zwischen beiden Endpunkten der Golf von Neapel mit Ischia, Procida und Capri.

Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab, und in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der Eporeo, vor Zeiten gleichfalls ein Vulkan. — Wem wäre das romantische Ischia durch unseres Jean Paul's Titan nicht vertraut und werth, und wer sehnte sich nicht nach Capri, das den Blick so wunderbar fesselt! —

Nachdem wir dieses majestätische Schauspiel einige Zeit bewundert hatten, stiegen wir den steilen Berg hinab und gelangten zu den harrenden Führern. Nach einer halben Stunde waren wir wieder bei dem Eremiten, wo uns der Gendarme nach erhaltenem Trinkgelde verließ. In Portici nahmen wir einen Vetturino und kamen mit der Dämmerung in Neapel an, wo uns unser Diner nach überstandenen Strapazen vortrefflich schmeckte.



Die rothe Nase.



Englisches Novelletto.

Dryden definirt die Seele als „eine kleine blaue Flamme, die in uns kommt und geht.“ Ich kenne keine bessere Erklärung des göttlichen, uns belebenden Odems. Der Gedanke wird dadurch noch schöner, daß man ihm eine doppelte Bedeutung geben und eine Anwendung auf die Liebe verleihen kann. Ist die Liebe nicht eine kleine blaue Flamme, die in uns kommt und geht; ich bitte, was ist sie dann? —

Gehen wir nicht tiefer in diese subtilen Definitionen ein. Zu was kann die Analyse des Gefühls nützen. Wenige von denen, die seine Wirkung erlebt, konnten die Ursache ergründen. Biographen, Kritiker, Mathematiker, Geologen, Historiker und Naturforscher, gewöhnt, Thatsachen und Dinge zu zerlegen und ihre Geheimnisse zu untersuchen, haben sich gelehrig unter das Joch der Leidenschaft geschmiegt, ohne von ihrer Autorität Rechenschaft zu verlangen. Der Monarch bedenkt zu den Füßen seiner Geliebten nicht, daß er durch sein Knieen die Majestät erniedrigt, und besinnt sich nicht, warum er seine Größe so beugt. Der Minister, der den Hof flieht und auf die Fluren hinaus eilt, um seine Seufzer zu verbergen, richtet keine Frage an die unsichtbare Gewalt, die ihm seine ehrgeizigen Plane vernachlässigen läßt. Es gibt kein Geschöpf bis zum gerötheten Fischerweibe, das nicht beim Andenken an den Liebhaber, den Matrosen, wenn es sich in duftendem Wachholder-Branntwein, Glas auf Glas hinunterstürzend, berauscht, seiner unbewußt die Oberherrlichkeit des blinden Gottes anerkennte; und sollte es da wohl zweifeln, daß sein Liebes-Fieber ihm den unlöschbaren Durst bereite, den es nicht zu verstehen vermag? —

Maria Hargrave war eine der Töchter des Pfarrers vom Kirchspiele Kensington bei London. Sie hatte Zähne wie Elfenbein, und Lippen wie Korallen. Ihr Athem war süßer, als der Geruch aller Blumen in den Gewächshäusern von Chelsea. Ihr wundervoll gebauter Busen hob in wollüstiger Wölbung den grauen Taffet ihres ausgeschnittenen Kleides. Ihre Schultern, ach! ihre runden Schultern, Sommer und Winter entblößt, waren so weiß, daß man glauben mußte, sie seyen mit ewigem Schnee bedeckt. Ihre schwarzen Augen schossen Strahlen unter den langen Wimpern hervor. Ihre elegante, zarte Taille war feiner, als die einer Wespe; ihr Fuß, der auf dem Kontinent anständig erschienen wäre, war in England eine Miniature. Jede ihrer Geberden war hinreißend, in jeder ihrer Bewegungen entwickelte sie eine Grazie. Ihr Geist war lebhaft und gebildet. Man mußte ebenso ihre Sprünge, ihre raschen glücklichen Einfälle, als ihr gediegenes Urtheil, ihre einnehmende Bescheidenheit und ausgezeichnete Seelengüte bewundern. Mit einem Worte, Maria stand um so viele tausend Klafter über den Sophien, Clarissen, Emilien, Stellen und Narcissen, als Eclipse je über Rossinante.

Aber mein Gott, auf der Welt ist nichts ohne Gebrechen. Vollkommenheit ist ein bloßer Name. Mitten in Mariens anbetungswerthem Antlitz erhob sich eine Nase, welche die schlimmen Feen hier hin gepflanzt hatten. Barmherziger Gott, das war eine Nase, größer als die unsterbliche, welche uns Nawkinbergin beschrieben hat. Und was die Farbe betrifft, ihr Mächte des Himmels, kein irländisches Höckerweib, das regelmäßig des Tags sechs Pintes Whiskey trinkt, hat je eine Nase von dieser Farbe gehabt!

Unsere Heldin gehörte indessen nicht zu den stolzen Damen, die nur ihre Verdienste an sich erblicken und für ihre Unvollkommenheiten blind sind. Sie besaß zu viele Eigenschaften an Körper und Gemüth, um eitel zu seyn. Stolz wäre ihr in gewisser Beziehung gesetzlich erlaubt gewesen, aber das treffliche Mädchen hatte schon wesentliche Schritte zur obersten Weisheit gethan. Sie kannte sich und ließ sich Gerechtigkeit widerfahren. Sie sah ein, daß sie eine dicke, rothe Nase hatte; sie wußte das und war voll Demuth! Ach! Warum hat der Schöpfer nicht alle Schönheiten des Weltalls mit rothen Nasen begabt!

Mit allen unschätzbaren vortheilhaften Eigenschaften ausgerüstet betrat Maria schwermüthig die letzten Sprossen des achtzehnten Jahres, ohne daß sich ein Liebhaber zeigte, der ihr die Hand geboten hätte, um die Eheleiter zu besteigen. Wohl erhaschte sie von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Liebhaber, aber von dem Augenblicke, da Charlotte,

eine jüngere Schwester, in ihrer Nähe erschien, war die Aeltere in den Schatten gestellt; sie konnte nach Belieben in der Einsamkeit an ihre rothe Nase denken.

Hätte sie vernünftiger Weise hoffen dürfen, daß Thränen die Flamme dieser unseligen Nase auslöschen und ihren Umfang vermindern würden, so würde die betrübte Maria wohl gerne alle ihre Thränen vergossen haben. Aber sie war zu verständig, um so schwach zu seyn. Sie erwartete keine Wunder zu ihren Gunsten. Unter den unzähligen Heilmitteln, von denen sie sprechen gehört hatte, war keines, das Kupfernasen zu versilbern vermocht hätte.

Wir haben schon gesagt, daß Maria die ältere von beiden Schwestern gewesen sey. Handelte es sich von einem Etablissement in der Familie, so kam ihr das unverjährbare Recht des Vorsitzes zu. Es wurde eine Partie angetragen, aber nicht ihr. Maria machte keine Einwendung. Ohne Zögern leistete sie auf ihr Vorrecht Verzicht. Großmüthig ließ sie Charlotte sich verheirathen. „Ist nun," sprach das edle Mädchen zu sich, „meine Nase kein unübersteigliches Hinderniß mehr, so ist der Weg zur Ehe für mich von jedem Hindernisse befreit. Meine Schwester ist versorgt; sie ist nicht mehr da, um mir das Gras unter den Füßen abzumähen."

Und schon am andern Morgen wurde Herr Conway, ein ausgezeichneter Buchhalter, im Hause eingeführt und vorgestellt. Herr Conway war ein schöner, großer junger Mann mit apfelgrünem Frack und silbernen Knöpfen daran. Kaum hatte Maria nur den Kragen dieses verführerischen, hoffnungsfarbenen Kleides bemerkt, als sie mit ihrem Taschentuche den Theil des Gesichts künstlich bedeckte, den Sie wohl errathen werden. Lassen wir ihr diese unschuldige Koketterie hingehen, denn es gehört nicht weniger Muth dazu, eine rothe Nase am hellen Tage zu zeigen, als eine griechische unter der Maske zu verbergen.

Conway sah sich überrascht von der Harmonie und dem Ebenmaaße der Formen der jungen Miß. Er bewunderte ihre anmuthreichen Züge. Ein Mann ist stets eben so geneigt, verliebt zu werden, als aufzuhören, es zu seyn. Eine kurze Unterredung mit der Liebenswürdigen, verdrehte dem gefühlvollen Buchhalter den Kopf. Sie fühlte Alles so fein und lebhaft. Ihr Geist war so geregelt und feurig. Ihre Einbildungskraft so rein und zart! Sie klatschte nie Beifall, ohne zuvor verstanden zu haben. Sie dankte nicht einfältig für eine Schmeichelei, welche bloße Höflichkeit diktirt hatte. Sie vermied und lehnte Komplimente ab, statt sich um sie zu bewerben. Oh! das war ein unvergleichliches Weib. Nach Verlauf einer Stunde hegte Conway

die Ueberzeugung, daß er in Maria einen wahren Phönix entdeckt habe. Aber, mein Gott, noch hatte er das Ende der Nase des lieben Kindes nicht gesehen.

Ich muß die Ehre haben, zu versichern, der Mensch ist ein phantastisches, unerklärbares Geschöpf. Er ist der Sohn der Caprice. Die Unbeständigkeit ist seine Mutter. Er ist eine lebende Wetterfahne. Conway hatte seine Besuche beim würdigen Pfarrer fortgesetzt. Maria's züchtig verhülltes Antlitz hatte die Bewegung in diesem leicht zu erschütternden Herzen gesteigert. Er war unterjocht. Die mächtigen Reize eines geistreichen Geplauders, ihre ungezwungenen, offenen Sitten hatten den Triumph davon getragen; er bekannte sich überwunden. — Er war im Begriffe, sich zu ihren Füßen zu werfen und seine Wünsche zu erklären! Mit einem Schlage änderte sich Alles. Maria wurde plötzlich albern, gemein, widrig; — der Vorhang hatte sich gehoben. — Er hatte die Nase der Unglücklichen entdeckt.

Conway biß auf die Lippen, verbeugte sich tief und ging.

Maria verhehlte sich den raschen, augenscheinlichen Aufruhr nicht, der in den Gefühlen ihres erregbaren Anbeters vorgegangen war. Ebenso richtig durchschaute sie den Beweggrund dieser Veränderung. Aber sie allein hatte den Fehler begangen. Warum war das Taschentuch gefallen? Das war ein sehr unkluger, und noch mehr unheilvoller Sturz! Auch zweifelte sie jetzt gar nicht mehr daran, daß die fatale Nase sie für alle Zeit zu Grunde richten werde. Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Nicht als wäre sie im Innern leidenschaftlich für den leicht entzündbaren und blonden jungen Mann eingenommen gewesen! Aber er hätte am Ende einen Ehegatten gemacht, so gut als ein Anderer. Und wie beleidigend war vollends dieser schleunige Rückzug; zum Verzweifeln! Man durfte sich nicht mehr täuschen, das mußte doch in Zukunft der unvermeidliche Weg seyn, den alle Seufzenden einschlagen würden. Lieber freiwillig auf die Ehe verzichten und sich wie eine Nonne einer ewigen Jungfrauschaft weihen. Doch welches Geschick! Wie? eine gläubige Protestantin, die Tochter eines anglicanischen Geistlichen sich zum Leben eines katholischen Klosters verdammen? „Ach, meine Mutter, meine vortreffliche Mutter, welch' grausame Fantasie hat Dich ergriffen, daß Du während Deiner Schwangerschaft Himbeeren speisen wolltest.“ Das war eine indiscrete, und nicht sehr kindliche Apostrophe, die sich zumal bei einem so bescheidenen Wesen nicht begreifen läßt. Mein Gott! Mein Gott, was hätte sie wohl gesagt, wenn es Frau Hargrave vor ihrer Entbindung eingefallen wäre, den Schweif eines Flußpferdes zu kosten? Aber zu

welchen Verirrungen kann nicht der Schmerz, unverheirathet zu bleiben, führen? —

Conway war übrigens kein Mann von halsstarriger, zornmüthiger Natur. Seine Widerspenstigkeit hatte nichts Eingefleischtes, Unbesiegbares. Speiste er im Gasthause, so fiel er nicht mit einem Verdammungsurtheile über den Koch her, wenn das Ochsenfleisch zu stark gebraten war, obgleich kein Gegenmittel mehr angewendet werden konnte. Niemand liebte mehr die Kruste von frisch gebackenem Brode. Nun wohl, man sah ihn doch nie aus seinem Winkel hervortreten und die Aufwärterin herzlich verfluchen, wenn sie ihm eine Schnitte vom vorhergehenden Tage gegeben hatte.

Bei diesem Vorfalle aber stand es lange an, bis er seine natürliche Fassung wieder gewinnen konnte; seine Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht. Nach London zurückgekehrt schrie er Piccadilly entlang, fortwährend mit der größten Heftigkeit: „Die gräßliche Nase! Die Vogelscheuchen-Nase! Welcher unglückliche Sterbliche hat sich je einer solchen Nase gegenüber befunden? Die alte, garstige rothe Nase! Die Trunkenbolds-Nase! Die unausstehliche Nase! Maria ist allerdings ein anziehendes Mädchen! Sie besitzt alle möglichen Reize, und allen denkbaren Verstand! Sie wäre eine beinahe vollkommene Frau, eine Frau, wie man sie bis jetzt noch gar nicht gefunden hat! Aber, mein Heiland, woher hat sie diese wüthende Nase genommen, diese abscheuliche Nase, die allen Glanz dieses Geschöpfes verdunkelt? Unter den unzähligen Abarten von Nasen, die ein Gesicht zu entstellen vermögen, gibt es nicht eine so unmäßige, unverschämte, geschundene, unversöhnliche, und diese gerade mußte ihr gehören. Nein, Maria, Sie können thun, was Sie wollen; ich hasse diese verfluchte Nase. Nie in meinem Leben werde ich eine solche Nase bewundern.“

Diese Ausrufungen und Betrachtungen waren, offen gesagt, Ausbrüche eines Menschen, der aus den Schranken der Vernunft geworfen worden ist. Deutlicher: es war die Sprache eines Narren. Wir sind daher durchaus berechtigt, anzunehmen, daß Herr Conway von seiner Liebe noch nicht vollständig geheilt war.

Ich kenne nur eine gültige Entschuldigung für Verliebtheit, diese ist, sich nicht dagegen wehren zu können. Das ist mein eigener Gedanke. Ich mache ihn hiemit bekannt, und halte ihn, alle falsche Bescheidenheit bei Seite gesetzt, für so tief und wahr, daß ich, wäre er nicht meinem eigenen Gehirne entsprossen, nicht anstehen würde, die Ehre der Erfindung dem ehrwürdigen Alterthume zuzutheilen.

Geben Sie mir doch den Schlüssel zu den unbegränzten Widersprüchen dieses unbeständigen und unbegreiflichen Gefühles, das Sie die

Liebe nennen; geben Sie mir ihn, wenn Sie ihn besitzen; denn ich habe ihn nie gesehen, nie in den Händen gehabt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen ist; ich glaube, es geschah rein Geschäfte halber; aber Conway sah sich genöthigt, zu Herrn Hargrave wiederzukehren. Die Thüre des Hauses wurde ihm bei dieser Gelegenheit viel weiter geöffnet. Man lud ihn ein, öfter zu kommen, so oft es ihm gefällig seyn würde, als Freund, als Tischgenosse, zu den Tafelstunden, wenn es ihm beliebe; und das Beste an der Geschichte ist, daß er kam und häufig kam. Welche dämonische Kraft führte ihn dahin, wohin ihn keine Gewalt mehr bringen zu können schien. Diese unfreiwilligen Besuche waren ihm in der That auch ein unerklärliches Wunder. Er fühlte das Bedürfniß zu kommen und kam. War er da, sah er sich in Marias Gegenwart von einem unwiderstehlichen Froste durchschauert. Welche Veränderung war bei diesem Manne vorgegangen! Er sprach ohne Schüchternheit und hörte ohne Interesse; er streckte sich nach Bequemlichkeit auf dem Sofa aus. Reichte man Thee, so verschlang er in der Zerstreuung allein die ganze Butterbrot-Pyramide. „Mein Gott, er liebt mich nicht mehr," sprach das arme junge Mädchen zu sich selbst.

„Der Teufel soll mich erwürgen," dachte Herr Conway, „wenn ich ein Wort von dem verstehe, was in mir vorgeht. Bei den häufigen Aufregungen in meinem Innern bilde ich mir ein, noch verliebt zu seyn, aber ich fühle mich nur in London beunruhigt. In Kensington bin ich so ruhig als die Wellen des Schlangengrases. Liebe ich noch, so ist es nicht mehr Maria. Nicht, als hätte ihr Geplauder weniger Reiz für mich, als sonst; nicht als käme sie mir weniger vernünftig und schätzenswerth vor; nein, es ist die Ungezogenheit dieser verdammten rothen Nase, die mir unaufhörlich die Augen verwundet, so sehr sie dieselbe auch jetzt in ihrem Taschentuche eingehüllt läßt. Es ist diese wüthende Nase, die mich in achtungsvoller Entfernung hält. Welcher von Gott und den Weibern verlassene Mann wird sich je an ein Mädchen binden, das durch eine solche Trompete athmet. Nein, ich werde nicht mehr an diese arme Maria denken!"

Und während er diese sinnreichen Betrachtungen wiederholte, während er den Weg nach seiner Wohnung verfolgte, dachte er nur an Maria, von Hyde-Park bis Temple-Bar. Er dachte an sie in seinem Zimmer, er dachte an sie beim Auskleiden, er dachte an sie im Bette, er dachte an sie wachend und schlafend. Des unglücklichen jungen Mannes Herz kannte diese Stürme noch nicht, als er nur darauf bedacht war, seine Bücher friedlich und pünktlich zu führen!

Zu dieser Zeit wurde ihm von einem großen Banquier-Hause die Stelle des ersten Commis angetragen, welche eine stete Anwesenheit erforderte. „Das wird mich von der Verwirrung retten," rief er aus, „das ist die Thür zu meinem Heil. Lieber den Gipfel des Glücks ersteigen, als sich in den Abgrund einer lächerlichen Ehe stürzen. Der wäre ein Unsinniger, der eine Anstellung von tausend Guineen Einkommen dem Alp einer unvernünftigen, monstruösen Liebe opfern wollte. Entschieden — ich nagele mich heute noch an den Stuhl meiner Kasse und setze keinen Fuß mehr zu Herrn Hargrave." Und mit diesen goldenen Entwürfen auf den Lippen, drehte er der City bereits den Rücken und wanderte unwillkührlich nach Kensington.

Wie er so gegen das Dorf hinspazierte, nach dem ihn eine unwiderstehliche Neigung zog, blieb er plötzlich stille stehen, faßte sich mit der rechten Hand beim Kinn, und nahm eine nachdenkende Miene an, auf Gefahr, von den Vorübergehenden für einen schaffenden Dichter, oder für ein Mitglied des Unterhauses gehalten zu werden, das hier seine Improvisation für den andern Tag studirte.

„Was will ich beginnen?" rief er aus. „Wenn ich diese unendliche Purpur drapirte Nase heirathe, was wird die City sagen? Was wird Fleet-Street sagen? Was werden Miß Pin, Miß Needle und Mistreß Knife sagen? Was werden diese scharfen, spitzen Stahlzungen sagen? In welchem Zustande werden sie diese mitleidswerthe Nase lassen, die sich Mistreß Conway nennen soll?"

Das war die ergötzliche Zukunft, welche des Herrn Conway eingeschüchterte Einbildungskraft vor sich sah. Hätte ihn der heftige Wind nicht zum Fortmarschiren auf dem Wege getrieben, so möchte er sicherlich umgekehrt seyn und Fronte gemacht haben, und die Deliberation hätte mit dem Gelübde eines heilsamen, fortdauernden Cölibats geschlossen. — Der Dämon der Ehe trug aber den Sieg davon. —

Conway's Freundschaft zu der Familie des Herrn Hargrave hatte nach und nach einen äußerst innigen Charakter angenommen; der schwiegersöhnliche Geruch machte sich deutlich bemerkbar. Er gehörte zum Hause, konnte schalten und walten, seine Liebhabereien und seine Person waren gleich willkommen. Am Abend dieses letzten Besuches war der blonde junge Mann noch viel unanständiger zerstreut, als gewöhnlich. Beim Kommen trat er der Katze auf den Schwanz. Als er vom Kanapee aufstand, wo er etwa eine Stunde geschlafen hatte, fand er den neuen Hut des Herrn Hargrave unter sich so radikal platt gedrückt, wie den dünnsten Königskuchen. Er wollte durchaus den Thee selbst bereiten; aber er setzte den Kessel auf den Tisch

und die Kanne auf das Feuer. Die Butter warf er in ein Becken, das mit warmem Wasser gefüllt war. Drei Tassen zuckerte er mit Salz. Und dennoch übersprudelte Maria's Herz von Wonne. „Ich glaube in der That," sprach sie zu sich selbst, „der vortreffliche junge Mann erinnert sich der Unregelmäßigkeiten meiner Gesichtsbildung nicht mehr."

Aber das vertrauende Mädchen täuschte sich gewaltig in dieser Voraussetzung. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß das Gehirn des traurigen Buchhalters augenscheinlich von Tag zu Tag mehr in Unordnung gerieth. Am andern Morgen lief er in alle Fleckenputzer-Buden der Stadt, und suchte ein untrügliches Recept, um die hartnäckigsten Flecken zu tilgen. „Aber von welchen Flecken handelt es sich?" fragten sie ernst, die phlegmatischen Fleckenputzer. „Sind es Flecken in ihrer Wäsche?" „Nein." „An ihrem Mantel?" „Nein." „Am Kleide Ihrer Frau Gemahlin?" „Eben so wenig. Gerade, weil ich nicht verheirathet bin, und das Bedürfniß fühle, es zu seyn, muß ich zu den Mitteln Ihrer Kunst Zuflucht nehmen. Haben Sie keine Essenz, welche die Kraft besitzt, der rothen Nase eines Mädchens von achtzehn Jahren die Farbe zu benehmen?" Da aber die Flecken-Tincturisten von London ernste Leute sind, die sich auf die Verirrungen des Gefühls wenig verstehen, so hätte wohl mehr als Einer Lust gehabt, den armen Conway nach Bedlam bringen zu lassen, wäre ein Constable vorübergegangen, so lange er ihnen sein Gesuch vorlegte.

„Meine Unentschlossenheit wird mich noch zu Grunde richten; ich werde dadurch am Ende noch den Verstand verlieren;" rief er aus, indem er mit großen Schritten aus der City ging und, die Hände über den Rücken gekreuzt, den Strand entlang wanderte; „nein, ich bin nicht für das Glück geboren, ließe ich mich denn sonst auf dem Wege, der zu ihm führt, durch den kleinsten Kieselstein, auf den ich stoße, abwendig machen. Himmlische Mächte! Das Maaß der Gnade ist voll bis zum Rande; Ihr habt es in meine Hände gegeben; ich dürfte es nur leeren, und wage nicht, meine Lippen dem köstlichen Tranke zu nähern! Weshalb? Eines rothen Nasenknopfes wegen, der auf der Oberfläche hervorbricht! Schwächling, der Du bist! Bildest Du Dir denn ein, diese Nase sey ein Vulkan? Oder fürchtest Du, es sey ein Ausbruch-schwangerer Vesuv?" —

Und er bewaffnete sich mit verzweifeltem Muthe. „Ja, ich werde meinen Entschluß ausführen!" rief er aus und stieß dabei die Fäuste in die hintern Taschen seines apfelgrünen Frackes. „Wie

kann ich widerstehen, ich bin offenbar verliebt. Ich muß dem Rufe des Geschickes folgen. Ich werde Maria heirathen, und sollte sich die ganze City vereinen, um mir am Hochzeitabend ihre Glückwünsche mit einem betäubenden Charivari darzubringen; sollten Miß Pin, Miß Needle und Mistreß Knife ein Konzert von unauslöschlichem Gelächter aufführen!“

Aber der Nebel hatte die Falten des düstern Flors verdoppelt, der die Stadt einhüllte. Der schwermüthige junge Mann wurde plötzlich einem wüthenden Spleen zur Beute. Er war noch nicht in Charing-Croß, als ihm Marias Nase durch das Dunkel der Atmosphäre roth wie Feuer, breit wie Scipios Schild erschien. — Unglücklicher Liebhaber! — Das war die noch unglücklichere Sonne von London, die gegen den doppelten Dunst der Themse und der Steinkohlen kämpfte, und ein vom Kampfe blutrothes Gesicht zeigte. — Erschrocken wich Conway bei dieser furchtbaren Vision zurück. Seine ehelichen Entwürfe wurden auf's Neue vertagt; er ging an diesem Tage nicht mehr nach Kensington, sondern blieb in der City, um die Handelsbücher auf das Laufende zu bringen, mit denen er im Rückstande war.

Um mit einem Gedanken in unserm Geiste besser umgehen zu können, runden wir ihn, schleifen wir seine Rauhheiten ab, wie es der Ocean mit einem Steine macht, den er fortwährend am sandigen Gestade hin und her wälzt. Bald hat er Nichts mehr von seiner ersten Form, keine vorspringende, verletzende Kante. Dieselbe geistige Umwälzung ging in Herrn Conway vor. Er hatte so oft und so lange in seiner Fantasie Marias Bild hin und her bewegt, bis alle Vorsprünge, den erhabensten mit einbegriffen, am Ende abgeschliffen waren. Es blieb ihm nur noch eine dunkle Erinnerung an die Unvollkommenheit, die einst die Schönheit der Geliebten entstellt hatte; aber es kam ihm vor, als wüßte er nicht mehr genau, worin das Gebrechen bestanden habe. Da sich in ihm keine Lust regte, sich zu erinnern, so ist es nicht überraschend, daß ihm sein Gedächtniß das Geheimniß bewahrte. Maria trug nach Kräften dazu bei, vergessen zu machen. Sie benahm sich jetzt klug und äußerst vorsichtig, das Taschentuch fiel nicht mehr. Sie war stets auf Wach' und Posten.

Wie dem auch seyn mag; Herrn Conway's Besuche in Kensington dehnten sich täglich mehr aus. Jetzt kam er nach Herrn Hargraves Wohnung zum Frühstücke und verließ sie erst wieder nach dem Abendbrode.

„Ich habe in der That beinahe einen Gatten," sprach Maria in der unschuldigen Freude ihres Herzens zu sich, „aber es mangelt nur noch eine wesentliche Ceremonie."

Und der glückliche Schmachtende, der sich ebenfalls beinahe für einen Gatten hielt, verwunderte sich nur, daß er noch nicht verheirathet und darum gezwungen sey, jede Nacht sein einsames Bett in der City zu suchen.

Verwundert sich aber ein Verliebter, noch nicht verheirathet zu seyn, so hat es mit dem ledigen Stande bald ein Ende. An einem schönen Morgen wurde endlich das verhängnißvolle, unauflösliche Band geknüpft.

Als das zärtliche Paar die Kirche verließ, rief ein ungezogener, unverschämter Junge, der an der Thüre bettelte, plötzlich aus: „Oh! die schöne Dame und die schöne rothe Nase!" Alsbald aber war das schüchterne Gesicht Marias, die — jetzt in der Legitimität ihrer Rechte gesichert — sich so weit emancipirt hatte, um einen Augenblick Luft zu schöpfen, wieder hermetisch in das Taschentuch eingeklostert."

„Eine rothe Nase! liebe Freundin," wiederholte Conway, und schaute dabei unruhig umher; „eine rothe Nase, was will der Gassenbube damit sagen?"



Der polnische Lancier.

Von der Herzogin von Abrantes.

Als Murat in Madrid war, mußte er Depeschen an Junot senden; sie waren sehr wichtig, und schon waren alle Straßen nach Lissabon mit Guerillas bedeckt, und besonders mit Truppen, welche von den wichtigsten Revolutionsmännern Spaniens befehligt wurden, und damals das Armee-Corps von Castannos bildeten. Murat sprach von seiner Verlegenheit mit Stroganoff, dem russischen Gesandten, der in Madrid geblieben war. Man weiß, daß Rußland damals nicht nur der Verbündete, sondern sogar der Freund Frankreichs war. Der Baron Stroganoff sagte zum Großherzog von Berg, daß die Sache sich leicht ausführen lasse. „Der Admiral Siniavin ist in dem Hafen von Lissabon,“ sprach der Gesandte; „geben Sie mir den Gescheidtesten von Ihren polnischen Lanciers; ich lasse ihn eine russische Uniform anziehen, und händige ihm Depeschen für den Admiral ein. Sie vertrauen ihm Ihre Sendung mündlich an, und so kann nichts verloren gehen, wenn er selbst zwanzigmal von hier nach Lissabon gefangen würde; denn die Insurgenten wünschen zu sehr unsere Neutralität zu erhalten, als daß sie selbst ein Mittel zum Bruch herbeiführen sollten.“

Murat war ganz entzückt von diesem wahrhaft gescheidten Einfall. Er forderte von dem polnischen Oberst Krasinski, ihm einen tüchtigen jungen Mann zu stellen. Tüchtig waren zwar die Polen alle, aber hier handelte es sich um nichts Gewöhnliches. Zwei Tage hierauf führte der Oberst einen jungen Menschen seines Regiments zu dem Großherzog von Berg, für dessen Kopf er bürgte. Er hieß Leckinski, und war nicht älter, als achtzehn Jahre.

Der Großherzog von Berg wurde seltsam ergriffen, wie er einen so jungen Menschen sah, der sich einer gewissen Gefahr Preis zu geben

wünschte; denn wurde er erkannt, so war sein Schicksal der Tod. Murat selbst wußte der Gefahr zu trotzen, doch konnte er sich nicht enthalten, den jungen Leckinski auf das aufmerksam zu machen, was er zu unternehmen im Begriffe stand. Der Pole lächelte: „Euere Kaiserliche Hoheit möge mir nur Ihre Befehle geben,“ antwortete er bescheiden, „und ich werde meine Sache gewiß gut ausrichten. Ich danke dafür, daß ich aus meinen Kameraden erwählt wurde; denn sie würden Alle dieser Gefahr gerne entgegen gegangen seyn.“ Der Großherzog schloß aus diesem Benehmen günstig auf den Erfolg der Sendung, und gab dem Lancier seine Instruktionen. Der Baron Stroganoff machte die Depeschen für den Admiral Siniavin fertig; der junge Pole wurde russisch gekleidet; und dann schlug er den Weg nach Portugal ein.

Die Straße war, wie schon gemeldet wurde, mit spanischen Truppen bedeckt. Die beiden ersten Tage gingen gut vorüber; am dritten aber Nachmittags sah sich Leckinski von Spaniern umringt, die ihn, nachdem sie ihn entwaffnet und gebunden hatten, vor ihren General-Kommandanten schleppten: zum Glücke für unsern Abenteurer, war dieses Castannos selbst.

Indessen begriff Leckinski wohl, daß er verloren wäre, wenn man in ihm den Franzosen entdeckte; daher beschloß er im Augenblick nur russisch oder deutsch zu sprechen, welches er gleich gut kannte.

Die wüthenden Flüche, welche seine Begleiter ausstießen, ließen ihn sein Schicksal im Voraus ahnen; und die schreckliche Ermordung des General René, der unter furchtbaren Qualen umkam, als er eben auch zu Junot gehen wollte, war erst vor wenigen Wochen geschehen, und war daher noch hinlänglich im frischen Andenken. Der Tod allein vermag ein großes Herz nicht zu erschrecken, aber ihn mit barbarischem Raffinement ausstehen, das ist oft mehr, als menschliche Kraft zu ertragen vermag.

— „Wer seyd Ihr?“ fragte Castannos auf Französisch, da er in Frankreich erzogen worden war. Leckinski blickte den Fragenden an, machte ein Zeichen, und antwortete auf Deutsch: „Das versteh' ich nicht!“ Castannos sprach und verstand Deutsch; aber er wollte wahrscheinlich sich nicht näher mit dem Verhör abgeben, und rief einen Offizier seines Generalstabs herbei.

Der junge Pole antwortete bald russisch, bald deutsch, und hütete sich wohl, auch nur einen französischen Laut von sich zu geben. Jedoch konnte er sich leicht verrathen, denn er befand sich in dem kleinen Zimmer umgeben von einer Menge, die nach seinem Blut lechzte, und mit einer thierischen Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo er als Franzose erkannt würde, um sich auf ihn zu werfen und ihn zu ermorden.

Aber bald wuchs diese wilde Wuth, daß sie von dem General selbst nicht mehr gezügelt werden konnte, durch einen Zufall, der über den unglücklichen jungen Mann ein Netz warf, aus dem ihn nichts mehr befreien zu können schien. Ein Adjutant von Castannos, ein fanatischer Patriot, wie so Viele im spanischen Kriege, der den Gefangenen gleich vorhinein für einen französischen Spion erklärt hatte, stürzte in das Zimmer, wo das Verhör geschah, mit einem Bauern an der Hand, in der braunen Jacke und mit dem hohen, roth befiederten Hut. Der Offizier dringt durch die Menge und stellt seinen Bauern dem Polen gegenüber: — „Sieh' ihn an," sprach er, „und sage dann, ob es ein Deutscher, ein Russe sey.... Es ist ein Spion, das schwör' ich bei meinem Heil," setzt er hinzu, indem er mit dem Fuß hastig zur Erde stieß.

Der Bauer sah aufmerksam den Polen an; die Untersuchung währte aber nicht lange; bald schoß sein Auge Haß und Rache. — „Es un Frances, es un Frances!" schrie er, indem er in die Hände schlug: und nun erzählte er, daß er vor einigen Wochen mit Stroh in Madrid gewesen war, weil man ihn dazu in seinem Dorfe requirirt hatte. — „Und nun erkenn' ich diesen Mann," fuhr er fort; „er war es, der meine Fourage empfangen hat, und mir darüber quittirte. Wie wir ihn fingen, sagte ich gleich zu meinen Kameraden: das ist der französische Offizier, dem ich meine Fourage geliefert habe."

Und damit hatte es seine Richtigkeit.

Castannos sah wahrscheinlich, daß die Aussage des Bauern Wahrheit sey, aber er war ein edler und großmüthiger Feind, und nicht durch Mordthaten wollte er die spanische Freiheit befestigen, die schöner und dauerhafter sich erhoben haben würde, wenn Männer, wie er, La Romana, Palafox und einige Andere nur allein dieses große Schiff regiert hätten, welches so nahe dem Scheitern war. Er sah wohl ein, daß dieser junge Mann vielleicht kein Russe war, aber er fürchtete den Ausbruch der Grausamkeit, wenn man ihn als einen Franzosen erkannt hätte. Auf jeden Fall konnte man Zweifel hegen. Er schlug daher vor, ihn seine Reise fortsetzen zu lassen, denn Leckinski beharrte darauf, nicht ein Wort französisch zu verstehen. Aber bei dem ersten Wort, welches der General sprach, erhoben sich tausend drohende Stimmen, und das Wort „Verräther" tönte in sein Ohr. Hier war kein Mittel, an Milde zu denken. Der Mensch wird wild, wenn er für sich zu fürchten hat.

„Also wollt Ihr Euch einem Bruche mit Rußland aussetzen, an dessen Neutralität uns so viel gelegen seyn muß?"

„Nein," antworteten die Offiziere, „aber wir wollen den Menschen auf die Probe setzen."

Leckinski verstand Alles. Er wurde nun in einen Kerker geworfen, der noch aus den furchtbarsten Zeiten der Inquisition herzustammen schien. Er hatte seit achtzehn Stunden keine Nahrung zu sich genommen, und rechnet man hiezu die Ermüdung, die Angst und die Gemüthsunruhe in seiner schrecklichen Lage, so wird man es sich wohl denken können, daß er halb ohnmächtig auf das Stroh sank, welches in einem Winkel des Kerkers aufgeschüttet lag. Die Sonne war noch nicht untergegangen; er sah sie durch das kleine Gitterfenster oben an der Decke, und ihr Licht, das so glänzend scheint in dem schönen Estremadura, erfreute noch einige Zeit die Blicke des armen Gefangenen. Aber bald verschwand auch dieser Trost; die Nacht umgab ihn, und Leckinski sah sich allein, seinem schrecklichen Schicksal gegenüber; er sah ein, daß er ohne Rettung verloren war. Wohl war er brav, aber mit achtzehn Jahren schon sterben ... noch so jung! Er kämpfte einige Zeit gegen die Visionen an, die er hatte; endlich wichen Jugend und Müdigkeit dem Schlaf, in dessen Armen er so fest gehalten wurde, daß er fast dem Tode glich.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als die Thür seines Kerkers langsam geöffnet wurde, und Jemand vorsichtig zu ihm eintrat; man hielt die Hand vor der Lampe, um ihren Schein zu verbergen.... Dann senkte man sich leise zu dem Bett des Gefangenen.... Hierauf klopfte eine Hand auf Leckinski's Schulter und eine silberne, sanfte und anmuthige Stimme, die Stimme eines Weibes fragte ihn: „Wollt Ihr essen?" Der junge Pole schreckt auf, und die Augen kaum geöffnet, ruft er auf deutsch: „Was wollt Ihr?"

„Man gebe diesem Mann zu essen," rief Castannos, der diese erste Prüfung mit angehört hatte. „Dann gebe man ihm sein Pferd zurück, damit er weiter reisen könne. Er ist kein Franzose! Wie wollt Ihr, daß er in diesem Augenblicke sich so beherrschen sollte; das wäre unmöglich!"

Aber Castannos war nicht allein. Wohl reichte man Leckinski Speisen, aber sein Pferd wurde ihm nicht zurückgegeben, und er blieb bis zum Morgen in seinem Kerker. Dann führte man ihn an einen Ort, wo er die verstümmelten Leichname von zehn Franzosen sehen konnte, welche die Bauern von Truxillo getödtet hatten. Hier mußte er den Tag über bleiben, von einem schrecklichen Tode bedroht. Rings umgaben ihn Fallstricke; Ohren und Blicke lauerten, ob er sich nicht durch Etwas verriethe; aber der edle und muthvolle junge Mann hatte sein Wort gegeben, die Gefahr zu bestehen, und nicht nur halten

wollte er dieses, sondern auch die Mission erfüllen, die ihm übertragen war. Endlich nach mehren Stunden der grausamsten Prüfungen wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt, und hatte hier eine fürchterliche Muße, über seine Lage nachzudenken.

„Meine Herren,“ sagte der General Castannos, „ich sehe gleich Ihnen die Wichtigkeit ein, die Verbindungen zwischen den französischen Chefs in Spanien zu verhindern; aber diesen Offizier können wir dennoch nicht auf die einfache Aussage eines unserer Leute wie einen Spion behandeln. Eine Aehnlichkeit kann ihn täuschen, und dann würden wir einen Mord begangen haben. Und diese Rolle wollen wir nicht spielen.“

Der Offizier, vor welchem der Bauer seine Erklärung gemacht hatte, war einer jener leidenschaftlichen Menschen, die sich mit der Lage identificiren, die sie selbst provocirt haben. So hatte auch dieser die Frage gestellt: daß dieser Mensch ein französischer Spion seyn müsse; und von nun an bildete er sich ein, selbst eine wichtige Person zu seyn; und nicht um das Leben eines Menschen würde er diesen Wahn aufgegeben haben; „und wenn er auch ein Russe wäre,“ sagte er am Ende, „auch die Russen sind Ketzer und Verbündete der Franzosen.“

Leckinski begrüßte sein Gefängniß fast mit Freuden, denn draußen hatte er zwölf Stunden lang nur Galgen und blutende Leichname vor Augen gehabt, und Menschen umgaben ihn mit teuflischen Blicken und höllischen Gesichtern. Alle seine Gedanken waren wie von einem Zauber der Hölle gefesselt.

Er glaubte, durch die geborstenen Mauern seines Kerkers die Schatten der Schlachtopfer zu erblicken, die er draußen an den Bäumen gehängt gesehen hatte. Umringt von diesen furchtbaren Bildern war er indeß abermals fest eingeschlafen, denn die Natur und die Jugend wollen stets ihre Rechte, und gleich wie gestern öffnete sich leise seine Thür, und dieselbe sanfte und wohlklingende Stimme hauchte die Worte: „Stehet auf und kommt mit, man will Euch retten; Euer Pferd steht bereit!“ —

Und der muthige junge Mann, aufgeweckt durch die Worte: „Man will Euch retten, kommt!“ antwortete wieder auf deutsch: „Was wollt Ihr von mir?“

Castannos, der diese neue Prüfung mit angehört hatte, sagte, daß der junge Russe ein edler Mensch sey. Wohl hatte er es errathen! Aber seine Meinung konnte die Commission nicht bestimmen, die nun einmal einen Schuldigen in ihm entdecken wollte, und die immer wüthender wurde, da sie ihre Unmacht einsah, den Gefangenen zur Entdeckung seines Geheimnisses zu bringen.

Die Leidenschaft der Parteien, wie man sie in Spanien findet, ist mit einem hitzigen Fieber zu vergleichen, welches den Verstand angreift. Diese Menschen, welche ihren Willen nicht zu befriedigen im Stande waren, verläugneten ihre Natur. Es waren dieselben Richter, die den General René auseinander sägen ließen und den Obersten Pavetti in einen Ofen warfen. Und doch ist die spanische Nation eine große und schöne Nation. Alles ist dort in riesenhaften, ungezügelten Verhältnissen; die Vaterlandsliebe und die Liebe für ihren König beherrschen den Spanier, und die Pflicht forderte es, ihnen einen Cultus zu weihen, zu einer Zeit, wo beide von Feinden bedroht wurden.

Leckinski war von der Rechtmäßigkeit ihres Betragens vollkommen überzeugt. Er wußte, wie viel ihnen daran liegen mußte, das Schicksal zu kennen, welches man der spanischen Armee reservirt hatte, die unter Junots Befehl stand. Die Lage des Gefangenen wurde dadurch noch gefährlicher; das wußte er, und erbleichte nicht; es bestärkte ihn im Gegentheil noch mehr, in dem Entschlusse nicht zu wanken, da es sich nun für ihn um Tod oder Leben handelte.

Diese Nacht war schrecklich, kaum war die Sonne aufgegangen, als vier Männer, unter denen der sich befand, der Leckinski in Madrid gesehen haben wollte, eintraten, um ihn vor eine Art von Gericht zu stellen, welches aus einigen Offizieren von Castannos Generalstabe gebildet wurde. Während sie ihn dahin führten, stießen sie fürchterliche Drohungen gegen ihn aus, aber treu seinem Entschlusse, that er, als ob er sie nicht verstünde.

Vor seinen Richtern angelangt, schien er zu verstehen, was man mit ihm vorhatte, und fragte auf deutsch, wo sein Dollmetsch wäre. Man ließ ihn kommen, und das Verhör begann. Zuerst wollte man wissen, weshalb er von Madrid nach Lissabon reise. Er zeigte die Depeschen des russischen Gesandten an den Admiral Siniavin und seinen Paß. Es ist anzunehmen, daß ohne das unglückliche Zusammentreffen mit dem Bauern, der ihn in Madrid gesehen haben wollte, diese Dokumente mehr als hinlänglich gewesen wären; aber die Angabe des Letzteren, der so fest dabei beharrte, weil er wirklich recht hatte, warf auf den jungen Polen immer wieder das zweifelhafteste Licht. Er aber blieb dennoch fest in seiner Vertheidigungsweise.

„Fragt ihn einmal,“ sagte der Präsident der Kommission, „ob er die Spanier liebe, weil er doch nun einmal kein Franzose seyn will?“

Der Dollmetsch übersetzte die Frage.

„Ja,“ erwiderte Leckinski auf deutsch, „ich liebe die spanische Nation, und ich achte sie wegen ihres schönen Heldenmuthes. Ich wünschte, daß unsere beiden Nationen Freunde wären.“

„Mein Oberst," sprach der Dollmetsch zum Präsidenten. „Der Gefangene sagt, daß er uns hasse, weil wir wie Banditen Krieg führen; er verachtet uns, und bedauert nur, daß die ganze Nation nicht ein Mann sey, um mit einem Schlage dem abscheulichen Kriege ein Ende zu machen."

Und während er sprach, folgten die Augen Aller dem Ausdruck, der sich auf Leckinski's Gesicht malte, indem er die Treulosigkeit seines Dollmetschen vernahm. Der Pole war aber auf jede Prüfung vorbereitet, und war fest in seinem Entschluß, jeden Angriff zurück zu schlagen.

Tödten sie mich, dachte er bei sich, so tödten sie nicht nur einen unschuldigen Menschen, sondern auch einen, der den Schein der Unschuld für sich hat, und sie würden dann meinen Tod nur um so schwerer büßen müssen.

Und in der That war er nicht schuldig, denn er war nicht Spion. Er reiste wohl durch Esdremadura, aber er wollte nichts auskundschaften.

„Meine Herren," sagte der General Castannos, der auch dieser Prüfung beigewohnt hatte, obgleich sie gegen seinen Willen unternommen worden war, „jetzt ist es erwiesen, daß kein Verdacht auf ihm ruhen darf. Der Bauer muß sich getäuscht haben. Man gebe dem Gefangenen die Freiheit, damit er seinen Weg fortsetze. Und wenn er von dem, was sich hier mit ihm ereignet, Bericht abstattet, so möge er unsere Strenge mit der Gefährlichkeit unserer Lage entschuldigen wollen."

Man gab Leckinski Waffen und Depeschen wieder, nebst einem Paß, und der edle junge Mann ging siegreich aus der stärksten Prüfung, die einem Menschen wohl jemals auferlegt wurde. Um sie zu bestehen, mußte man fast mehr als Mensch seyn.

Er kam nach Lissabon, erfüllte seine Botschaft, und wollte denselben Weg nach Madrid zurückgehen; aber Junot erlaubte es ihm nicht.



Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann. *)

(Fortsetzung.)

Neunzehnter Brief.

Man versäume es nicht, die „Kunstkammer" zu besuchen, die im vierten Geschoß des königlichen Schlosses — nach der Seite des Lustgartens zu — befindlich ist. Sie enthält einen Schatz von Merkwürdigkeiten und Curiositäten, ein buntes Mancherlei aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Welttheilen. Kunst, Völkerkunde, Industrie und Geschichte finden hier eine Ausbeute.

Der Zutritt zu diesem Cabinet, wie zu allen öffentlichen Kunst-Anstalten und Sehenswürdigkeiten ist unentgeldlich, aber es wird nur eine bestimmte Anzahl von Beschauern zugelassen, die der umherführende Unterbeamte bequem übersehen kann; denn es liegen hier werthvolle Gegenstände vor und Heiligthümer des preußischen Volks, wie z. B. das Taschentuch, mit welchem sich Friedrich der Große den Todesschweiß abwischte.

Einige Tage zuvor muß man sich in der Wohnung des Castellans zum Besuche der „Kunstkammer" melden. Es wird dann Tag und Zeit bestimmt, und der Name des sich Meldenden in ein Buch eingetragen. Ist die Gesellschaft beisammen, so tritt sie, unter der Leitung eines Führers, die Wanderung durch die verschiedenen Abtheilungen an.

Das erste Zimmer ist mit Waffen fremder Völker angefüllt; Neuseeland, China, Grönland, die Türkei, Japan u. s. w. bieten hier eine

*) S. Europa, II. Band, pag. 261.

Auswahl von Allem, was das häusliche und öffentliche Leben ihrer Völker betrifft. Du findest in Porzellan malerische Skizzen des mexikanischen Volkslebens; Du siehst hier einen ausgestopften chinesischen Obristen in seinem Militär-Galla-Anzuge, eine schwerfällige, unbeholfene Figur, die auffallend mit der Schnürleibigkeit der preußischen Garde contrastirt; ein Mantel des Königs der Sandwichsinseln, eine bewundernswerthe Filetarbeit aus grobem Stoffe, mit Federn verziert, ein Beweis industriöser Erfindung der Armuth, die ein rohes Erzeugniß so geschmackvoll zugerichtet hat, wird Dich anziehen. Der Führer liest Dir jenes Schreiben Sr. heidnischen Majestät vor, welches diesen Schmuck nach Berlin begleitete. Es ist in gutem Deutsch geschrieben, und rührt zweifelsohne von dem Ueberbringer der Curiosität, dem Capitän W.... aus Bremen her. An den jetzigen König von Preußen gerichtet, bietet es diesem den Mantel zum Geschenk an. „Wir Sandwichs-Insulaner sind ein armes Volk, dieser Mantel ist der höchste Zierath, den ich besitze“, — so ungefähr lautet jenes Schreiben. Friedrich Wilhelm hat diese königliche Insignie mit Dank angenommen und seinem königlichen Bruder eine Uniform des zweiten Garde-Regiments, als Gegengeschenk, verehrt. Bei der Entwerfung des Antwortschreibens aber geriethen die christliche Religion und die Etiquette in Conflict. — Man hielt es nicht für gerathen, Sr. heidnischen Majestät den christlichen Titel „König“ beizulegen. Man half sich hier mit dem eines Beherrschers. Demgemäß schrieb man: „An den Beherrscher der Sandwichs-Inseln.“

In einem andern Zimmer gewahrst Du das Diplom und den Doktor-Anzug, welche die Universität von Oxford Friedrich Wilhelm III. verlieh, als er England besuchte. Auffallend wird es Dir, daß die gelehrte Facultät — statt Friedrich Wilhelm III. — Friedrich Wilhelm II. im Diplom anführt. Desgleichen befinden sich hier die Ordens-Anzüge des Königs, als Ritter des heiligen Geist- und Hosenband-Ordens.

Der Pommer'sche Kunstschrank, welcher im Jahr 1006 durch sechs und zwanzig augsburgische Künstler für einen Pommerschen Herzog gearbeitet wurde, und mit Allem, was zu einem vollständigen Haushalt dient, en miniature versehen ist, gewährt eine bewunderungswürdige Anschauung künstlerischer Industrie. Diese sauber gearbeitete und complicirte Schnörkelei ist ein Bild jener Zeit, wo der Mechanismus der Kunst deren Ideal war.

Murat's Galla-Anzug, der aus einem Glasschrank entgegenglänzt, bewog einen preußischen Hauptmann neben mir zu der Aeußerung: „Ach, der Theaterheld!“ — Der gute Mann übersah in seinem

preußischen Landwehr-Charakter alle jene romantische Poesie an dem Schwager Napoleons, die mich von jeher für ihn einnahm. Murat war der einzige mittelalterliche Charakter im französischen Heere. Er stach in seiner knappanliegenden Kurtka, in den gelben oder nankingnen Reiterstiefeln, in dem die polnische Sammetmütze stolz umschwankenden Strauß-Federnschmuck, auf dem andalusischen Renner, wunderbar gegen die Soldateska des französischen Heeres, gegen die schwere, goldgestickte Marschalls-Uniform seiner Collegen ab. Napoleon aber wußte jene Elemente zu schätzen, die seinen Schwager auszeichneten, der, wie ein Ritter der Tafelrunde, wie ein aus dem Grabe erstandener Paladin der Liebe und Ehre, mit seinem dunkeln Auge und schwarzlockigen, langgeringelten HauptHaar, unter jenen Helden glänzte, die des Kaisers Umgebung bildeten. Murat war die Seele der französischen Reiterei, ein ächter Chevalier, der an die Zeit der Troubadours mahnte, und allen Liebreiz der Romantik mit dem Muth, der Kühnheit und Tapferkeit früherer Zeiten einte, die aus Sagen und Mährchen so anmuthig, wie erhaben klingt.

Du gehst weiter. Der Führer nimmt aus sorgfältigem Verschluß ein altes, schnupftaback-gefärbtes weißes Taschentuch. — „Sehen Sie hier das Taschentuch Friedrichs des Großen; sein Todesschweiß klebt daran; die Hand des Königs hielt es im letzten Lebenskrampf.“ Welche Seufzer und Zweifel, welche Pläne und Entwürfe mögen an diesem Taschentuch kleben! Friedrich der Große war sehr einfach; man fand in seinem Privatnachlaß nur zerrissene Hemden und Taschentücher. Mit welchen Zweifeln und Gedanken er auch schied, so viel ist gewiß, er hat sein Volk nie über sich und den lieben Gott vergessen. So zerrissen seine Garderobe, so morsch jener Degen war, mit welchem er den siebenjährigen Kampf kämpfte und welchen er später mit Lack zusammenhielt, sein Reich war ein schönes Ganzes.

Auch die massive Taschenuhr des Königs wird Dir hier gezeigt. Sie war ihm so werth, wie sein Degen. Es hat seit langer Zeit keinen Herrscher gegeben, der die Zeit so in Ehren hielt, wie Friedrich der Große.

Begierig wendest Du die Blicke von diesen Reliquien zu jener Wachsfigur, die, auf dem Sessel in der historischen gebeugten Stellung sitzend, das spanische Rohr in der Hand, wie lebendig Dich anschaut mit ihrem blauen, durchdringenden Auge. Du trittst mit einem ehrfurchtsvollen Gefühle näher, mit einem Gefühle, das selten durch eine Wachsfigur angeregt wird. Es ist Friedrich der Große, in der königlichen Kleidung seines Lebens, in dem blauen abgetragenen

Frack, dessen Näthe allenthalben durchschimmern, den Degen an der Seite, der so viele Schlachten schlug. Seine Krone ist der geschichtliche dreieckige Hut, den die Kugeln bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf und Torgau umrauschten. Friedrich der Große sollte nicht im Schlachtenkampf, er sollte als Philosoph, in der Stille des Friedens, glückliche Resultate vor Augen, das Zeitliche segnen. Diese schmächtige, gebückte Gestalt, der Hosen und Stiefel um die Beine schlottern, und dieser allgewaltige Geist, der selbst aus dem todten wächsernen Auge noch seine Kraft ausübt, mit dem siebenjährigen Krieg in der Degenscheide — ich fühlte mich wahrhaft erschüttert.

Das Wachsbild ist nach Schadow gearbeitet. Es ist vortrefflich. —

Friedrich Wilhelm II., der große Churfürst, und Friedrich I., der sich in Königsberg die preußische Krone auf's Haupt setzte, Beide in Wachs und Lebensgröße, in der Kleidung ihres Zeitalters und wohlgetroffen, führen Dich weiter zurück in die preußische Geschichte. Der erstere Regent bietet Einfachheit und Größe, der zweite, mehr eitel, als weise, aber doch nicht ohne Regententugend, wußte wenigstens die Verhältnisse und das Vermächtniß seines Vaters geschickt zu benützen. Der Führer zeigt Dir den Hut des großen Churfürsten, welchen dieser in der Schlacht bei Fehrbellin trug, mit der eisernen Sturmhaube darunter, die die Wirkung der tödtlichen Kugel vernichtete.

Vis-à-vis des Wachsbildes Friedrichs des Großen erblickst Du einen Scepter. Es soll der Kaiserscepter Karls des Großen seyn. Ihm zur Rechten und Linken hängen die Ordens-Insignien Napoleons und Blüchers. Die Ersteren veranschaulichen die Huldigungen aller europäischen Mächte an den Welteroberer, wie die Vergänglichkeit der Dinge. Sie wurden, nach der Schlacht bei Belle-Alliance, in dem Wagen Napoleons, der von den Preußen erbeutet wurde, gefunden, und dienen jetzt als Trophäen.

Auf einem Seitentisch, von Blumen umkränzt, liegt ein Wachs-Abdruck des Todten-Antlitzes der verstorbenen Königin. Sie war eine lichte Blondine, und dieser weiße Teint, mit dem Anflug von Rosenroth, diese weiche, üppige Fülle der Wangen, diese langen Wimpern und dichten Brauen, die man sämmtlich genau nachgebildet hat, ziehen selbst in der Larve noch an, um so mehr, da milde Ruhe über das Antlitz ergossen ist.

Ein Wachsabdruck des Antlitzes Moreau's zeigt die krampfhafte Verzerrung des Schmerzes. Die Inschrift darunter:

„Intaminatis fulget honoribus generosus exsul.“

ist preußisch.

Ich mache Dich noch auf ein Relief des Riesengebirges mit der Schneekoppe, sechs Fuß lang und zwei Fuß breit, der Natur treu in Holz nachgebildet, aufmerksam; auf die Kreuzigung Christi, auf einen Pfirsichkern; auf die vielen Aschenkrüge der alten Wenden; auf tartarische Götzenbilder, die in Preußen gefunden werden; auf ein anderes Relief der Schweiz, von Müller.

Ein Reiseklavier zum Zusammenlegen, eine von Dobler verfertigte optische Uhr, die zur Nachtzeit die Stunden an der Wand zeigt, eine aus Eisen, von Leygebe, geschnittene Bildsäule des großen Churfürsten zu Pferde, als Bellerophon die Chimära bekämpfend, verdienen gleichfalls Beachtung.

Ich lasse hier einige Notizen über die Akademie der Künste und Wissenschaften folgen. Sie hat einen europäischen Ruf erlangt. König Friedrich I. stiftete dieselbe im Jahre 1700, mehr aus Eitelkeit und Nachahmungssucht des Versailler Hofes, als aus Eifer für die Wissenschaft. Im J. 1710 wurde die Akademie in vier Klassen getheilt, die erste für Physik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte für deutsche Geschichte und Sprache, die vierte für orientalische Gelehrsamkeit. Jede Klasse erhielt einen Direktor, und der berühmte Leibnitz wurde Präsident der Akademie. Die Gallomanie übte ihren Einfluß auf dieses Institut aus, trotz Leibnitz's Bemühungen, demselben eine nationale Richtung zu geben. Dabei wurden die wahren Interessen der Akademie nur zu sehr vernachlässigt, das Gebäude, in welchem sie ihre Sitzungen hielt, brannte ab, es fehlte an Fonds, mit einem Worte: die Erwartungen, die man in Betreff dieser Societät billigerweise hegen konnte, wurden nicht gerechtfertigt. Friedrich der Große fand die Akademie der Künste und Wissenschaften in dem Zustande ziemlicher Auflösung. Er hob sie, mehr durch moralische Kraft, als durch materielle Mittel; denn sein Grundsatz war, lieber arme und sehr gescheidte Akademiker zu haben, als reiche und Ignoranten. Immerhin aber nahm das Institut keine nationale Richtung an. Maupertuis wurde Präsident, der Atheismus und die Gallomanie wurden ganz und gar das Gepräge der Akademie. Der Grundsatz jenes atheistischen Arztes: l'homme machine machte sich nur zu sehr geltend. Indirekt arbeitete der Minister von Hertzberg, der Curator der Akademie, mit allen seinen Kräften der Gallomanie entgegen, aber doch nur mit geringem Erfolg. Er bestrebte sich, Johannes von Müller zum Akademiker zu machen, den man, freilich mit so vielem Unrecht, den Tacitus der Deutschen nannte, der aber dennoch nationale Elemente in sich vereinte und vielleicht der gallomanischen Partei ein Gegengewicht geboten haben

würde, hätte — was allerdings zu befürchten stand — seine Eitelkeit nicht seinen Patriotismus überwogen. D'Alembert mußte sich für ihn verwenden; er schilderte Müller dem Könige als einen philosophischen Kopf, voll dreister Wahrheit, als einen Mann, der im Stande sey, französisch zu schreiben; die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied erhalten. Die Empfehlung hatte den Erfolg, daß Friedrich der Große Müller vorließ; aber das Resultat der Unterredung war diesem nicht günstig. Der König schrieb in Folge derselben an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer ist hier gewesen. Ich gestehe Ihnen, daß ich ihn sehr für das Kleine fand." Dasselbe Schreiben spricht sich sehr unverholen über Müller aus; der König war nicht geneigt, den deutschen Tacitus oder überhaupt ein Genie in ihm anzuerkennen. Die Verwechslung der Namen Müller und Mayer beweist am Besten, wie wenig Eindruck jener Schriftsteller auf den König gemacht hatte. D'Alembert pflichtete dem König in Allem bei; Johannes von Müller wurde noch nicht Akademiker.

Erst Friedrich Wilhelm II. gab der Akademie eine andere Richtung. Ein aufklärerischer Deismus und der Kampf gegen den Jesuitismus machten sich bemerkbar. Der Geist der bekannten Berliner Monatsschrift charakterisirt diese Epoche der Akademie. Gedike, Biester, Nicolai wurden Akademiker. Es entstand eine Vermischung von reellen und eleganten Studien.

Das jetzige Gepräge der königlichen Akademie der Wissenschaften ist: die Erhabenheit über allen Parteiungen. Fichte wurde hier abgewiesen, Hegel'n wurde der Weg in die Akademie versperrt. In der Philosophie waltet der Eclekticismus, entweder platonisch, wie bei Schleiermacher, oder à la Pascal und Jacobi, wie bei Ancillon.

Man dehnt sich nicht auf Spekulationen und Anregungen aus, sondern beschränkt sich vielmehr auf die Bewahrung der Resultate. — Die königliche Akademie der Wissenschaften ist ein Zeughaus der Literatur; Meister sprachen hier zu Meistern, wie Schleiermacher behauptete.

Diese Societät bildet einen Kranz weltliterarischer Notabilitäten. Die ersten Gelehrten Berlins bilden das Mittelglied der Kette.

Die königliche Akademie hat überhaupt sechs und dreißig Mitglieder. Sie hält jährlich drei öffentliche Sitzungen: am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich's des Großen, am 3. August, dem Geburtstage des jetzigen Königs, und am 3. Juli, dem Geburtstage Leibnitzens.

Die vier verschiedenen Klassen, nämlich die physikalische, mathematische, philosophische und historisch-philologische Klasse, geben abwechselnd jährliche Preisfragen auf. Die Austheilung der Preise,

welche in Denkmünzen mit einem Werth von fünfzig Dukaten bestehen, erfolgt nach zwei Jahren.

Die Akademie besitzt eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und eine Sammlung physikalischer Instrumente. Jedem Mitgliede ist erlaubt, bei der Universität Vorlesungen zu halten.

Zwanzigster Brief.

— — — Ich habe Dir noch nichts von dem Schulwesen des preußischen Staats gemeldet. Die Leitung desselben geht von dem Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten aus. Es befindet sich in dem letzteren ein besonderes Departement des Schulwesens, dessen Mitglieder theils Juristen, theils andere Gelehrte sind. Früher waren von Kamptz und der Vater Körners in demselben; jetzt stehen Joh. Schultze, Nicolovius, Keller, Beckedorf an dessen Spitze.

Das Schulwesen des preußischen Staats beschränkt sich auf Volks- und gelehrte Schulen; man hat bis jetzt wenig auf eine Mittelklasse Rücksicht genommen, obwohl Beuth und Kloeden sich in dieser Hinsicht große Verdienste um Preußen erworben haben. Die Berliner Gewerbschule, mit vier Klassen, für Diejenigen, welche sich einem Berufe widmen, der zwar eine höhere wissenschaftliche Bildung, aber keine eigentlichen Universitäts-Studien erfordert, zeichnet sich in dieser Hinsicht aus.

Die Schulen sind theils Kommunal-, theils königliche Schulen. In diesem Falle geht die Besoldung der Lehrer vom Staate, in jenem geht sie von den Städten und Dörfern aus. Diese Eintheilung bietet den Beweis, daß, in Betreff des Schulwesens, noch viel zu reformiren ist. Die Abhängigkeit der Lehrer von der Kommune ist wenig dazu geeignet, die Schulen in Flor zu bringen. In den Dörfern sind nun gar die Lehrer meistens an das Schulgeld gewiesen. Es kann nicht fehlen, daß sich hier Mißbräuche herausstellen, denen man durch hinreichende Besoldung der Lehrer vom Staate begegnen könnte. Nichts wirkt nachtheiliger auf die treue Ausübung des Lehr-Amts ein, als die Dürftigkeit.

Das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten entwirft die Pläne des Unterrichts-Wesens, die Vorschriften für die Examination werden von ihm erlassen, Schulen und Universitäten stehen unter seiner Controle, und müssen an dasselbe Bericht erstatten.

Zur Bildung junger Volks-Pädagogen hat die Regierung in Neu-Celle, Weißenfels, Breslau und Berlin Seminarien errichtet. Die sich dem Volksschulfach widmenden jungen Leute erhalten hier in den nothwendigsten Wissenschaften Unterricht, desgleichen in der Musik und im Gesange, so daß sie nun als Schullehrer und Organisten zugleich verwendet werden können. Auch die höhere Industrie wird hier nebenbei berücksichtigt, wie z. B. Maulbeerbaumzucht und Seidenbau.

In den Provinzen haben Harnisch, Zerrenner und Düsterweg sich um das Seminar-Wesen verdient gemacht. Früherhin machten sich, in Betreff desselben, Niemeier'sche und Dinter'sche Grundsätze geltend, die späterhin durch Mysticismus und Evangelismus verdrängt wurden. In der That hat jener sich allenthalben Einfluß verschafft; er ist leider der rothe Faden, der sich durch Schule und Kirche zieht.

Wie Du schon aus meiner obigen Bemerkung ersehen haben wirst, ist das Schulwesen nicht in dem Grade organisirt, daß hier keine Lücken fühlbar werden. Preußen bedarf durchaus auch in seinen Unterrichts-Anstalten einen Stützpunkt des Bürgerstandes. Für diesen ist wenig gesorgt im preußischen Staate. Würde man sich, nach Beuth's und Kloeden's Beispiel, bestreben, Schulanstalten für den Bürgerstand in's Leben zu rufen, die diesem eine edlere Richtung gäben, so würde sich derselbe bald freier und selbstständiger hinstellen, und an Achtung gewinnen.

Was die Gymnasien betrifft, so standen dieselben eine Zeitlang in Schlesien und den Rheinprovinzen unter katholischen Einflüssen. In der neueren Zeit haben diese Einflüsse einer klassischen und humanistischeren Bildung nachgeben müssen, die überhaupt das Gepräge der preußischen gelehrten Schulen ist. Man vermißt hier ganz und gar die pedantische sächsische Gymnasial-Bildung, jene philologische Richtung, die den Geist der Form nachsetzt.

Einige Häupter an den Universitäten, wie z. B. Passow in Breslau, Lobeck in Königsberg, Böckh in Berlin, Schütz in Halle, Heinrich in Bonn haben sich um die klassische Alterthumsforschung der Gymnasien sehr verdient gemacht.

Die Regierung unterstützt das Schulwesen auf alle mögliche Weise. Sie bewilligt Ankäufe werthvoller Werke, wie z. B. Niebuhrs Corpus scriptorum historiae Byzantinae, Reisegelder, wenn die Reise das Interesse der Wissenschaft bezweckt, außerordentliche Geldzuschüsse u. s. w.

Von dem Berliner Schulwesen ist Nachstehendes zu bemerken:

Berlin zählt sechs Gymnasien, unter welchen das Joachimthal'sche, das Friedrich-Werder'sche und das graue Kloster die vorzüglichsten sind.

Das Letztere wurde durch Bellermann gehoben; das Erstere findet eine vorzügliche Stütze in dem Direktor Meineke, der sich durch eine elegante und geschmackvolle Bildung auszeichnet. Ribbeck ist Vorstand des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums.

Mit dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ist eine Realschule für Knaben und eine andere für Mädchen verbunden, die sogenannte Elisabeth-Schule.

Die Volksschulen in Berlin sind den Kirchen-Parochien zugewiesen. Ihre Anzahl beläuft sich auf hundert. Hier wird gegen ein monatliches Schulgeld das nothwendige Wissen des Mittel-Bürgers gelehrt, ohne daß irgend eine höhere Richtung eingeschlagen wird. — Als Communal-Schulen stehen diese Parochial-Schulen unter dem Magistrat, der zur Aufsicht über die Handhabung der Disciplin und über den Gang des Unterrichts eine besondere Schul-Commission bestellt hat. Eine speciellere Aufsicht führen die Geistlichen der einzelnen Parochien. Daß diese bei der Unzahl der Volksschulen keine genaue Uebersicht über den Zustand der Dinge erlangen können, liegt ziemlich am Tage. Allein in der französischen Gemeinde sind achtzehn Bürgerschulen.

Für Kinder armer Aeltern sind die Armenschulen, an der Zahl eilf, bestimmt, deren Lehrer und Lehrerinnen von der Commune besoldet werden. Der Unterricht ist derselbe, wie in den Parochial-Schulen.

Außer den öffentlichen Schulanstalten — welche sämmtlich anzuführen, zu weitläufig seyn würde — existiren eine Menge Privatschulen, die jedoch von der Regierung nicht sehr begünstigt werden, weil die Communal-Schulen Gelegenheit zu einer bessern Controle geben. Man hatte früher die Gewohnheit, Leuten, welchen es schwer werden mochte, eine Stellung im bürgerlichen Leben zu erlangen, häufig Schulconcessionen zu ertheilen. Oberflächliche, seichte Köpfe, ohne geistiges Leben und pädagogische Elemente, siedelten sich auf diese Weise im Staate an, dem sie mehr Schaden, als Gutes zufügten. So fand man insonderheit Lehrerinnen für die weibliche Jugend mit viel Sentimentalität, noch mehr Kokketterie und gar keiner geistigen Richtung. Auf diese Weise konnten durch die Erziehung keine Resultate erlangt werden. Aber dergleichen Schulanstalten existiren allerdings noch, theilweise gut organisirt, theilweise, wie ich eben angegeben. Jedenfalls indeß sind sie der Willkür eines Einzelnen überlassen.

Ich darf hier nicht die Luisenstiftung übergehen, die 1811, zur Erinnerung an die verstorbene Königin, gegründet wurde. In

ihr werden Töchter aus allen Ständen zu tüchtigen Erzieherinnen gebildet. Dieses Institut ist im Ansbach'schen Palais, in der Wilhelmsstraße.

Die Unterrichts=Anstalten für Mädchen theilen sich nach derselben Ordnung, wie die für Knaben ein. In ihnen unterrichten Frauenzimmer und Männer. Unter den Letzteren zeichnen sich die Herren Hartung und Carl Seydel aus. Herr Seydel ist das Orakel der jungen Berlinerinnen, die auf ihn in allen Fällen provociren und mit seinen Ansichten in Gesellschaft schön thun.

Es finden sich in Berlin zahlreiche Pensions=Anstalten, mit einigen Vorzügen, aber vielen Mängeln. — Meistentheils sind sie den Gründern und Unternehmern Mittel der Industrie, ohne eine consequente pädagogische Grundlage. Stelle Dir vor, es gibt Pensions-Anstalten, in welche das Kind nur mit einem silbernen Besteck Zutritt erhält. Beim Austritt aus der Pension wird Dieses Eigenthum der Anstalt. Das sind freilich antipädagogische Grundsätze.

Im Ganzen ist das Resultat des Berliner Schulwesens sehr befriedigend. Zu wünschen ist immer, daß die unteren Schulanstalten mehr von dem Pietismus ablassen, die oberen aber den Mechanismus der Vielschreiberei, der die Schüler, nach Beendigung der Schulstunden, zu Hause an den Arbeitstisch fesselt, aufgeben mögen. Ein lebendiger Vortrag während der Schulstunden, von Seiten der Lehrer, das geistige Leben in der Schule werden stets mehr wirken, als der Rigorismus der Schuldisciplin, die nicht genug Pensa und Exercitien aufgeben kann.

Ein und zwanzigster Brief.

Noch immer habe ich die „Vertrauten Briefe über die Lucinde" nicht erhalten können. Der Buchhändler R . . . . . hat das Anathem gegen Gutzkow auf der Leipziger Messe ausgesprochen! Wie seltsam! Die Buchhändler vergessen ihre Bestimmung und werfen sich zu Richtern über die Presse auf. Was soll aus der Schriftstellerei werden, wenn diese Herren über Leben und Tod der Autoren entscheiden wollen und aus Handelsleuten Areopagiden werden?

Was Schleiermacher auch in seinen Briefen für Grundsätze ausgesprochen haben mag, es scheint ihm daran gelegen zu haben, sie der

Oeffentlichkeit zu entziehen. Er ließ zu dem Ende, wenn ich nicht irre, durch R....., alle vorräthigen Exemplare ankaufen. Aber in Lübeck blieb eine kleine Reserve von einigen Exemplaren. Die Buchhandlung von Hoffmann und Campe verschaffte sich dieselben und erstand das Verlags-Recht. Auf diese Weise erschienen die längst Verschollenen von Neuem in der großen Welt.

Der König soll plötzlich von dem Ankauf der Schleiermacher'schen Bibliothek, die er für 3000 Thaler erstehen wollte, abgestanden seyn. Inwiefern das mit dieser ältesten und neuesten Schrift Schleiermachers zusammenhängt, weiß ich nicht. R..... soll außer sich vor Zorn seyn. Dieser Mann hat pietistische Grundsätze und deutschthümliche Ideen, glattgescheitelte Haare und einen deutschen Rock. Du kannst leicht ermessen, daß ihm, dem Freund, dem Verleger und dem Verkäufer der Bibliothek Schleiermachers die Herausgabe der Briefe ungelegen gekommen ist.

Man versäume es nicht, sich in Berlin die Blindenanstalt des Professors Zeune zeigen zu lassen. Sie ist eine der ältesten und berühmtesten Deutschlands. — Ungefähr dreißig Zöglinge genießen hier Unterricht und Erziehung. Einige derselben sind königliche Pensionäre, Andere erhalten ihre Sustentation von der Stadt, noch Andere wohnen nicht in dem Institut, sondern kommen nur täglich dahin, um dem Unterricht beizuwohnen. Die Zeit der Erziehung dieser Blinden ist auf fünf Jahre gesetzt. Vom neunten Jahre an gestattet man ihnen den Eintritt in die Anstalt.

Was Handarbeit betrifft, so werden die Knaben im Filetmachen, Korbflechten, Teppichweben, Fransenknöppeln u. s. w., oft auch in Tischlerarbeiten unterrichtet; die Mädchen unterweiset man im Stricken, Nähen und Spinnen.

Der geistige Unterricht beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Orthographie und Musik. Einige der Zöglinge beschäftigen sich sogar mit klassischen Sprachstudien.

Wenn Du die Königsstraße durchwandelst und dem Königsstädter Theater vorüber bist, so gelangst Du zu einem stillen, friedlichen Theile der Stadt, wo Du wenig von jenem lebhaften Getümmel und Gewirre spürst, das Dich bis zum Königsstädter Theater begleitet hat. Hier, auf dem Georgen-Kirchhof, ist jenes weltberühmte Zeune'sche Institut gelegen, die Stiftung des Berliner de l'Epée. Ihm allein gebührt die Ehre aller der schönen Resultate, die aus demselben der Humanität erblühten. Zeune stiftete und vergrößerte diese Anstalt, aus ihr gingen Apostel in alle Welt, physisch blind, aber geistigen

Auges, und lehrten nach den Principien ihres Meisters. Nicht ein todtes Denkmal sichert Zeune die Unsterblichkeit, sondern das Leben, das er den Blinden schenkte, die ohne ihn ihr Daseyn nur mit Verzweiflung empfunden haben würden.

Mit wenigen Zöglingen begann die Anstalt, (wenn ich nicht irre, so zählte sie im Beginne derselben nicht mehr als vier), aber Zeune geleitete sie durch schwierige Verhältnisse, durch Elend und Kummer, durch das verhängnißvolle Jahr 1806, er allein. Kurze Zeit nach seiner Installation, als Direktor des Instituts, nahmen die Franzosen die Mark in Besitz; der König und seine Minister begaben sich nach Ostpreußen; die Regierung war im Zustande der Auflösung; sie konnte nichts für die Lieblings-Idee Zeune's thun. Aber dieser setzte sein eigenes Vermögen daran, um die Lücke, die aus den entzogenen Zuschüssen entstand, auszufüllen. Er hatte wenig, aber er hatte einen festen Willen, einen unbeugsamen Geist, er war ein Freund der Menschheit. Das unmöglich Scheinende machte er möglich; bis zum Friedensschlusse sicherte er den Bestand des Instituts aus eigenen Mitteln.

Sehet diesen Mann, der in der Entsagung und Geduld grau geworden ist, diesen kindlichen Greis, der die Frische der Jugend mit der Weisheit des Alters verbindet, die Begeisterung des Jünglings mit der Erfahrung des Mannes, die Poesie mit ernster Anschauung und Betrachtung. Ihr findet ihn in einem einfachen Stübchen, unter Büchern und Arbeit, in rastloser Thätigkeit. Er beschäftigt sich hier mit geographischem Studium.

Wie man leicht denken kann, ist sein Institut die einzige Leidenschaft seines Lebens, sein einziger Gedanke. Sie ist seine Schöpfung, wie sein Daseyn. Sein von steter geistiger Arbeit angestrengtes Auge belebet sich bei der Erinnerung an jenes Institut, der Enthusiasmus der Humanität spricht aus seinen Mienen. Er ist glücklich, wenn man ihn um die Erlaubniß bittet, die Resultate seines Strebens in Augenschein zu nehmen.

Folgt ihm zu seinen Schülern; Ihr werdet die Kraft des Geistes bewundern. Ein Blinder liest aus dem punktirten Buche mit den Händen, dem geistigen Auge. Dieses feine Gefühl der Betastung, diese Auffassung setzen in Erstaunen. Er liest so schnell, als hätte er nie den Mangel des Augenlichts empfunden. Ein Anderer löst die verwickeltsten Fragen der Algebra und Arithmetik; er bedient sich dabei punktirter Würfel und kleiner Holzstückchen, die arithmetische Figuren bilden. Ein Dritter schreibt einen Spruch nieder, welchen sein Nebenmann sofort zum Druck setzt. Wieder ein Anderer führt

Dich auf der Landkarte durch Deutschland, Frankreich, durch Europa und die andere Hemisphäre, durch Städte, Flecken, Flüsse und Gebirge. Seine Hand verirrt sich nie. — Man zeigt Dir Filet- und hundert andere Handarbeiten, die von dem feinsten Geschmack, von der größten Fertigkeit zeugen. — Endlich wirst Du durch einen vierstimmigen Choral überrascht, durch die schönste Harmonie des Gesanges.

Was sich uns auch für traurige Gedanken beim Eintritt in das Institut aufgedrungen haben, wir scheiden voll Hoffnung und Begeisterung aus demselben. Diese Blinden leiden nicht an der Entbehrung, eine edle Resignation lebt in ihnen, eine Resignation, die weniger das Unglück lindert, als sich über dasselbe erhebt, sie sind nicht unglücklich, sie beschränken sich auf sich selbst, auf ihr inneres Leben, da dem äußeren so enge Gränzen gezogen sind.

Es ist nicht zu läugnen, über das Antlitz des Blinden ist eine Ruhe verbreitet, die bald die ängstliche Stimmung verscheucht, die sich uns, dem Unglücklichen gegenüber, aufdringt. Um wie viel mehr müssen wir befriedigt werden, wenn wir, bei dem Mangel eines so wesentlichen Sinnes, intellectuelle Bildung finden, wenn wir den Blinden ganz und gar zur Theilnahme an den socialen Verhältnissen geeignet sehen, zu ruhiger Betrachtung.

Herr Professor Zeune wurde mir als barsch und absprechend geschildert. Ich fand in ihm Denjenigen, als welchen ich ihn oben beschrieben habe. Die Geduld mußte das Motto seines Lehramts seyn. Mit ihr sind keine starren Charakter-Elemente vereinbar.

Sieben und zwanzigster Brief.

Das Königsstädter Theater habe ich einige Male besucht. Der Direktor desselben ist Herr Cerf. Er soll wirklich lesen und schreiben können. Man trug sich hier mit allerhand Geschichten herum, die daran zweifeln ließen. Herr Cerf soll in einer Restauration einmal in eine fürchterliche Verlegenheit gekommen seyn. Er soll sich nicht auf der Speisekarte haben zurecht finden können, und soll mit dem Finger auf Kraut, Rüben, Salat und Saucen gezeigt haben; der Marqueur hätte ihm das Alles gebracht und Herr Cerf wäre am Ende in Verzweiflung gerathen und hätte ausgerufen: „Bringen Sie mir Beefsteak und Kartoffeln.“ Diese Beschwörungsformel hätte ihn

gerettet. Aber es ist nicht so schlimm mit Herrn Cerf, er soll in der That lesen können, und man hat ihn zum Commerzienrath gemacht.

Auch jener Vorfall soll erdichtet seyn, der Herrn Cerf in einen Conflict mit einem königlichen Hofbedienten brachte. Dieser schalt ihn einen Flegel, einen Unwissenden. Es war vor der königlichen Loge, und Se. Majestät traten, sich erkundigend, auf den Corridor: „Was ist das?“ — „„Ew. Majestät verzeihen, er meint mir!““ antwortete Cerf. Wie gesagt, die Geschichte ist von einem Spaßvogel ersonnen.

Aber Dem. Vial ist jetzt in Berlin; Dem. Vial aus Turin gastirt auf der Königsstädter Bühne, und Herr Cerf hat erklärt: „Ich werde sie unter allen Bedingungen zu halten suchen, wenn sie in Europa bleibt. Geht sie aber nach Italien, so kann ich nicht helfen. Was man in Italien zahlt, kann ich nicht zahlen.“

Herr Cerf hat in der letzten Zeit viele Unfälle erlitten. Er hatte Sabine Heinefetter zu einem Gastrollen-Cyklus engagirt, ihr aber die Bedingung gestellt, daß, wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit eintreffen würde, das Gastspiel nicht Statt finden könne. Später machte die Intendanz des königlichen Theaters der Dem. Heinefetter Anerbietungen, die ihr vortheilhafter schienen. Sie traf nun absichtlich später ein und bezog sich auf jene Bedingung. Herr Cerf war großmüthig und wollte darauf verzichten, aber Dem. Heinefetter bestand darauf, daß sie nunmehr nicht auf der Königsstädter Bühne gastiren könne, die Zeit ihres Eintreffens sey abgelaufen, sie werde nur auf der königlichen Bühne gastiren.

Herr Cerf ist wirklich nicht ohne Kenntnisse. Ich weiß dies. — Ein Schauspieler sprach auf der Bühne von Orestes und Pylades und betonte die zweite Silbe. Das hörte Herr Cerf; Herr Cerf hörte, wie das Publikum unruhig wurde. Er stürzte aus der Loge auf die Bühne herunter, und rief dem Armen, fast athemlos vor Zorn, zu: „Großer Gott! wissen Sie denn nicht, daß es Orestes und Pilatus heißt?“

Man erzählt sich das Alles in Berlin, und noch weit mehr. Ich erzähle es nach, verbürge aber Nichts, außer daß Herr Cerf, bei allen Unfällen, Glück hat. Er hat ein großes Glück; denn er hat Herrn Beckmann. Herr Beckmann ist ein Berliner, aber in künstlerischer Hinsicht ist er der Typus der nordischen Komik. Was Raimund für Wien und den Süden ist, das ist Herr Beckmann für Berlin und den Norden. In dieser Komik ist Alles, was den Nordländer charakterisirt: Ruhe, Witz, Selbstbewußtseyn, List und Beobachtung. Die Komik des Nordens ist contemplativ, die des Südens ist agil; die Komik des Nordens ist passiv, die des Südens ist activ; die Komik des Nordens ist objectiv, die des Südens ist subjectiv. Herr Beckmann ist ein

klassischer Komiker, wie Raimund ein romantischer ist. Herr Beckmann steht auf dem Zenith klassischer Komik, weil er ohne Grimasse ist. — Berlin hat viele Komiker: die Herren Gern, Rüthling, Schmelka, Plock, Beckmann. Herr Beckmann vereinigt die Vorzüge Aller in sich, ohne ihre Mängel zu besitzen.

Herr Gern ist die Komik der Grimasse. Dieselbe beherrscht alle seine Leistungen; er hat eine stereotype Bewegung der Gesichtsmuskeln, die er allenthalben anbringt.

Herr Plock hat sich in der Rolle des Brennecke in Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" als einen Komiker gezeigt, der durch eine einzige Bewegung die Gemüther elektrisiren kann. Er wendet sich schnell, mit steifem Kopfe, und geht rasch, wie ein nach einer Seite geworfenes segelndes Schiff ab. Das erwirbt ihm stets den Beifall des Publikums, das an dieser Einförmigkeit sich nicht satt sehen und lachen kann. Ich will damit nicht sagen, daß Herr Plock als Brennecke keine andern Vorzüge aufzuweisen habe; nein! durchaus nicht, er spielt diesen Charakter, wie er gespielt werden muß. Aber er legt auf Unwesentlichkeiten zu viel Gewicht, und das läßt für den Charakter und die Natur seiner Komik fürchten. Ich bemerkte jene Bewegung, von der ich eben sprach, auch in einer anderen Rolle an ihm, in dem kleinen Stück: „Der Lügenfeind." Ein Beweis, daß Herr Plock dergleichen Lieblings-Ideen nicht dem Charakter und der Situation opfern kann. Ein Komiker soll sich nicht von dem Publikum verwöhnen lassen.

Solches hat Herr Schmelka gethan. Herr Schmelka ist die von dem Berliner Parterre heruntergebrachte Komik. Herr Schmelka kam als vollendeter Komiker von Breslau nach Berlin, und Herr Schmelka hat alle vis comica in Berlin eingebüßt, weil er seine komische Individualität dem Beifall geopfert hat. Er lernt keine Rolle mehr und hilft sich durch Impromptus, die ohne attisches Salz sind.

Herrn Rüthling's Komik ist schlagend, aber einseitig. Er eignet sich für einförmige, bedächtige Charaktere, die an keiner großen Lebendigkeit Ueberfluß besitzen. Seine Komik hat etwas Phlegmatisches, einen schläfrigen Humor. Seht seinen Till, Ihr werdet nicht den Schalk bemerken.

Ich muß hier noch des Herrn Weiß erwähnen, der gleichfalls Mitglied der königlichen Bühne ist. Dieser Komiker hat kaustische Schärfe in seiner Komik, die er passend auf den Charakter zu übertragen weiß. Den letztern opfert er nie der ersteren; er ist ein Komiker mit proteischer Kraft und deßhalb in dem feineren Lustspiel trefflich zu verwenden, das Charaktere verlangt.

Herr Schneider ist der Bajazzo der königlichen Bühne, ein Lustigmacher, der seinem Humor freies Spiel läßt, ein höchst subjectiver Darsteller, der sich mit seinen Späßen stets zum Parterre herabläßt.

Um wieder auf Herrn Beckmann zurückzukommen. Er ist ein junger Mann, aber — wie gesagt — er hat eminentes Talent. Die vis comica ist ihm zur andern Natur geworden; man bemerkt bei ihm nichts Gemachtes, Outrirtes, und das erklärt den Effekt, den er hervorruft. Aber er bietet dabei zu gleicher Zeit stets einen abgeschlossenen Charakter, und das beweist sein dramatisches Genie. Wir sind es gewohnt, den Komiker als ein Inventar einer bestimmten Bühne zu betrachten, gewissermaßen als ein „eisernes Vieh", das seinen Platz nicht verändern darf. Wurm machte davon eine Ausnahme, Herr Beckmann macht die zweite, weil er sich nie dem Parterre hingibt, noch weniger der Gallerie, sondern beide sich ihm hingeben macht. Er wird — was den Norden betrifft — allenthalben reußiren. Im Süden, in Wien, verlangt man, statt logischer Komik, mehr Spaß, Albernheit und Phantasie. Hier möchte vielleicht Herr Beckmann weniger bewirken.

Das Königsstädter Theater sollte eine Volksbühne werden, aber die Direction strebte, zur Zeit des Actien-Vereins, nach höheren Dingen, und das Hoftheater sah sich genöthigt, streng auf seine Gerechtsame zu halten, die das höhere Drama von den Pforten des Königsstädter Theaters abweisen, und — was das feinere Lustspiel betrifft — nur solchen Stücken den Eintritt gestatten, die bereits vor Jahresfrist auf der königlichen Bühne gegeben sind. Solchergestalt ist die Königsstädter Bühne, was das recitirende Schauspiel betrifft, die Porte St. Martin Berlin's geworden. — Die Kräfte dieser Bühne sind, in Betreff der Posse und des Lokalstücks, vortrefflich. Die Herren Beckmann und Plock waren im Stande, Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" zum goldenen Jubelfest zu verhelfen, eine an und für sich matte Farce, die aber durch diese beiden Schauspieler einen großen Zusatz höchst lebendiger Komik erhielt. Hätte diese Bühne eine Leitung, die sich auf etwas mehr, als die Kasse verstände, so würde sie — das unterliegt keinem Zweifel — ihre Stellung als Volkstheater zu behaupten wissen, und den Lokalstücken einen Anhaltspunkt geben. Sie könnte sich zu einem Einflusse auf die Lokaldichtung des nördlichen Deutschlands erheben, deren Charakter — wie ich das schon früher bemerkt hatte — so verschieden von dem der Wiener Lokaldichtung ist, die aber zur Zeit noch sich nicht genug von den Berliner Verhältnissen emancipirt hat und zu sehr an der Eckensteher-Poesie leidet. Was das Wiener Theater der Josephsstadt und das an der Wien für

Oesterreich sind, das könnte das Königsstädter Theater für Nord-Deutschland werden. Es unterliegt dabei wohl keinem Zweifel, daß, würde die Direction sich einigermaßen mit der inneren Organisation des Theaters in diesem Sinne befassen, auch die pecuniären Resultate nichts zu wünschen übrig lassen würden. Wie es jetzt dasteht, ist es ohne charakteristisches Gepräge, ein Zwitter höherer Kunst und der Posse, die sich selten über das Berliner Weichbild erhebt.

Man würde sehr wohl gethan haben, das Königsstädter Theater nicht so großartig anzulegen. Ein kleines, stets gefülltes Haus, von dessen Pforten, bei Zugstücken, Hunderte zurückgewiesen werden, übt eine große Kraft auf die Menge aus. Hier ist Alles wöhnlich, das Publikum spricht sich lebhafter aus, als in einem großen, öden Hause. Man ist unter sich; man lacht, Einer über den Andern; man will nicht erhoben, sondern amusirt werden. Ein großes Haus, ein Kunsttempel, eignet sich nicht für das Vaudeville, für die Bürgerlichkeit der Lokaldichtung. Man hat das Königsstädter Theater offenbar zu kostspielig eingerichtet, die Maschinerie ist zu großartig. Werden nicht auf der Josephsstädter Bühne in Wien alle jene Zauberstücke mit weit weniger Mitteln gegeben? Das hätte man bedenken sollen.

Unter diesen Bedingungen würde v. Holtei einen großen Einfluß auf die Bühne ausgeübt haben. Mag man von ihm sagen, was man will, es ist gewiß, daß er als artistischer Geschäftsführer einer solchen Anstalt an seinem Platz war. Er hat mehr als Lokaldichtungen, er hat Volksdichtungen geschrieben. Seine „Lenore“ ist als dramatische Dichtung das, was Bürger's „Lenore“ als Ballade war.





Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Weimar, im November.

Wer unser Weimar seit einiger Zeit nicht sah, würde es jetzt kaum wieder erkennen; so viel ist neuerlich hier gebaut, verändert und verschönert worden. Nun kömmt es auch an's Straßenpflaster; an vielen Stellen wird theils neu gepflastert, theils das Bisherige gebessert und geebnet, so daß es bald nicht mehr heißen wird, Weimar sey mit Jamben gepflastert: man wird künftig auf lauter Spondeen und Molossen einherschreiten. Ueberhaupt verschwinden bei uns die Jamben immer mehr; selbst am Frauenthor hat die ehemalige wohltönende Jambenüberschrift über der Thorschreiberexpedition, nämlich »Chaussee- und Pflastergeld-Erhebungsstätte«, einer prosaischen unrhytmischen, »Einnahme«, Platz gemacht.

Die Oper befleißigt sich hauptsächlich, einheimische Talente zu heben. — So sind seit Kurzem Tonwerke von Theuß und Reinde gegeben worden. Auch von Eberwein, Götze, Lobe, sind dergleichen auf dem Repertoire. Es heißt, Hummel arbeite ebenfalls wieder an einer Oper; in einem Koncert gab man neulich die Ouvertüre davon.

Mit unserer lieblichen Sängerin Marie Schmidt ist eine Metamorphose vorgegangen; sie hat einen Kaufmann, Namens Baum, geheirathet. Das Bett in Fra Diavolo, in das sie sich als Zerlinchen immer so zierlich zu legen wußte, hat also glücklich vorbedeutet; es ist ihr zum Ehebett geworden. Apoll hat einst die schöne Daphne in einen Lorbeerbaum verwandelt; andere Theater haben ihre Grünbaum, ihre Weixelbaum gehabt; warum sollen wir nicht unsere Baum haben können? — Gutzkow's Wally beweist an mehren Stellen, daß ihr Verf. kein großer Freund von Musik ist. Unter anderem wird darin S. 33 eine Liedertafel so definirt: sie sey »ein Verein, wo man über Tafel die schlechten Kompositionen eines Zelter und Anderer zu singen pflegt.« Die hiesige Liedertafel würde ihn eines Bessern belehren können. Am 10. d. M., wo sie einen Festschmaus hielt, ist keine einzige Melodie von Zelter, wohl aber manches andere schöne Lied hiesiger Tonsetzer, unter andern das herrliche Gedicht von Weichardt, »Göthe«, komponirt von Eberwein, gesungen worden.

Literarische Uebersichten.

DIE EISERNE LAMPE

von

Michael Masson (Michael Raymond).

Deutsch von L. v. Alvensleben.

Zwei Theile. Leipzig. 1835. Bei Robert Crayen.

* Die größere Hälfte der beiden Bände nimmt eine Novelle: »die Stimme des Blutes« ein. Die Lust der Franzosen am Schauerlichen ist auch hier vollkommen ausgeprägt. Ein greiser Mönch, der während der Revolution trefflich für das Zeitliche gesorgt hat, faßt eine tiefe Leidenschaft für seine junge Nichte Elisabeth, die er als seine einzige Erbin zu sich genommen. Nur väterliche Liebe heuchelnd, hindert er sein Mündel, sich von ihm zu trennen, und dem Manne zu folgen, dem sie in wahrer glühender Liebe zugethan ist. Der Mönch nimmt seiner Nichte — bald darauf sterbend — den Schwur ab, einen Andern zu heirathen, als den, welchen sie geliebt. Dieser hat eine unglückliche Verbindung getroffen, kommt nach Lyon, trifft Elisabeth als Gattin eines Fabrikherrn; die alte Zärtlichkeit schlägt in Flammen auf, die Tugend weicht; Elisabeth wird Mutter; der Fabrikherr entdeckt den Betrug, aber er ist dem Kinde dennoch ein zärtlicher Vater, und verschweigt sogar seiner Gattin die Entdeckung, bis sie durch einen Zufall genöthigt sind das Geheimniß auszutauschen. Der Fabrikherr will mit dem Erlöse aus seinen Fabriken Lyon eben verlassen, trifft aber den Schänder seiner Ehre, schlägt sich mit ihm und wird erschossen. Der Tödtende entflieht; kommt aber später wieder, und ist eben im Begriffe, Elisabeth, die Wittwe des Getödteten, zu heirathen, als der Sohn in ihm den Mörder seines angeblichen Vaters entdeckt. Der Sohn kann den Vater nicht achten, der ihm nur das Leben gegeben und flieht mit seiner Mutter, um den gehässigen Anblick zu meiden. — »Die Stimme des Blutes« ist gleichsam ein lucus a non lucendo; denn die Stimme des Blutes spricht nicht, sondern die Anhänglichkeit an den treuen Pfleger und Erzieher. Es ist hier eine ungewöhnliche psychologische Ansicht entwickelt, die aber durch die Art der Darstellung eine schlagende Wahrheit darthut. — Ohne Mord, Ehebruch und Haare, die in einer Nacht erbleichen, durfte es nicht abgehen; über die Erzählung ist aber ein solcher Reiz der Anmuth ergossen, daß die Thatsachen viel von dem Abstoßenden verlieren. Das Interesse wird hier so wohl, als in den, der größeren Novelle folgenden, kleineren Traditionen und Skizzen, durch feinen Witz und Lebendigkeit der Sprache rege gehalten. Die deutsche Bearbeitung ist vortrefflich.

GEDICHTE

von

Christine Westphalen geb. von Axen.

Vierter Band. Hamburg bei J. Aug. Meissner. 1835.

— * Frau Westphalen übergibt der Lesewelt abermals einige hundert Gedichte. — Das ist der Fluch der Eitelkeit, die kein Maaß und Ziel finden kann. Zwanzig bis dreißig von diesen Gedichten verdienen Anerkennung, alles Uebrige schwimmt oben hin. Schönes, reines Gefühl ist der Dichterin nicht abzusprechen, wollte es sich aber nur mehr an einem Punkte anklammern, und nicht mit der Schmetterlings-Flüchtigkeit von Blume zu Blume irren. Ihre lyrischen Poesien verdienen bei Weitem den Vorzug, man ist dabei freilich nicht so sehr an den Stoff gebunden und die Anmuth der Sprache, der äußere Schmuck vermag oft die Tiefe der Empfindung zu ersetzen. Unreinheiten und Verstöße gegen das Metrum, sind Christine Westphalen weniger nachzuweisen, als ihren Genossinnen auf dem Parnassus. Auch sind ihre Bilder nicht gesucht, zuweilen wohl aber gar zu sehr aus der nächsten Umgebung gegriffen. — Eine Anzahl Sonnette, die sich in diesem Bande finden, hätte die Verfasserin im Manuscript ihren Freunden schenken müssen, denn hier wird sie Niemand lesen, dem nicht der kritische Anstand das Gähnen verbietet. Beim Epigramm muß gleichsam jedes Wort zur Strophe werden — es ist nicht die Kürze, sondern hauptsächlich die Schärfe, welche den Charakter dieser Gattung der Poesie bildet — das hat Christine Westphalen nicht gewußt — darum nannte sie ihre kurzen Gedichte Epigramme. Es wäre nicht übel, wenn sich Jemand daran machen wollte, ein leicht faßliches Compendium der Poetik mit ausführlichem Register für Dichterinnen zu schreiben.

PARIS, wie es ist,

oder Gemälde dieser Hauptstadt u. s. w.

Nach authentischen Quellen, dargestellt von

Dr. Victor Lang.

Paris, 1835. In allen Buchhandlungen.

— * Dieses Buch ist halb ein Itinéraire, halb eine kritisch-historische Beschreibung der Hauptstadt Frankreichs. Zu ersterem fehlt vor Allem ein Verzeichniß, welches man zum bequemen Wandern durch Paris gar nicht entbehren kann. Wo soll man denn auf den 350 Seiten suchen, was man wissen möchte? Bei letzterem fehlt die Schärfe des Geistes; der

Verfasser verliert sich zu viel in moralische Tiraden, wo er durch eine kräftige Malerei viel leichter die Umstände hätte anschaulich machen können. Am meisten Werth haben die sorgfältig gesammelten historischen Notizen. Dr. Lang glaubt den in der französischen Sprache nicht hinreichend geübten Deutschen durch sein Buch besonders nützlich zu seyn; handelte es sich allein um eine Beschreibung von Paris, so möchte er Recht haben, da diese Schrift aber zugleich als Wegweiser dienen soll, so wird der deutsche Text dem der französischen Sprache nicht Mächtigen von keinem besondern Vortheile seyn, indem er ja die Lang'schen Notizen und Worte in das Französische übertragen müßte, wollte er in Paris nach einzelnen Gegenständen fragen. Der doppelte Zweck eines solchen Buches könnte nur erfüllt werden, wenn man den Text französisch und deutsch neben einander geben würde.

DIE JUNGEN MÄDCHEN,

oder

DIE WELT UND DIE EINSAMKEIT.

Aus d. Franz. d. *Mad. Julie Delafaye-Brekier*, übersetzt durch

Aline Birkedorn.

2 Bände. 8. 1835. Ulm. E. Nübling.

— Seit vier Jahrzehenden verschafft uns die Regsamkeit des Buchhandels nur zu häufig Gelegenheit, die Bekanntschaft belletristischer Schriftstellerinnen zu machen. Die Mehrzahl dieser schreibenden Damen verläßt sich vor dem Richterstuhle der Kritik auf eine gewisse männliche Galanterie, welcher auch der grämlichste und eigensinnigste literarische Minos nicht ganz abgestorben ist.

Einer solchen galanten Schonung bedarf das vorliegende Werk durchaus nicht, und weder die französische Verfasserin, noch die deutsche Uebersetzerin brauchen das Licht der Publicität zu scheuen.

Diese Schrift darf sich keck denjenigen, eben nicht zahlreichen, Schriften anschließen, welche vermittelst einer zweckmäßig belehrenden Unterhaltung den richtigen Weg zur Geistes- und Herzensbildung junger Frauenzimmer einschlagen. Sie trägt zwar die, bei den Damen so sehr beliebte, Uniform des Romans; aber die verschiedenen Lebens-Situationen, durch die der Leser oder vielmehr die junge Leserin geführt wird, sind nicht aus der Romanenluft gegriffen, sondern aus der wirklichen Welt genommen und beinahe durchgängig eben so anziehend, als wahr geschildert. — Die Sprache empfiehlt sich, mit Ausnahme weniger Stellen, durch Klarheit und ungesuchte Korrektheit. An einer netten äußern Ausstattung hat es der Herr Verleger nicht fehlen lassen.

Friedr. Schlotterbeck.

Theater.

Stuttgart, den 20. Nov. 1835.

— * Herr Marr endigte den Cyklus seiner Gastspiele mit Mephistopheles in Göthes Faust und König Philipp in Don Karlos. Das Publikum hätte wohl wünschen mögen, der Gast wäre in einer Rolle aufgetreten, die nicht so unwillkührlich zu Vergleichungen Veranlassung gegeben, in der man den Künstler durchaus an und für sich betrachtet haben würde. Das günstigste Resultat für die augenscheinlichen Bestrebungen stellte sich bei seinem Philipp heraus. Der Dichter hat dem König in diesem seinem mindest gelungenen Werke keinen so entschieden durchgeführten Charakter verliehen, daß dem Schauspieler ein arger Vorwurf darüber gemacht werden könnte, daß er die Anlage für die ersten Akte nicht auch in den letzten fest hält; Herr Marr aber suchte mehr in den einzelnen Momenten durch schlagende Lichter zu effectuiren; da nun Schiller Gedanken und Thaten Philipps nicht wie Ketten-Glieder zusammen geschmiedet hat, sondern nur als einzelne Scenen hervortreten läßt, so konnte auch der darstellende Künstler durch ein Ergreifen der im Momente gegebenen Poesie befriedigen. Ein Anderes ist es mit Mephistopheles, den ein Princip durchweg leitet, der seinen diabolischen Hohn durch alle Instanzen, mit allen Nuancen der Empfindung, mit allem Wechsel in Wort und That forttreiben läßt; die Folie ist hier immer dieselbe, ob der Teufel den Doctor spielt, oder sein Flohlied singt. Herr Marr vermochte es nicht, sich an eine Grundidee so fest anzuklammern, daß sie ihm nicht mehr entschlüpfen konnte — er

wankte und konnte so auch den Zuschauer nicht für seine Sache ergreifen. Das satanische Princip muß von Anfang wie ein spitzes Eisen an uns bohren und tiefer und tiefer eindringen bis zum Herzblute; es darf sich nicht in Augenblicken wie schwere Masse auf uns werfen wollen; der Masse weichen wir aus, dem Eisen können wir nicht entrinnen. Dem Totaleindruck, den Herrn Marr's Gastspiele im Publikum zurück gelassen, scheint besonders der Vorwurf eines Mangels an Folgerichtigkeit in der Auffassung des Mephistopheles Eintrag gethan zu haben. Größerer Theilnahme hatten sich Abdallah in Rafaele, Soliman in Zriny und Baruch in der Dienstpflicht zu erfreuen. Letztere Rolle glaubt der Referent als die gelungenste betrachten zu dürfen, es lag mehr Stetigkeit im Tone sowohl als in der mimischen Darstellung darin. Bei Shylock wollte man den in succum et sanguinem übergegangenen Haß gegen Alles, was den Namen Christ führt, vermissen. Bei Abdallah sprachen besonders einzelne Bilder gegen den Schluß des Stückes an*). — Herr Marr trägt seine Subjectivität hauptsächlich im Stimmtone in alle seine Rollen. Im Ganzen hält er sich weniger an die innere Nothwendigkeit, als an die äußere Erscheinung.

— Nach der Wiener Theaterzeitung wird nächstens in dem Burgtheater ein neues Trauerspiel: „Griseldis“ aufgeführt werden, welches von einem bekannten Dichter herrühren soll.

— Herr Jäger, der Tenorist, welcher diesen Sommer hier in Stuttgart zubrachte, und vor Kurzem nach Wien reiste, um auf dem dortigen Josephstädter-Theater Gastrollen zu geben, ist erkrankt, und will nach seiner Genesung ein Koncert veranstalten.

*) Wir fügen eine gelungene Zeichnung eines solchen unserm heutigen Hefte bei.
D. R.

Mode.

Auf den Bällen in Paris ist es Ton, nicht zu tanzen, dennoch kleiden sich die Damen, als ob sie tanzen wollten: denn die Form des Kleides ist die einer Tunika, und dieses gibt den Damen einen feenhaften Anstrich. Die Blumen werden bei dem Winterputze dieses Mal eine große Rolle spielen; besonders aber sind die Bänder en vogue; sie sind ungemein reich, und es gibt welche, die 20 Fr. die Elle kosten. Auch die Morgen-Toilette der Damen von Stande ist sehr recherchirt. Eine Dame wurde neulich in einem Peignoir bemerkt, der von kastanienbraunem Caschemir mit blauem Atlas gefüttert war; hiezu trug sie Sammt-Pantoffeln; die Gräfin von B. trug ein Peignoir von Flanell mit Sammtfutter, Brodequins von Sammt, Halbärmel desgleichen und ein Spitzenhäubchen mit Bärtchen. Minder reiche Damen tragen broschirte Stoffe mit seidenem Futter und garnirte Battisthäubchen dazu, welches auch sehr hübsch aussieht. Schürzen trägt man von braunem Sammt, mit zwei Reihen schwarzer Spitzen besetzt. Die Turbans à la Juive sind noch immer sehr beliebt. Kürzlich sah man in der italienischen Oper einen von Rosa-Atlas mit Tull überzogen und einem Band unter dem Kinn. Auch kleine bizarre Bonnets sieht man häufig, die alle möglichen Namen haben. Diamanten kommen wieder auf. Zum Kopfputz trägt man eine Reihe Steine, in deren Mitte ein großer Diamant ist.

Die Herren tragen häufig sehr elegante Par-dessus; sie sind wattirt und bilden eine gute Taille. Im Hause tragen die Elegants kleine Sammt-Bonnets von origineller Form, die man Velours-Scaron nennt.

In unserem nächsten Berichte werden wir sehr ausführlich über Herrenmoden sprechen, die nicht minder Berücksichtigung verdienen und nicht minder kokett sind, als die der Damen.

Signora Albertazzi.

Die junge Sängerin, die jetzt auf dem Theater der italienischen Oper in Paris mit so großem Glück aufgetreten ist, gehört einer Nation, die noch wenig Sängerinnen von großem Rufe der Welt geliefert hat: sie ist nämlich eine Engländerin. Miß Emma Howson heirathete mit vierzehn Jahren Herrn Albertazzi, einen angesehenen Advokaten in Piacenza. Ihr Vater ist ein berühmter Instrumentist in London. Die junge Emma ließ sich schon im zehnten Jahre auf dem Flügel hören, und mit zwölf Jahren sang sie in Argyle-Rooms mit Dem. Sonntag, die sie aufforderte, die Künstler-Laufbahn zu verfolgen. In Italien nahm sie Unterricht bei dem Maestro Celli, der Zucchelli, Poggi, die Fano und Degli Antoni zu seinen Schülern zählt. Sie debutirte 1832 in Mailand in der Canobiana, in Generali's Adelina. Dann wurde sie in der Scala engagirt, und ließ sich in Ricci's neuem Figaro bewundern. Hier lernte sie die Pasta kennen, die sie mit Lob überhäufte. Bald scholl ihr Ruf bis Madrid, wo sie im Juli 1833 in Donizetti's Liebes-Elixir debutirte. Unter vielen hier gesungenen Rollen machte sie besonders als Donna Anna in Don Juan Glück. In diesem Herbst trat sie zum ersten Male in Paris auf in der Partie der Johanna Seymour in „Anna Bolena." Mad. Albertazzi ist eine 20jährige Brünette mit blauen Augen, ihre Züge sind sanft und ausdrucksvoll, ihr Wuchs elegant und schlank dabei, ihre Bewegungen sind edel und graziös, ihre Stimme tönend und von großem Umfang, sie vocalisirt mit Leichtigkeit, sie intonirt rein, und ihre Fioretti sind elegant und überraschend; mit einem Worte, Mad. Albertazzi ist eine gute Sängerin und eine hübsche Frau zugleich.

Erste Vorstellung der Beduinen in Paris.

Menschen, die sich traubenförmig an einander hängen; — andere, die sich zusammen rollen, wie ein Paket, und so 30 Fuß hoch springen; — noch andere, die drei, vier, fünf andere auf den Schultern tragen, und dann auf einem Fuß spazieren gehen; — wieder andere, die eine ganze Kette von gefährlichen Sprüngen zeigen, mit zwei Dolchen auf der Gurgel, zwei spitzigen Yatagans auf den Augen und als Stützpunkt einen drei Fuß langen, frisch geschärften Säbel; — Menschen endlich, welche andere Menschen mit ihren Füßen ergreifen und auf den Händen gehen, tanzen und springen, sich umschlingen, sich um und um wälzen, sich in einander flechten, sich loslassen und sich wieder ergreifen mit einer Lebhaftigkeit, einer Wuth, die keine Worte zu beschreiben fähig sind. — Diesen Menschen sitzen zur Seite als Contrast vier Greise, weiß und kalt wie Stein, ernst und unbeweglich mit gekreuzten Armen und Beinen,

und sehen den Capriolen ihrer Brüder zu. Zum Schluß als Gipfel des Wunderbaren, erscheint ein Kind, ein wahrhaftes Räthsel, welches der gräßlichste Sturz und das Vergessen der Gefahr, das Vertrauen auf sich selbst und die Achtung vor einer höheren Gewalt, die Energie und die physische Ausdehnbarkeit zu einer unerklärlichen Vereinigung der widerstrebendsten Elemente macht. Dies sind die Vorstellungen, die jetzt täglich und wahrscheinlich durch einen großen Theil des Winters gesehen werden. Alles, was bis jetzt die Pariser in dieser Art bewunderten: Mazurier, Klischnig, Ravel, Harvey, Leach, der Zwerg von Franconi und Auriol selbst, konnte hievon keine Idee geben.

Vermischtes.

In Lessing's „Emilie Galotti", welche jetzt in Paris aufgeführt wird, bewundert das Publikum ganz besonders die naturgetreue Decoration eines Hohlwegs. — Lessings „Emilie Galotti" und ein Hohlweg? höre ich das deutsche Publikum fragen. Nun ja, es ist die Scene, wo Angelo den Wagen des Grafen Appiani überfällt und diesen tödtet. Der Hauptcoup der französischen „Emilie".

Nekrolog.

Der bekannte Mechaniker, Ritter v. Baader, bayerischer Oberbergrath, 1763 in München geboren, ist daselbst den 20. November gestorben.

— Der berühmte Archäolog, Hofrath Carl A. Böttiger, 1760 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, starb den 17. November zu Dresden. Er war zuletzt Oberaufseher des Antiken-Kabinets und der Mengs'schen Gyps-Abgüsse.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Abbildung des Abdallah, von Herrn Marr, Regisseur des Braunschweiger Theaters. Es ist der Moment gewählt, wo er im Wahnsinn die Bühne betritt und dem Pascha von Kiutahya mit der Fackel vorleuchtet.

2) Ein Modebild: Caschemir-Mantel mit Futter von Florence-Piqué. Der Caschemir ist croisirt und mit Blumen von appliquirtem Sammt. Der Hut ist von façonirtem Atlas mit Fantasieblumen von Sammt.

Die Herren tragen: ein habit à la française mit ciselirten Knöpfen; Piqué-Gilet und Pantalon von Scotland und einen Frack von Tuch und Pantalon von Casimir.

3) Ein Lied von Rückert, komponirt von Herrn Louis Hetsch.

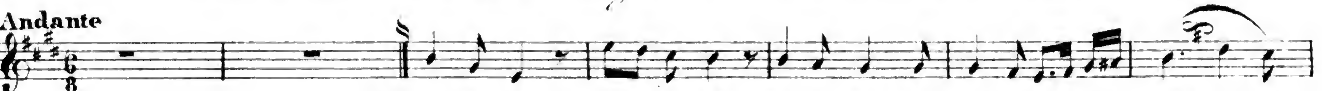
Zur gefälligen Berücksichtigung für die Herren Mitarbeiter.

Größere Pakete und Bücher werden stets durch Buchhändlergelegenheit, kleinere und Briefe mit der Post, unter der Adresse:

Herrn J. Scheible (zur Zeitschrift Europa) in Stuttgart,

nicht aber unter Adresse des Herausgebers, erbeten. Die Redaktion.

Herausgegeben von August Lewald.



Aus Fr. Rückerts Liebesfrühling, erstem Strauss V. L. Hetsch
Andante
V. 1. O mein Stern! Nah und fern war mir man_cher hol_de Stral er____schie
V. 2. O mein Stern, den ich gern lass' in mei___ner Her_zens Tie___fe schau
V. 3. O mein Stern! Zu dem Herrn fleh' ich, der mir die_sen Stral be___schie
V. 4. O mein Stern, der vom Herrn mir an des Ge___mü_thes Him_mels___bo
V. 5. O mein Stern, der sich gern her zum Auf_ruhr mei_ner See_le nei
V. 6. O mein Stern, soll ich fern dei_nen sänf_ti__gen den Stra_len schrei
p.



Spanien, wie es ist.

Spain, as it is, so heißt ein neues englisches Werk in drei Bänden, wovon wir folgende Analyse geben:

Wir haben nur wenig Notizen über Spanien. Dieses Land ist, gleich Irland, die terra incognita der moralischen Geographie, und dieß ist um so auffallender, weil, unabhängig von dem romantischen Interesse, das sich an den Namen Spanien knüpft, die Natur sowohl als auch der lange Krieg, der so viele Franzosen und Engländer zwang, sich dort aufzuhalten, eine genaue Bekanntschaft dieses Gegenstandes vorausgesetzt werden dürfte.

Es gibt aber genug Ursachen unserer Unkenntniß. Die Spanier, obgleich als Nation Europäer, sind als Individuum mehr als zur Hälfte Orientalen. Die Lebhaftigkeit des Arabers, auf das ernstere Temperament des Gothen gepfropft, hat beide Grundzüge neutralisirt. Zu ungeduldig, um zu arbeiten, zu faul, um zu denken, zu isolirt, um gesund zu urtheilen, und zu stolz, um besser zu werden, haben sie die Extreme des Reichthums und der Armuth zu jenem Resultat geführt, welcher die Trägheit in dem National-Charakter zum Hauptzug gemacht hat. In ihrer politischen Energie wurden sie von dem Despotismus, in ihrer religiösen von dem Aberglauben unterdrückt. Die intellectuellen Mittel des Spaniers blieben in eine Lethargie versenkt, die ihm zwar nicht das Leben geraubt hat, ihm aber seine edelsten Functionen entzog.

Madrid muß viel mehr wie der Centralpunkt oder die Residenz der spanischen Regierung betrachtet werden, denn als Hauptstadt Spaniens. Spanien ist bis jetzt ein Aggregat von Ländern, wovon ein Jedes seine Hauptstadt hat. Madrid, die Hauptstadt von Castilien, d. h. des Innern, wo die Landschaften ohne Bäume und die Flüsse ohne Wasser sind, unterscheidet sich eben so vollständig von den Hauptstädten der Provinzen, wie der Charakter der Provinzbewohner von denen der Hauptstadt. So zeigt Madrid keinen Berührungspunkt mit

Bilbao, der Hauptstadt des wilden und rauhen Biscaya's, mit dem handeltreibenden Barcellona, mit dem heitern und reichen Valencia, mit Granada, umgeben von den Trümmern arabischer Größe, mit Sevilla, der wollüstigen Hauptstadt des glühenden Andalusiens. — Abgeschlossen von allen Städten, mehr noch durch die Verschiedenheit der Gesinnungen, als durch die der Gewohnheiten und Gebräuche, bewahrt Madrid noch alle Vorurtheile, die überall schon längst abgeschafft sind, die sich aber dort in unbeugsamer Strenge erhalten haben und die unverbrüchliche Etikette dieser Stadt bilden.

Der Eintritt in die Straße von Alcala de Henares ist prächtig. So wie man die Quinta del Espiritu Santo passirt hat, entfaltet sich Madrid vor dem Blicke in seiner ganzen Herrlichkeit. Schade, daß die ungeheure Rotunde oder Arena zu den Stiergefechten rechts außerhalb der Mauern liegt, und so die Aussicht auf die harmonischen Linien der Gebäude und Monumente unterbricht. Nichts desto weniger ist schon der unvollkommene Anblick prächtig; die Bäume und schönen Arcaden des Alcala-Thores, die stolzen Felsen, welche man längs der prächtigen Allee von Glorieta entdeckt, und die Straße von Alcala selbst spannen die Erwartung auf's Höchste. Auch die Privatgärten von Retiro, ihre Pagoden, Thürme und phantastischen Tempel tragen dazu bei, diesen Eingang nach Madrid groß und imponirend erscheinen zu lassen.

Das Erste, womit sich ein Reisender zu beschäftigen pflegt, ist, wie natürlich, seine Wohnung. Die Beschreibung, welche indeß der Verfasser von den **Hotels garnis** entwirft, ist nicht von der Art, zum Besuche Madrids aufzufordern.

Statt der etwas belästigenden Aufmerksamkeit, womit die Wirthe einen Reisenden in andern Ländern empfangen, sieht man sich hier mit vollkommener Gleichgültigkeit begegnet. Sie glauben, daß alle Zimmer besetzt seyen; sie wollen nachsehen; aber sie vergessen dieses Versprechen, bis man sie mehrmals daran erinnert hat. Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher man oben und unten nach den Schlüsseln schreien hört, ohne daß Jemand sie bringt, werden endlich die Zimmer geöffnet. Ist man in der Fuente de Oro abgestiegen, so werden täglich 20 bis 30 Realen (2½ bis 3½ Gulden) für ein Zimmer verlangt, welches zwar nicht ganz unwohnlich ist, aber doch auch durchaus keinen angenehmen Anblick gewährt. Die Bedienung ist vollkommen illusorisch; doch gibt es einen Glockenzug in jedem Zimmer, womit sich jeder Liebhaber **ad libitum** im Glockenziehen üben kann; denn Niemand von den Hausleuten wird herbeikommen, so lange er noch glaubt, irgend etwas Wichtigeres zu thun zu haben.

Doch hat man wenigstens die Genugthuung, zu wissen, daß man nicht gänzlich verlassen sey; denn während des Glockenziehens gehen beständig Domestiken vorüber, und wenn Einer davon so höflich ist, stehen zu bleiben, so geschieht es, um zu fragen: „Weßhalb denn so geläutet werde?“ und hinzuzufügen: „daß nicht er dieses Zimmer zu bedienen habe, aber sogleich, wenn er dem Andern begegnen sollte, diesen hieher schicken werde.“ Wer den Glockenzug zerreißt, bezahlt einen neuen, und muß ihn auf seine Kosten auch befestigen lassen.

Das Hauptverdienst der Betten besteht in ihrem Alterthum, deßhalb ist die Wolle auch in kleinen harten Knötchen zusammengerückt, und bildet einen angenehmen Wechsel von Hügeln und Thälern, welche die Reize einer Landschaft versinnlichen. Man setzt sich aber über Alles dieses hinweg, und hofft, sich bei der Tafel schadlos zu halten. Den ersten Tag ist das Essen so ziemlich, nicht gerade sehr schmutzig, und kostet nicht über 5 bis 6 Pesetas (3 Gulden 24 Kr.) mit dem Dessert; das ist aber auch das erste und letzte Mal, daß man so gespeist wird; Alles wechselt, nur der Preis nicht; das Geschirr, das Gedeck, die guten Speisen, Alles verschwindet, und wenn man's nicht auch so macht, gibt es kein anderes Mittel, als den Entschluß, das Uebel zu ertragen.

Die Fondas, welche die spanischen Köche halten, sind abscheulich; los dos amigos, la fonda de Europa, la fonda del carbon u. s. w., in allen diesen ist die Küche gleich erbärmlich.

Zum Glücke hat man aber etwas Besseres.

Die Caffeehäuser sind der Vollendung schneller entgegengeschritten. Noch vor zehn Jahren zählte man kaum drei annehmliche; seit vier Jahren haben sie sich bedeutend vermehrt; man findet zwölf der besten Gattung in verschiedenen Theilen der Stadt.

Wenn der Reisende einen längern Aufenthalt in Madrid nehmen will, so sucht er natürlich eine Wohnung in einer der Casas huespedes oder in Häusern, wo Wohnungen zu vermiethen sind. — Hierüber gibt nun der Verfasser mannigfaltige und sehr nützliche Belehrungen. —

Ein Stück Papier, welches in der Mitte des Balkons angeheftet ist, verkündet eine leere Wohnung; hängt es aber auf einer der Seiten, eine möblirte. Die besten Häuser dieser Art hängen jedoch gar kein Papier hinaus, weniger, um dieses zu sparen, als der Municipalität die Abgabe zu entziehen, welche mit diesem Handel verknüpft ist.

Man setzt voraus, daß die Person, welche eine Wohnung miethen will, ein Christ sey, und daß er demzufolge das Gebot der Geduld

befolgt, wie es uns der heilige Paulus gelehrt hat. Während des Anläutens hat man die gehörige Zeit, von dem Aeußern des Hauses Kenntniß zu nehmen, indeß die Pförtnerin hinter dem Gitter von ihrer Seite das Aeußere des Ankömmlings inspicirt. Nachdem eine angemessene Zeit zu diesen wechselseitigen Besichtigungen verwendet worden ist, folgen die unerläßlichen Fragen, bevor man in das Innere der Fortificationen eintreten darf. — Endlich zieht man Riegel und Eisenstäbe behutsam hinweg, und der Fremde wird eingelassen, um mit der Patrona selbst zu verhandeln. Diese zeigt und belobt mit einer fließenden Beredsamkeit den Gebrauch und die Vorzüge eines jeden Möbels, und in der That muß man gestehen, daß die letzteren nicht immer sehr einleuchtend sind. So z. B. sind die Strohdecken des Bodens schon sehr alt, aber sie sind reinlich; es sind Löcher darin, aber die Stiefel des vorigen Miethers haben sie erst hineingerissen; die Vorhänge hingegen sind schmutzig, aber die Fliegen haben sie nur beschmutzt. Die Matratze ist neu, ihr eigenes Zeugniß kämpft nicht gegen die Aussage der Wirthin an; der Teppich hat einen Fuß im Geviert, und Fliegen sind nicht zu sehen, dem sprechenden Beweis ganz entgegen, den die Vorhänge abgelegt haben. Man kann durch die Hinterthüre sogar hinausgehen, und zu diesem unschätzbaren Privilegium kommt noch dazu, daß man einen Kleiderrechen findet. Um nun aber den Spanier recht kennen zu lernen, fordere man einmal eine Commode.

„Eine Commode! Welch ein Einfall, Herr Cavalier! Haben Sie nicht Baules (Koffer)? Wer denkt an Schubladen, wenn er Koffer hat. Ich habe Tischchen, um Ihre Kleider darauf zu legen: no hay cuidado; haben Sie keine Furcht; es soll Ihnen nichts wegkommen; aber wenn die Koffer gut sind, so zieren sie das Zimmer.“ — „„Vortrefflich, aber sie ersetzen nicht die Commoden.““ — „Im ganzen Hause sind keine. Ich habe nie anders die Wäsche aufheben sehen, als in Koffern; in Spanien machen wir es immer so: Voya voya. Gehen Sie, das ist eine seltsame Idee; wir denken hier nie an Commoden.“ — „„Ich kann sie nicht entbehren, alos pies de usted. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.““ — „Heh! hombre ingenio tan vivo! O Ihr lebendiger Mensch! In der That, Ihr extrangeros seyd wie Schießpulver. Vamos: senta se usted, setzen Sie sich auf das Canapee, wir wollen ein wenig plaudern.“

Man muß ein recht hartes Herz haben, um dem Angriff zu widerstehen, der nun auf alle mögliche Punkte gerichtet wird; von unserer Ankunft in Spanien angefangen, werden wir um Alles befragt, was uns begegnet ist; dann kommen alle Freunde, Verwandte und

Verbündete, welche die Wohnung der Patrona stets umgeben, und ihre Beredsamkeit unterstützen müssen; wenn aber diese vereinte Macht ihre Wirkung nicht erreichte, so wird zur Negociation die Zuflucht genommen. Wie viel würde man wohl geben, wenn eine Commode herbeigeschafft wird? Natürlich muß man zuerst ihren Werth deponiren. Wenn aber der Reisende gescheidt ist, so mag er sich vorsehen, einen solchen Vorschuß zu leisten, denn weder List, noch Wuth, noch Bitten, noch Thränen werden dieses Geld aus der Tasche der Patrona wieder hervorzulocken im Stande seyn, und bis zum jüngsten Tage würde darüber keine Rechnung abgestattet werden.

Folgender Auszug aus dem Capitel: „das Innere eines spanischen Hauses“ macht uns mit den Mysterien der Wirthschaft, der Sitten und der Gebräuche der bedeutendsten Einwohner von Madrid bekannt. Nie noch sind sie so genau und so wohl beschrieben worden.

„Man sieht nicht selten Leute, die ein jährliches Einkommen von 3—6000 Piaster beziehen (7—15,000 fl.), in dem ersten oder zweiten Stock eines Gebäudes eine Wohnung von vier bis fünf Gemächern inne haben, die Küche mitbegriffen. Sie verachten Alles, was Vorhänge heißt, selbst an den Fenstern sieht man keine, und wo welche gefunden werden, ist dieses die Folge einer neu eingeführten Sitte. — Der Boden besteht aus Fliesen, worüber im Winter eine grobe Strohdecke gelegt wird; Stühle und Sopha sind von gefirnißtem Kirschbaum, die Sitze aus Binsen geflochten; Lehnstühle, Schlafsessel fehlen gänzlich; eine Commode gehört zu den Neuerungen; zwei bis drei Tische, auf einem derselben eine Lampe, die aber nie angezündet wird; die Mauern sind geweißt und mit einer gewählten Sammlung stark colorirter Kupferstiche verziert, in Mahagoni-Rahmen und an Nägeln mit gelben Köpfen aufgehängt. Diese Kupferstiche stellen gewöhnlich Scenen aus dem Unabhängigkeitskampfe dar, oder andere nationelle Gegenstände. Sie bilden die Adorno's des Empfangs-Salons.

„Der Besitzer aller dieser Kostbarkeiten gibt selten mehr als einen Piaster täglich aus, die Kosten für zwei Diener, einen männlichen und einen weiblichen, mit inbegriffen. Er zeigt seine Wohnung mit Stolz und Befriedigung: „„Hier, mein Freund, befinde ich mich vollkommen wohl. Während des Winters habe ich die Sonne von neun Uhr Morgens bis zum Untergange; ein Brasero ist fast überflüssig. Wo könnte ich mich besser befinden, als hier. Im Sommer habe ich sie nur eine Stunde des Morgens in jeder Fensterecke. Ist ein solches Haus nicht unbezahlbar?““ Im seltsamen Gegensatze würde derselbe Mann zwölf Unzen (500 fl.) im Monte (Spielhaus) verlieren, ohne sich darüber zu ärgern, und zugleich verschwendet er täglich vier bis

fünf Piaster, um einen elenden Wagen, Pferde wie Gerippe und ein Paar Lakaien, die man nur durch eine Dampfmaschine reinigen könnte, zu miethen.

„Die Zimmer sind von mäßigem Umfange und gewöhnlich so eingetheilt: eine Sala, woran eine Alkove oder Gabinete stößt; ferner ein kleines Comedor (Eßzimmer) und drei bis vier Schlafzimmer im Hintertheil des Hauses. Der Amo (Hausherr) wohnt vorn. Die Möbel der Sala und großen Alkove sind in gutem Zustande, weil die Fremden sie sehen. Auch das Paradebett ist so decorirt, daß dessen Ansicht wohl gestattet werden kann; man läßt absichtlich die Thür des Cabinets offen, damit der Besuchende sich überzeugen könne, daß weder Bequemlichkeit noch Annehmlichkeit fehlen: que hay comodidades. Die andern Schlafzimmer sind aber weit hievon verschieden. Die jüngern Glieder der Familie schlafen auf camas de tablas, beweglichen Rahmen von Eisen oder Holz, worauf Fichtenbretter gelegt werden, und darauf ein Paar Matratzen. Oft stehen drei bis vier solcher Betten in jeder Alkove; die übrigen Bequemlichkeiten bestehen in einem oder zwei Stühlen und einigen Koffern von Holz mit gewölbtem Deckel und einer Kuhhaut überzogen, deren Haar nach außen ist. Hierin werden die Kleider und der Putz der jungen Damen aufgehoben. Manch hübsches Mädchen, das leicht und stolz durch den Prado geht, hat sich von einem Bette erhoben, das keine entnervende Weichlichkeit zurückläßt, und hat einen Tocador (Toilette) gemacht, der weder als Muster der Reinlichkeit noch der Zierlichkeit gepriesen werden kann.

„Das Frühstück besteht in ganz Spanien aus einer sehr kleinen Jicara, einer Tasse Schokolade mit einem Stückchen Brod. Man trinkt sie gewöhnlich im Bette, und ein großes Glas Wasser dient dazu, sie im Magen zu verdünnen. Dann denkt man daran, aufzustehen, selten aber, sich zu waschen. Ist das Wetter schön, so erscheint das Matrimonio (Ehepaar) auf demselben Balkon; hat es aber Streit gegeben, auf zwei verschiedenen, um frische Luft zu nehmen; para tomar el fresco. Der Herr in einem vollständigen Negligé, das sein Mantel den Blicken entzieht; die Frau im Shawl, Unterrock und Pantoffeln an den bloßen Füßen. Beide stehen da, wie sie den Armen des Morpheus entschlüpft sind; die Haare sind in der schönsten Unordnung, denn Niemand bedient sich hier der Tücher oder Nachtmützen.

„Nachdem das Paar Luft geschöpft hat, trennt es sich; die Frau geht in die Messe, der Mann raucht seine Cigarre und besichtigt sein Hauswesen: dar vuelta por casa. Dieß währt, bis das zweite Frühstück um eilf Uhr genommen wird: tomar las once. Es gibt einige

Personen, die dieß nicht thun; Andere essen kleine friolera und tödten die Zeit, bis die Glocke zwei Uhr sie zur wirklichen Mahlzeit ruft. Diese besteht aus einer tüchtigen Suppe mit Brod, Nudeln, Maccaroni oder Reis; Gutschmecker essen einige Hühnerlebern darin; dann kommt der cocido oder puchero, welcher aus Ochsenfleisch, Geflügel und gesalzenem Speck besteht; auf einer andern Schüssel erscheinen die ricos garbanzos, eine Art schmackhafter Erbsen, und andere Gemüse, mit einer ungeheuren Bratwurst von Estramadura. Ein, höchstens zwei Gänge (principos) folgen dem puchero. Das Ganze beschließt ein Dessert von Nüssen, Trauben, Käse u. s. w. Außer in dem strengsten Winter versinkt die Siesta das ganze Haus in einen tiefen Schlaf von mehren Stunden, hierauf ergreifen die Damen ihre Arbeit oder Stickerei, oder machen ihre Toilette, um die Abendpromenade im Prado nicht zu versäumen, während die Männer hingehen können, wohin ihre Neigung sie führt. Kehrt die Familie von der Promenade zurück, so nimmt sie Erfrischungen in den Caffeehäusern, wenn ihre Begleitung so höflich ist, sie dazu einzuladen; auch geht sie wohl in das Theater, wenn sie eine Loge oder Billets zur Casuela erhält. Die Tertulias fangen an, sich zu füllen; man spricht fünfzigmal von demselben Gegenstande; Jeder gesteht, daß diese Soiréen sehr lang und langweilig sind. Endlich schlägt es eilf Uhr, und man kann den Guisado nicht warten lassen. Dieß ist ein Rindfleisch in der Sauce, welches die gewöhnliche Abendschüssel ausmacht. So folgt sich Tag auf Tag in ewiger Monotonie."

Das Kapitel über die Dienstboten vervollständigt die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens der Spanier. Hier zeigt sich der Spanier wie ein christlicher Araber, der jeden Zügel verschmäht, und von der großen Wahrheit durchdrungen ist, daß der Schlaf und die Faulheit die beiden edelsten Zwecke des Daseyns sind.

„Was man auch noch so dringend von seinem Diener verlangen mag, so kann man sicher seyn, daß er seinen Platz nicht verläßt und wenn er eben sitzt, auch sitzen bleibt, und die Antwort geben wird: no lo se, ich weiß nicht; wozu manchmal ein Gähnen, manchmal ein Kopfkratzen das Accompagnement macht. Der Gedanke, sich in Bewegung zu setzen oder ordentlich auf die Frage zu antworten, kommt Niemanden in den Sinn, desgleichen hat man sich in dem praktischen Leben von Madrid nicht zu versehen. Wird man zornig, so heißt es gleich: Ay! que genio tan malo tiene, was hat er für einen schlechten Charakter! es ist nicht möglich, mit einem solchen Herrn zu leben!" Hegt man den unglücklichen Wahn, einen jungen Menschen zu nehmen, um ihn für den Dienst zu bilden, so kann man überzeugt seyn, daß

er, sobald er ein wenig brauchbar ist, doppelten Lohn fordern wird, um seine Stelle verändern zu können. Wagt man es, ihn dafür zu bestrafen, so verbirgt er den Vorsatz nicht, sich zu rächen. Er verbindet sich mit Männern vom Strick und Stilet, die Nachts ihr Glück auf den Straßen suchen; und kommt Ihr, Euch dessen am Wenigsten versehend, ein Opernliedchen trällernd oder voll von einem neuen Siege, nach Hause, so könnt Ihr mit einem Hagel von Stockschlägen, oder, was noch ärger ist, mit einigen Dolchstichen begrüßt werden.“

.... Die Nachkommen der Gusman, Mendoza, Aguilar, Medina Sidonia u. A. sind ganz jämmerlich entartet, selbst in ihrem Aeußern; und ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht von der Art, sie in der allgemeinen Achtung höher zu stellen. Unser Autor gibt Notizen über Erziehung, die eben so interessant, als das Uebrige in seinem Buche sind.

Die Söhne der Granden werden erzogen, wie Senoritos erzogen werden sollen, denen der Excellenztitel von Recht gebührt, d. h. sie werden in der tiefsten Unwissenheit erhalten über Alles, was ein vernünftiges Wesen kennen soll. Von Jugend auf wird der künftige Grande von einer Bande entarteter Diener umgeben, die allen seinen Launen willig entspricht, so daß er nur dem Instinkt seines Naturells zu folgen hat; der Kapellan, der mit seiner Erziehung beauftragt wird, ist glücklich genug, darin eine Sinecure zu finden.

Daher erscheint es nicht außerordentlich, daß Ferdinand der Vielgeliebte, der besser als jeder Andere, seine Nation kannte, keine besondere Achtung für die Granden an den Tag legte. Mit Ausnahme eines Einzigen, der seine Gefangenschaft in Valençay theilte, gebrauchte er sie nur Alle in seinem Vorzimmer als Kammerherren.

Nicht nur werden die Interessen der Anleihe, welche man jenen Personen schuldig ist, die ihr Geld in den Stadtfonds haben, nicht regelmäßig bezahlt, man hat sie sogar seit einigen Jahren gar nicht mehr entrichtet. Während Hunderte von Familien, die genug Geld in den Fonds haben, um von den Interessen gut leben zu können, wörtlich vor Hunger sterben, bestreben sich die Behörden bei jeder Gelegenheit, Feste und Schauspiele, dem Königthume zu Ehren, zu veranstalten, anstatt ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Die Junta de proprios (Kommission der städtischen Fonds) empfängt die Renten von 80 bis 90 Millionen Realen oder 11,250,000 fl. jährlich, und dennoch geht es mit den öffentlichen Arbeiten, für Rechnung der Stadt, nicht vorwärts, weil Niemand bezahlt wird.

Ueberall finden Mißbräuche statt, und die kärglichen Besoldungen der Beamten werden durch Bestechungen erhöht. Die Unternehmer

der Straßen=Beleuchtung verfälschen das Oel, und vermindern die zu liefernde Menge, so daß Aller Augen ein Zeugniß dieser praktischen Oekonomie ablegen können. Der Unternehmer der Wegschaffung des Straßenkoths zieht den Vortheil daraus, indem er ihn als Dünger verkauft, spart aber die Mühe, ihn wegschaffen zu lassen. Der Inspector des Straßenpflasters richtet sich so ein, daß ihm jede Pflasterung jährlich eine Peseta einbringt, und hat noch überdies die Genugthuung zu wissen, daß er selten in den Gebeten der Spaziergänger vergessen wird, die nicht genug Philosophen sind, um es ruhig zu ertragen, daß ihr Fuß bei jedem Schritte von den Steinen herabgleite, die absichtlich mit den Spitzen nach oben gelegt zu seyn scheinen, um den Geschmack an Häuslichkeit zu verbreiten. — Der Aufseher über die Brunnen gibt wohl Acht, daß das Wasser nicht umsonst laufe, damit sein Werth nicht verliere, und die Person endlich, die über die Bettelei zu wachen hat, duldet willig das einmal bestehende Elend.

Das Kapitel über das Ministerium und seine Bureau's gibt viele Aufschlüsse über den Charakter der spanischen Regierung, und bietet ein weites Feld zu Bemerkungen über die künftigen Chancen des Glückes einer Nation, welche so lange schon einem solchen Administrations=System unterliegt.

In der aufgeklärten Sphäre von Madrid ist ein jeder Chef irgend eines Theils der Administration die Sonne seines eigenen Systems, dessen Trabanten ihn regelmäßig umkreisen und sich wenig um andere Menschen kümmern, es sey denn, daß diese ihre Bahn durchschneiden oder sie aus derselben drängen. Männer von Verdienst und das Publikum im Allgemeinen leiden in der That durch diese Organisation; die öffentlichen Geschäfte werden beständig aufgehalten; das sind aber Kleinigkeiten, und wir wissen, daß Kleinigkeiten nicht im Stande sind, Systeme zu verwirren. Die Nachfolger des Herzogs von Lerma haben bis auf diesen Tag sein merkwürdiges Arrangement mit seinem Secretär gewissenhaft beibehalten.

— „Der Tausend, Gilblas!“ sagte er zu ihm, „Du führst ein merkwürdiges Leben; Du mußt eine ganz besondere Neigung haben, Deine Nachbarn zu verbinden. Doch höre, ich werde mich bei Dir nicht mit Kleinigkeiten aufhalten; wenn Du aber Statthaltereien und andere bedeutende Gnaden erbittest, so wirst Du wohl so gütig seyn, Dich mit der Hälfte zu begnügen, und mir die andere Hälfte zu überlassen. Du kannst Dir nicht denken, welche Ausgaben ich machen muß, um die Würde des Postens zu behaupten, den ich bekleide; denn obgleich ich die Uneigennützigkeit zur Schau trage, so gestehe ich doch,

daß ich nicht dumm genug bin, meine eigenen Angelegenheiten zu vernachläßigen, mithin handle vernünftig."

Niemand wird es wagen, der Meinung des Chefs eines Departements zu widersprechen. Wie oft auch eine Bittschrift auf die Stufen des Thrones niedergelegt wurde, immer müssen dieselben Förmlichkeiten dabei beobachtet werden. Ist der Bittsteller mit Recht oder Unrecht unzufrieden mit seinen Vorgesetzten, so ist seine Sache nicht zu ändern, wenn nämlich jene Verhältnisse nicht geändert werden, oder wenn der König nicht selbst die Sache zu entscheiden übernimmt. Dies geschieht, indem er mit eigener Hand auf den breiten Rand, den man immer auf der linken Seite des Stempelbogens lassen muß, die magischen Worte niederschreibt: concedido como lo pide. Dies ist aber ein sehr seltener Fall, der die begünstigte Person langen Verfolgungen und Verdrüßlichkeiten, von Seite seiner Vorgesetzten, überläßt, die es ihn bitter bereuen lassen, die gewöhnliche, aber stark besuchte Straße des conducto de los gefes verlassen zu haben. Sie sind auf ihre Vorrechte im ganzen Sinne des Worts versessen, und wollen selbst nicht, daß der König sich in ihre Angelegenheiten mische; da es jedoch ein wenig gefährlich wäre, ihn selbst anzugreifen, so sind sie wenigstens sicher, sich an seinem unglücklichen Schützling zu rächen.

Wir wollen jetzt versuchen, den Anblick einiger Straßen der spanischen Hauptstadt zu beschreiben. Vorerst einen allgemeinen Ueberblick:

„Das Innere von Madrid, mit Ausnahme weniger Straßen und öffentlichen Gebäude, entschädigt in keiner Hinsicht für das Mißbehagen, welches die nackte Gegend außerhalb der Mauern erregt. Es liegt etwas Trauriges in dem Anblick dieser Häuser, die im Allgemeinen nicht neu erbaut sind; man zweifelt daran, daß es möglich sey, eine schickliche und bequeme Wohnung zu finden, wie sie doch jeder Reisende, der, vom Wege ermüdet, anlangt, zu finden hofft. Fast alle Häuser haben Balkons im ersten Stockwerke und in dem darauf folgenden; sie bilden den einzigen Ort, wo es möglich ist, während der afrikanischen Hitze eines Madrider Sommers auszuhalten.

„Obgleich es sehr wichtig wäre, diese Orte in gutem Zustande zu erhalten, so ist es selten, daß die Balkons gemalt werden; man sieht im Gegentheil die verschiedenen Abstufungen, die der Rost und die Witterung daran hervorgebracht haben. Die Fenster bieten einen ganz elenden Anblick; sie bestehen aus kleinen viereckigen Scheiben von verschiedener Farbe, und es wird absichtlich das schlechteste Glas gewählt, um neugierige Augen zu verhindern, in das Innere einzudringen;

diese Scheiben sind in Blei gefaßt, und da weder dieses, noch die Rahmen gemalt sind, so geben sie ein trostloses Bild von Verfall.

„Verschiedene gute Hausfrauen haben außerdem noch Mittel erfunden, den Anblick ihrer Balkons noch anmuthiger zu machen, indem sie auf jeder Seite derselben Schnüre befestigt haben, um schwarze, weiße, blaue und graue Strümpfe, Nachtjacken, Tücher und selbst die panos menores der Damen im Winde aufzuhängen, damit sie flattern, wie lustige Banner der Ritter und kriegerischen Barone.“

Das Auge des Beobachters wird mehr von den verschiedenen Baustylen angeregt, welche die Monotonie der Straßen angenehm unterbrechen.

„Es ist nicht selten, daß eine elende Hütte, die umzustürzen droht, neben dem Pallaste eines Großen ihr Ziegeldach, mit Moos bedeckt, gleichsam höhnend zeigt, um über den Marmor und die Statuen ihres nächsten Nachbars zu spotten. Man muß jedoch gerecht seyn, und sagen, daß die Häuser, die jetzt gebaut werden, jede Hauptstadt zieren würden, obgleich ihre innere Eintheilung sehr kleinlich ist, weil die geizigen Eigenthümer nur Willens sind, so viel Miethe als möglich auf einander zu häufen.

„Die Quartiere Rastro und Barrios bajos sehen unreinlich und unangenehm aus; sie bestehen größtentheils aus Hütten von Lehm, und haben nur ein Erdgeschoß, das die Hefe des Volks bewohnt; sie sind die Schlupfwinkel des Lasters und der Verbrechen; sie sind nicht nur eine Schande für die Hauptstadt, sondern wären es selbst für Städte des sechsten Ranges.

„Derselbe Gegensatz zeigt sich in der Art, wie der Adel und die reichen Klassen leben, in ihren Pferden und Wagen, in der Kleidung, im Essen und Trinken; Luxus und Elend, Anstand und Schmutz findet man dicht bei einander. Die Einwohner zeigen viel Originelles in ihrem Aeußern. Würde Jemand mit verbundenen Augen nach Madrid gebracht werden, und man nähme ihm plötzlich die Binde von den Augen, er würde sich in einem belebten Seehafen glauben, so groß ist die Verschiedenheit der Kostüme, die bald europäisch, bald orientalisch, bald spanisch sind, und oft aus allen dreien zusammen gesetzt scheinen.

„Der Valencianer mit seinem grellfarbigen Tuch, nach maurischer Sitte um den Kopf gewickelt, und seinen streifigen Mantel, den er mit Grazie über die Schultern wirft; der Moragato, den ein Jeder, seiner Korpulenz und seinem Kostüm nach, für einen wohlgenährten holländischen Schiffskapitän halten würde; der Estramadurer mit seinem breiten Gürtel von Büffelleder um die Hüften und einem Rosenkranz

von Chorisos (Bratwürsten) in der Hand; der Catalonier mit dem wilden Auge und der kecken Haltung, mit der Mütze von rother Wolle, deren Zipfel ihm auf die Schulter fällt, im Style des neapolitanischen Lazzaroni; das elegante Kostüm des Andalusiers mit dem braunen Gesichte und dem ungeheuren Schnurrbart; der plumpe und schmutzige Gallizier, der sich mühsam in seinen schweren Schuhen fortschleppt, von denen einer zwei bis drei Pfund wiegt, die Nägel mit inbegriffen."

Zu Allem dem kann man hinzufügen den trägen und langsamen Schritt und die glänzenden Uniformen der in Madrid so zahlreichen Militärpersonen, die noch zahlreicheren Mönche aller Orden, die abgerissenen Kleider der ärmsten Klassen, die vielen Mantillas, schwarz und weiß, die noch jede Frau jedes Alters und jeden Standes auf der Straße trägt; die Mütter, langsam einherschreitend, die Töchter, unabänderlich einige Schritte vor ihnen gehend, um von ihnen besser beobachtet zu werden, was sie aber nicht verhindert, jeden vorübergehenden Cavalier zu bemerken, und wenn sie Lust haben, sich mit ihm Zeichen des Einverständnisses zu geben mit Hülfe ihres Fächers. Das Pflaster ist an vielen Orten mit Früchten zum Verkauf bedeckt, und Alle, die kein Haus oder keinen Laden besitzen, treiben ihren Handel auf offener Straße.

Die Calle de Alcala ist schön und prächtig; es ist die einzige schöne Straße in Madrid, und fast eine Meile lang. Wir geben ein kleines Pröbchen der Bilder, welche diese Straße bietet, und welche im Stande sind, zu unterhalten.

„Die Straße von Alcala ist gleich berühmt wegen ihrer Gasthäuser oder Osterias, wo ganze Banden Maulthiertreiber, Arrieros, und Ordinarios, Karrenführer, einkehren, welche regelmäßig von einer Stadt zur andern den Weg zurücklegen. Hier tritt man aus einem Palaste, und wird durch den Duft eines Düngerhaufens vor der nachbarlichen Thür regalirt; hier hört man den malerischen und kräftigen Accent der oben angeführten Leute; das Klingeln der Glocken am Halse der Maulthiere, das aus den Ställen schallt; zwei oder drei fürchterliche Hunde, deren Halsband mit Nägeln beschlagen ist, um sie gegen die Bisse der Wölfe zu schützen, liegen auf der Schwelle und scheinen zu schlafen, warten aber nur, bis man vorbei geht, um wüthend aufzuspringen. Der starke Geruch gut verpichter Weinschläuche vermehrt das Vergnügen des Vorübergehenden, der endlich sich gerettet glaubt, wenn er bei gut aussehenden Häusern und eleganten Boutiquen angekommen ist. Hier aber wird er von einem Trupp niedlicher Hunde aufgehalten, die sich vor einer Schenke, Despacho de vino, herumtreiben; hierauf kommt ein Juwelier, daneben una tienda de comes-

tibles, wo man die beleibte Verkäuferin oder ihren schmutzigen Gemahl eingerahmt sehen kann, in Guirlanden von Chorisos (Würsten), Pyramiden aus Rico tocino (gut gesalzenem Speck), Pfeilern von Chokolade, Käse, Lamms- oder Ziegenvierteln, je nach der Jahreszeit. Die Straße, von der wir sprechen, ist, wie Jedermann weiß, ein wenig abhängig, so daß wenn man beim Zoll angelangt ist, man auf der einen Seite den Prado, auf der andern die Puerta del Sol, das Sonnenthor erblickt. In dieser günstigen Lage zeigen sich beständig ganze Banden starker Kerle, in Mäntel gewickelt, Einige bis an die Augen verhüllt, Andere mit geschickter Hand breite Falten unter den rechten Arm werfend, bald rauchend, bald plaudernd, aber Alle das obere und untere Ende der Straße nicht aus den Augen verlierend. Würde man nach ihren stolzen Gesichtern urtheilen, oder nach ihren schönen Schnurrbärten, oder nach den spitzen Hüten, mit einer Quaste von schwarzer Seide geziert und dem aufgeschlagenen Rande und der dicken Cigarre, die in dem einen Mundwinkel steckt, so könnte man daraus schließen, es seyen Haciendos (Pächter) aus Andalusien, die zum Vergnügen nach Madrid gekommen sind, oder Chalanes (Pferdehändler) aus Cordova, die unvergleichliche Renner nach der Hauptstadt gebracht haben; ihre Weste und Jacke, die reich gestickt sind, blitzen durch eine Oeffnung der Capa; das schöne seidene Halstuch, das vorn durch einen Ring zusammen gehalten wird, könnte sogar glauben machen, daß sie zur Grandezza gehören, wenn ihre athletischen Formen dieser entarteten Race angehören würden; aber alle diese Vermuthungen trügen; es sind ganz einfach junge Leute von stolzem Charakter, welche den Trabujo und den Säbel jedem andern Werkzeuge vorziehen; sie versammeln sich Morgens und Abends zur gewöhnlichen Stunde der Abreise und Ankunft der Fremden, nehmen genaue Notizen von ihnen und finden dann die Mittel, sich ihrer weltlichen Schätze zu versichern; mit einem Worte: es sind Caballeros ladrones (Diebsritter), welche ihre ehrbare Industrie, so gut sie es im Stande sind, exerciren.“

Die Calle de la Montera, welche in Madrid das ist, was die rue Vivienne in Paris und Bond-street in London, weicht in vieler Hinsicht von jener Straße ab; „denn hier findet man die größten und glänzendsten Boutiken der Stadt; hier sieht man auch immer eine Menge Damen, welche die Kaufleute in Verzweiflung setzen, Alles um und um wühlen und nur wenig kaufen, und dabei nur Waaren von geringem Werth.“ Wir würden jedoch schweigen, wenn sonst keine Verschiedenheit zwischen dieser Straße und ihren Rivalen in Frankreich und England herrschte; aber keine der letzteren zeigt das Schauspiel

eines flinken Ladendieners, der über den Tisch setzt, um eine nasenweise Henne zu verjagen, die sich mit ihren Jungen auf dem Ladentisch installirt hat; das ist aber noch nicht Alles.

„Es ist gar nicht selten, daß Damen, welche eben in einem Laden voll reicher Stoffe und kostbarer Bänder einen schwierigen Handel abgeschlossen haben, plötzlich durch einen tüchtigen Hieb in ihren kleinen Fuß erschreckt werden, den der Schnabel eines kalikutischen Hahns gewagt hat, welcher aus der Posada de la gallega so eben entwischte, und die Schleife auf dem Schuh der Dame für etwas Gutes zu essen angesehen hat.“

Wir wollen diese Auszüge mit einer Anekdote schließen, welche den rachsüchtigen Charakter der Spanier schildert.

„Man erzählt eine Geschichte, welche ein merkwürdiges Beispiel einer wohl überlegten Rache eines jungen Andalusiers darbietet. Zwei unzertrennliche Freunde gingen zusammen nach ihrer Gewohnheit zu einem Stiergefecht. Während des Schauspiels entspann sich zwischen ihnen ein Streit darüber, welcher von den beiden Gegnern sich besser gehalten habe; Schläge wurden ausgetheilt und empfangen; Manuel blieb jedoch im Vortheil. Vicente nahm sein Bedauern und Entschuldigen mit guthmüthiger Miene hin, schwur aber in seiner Seele, sich zu rächen. Einige Tage hierauf lud Vicente Manuel ein, ihn zu dem Cortijo seines Onkels zu begleiten, um eine schöne Heerde junger Stiere in Augenschein zu nehmen, welche so eben von der Sommerweide angekommen war. Nach dem Essen gingen die beiden Freunde, und besahen die Ställe und die Thiere. — „Komm einmal hieher,“ sagte Vicente, „in diese geschlossene Hütte, ich will Dir einen prächtigen Stier sehen lassen, den man hier bewahrt, um ihn zu verkaufen. Es ist der wildeste von allen; die Treiber selbst fürchten ihn.“ Die Thür wurde vorsichtig aufgemacht, der Raum war niedrig und sehr dunkel. — „Du kannst noch etwas weiter vorgehen, Manuel, ohne Gefahr.“ Manuel machte einen Schritt, aber sobald er in der Hütte war, schlug der Verräther Vicente die Thür mit Heftigkeit zu und warf den Schlüssel weit weg, damit das Verbrechen nicht sogleich entdeckt werden konnte. Manuel hatte nur wenige Minuten, um seinen Plan zu machen. Der Stier, von dem Geräusche erschreckt, erhob sich, schlug die Erde mit seinen Füßen, und richtete seine glühenden Augen auf sein Schlachtopfer, das nicht einmal einen Mantel bei sich hatte, um das Thier zu ermüden und Zeit zu gewinnen. Das Gewölbe wurde von einem starken Steinpfeiler getragen; der Stier beugte sich schon nieder, um seinen Satz zu machen; Manuel lehnt sich mit dem Rücken gegen den Pfeiler, und fordert seinen Feind

mit Geschrei und Händen und Füßen heraus. Der Angriff beginnt, das scharfe Auge des Andalusiers erspäht den günstigen Augenblick; so wie die Hörner des Stiers seinen Körper streifen, springt er seitwärts, und sogleich stürzt der Stier todt zu seinen Füßen; der gewaltige Stoß gegen den Pfeiler hatte ihm den Hirnschädel zerschellt. Manuels Geschrei zog Hülfe herbei und er sah sich befreit; das Gerücht von diesem Abenteuer verbreitete sich schnell; Vicente war indeß nach Hause gegangen. Manuel steigt zu Pferde, nachdem er seinen Trabujo geladen und sprengt zu seinem Mörder. „Vicente!“ ruft er ihm von Weitem zu. „Esperate! (Warte!) Ich bin Dir die Vuetta (Münze) schuldig!“ Vicente in Todesangst, spornt sein Pferd, aber Manuel war besser beritten; Vicente bittet um Gnade, wie er seinen Gegner sich so nahe sieht; bald darauf hört man eine Explosion; Vicente wurde begraben, ohne daß die Gerichte eine Untersuchung anstellten. Manuel verließ Haus und Hof, und schiffte sich ein. Man glaubte nach Amerika. Seine Freunde tadelten seine Flucht; denn Alle betrachteten seine That, wie einen Mord, der gerechtfertigt werden konnte.

Geschichte eines Adjutanten.

(Aus dem kürzlich erschienenen Werke: Grandeur et Servitude militaires, von dem Grafen Alfred de Vigny, dem Verfasser von Stello, Chatterton u. s. w.)

Ich erhielt meine Erziehung im Dorfe Montreuil vom Pfarrer des Ortes. Zur glücklichsten Zeit meines Lebens hatte er mich einige Noten für den Choral gelehrt, zur Zeit, da ich noch Chorknabe war mit dicken, frischen, vollen Backen, die alle Welt im Vorübergehen betastete, mit einer klaren Stimme und blonden gepuderten Haaren, mit einer Blouse und Holzschuhen. Ich betrachte mich nicht sehr häufig, aber ich bilde mir ein, daß ich dieser Zeichnung nicht mehr gleiche. So war ich aber. Ich konnte mich nicht von einem Clavier trennen, welches so verstimmt war und so schneidende Töne von sich gab, daß man es kaum noch Clavier nennen konnte. Dem Gehör nach spielte ich das Instrument ziemlich richtig, und der gute Vater, der einst bei Notre-Dame im Singen und Unterrichten in den Psalmen berühmt gewesen war, brachte mir ein altes Solfeggio bei. War er zufrieden, so kniff er mich in die Wangen, daß sie blau wurden, und sprach: „Höre Mathurin, Du bist zwar nur der Sohn eines Bauern und einer Bäuerin, aber lernst Du Deinen Catechismus und Dein Solfeggio gut, und spielst nicht mehr mit dem rostigen Gewehre des Hauses, so kannst Du noch Musikmeister werden. Immer vorwärts.“ Das gab mir guten Muth; ich schlug mit beiden Fäusten auf die beiden Claviere, deren Tasten beinahe alle stumm waren.

Zu gewissen Stunden hatte ich die Erlaubniß, spazieren zu gehen und umherzulaufen; meine liebste Lust war es aber, mich am Ende des Parkes von Montreuil niederzusetzen und mit den Maurern und Arbeitern mein Brod zu verzehren, welche an der Allee von Versailles, hundert Schritte von der Barrière, auf Befehl der Königin einen kleinen Pavillon für musikalische Unterhaltungen errichteten.

Es war ein reizender Ort, rechts von der Straße nach Versailles gelegen, wenn man hingeht. Bemerken Sie einen Pavillon, der einer Moschee und einer Bonbonniere gleicht, inmitten eines weiten Rasenplatzes, umgeben von hohen Bäumen, am äußersten Ende des Parkes von Montreuil? — Hier pflegte ich dem Bauwesen zuzusehen.

An der Hand führte ich ein kleines Mädchen von meinem Alter, mit Namen Pierrette, welche der Herr Pfarrer ihrer schönen Stimme wegen ebenfalls singen ließ. Sie brachte ein großes Stück Kuchen mit, das ihr ihre Mutter, des Pfarrers Haushälterin, schenkte, und wir betrachteten den Bau des kleinen Hauses, welches die Königin errichten ließ, um es Madame zu geben.

Pierrette und ich, wir zählten Beide etwa dreizehn Jahre. Sie war schon so reizend, daß man sie auf dem Wege anhielt, um ihr Artigkeiten zu sagen, und nicht selten sah ich prächtige Damen aus dem Wagen steigen, um mit ihr zu plaudern und sie zu umarmen. Man gewahrte schon, welche Schönheit aus ihr werden würde, sie aber dachte nicht daran, und liebte mich, wie ihren Bruder.

Seit der frühesten Kindheit führten wir uns an der Hand, wenn wir ausgingen, und diese Gewohnheit stellte sich so fest, daß ich ihr nie im ganzen Leben den Arm gegeben habe. Bei unsern täglichen Besuchen bei den Arbeitern machten wir die Bekanntschaft eines Steinschneiders, der etwa acht bis zehn Jahre älter seyn mochte, als wir. Er ließ uns auf einen Bruchstein oder auf den Boden neben sich setzen, und wenn er ein großes Stück zu durchschneiden hatte, so goß Pierrette Wasser auf die Säge, und ich faßte das andere Ende; das war auch mein bester Freund auf dieser Welt. Er war von äußerst friedlichem, sanftem Charakter, manchmal lustig, doch nur selten. Er hatte auch ein kleines, sehr ergötzliches Lied mit vielen Wortspielen auf Pierrette gemacht. Das war ein großer, noch im Wachsen begriffener, blasser, lendenlahmer Junge mit langen Armen und langen Beinen, der häufig gar nicht an Das zu denken schien, was er that. Er liebe sein Handwerk, sagte er, weil er sein tägliches Brod damit auf ehrliche Weise verdienen und dabei bis Sonnen-Untergang anderen Gedanken nachhängen könne. Sein Vater, ein Baumeister, hatte sich so vollkommen zu Grund gerichtet, daß der Sohn von Anfang dieses Handwerk ergreifen mußte, worin er sich auch friedlich ergab. Während er einen großen Block zerschnitt oder der Länge nach durchsägte, fing er immer ein kleines Lied an, welches eine ganze Geschichte enthielt, die nach Maßgabe des Verlaufes in zwanzig bis dreißig Couplets entwickelt wurde.

Zuweilen hieß er mich mit Pierrette vor sich hergehen, und ließ uns zusammen singen, indem er uns im Wechselgesange unterrichtete; dann mußte ich zu seiner Unterhaltung vor Pierrette niederknien, und dazu verfaßte er die Worte einer gewissen Scene, die wir ihm nachzusprechen hatten. Das hinderte ihn nicht, sein Handwerk tüchtig zu treiben, denn kaum ein Jahr später wurde er Meister. Mit Winkelmaß und Hammer hatte er eine arme Mutter und zwei kleine Brüder zu ernähren, die zuweilen hinzukamen, um der Arbeit zuzuschauen. Es gab ihm Muth und Heiterkeit, seine kleine Welt um sich versammelt zu sehen. Wir nannten ihn Michel, er hieß aber, um Alles herauszusagen, Michel Jean Sedaine.

Der Herr Pfarrer von Montreuil liebte mich zärtlich; er behandelte mich mit so vieler väterlicher Freundschaft, daß ich, obwohl er mir diesen Umstand stets in das Gedächtniß zurückzurufen bemüht war, ganz meine Abstammung von armen Bauersleuten vergaß, die ich freilich kaum gesehen hatte, da sie um die Zeit meiner Geburt von den Pocken weggerafft wurden. Mit dem sechszehnten Jahre war ich noch roh und dumm; aber ich verstand etwas Lateinisch, viel Musik und Alles, was zur Gärtnerei gehört. Mein Leben floß sanft und glücklich hin, denn Pierrette war immer dabei, und während der Arbeit schaute ich sie fortwährend an, ohne gerade viel mit ihr zu sprechen.

Als ich einst die Zweige einer Buche im Parke beschnitt und ein kleines Bündel daraus machte, sprach Pierrette:

„Ach! Mathurin, mir wird bange. Dort kommen zwei schöne Damen vom Ende der Allee auf uns zu. Was wollen wir beginnen?“

Ich sah hin und gewahrte in der That zwei junge Frauen, welche rasch auf den trockenen Blättern einherkamen, ohne sich den Arm zu geben. Die Eine in rosaseidenem Kleide war etwas größer als die Andere. Sie lief mehr, als sie ging, und die Andere, welche sie begleitete, wanderte hinter ihr her. Instinktmäßig ergriff mich, einen kleinen Bauerjungen, wie ich eben war, jäher Schrecken, und ich sagte zu Pierrette: „Laß uns fliehen!“

Doch nein! Wir hatten keine Zeit mehr und meine Angst vermehrte sich noch dadurch, daß die Rosadame Pierrette ein Zeichen gab, welche über und über roth wurde, sich nicht von der Stelle zu bewegen wagte und mich geschwinde an der Hand faßte, um sich daran festzuhalten. Ich nahm meine Mütze ab, und lehnte mich ganz zitternd mit dem Rücken an einen Baum.

Als uns die Rosadame ganz nahe gekommen war, trat sie gerade auf Pierrette zu, ergriff diese ohne Umstände beim Kinn, um sie der andern Dame zu zeigen, und sprach:

„Nun! Ich sagte es ja wohl, das ist ganz das Costüme des Milchmädchens für nächsten Donnerstag. Was für ein hübsches Kind. Meine Kleine, Du wirst alle Kleider, wie Du sie hier trägst, den Leuten geben, die sie in meinem Namen von Dir verlangen werden, nicht wahr? Dafür schicke ich Dir dann meinen Anzug."

„Oh! Madame," sagte Pierrette zurückweichend.

Die andere Dame lächelte dazu mit feiner, zarter, schwermüthiger Miene, deren rührender Ausdruck meinem Gedächtniß unauslöschlich bleiben wird. Den Kopf gebeugt, ging sie zu Pierrette, nahm sie sanft beim bloßen Arme, sagte, sie möge näher kommen, alle Welt müsse den Willen dieser Dame erfüllen.

„Laß an Deiner Kleidung ja nichts ändern, meine schöne Kleine," fuhr die Rosadame fort, indem sie mit einem dünnen Stöckchen drohte, an dessen Ende ein goldener Knopf in Apfelform befestigt war. „Der große Junge da soll Soldat werden, und ich will ihn dann mit Dir verheirathen."

Sie war so schön, so schön, daß ich mich der unglaublichen Versuchung, vor ihr niederzuknien, wohl noch erinnere, die ich damals empfand. Sie werden lachen, ich habe seitdem selbst oft darüber gelacht; aber hätten Sie sie gesehen, so möchten Sie eher verstehen, was ich sage. Sie hatte das Aussehen einer kleinen guten Fee.

Sie sprach schnell und heiter, klopfte Pierrette einmal auf die Wangen und ließ uns ganz verdutzt stehen. Wir sahen die Damen die Allee auf der Seite von Montreuil hinwandeln; dann verschwanden sie im Parke hinter dem kleinen Gehölze.

Wir blickten uns gegenseitig an, und gingen, stets uns bei der Hand führend, zu dem Herrn Pfarrer zurück. Wir sprachen nichts, aber wir waren sehr glücklich.

Pierrette war feuerroth und ich schlug die Augen nieder. Er fragte, was uns wäre, und ich antwortete mit großem Ernste:

„Herr Pfarrer, ich will Soldat werden."

Er glaubte, umsinken zu müssen, er, der mich in der Tonleiter unterrichtet hatte.

„Wie, mein liebes Kind, Du willst mich verlassen?" sprach er. „Ach, mein Gott! Was hat man ihm denn gethan, Pierrette, daß er Soldat werden will? Liebst Du mich nicht mehr, Mathurin? — Liebst Du Pierrette auch nicht mehr? Was haben wir Dir denn gethan, sprich? Was soll aus der schönen Erziehung werden, die ich Dir gegeben habe? Das war doch in der That verlorene Zeit. Antworte doch, ungerathenes Geschöpf!" fügte er bei und drückte mir den Arm.

Ich kratzte mir am Kopfe, und sagte, den Blick stets nach meinen Holzschuhen gerichtet:

„Ich will Soldat werden.“

Der Pierrette Mutter brachte ein Glas kaltes Wasser für den Herrn Pfarrer, der ganz erhitzt worden war und zu weinen begann. Pierrette weinte auch und wagte nicht zu sprechen, aber sie war mir nicht böse, denn sie wußte, daß ich nur fort wollte, um sie heirathen zu können.

In diesem Augenblicke traten zwei lange gepuderte Bedienten mit einer Kammerfrau ein, die sich das Ansehen einer vornehmen Dame gab, und fragten, ob die Kleine die Kleidungsstücke bereitet habe, welche die Königin und die Prinzessin von Lamballe von ihr verlangt.

Der Herr Pfarrer erhob sich so bewegt, daß er nicht eine Minute aufrecht stehen konnte; Pierrette und ihre Mutter zitterten dergestalt, daß sie nicht den Muth hatten, ein Kästchen zu öffnen, welches man ihnen für Kleid und Haube schickte, und sie schritten zur Toilette, als ginge es zum Blutgerüste.

Als der Herr Pfarrer mit mir allein war, fragte er, was vorgegangen sey, und ich erzählte ihm die Geschichte, wie ich sie Ihnen erzählt, nur ein wenig kürzer.

„Darum willst Du abreisen?“ sagte er, und nahm mich bei beiden Händen. „Aber bedenke doch, mein Sohn, daß die größte Dame Europa's zu einem Bauerburschen deinesgleichen nur in der Zerstreuung so gesprochen haben kann, und nicht mehr weiß, was sie Dir gesagt hat. Würde man ihr erzählen, daß Du das für einen Befehl oder ein Horoskop genommen hast, so müßte sie äußern, Du seyst ein großer Narr, und Du könntest Dein Leben lang Gärtner bleiben, das sey ihr gleichgültig. Was Du durch Gärtnerei und Vocalmusik-Unterricht gewinnst, gehört Dein, mein Freund, während Das, was Du beim Regimente gewinnst, nicht Dein gehört, und Du tausendfach Gelegenheit finden wirst, es in Vergnügungen zu vergeuden, die von der Religion und der Moral verboten sind; alle die vortrefflichen Grundsätze, die ich Dir beigebracht, werden verloren gehen, und ich muß noch über Dich erröthen. Kehrst Du je zurück, so kehrst Du mit einem andern Charakter zurück, als dem, den Du mit der Geburt empfangen hast. Du warst sanft, bescheiden, gelehrig, Du wirst als roher, unwissender Wirthshausbruder heimkommen. Pierrette wird sich keiner Verbindung mit einem liederlichen Taugenichts unterziehen wollen, und wenn sie auch möchte, so wird sie ihre Mutter davon abhalten — und was kann ich denn noch für Dich thun, wenn Du

die Vorsehung ganz vergessen hast? Du wirst die Vorsehung vergessen, siehst Du, so weit wird es kommen!“

Ich schaute immer noch auf meine Holzschuhe, runzelte die Stirne, verzog den Mund, kratzte mir den Kopf und sprach:

„Ich will aber dennoch Soldat werden!“

Der gute Geistliche bestand nicht länger auf seinen Einwendungen, machte die Thür weit auf, und wies mit traurigem Gesichte nach der Landstraße. Ich verstand die Pantomime und ging. An seiner Stelle möchte ich wohl dasselbe gethan haben. So denke ich jetzt, damals aber dachte ich nicht so. Ich setzte meine baumwollene Mütze auf das rechte Ohr, schlug den Kragen der Blouse in die Höhe, ergriff meinen Stock, und begab mich in eine Schenke an der Allee von Versailles, ohne von Jemand Abschied zu nehmen.

In der Schenke traf ich drei Brave mit goldenen Galonen an den Hüten, rosenfarbenem Revers an der weißen Uniform, schwarzen gewichsten Schnurrbärten und dick gepuderten Haaren. Die drei Braven waren ehrliche Werber und sprachen so hastig, wie die Marktschreier. Sie sagten, ich dürfe mich nur mit ihnen zur Tafel setzen, um einen richtigen Begriff von der Vollkommenheit des Glückes zu bekommen, welches man unaufhörlich beim Regimente Royal-Auvergne genieße. Sie gaben mir Rehbraten und Rebhuhn zu essen, ließen mich Bordeaux, Champagner und vortrefflichen Kaffee trinken, und schwuren bei ihrer Ehre, daß ich bei Royal-Auvergne nie etwas Anderes bekommen werde.

Ich habe seitdem wohl eingesehen, daß sie nicht die Wahrheit sprachen.

Auch schwuren sie — denn das Schwören nahm kein Ende — daß man bei Royal-Auvergne die süßeste Freiheit genieße, daß bei diesem Regimente die Soldaten unvergleichbar glücklicher seyen, als die Kapitäne bei den andern Corps, daß man sich einer äußerst angenehmen Gesellschaft sowohl von Männern als Frauen zu erfreuen habe, daß man dort viel Musik mache, und besonders Diejenigen zu schätzen wisse, welche das Piano spielen. Dieser letztere Umstand entschied.

Den andern Morgen hatte ich die Ehre, Soldat bei Royal-Auvergne zu seyn. Es war in der That ein schönes Corps, aber ich sah weder Pierrette mehr, noch den Herrn Pfarrer. Ich verlangte ein Huhn und man reichte mir jene angenehme Mischung von Kartoffeln, Schöpsenfleisch und Brod, welche man damals la Ratoutille nannte und wahrscheinlich noch nennt. Man lehrte mich die Stellung eines Soldaten ohne Waffen so vollkommen, daß ich seitdem dem

Zeichner zum Modell diente, der die Platten der Ordonnanz von 1791 machte. Man lehrte mich die Soldatenschule und die Zugschule, das Laden in zwölf Tempi und das Geschwindladen, man lehrte mich die Bewegungen mit und ohne Abstufung so vollkommen, als der strengste Corporal des Königs von Preußen, Friedrichs des Großen, dessen sich die Alten mit jener Zärtlichkeit von Leuten erinnerten, die denen zugethan sind, welche sie schlagen. Man beehrte mich mit dem Versprechen, daß ich bei gutem Verhalten am Ende bei der ersten Grenadier-Compagnie zugelassen werden würde. Bald hatte ich einen wohlgepuderten Zopf, der auf eine noble Manier über meinen weißen Rücken herabfiel; aber ich sah weder Pierrette mehr, noch ihre Mutter, noch den Herrn Pfarrer von Montreuil, auch machte ich keine Musik. —

Als ich eines Morgens wegen dreier Fehler in Handhabung der Waffen in unsere Kaserne consignirt war, mußte ich die Stellung der Schützen des vordersten Gliedes annehmen: ein Knie auf dem Pflaster; vor mir eine prachtvolle, blendende Sonne, auf welche ich, ohne mich rühren zu dürfen, anschlagen mußte, bis mir der Arm vor Müdigkeit hinabsank; ein ehrlicher Corporal ermuthigte mich, mein Gewehr zu halten, indem er von Zeit zu Zeit die Bajonette mit seinem Stocke hob, wenn sie sank. Das war eine kleine Strafe von der Erfindung des Herrn von Saint-Germain.

Ich mochte in dieser Stellung etwa zwanzig Minuten lang den höchsten Grad von Anstrengung ausgehalten haben, als ich am Ende meines Gewehres die sanfte, friedliche Gestalt meines Freundes Michel, des Steinschneiders, erblickte.

„Du kommst mir zu gelegner Zeit,“ sagte ich zu ihm, „und Du würdest mir einen großen Dienst leisten, wenn Du Dein Stöckchen, ohne daß man es bemerkte, einen Augenblick unter meine Bajonette stellen wolltest. Meine Arme würden sich besser, Dein Stöckchen würde sich nicht schlechter dabei befinden.

„Ah! Mathurin, mein Freund,“ entgegnete er, „Du bist hart bestraft, daß Du Montreuil verlassen hast; Du genießest die Rathschläge und Vorlesungen des guten Pfarrers nicht mehr, und vergissest die Musik, die Du sonst so sehr geliebt hast, und die Parademärsche werden sie Dir gewiß nicht ersetzen.“

„Gleichviel,“ sprach ich, hob den Flintenlauf in die Höhe, und entwand ihm damit im Zorne sein Stöckchen, „gleichviel, man hat seine eigenen Ansichten.“

„Du wirst die Spaliere und Fischereien von Montreuil nicht mehr mit Deiner schmucken Pierrette besorgen.“

„Gleichviel, man hat seine Ansicht.“

„Du wirst lange, um nach Nichts zu schießen, mit Deinem hölzernen Flintensteine auf den Knien liegen müssen, ohne nur Corporal zu werden.“

„Gleichviel, rücke ich auch langsam vorwärts, so rücke ich doch vorwärts; gut Ding braucht lange Weile, sagt das Sprichwort. — Bin ich einmal Sergeant, so bin ich etwas Rechtes und werde Pierrette heirathen. — Ein Sergeant ist ein Herr, Respect vor jedem Herrn!“ —

Michel seufzte.

„Ach! Mathurin, Du bist nicht klug!“ sprach er. „Du bist zu stolz und ehrgeizig, mein Freund; würdest Du Dir nicht einen Stellvertreter gefallen lassen, wenn Dir Jemand einen bezahlen wollte, und dann Deine kleine Pierrette heirathen?“

„Michel! Michel!“ erwiderte ich, „Du hast Dich von der Welt arg verderben lassen. Ich weiß nicht, was Du hier machst; Du siehst auch gar nicht mehr aus, wie ein Maurer, denn statt einer Weste trägst Du ein schwarzes Taffetkleid, auch hättest Du mir Das in der Zeit nicht vorgeschlagen, als Du immer wiederholtest: man muß sich sein Glück selbst schaffen. Ich will sie nicht mit anderer Leute Geld heirathen; ich gründe mir mein Glück selbst, wie Du siehst. Ueberdieß hat mir die Königin diese Sache in den Kopf gesetzt, und die Königin kann sich in Dem, was dem Menschen frommt, nicht täuschen. Sie hat selbst gesagt: er soll Soldat werden, und ich will sie verheirathen; sie hat nicht gesagt: er wird zurückkehren, nachdem er Soldat gewesen ist.“

„Wenn Dir die Königin aber zufällig die Mittel geben wollte, um Pierrette heirathen zu können, würdest Du das Geschenk annehmen?“

„Nein, Michel, ich würde ihr Geld nicht annehmen, gesetzt, sie wollte, was indessen unmöglich ist.“

„Und wenn Pierrette selbst ihre Mitgift gewinnen würde?“ fuhr er fort.

„Ja, Michel, dann würde ich sie sogleich heirathen.“

Der gute Mann sah ganz gerührt aus.

„Wohl denn,“ sprach er, „ich will das der Königin sagen.“

„Bist Du ein Narr,“ entgegnete ich, „oder Bedienter in ihrem Hause?“

„Weder das Eine, noch das Andere, Mathurin, obgleich ich nicht mehr Steine schneide.“

„Was schneidest Du denn?“

„He! Ich schneide Stücke, Papier und Federn.“

„Bah! Ist das möglich?“

„Ja, mein Kind, ich mache kleine, ganz einfache, leicht faßliche Stücke. Ich werde Dir das Alles zeigen.“

„Wohl! Desto besser; ich sehe Dich eben so gerne daran, als an Deinen geschnittenen Steinen arbeiten.“

„Ach! Was ich damals baute, war mehr werth, als was ich jetzt baue. Das war keiner Mode unterworfen, blieb länger stehen. Wenn es indessen fiel, konnte es Einen zermalmen, während, was jetzt von meiner Arbeit fällt, Niemand zermalmt.“

„Gleich viel, ich bin immer zufrieden,“ sagte ich.

„Das heißt,“ wollte ich beifügen, aber der Corporal versetzte dem Stöckchen meines Freundes einen solchen Schlag, daß es weit hinaus flog und ordnete zugleich sechs Tage strengen Arrest für die Schildwache an, die einen Bürger eingelassen hatte.

Sedaine sah wohl ein, daß er gehen müßte, holte gelassen sein Stöckchen und sagte zu mir, indem er zur Seite abging:

„Ich versichere Dich, Mathurin, daß ich Alles der Königin erzählen werde.“

Meine kleine Pierrette war ein schönes Mädchen von entschiedenem, ruhigem, rechtlichem Charakter. Sie gerieth nicht so leicht außer Fassung, und seitdem sie mit der Königin gesprochen hatte, ließ sie sich nicht mehr unbedingt leiten; sie sagte dem Herrn Pfarrer und seiner Haushälterin ganz unverholen, daß sie Mathurin heirathen wolle, und stand in der Nacht auf, um an ihrer Aussteuer zu arbeiten, gar nicht, als wäre ich für lange Zeit, oder wohl gar für mein ganzes Leben vor die Thür gesetzt.

Eines Tags (es war eben Ostermontag, dessen erinnerte sie sich stets und erzählte mir oft davon), eines Tags, als sie vor dem Hause des Herrn Pfarrers saß, arbeitete und gedankenlos sang, sah sie einen prächtigen Wagen mit sechs Pferden, mit glänzendem Geschirr, mit zwei kleinen, rosafarbenen Postillons, in raschem Trabe einherfahren; die Postillons waren so niedlich und klein, daß man aus der Ferne nur ihre Reiter-Stiefel erblickte; sie trugen dicke Sträuße an der Brust und die Pferde waren an den Ohren ebenfalls mit Sträußen geschmückt.

Und siehe da, der Stallmeister, der vorausreitet, hält gerade vor der Thür des Herrn Pfarrers an, und der Wagen hat ebenfalls die Güte, hier anzuhalten und sich weit zu öffnen; aber es sitzt Niemand darin. Pierrette reißt die Augen weit auf, der Stallmeister aber nimmt höflich den Hut ab, und bittet sie, in den Wagen zu steigen.

Sie meinen vielleicht, Pierrette habe sich gesträubt; durchaus nicht; dazu hatte sie zu viel Verstand. Sie zog nur ihre Holzschuhe aus, ließ sie auf der Thürschwelle stehen, zog Schuhe mit silbernen Schnallen an, wickelte ihre Arbeit sorgfältig ein, und stieg in den Wagen, wobei sie sich auf den Arm des Bedienten stützte, als hätte sie ihrer Lebtage nichts Anderes gethan, denn seit sie mit der Königin die Kleider gewechselt, war sie über nichts mehr in Zweifel.

Sie hat mir oft gesagt, daß sie zweimal im Wagen großen Schrecken gehabt: das erste Mal, weil es so schnell ging, daß die Bäume in der Allee von Montreuil wie die Narren hinter einander herzulaufen schienen; das zweite Mal, als sie sich auf die weißen Kissen im Wagen setzte, weil es ihr vorkam, sie lasse einen blau und gelben Fleck von der Farbe ihres Rockes darauf zurück. Sie hob ihn an den Taschen in die Höhe und blieb ganz gerade am Ende des Kissens sitzen, durchaus nicht gequält von ihrem Abenteuer, indem sie wohl errieth, daß man unter solchen Verhältnissen ohne Zögern thun müsse, was alle Welt verlange.

Nach einem so richtigen Gefühle ihrer Lage, das ihr eine glückliche, sanfte, zum Guten und Wahren stets geneigte Natur eingab, ließ sie sich von dem Stallmeister den Arm geben und in die vergoldeten Gemächer von Trianon führen, wo sie nur bemüht war, auf den Fußspitzen zu gehen, aus Furcht, sie möchte die Parquets von Citronenholz und indischem Holze mit ihren Nägeln ritzen.

Als sie zum letzten Zimmer kam, vernahm sie ein leises, lustiges Lachen zweier weichen Stimmen, was sie so einschüchterte, daß ihr Herz lebhaft zu schlagen begann; da sie aber eingetreten war, wurde sie alsbald wieder ruhig: es war nur ihre Freundin, die Königin.

Frau von Lamballe war bei ihr. Diese saß aber in einer Fenstervertiefung vor einem Miniatur-Maler-Pulte. Auf dem grünen Teppiche des Pultes lagen Pinsel und Elfenbein bereit, daneben stand ein Glas Wasser.

„Ah! hier ist sie," rief die Königin mit feierlicher Miene, und sprang auf, um sie an den Händen zu nehmen.

„Wie frisch, wie hübsch sieht sie aus! Welch' schönes Modell für Sie. Nun, treffen Sie gut, Frau von Lamballe! Setze Dich, mein Kind."

Und die reizende Marie Antoinette nöthigte sie auf einen Stuhl. Pierrette war ganz verblüfft; ihre kleinen Füße hingen balancirend vom hohen Sitze herab.

„Aber sehen Sie, wie sie sich gut hält," fuhr die Königin fort, „sie läßt sich nicht zweimal sagen, was man von ihr will. Ich wette,

sie hat Verstand. Halte Dich gerade, und höre mich, mein Kind. Es werden zwei Herren hieher kommen. Ob Du sie kennst, oder nicht kennst, das thut nichts, und geht Dich auch nichts an. Du wirst Alles thun, was sie Dir auftragen. Ich weiß, daß Du singst und Du wirst singen. Wenn sie Dich eintreten und abtreten, gehen und kommen heißen, so wirst Du eintreten und abtreten, gehen und kommen, ganz genau, hörst Du? Alles gereicht zu Deinem Besten. Madame und ich werden ihnen helfen, Dich Etwas zu lehren, was ich wohl weiß, und für unsere Mühe verlangen wir nichts, als daß Du jeden Tag eine Stunde vor dieser Dame sitzest; das ist Dir nicht zu beschwerlich, nicht wahr?“

Pierrettes Antwort bestand nur darin, daß sie bei jedem Worte roth und blaß wurde; aber sie war so glücklich, daß sie gern die kleine Königin wie eine Kamerädin umarmt hätte.

Als sie die Augen gegen die Thüre wandte, sah sie zwei Männer, einen dicken und einen großen eintreten. Wie sie den großen erblickte, konnte sie sich des Ausrufs nicht erwehren: „Halt! das ist ....“

Aber sie biß auf den Finger, um still zu bleiben.

„Nun, wie finden Sie sie, meine Herren,“ sprach die Königin, „habe ich mich getäuscht?“

„Ist das nicht Rose selbst?“ sagte Sedaine.

„Eine einzige Note, Madame,“ sprach der dickere von Beiden, „und ich werde erkennen, ob es die Rose von Monsigny, wie die von Sedaine ist.“

„Wohlan, meine Kleine, wiederhole diese Tonleiter,“ fügte Gretry, ut, re, mi, fa, sol singend bei.

Pierrette wiederholte.

„Sie hat eine göttliche Stimme, Madame,“ sprach er.

Die Königin schlug in die Hände und sprang freudig auf.

„Sie wird ihre Mitgift gewinnen,“ rief sie aus.

Seit dem Tage, da mich mein armer Michel in Vincennes besucht und in der Stellung des ersten Gliedes gefunden hatte, magerte ich auf lächerliche Weise ab, denn ich hörte nicht mehr von meiner kleinen Familie in Montreuil sprechen, und glaubte schon, Pierrette habe mich ganz vergessen. Das Regiment Auvergne lag seit drei Monaten in Orleans und das Heimweh fing an, mich zu packen. Ich wurde augenscheinlich elend und konnte mein Gewehr nicht mehr halten. Bei meinen Kameraden fiel ich in Verachtung, man weiß ja, wie jede Krankheit hier Verachtung auf sich zieht.

Die Einen glaubten mich geringschätzen zu müssen, weil sie mich wirklich für sehr krank hielten, die Andern, weil sie meinten, ich

stelle mich nur so; in letzterem Falle blieb mir nichts übrig, als zu sterben, um zu beweisen, daß ich Wahrheit sprach; aber ich konnte weder sogleich gesund, noch so krank werden, um mich niederlegen zu müssen — traurige Lage!

Eines Tags suchte mich ein Officier meiner Kompagnie auf, und sagte zu mir:

„Mathurin, Du, der Du lesen kannst, lies das ein wenig.“

Und er führte mich auf den Jeanne d'Arc Platz, einen mir theuern Platz, wo ich einen großen Theaterzettel las, auf welchem Folgendes gedruckt war:

Auf Befehl.

„Nächsten Montag außerordentliche Vorstellung von Irene, „neues Stück von Herrn von Voltaire und von Rose und Colas „von H. Sedaine, Musik von Monsigny, zum Benefiz von Mademoi„selle Colombe, berühmter Sängerin der italienischen Komödie, welche „im zweiten Stücke erscheinen wird. Ihro Majestät die Königin „hat die Vorstellung mit ihrer Gegenwart verherrlichen zu wollen „gnädigst versprochen.“

„Nun,“ sagte ich, „mein Kapitän, was geht das mich an?“

„Du bist ein guter Mensch,“ entgegnete er, „ein hübscher Junge, ich werde Dich pudern und frisiren lassen, damit Du besser aussiehst, und man wird Dich dann als Schildwache an die Thür der Loge der Königin stellen.“

Gesagt, gethan. Als die Stunde zum Theater geschlagen hatte, stand ich in großer Uniform des Regimentes Auvergne in der Flur auf blauem Teppich, in der Mitte von Guirlanden und Festons, die man überall vertheilt hatte. Blumen waren auf jede Stufe der Theatertreppe gestreut. Der Direktor lief mit entzückter, freudiger Miene überall umher. Er war ein kleiner, gedrängter, dicker, rothnasiger Mann, in himmelblauem seidenem Kleide, mit großem radförmigem Jabot. Er bewegte sich unaufhörlich, lehnte sich alle Augenblicke an das Fenster und rief aus:

„Das ist die Livree der Frau Herzogin von Montmorency; das der Läufer des Herrn Herzogs von Lauzun; der Prinz von Guéménée langt so eben an; hinter ihm Herr von Lambesc! Haben Sie gesehen? Sie wissen schon? Was die Königin gut ist! Was sie gut ist!“

Er lief ganz außer sich hin und her und suchte Gretry; gerade vor mir stieß er mit der Nase auf ihn.

„Sagen Sie mir, Herr Gretry, mein lieber Herr Gretry, sagen Sie mir, ich bitte Sie, ist es denn nicht möglich, mit der berühmten Sängerin zu sprechen, die Sie mir bringen. Wohl mag es einem Unwissenden und Nichtliteraten nicht gestattet seyn, den leisesten Zweifel an ihrem Talente zu erheben, aber ich möchte doch gern von Ihnen erfahren, ob die Königin nicht unzufrieden seyn dürfte. Man hat keine Probe gehalten.“

„He! He!“ antwortete Gretry mit spöttischer Miene; „darüber kann ich Ihnen nicht Auskunft geben; ich darf Sie aber versichern, daß Sie sie nicht sehen werden. Eine Sängerin dieser Art ist ein verzogenes Kind, mein Herr. Aber Sie werden Sie sehen, wenn sie die Bühne betritt. Ist es indessen auch eine Andere, als Mademoiselle Colombe, was thut das Ihnen?“

„Wie, mein Herr, ich Direktor des Theater von Orleans, ich sollte nicht das Recht haben?“ erwiederte er, die Backen aufblasend.

„Kein Recht, mein braver Direktor!“ sprach Gretry. „Wie können Sie einen Augenblick an einem Talente zweifeln, für das sich Sedaine und ich verbürgt haben?“ fuhr er ernster fort.

Es war mir sehr lieb, diesen Namen mit Bedeutung nennen zu hören; ich wurde aufmerksamer.

Der Direktor, ein Mann, der sich auf sein Gewerbe verstand, wollte von den Umständen Nutzen ziehen.

„Man rechnet mich also für Nichts? Wie sehe ich denn aus? Ich habe mein Theater mit unendlichem Vergnügen geliehen — allzu glücklich, die erhabene Fürstin zu sehen, die . . . .“

— „A propos, sprach Gretry, Sie wissen, daß ich beauftragt bin, Sie zu benachrichtigen, daß die Königin Ihnen eine der halben Einnahme gleiche Summe zustellen lassen wird?“

Mit tiefer Entrüstung grüßte der Direktor zurücktretend und zeigte dadurch die Freude an, die er bei dieser Nachricht empfand.

„Pfui! mein Herr, pfui! Ich spreche nicht davon, trotz der Ehrfurcht, mit der ich diese Gnade annehmen werde; aber Sie haben mir keine Hoffnung auf Etwas gemacht, was aus Ihrem Genie . . .“

„Sie wissen auch, daß es sich darum handelt, Sie zum Direktor der italienischen Komödie in Paris zu ernennen?“

„Ah! Herr Gretry.“

„Bei Hofe spricht man nur von Ihrem Verdienste; alle Welt liebt Sie, darum wollte die Königin Ihr Theater sehen. Der Direktor ist die Seele des Ganzen; ihm entströmt das Genie der Schriftsteller, der Komponisten, der Dekorateurs, der Zeichner, der Anzünder und der Auskehrer; er ist der Ursprung und das Ende von Allem;

das weiß die Königin wohl. Sie haben die Preise der Plätze um das Dreifache erhöht, hoffe ich?“

„Mehr noch, mein Herr Gretry, sie kosten einen Louis; ohne die Achtung zu verletzen, die ich dem Hofe schuldig bin, konnte ich sie nicht niedriger stellen.“

In diesem Augenblick entstand ein gewaltiges Getöse von Pferden und ein lautes Freudengeschrei, und die Königin trat so schnell ein, daß ich und die Wache vor mir kaum Zeit hatten, das Gewehr zu präsentiren. Es folgten ihr zwei stattliche, wohl parfumirte Herren und eine junge Dame, die ich als ihre Begleiterin in Montreuil wieder erkannte.

Das Schauspiel begann sogleich. Le Kain und fünf andere Künstler von der Komödie Française waren gekommen, um das Trauerspiel Irene darzustellen, und ich bemerkte wohl, daß das Stück seinen ununterbrochenen Fortgang nahm, denn die Königin plauderte und lachte fortwährend, so lange es dauerte.

Da vernahm ich eine mächtige weibliche Stimme, die sich von der Scene erhob und mir tief in das Innere drang; ich zitterte und mußte mich auf mein Gewehr stützen. Es gab in der Welt nur eine solche Stimme, eine Stimme, die aus dem Herzen kam, und in der Brust wie eine Harfe wiedertönte, eine Stimme voll Leidenschaft.

Als ich mein Ohr an die Thür legte, und durch die Oeffnung am Gaze-Vorhang der Loge sah, konnte ich die Schauspieler und das Stück beobachten, das sie spielten; eine kleine Person sang:

„Ein graues Vögelein
Bauet ein Nestchen fein,
Traulich und warm und klein,
Legt seine Jungen d'rein.“

Und sprach zu ihrem Geliebten:

„Lieb mich fein, lieb mich fein, mein Königlein!“

Und als er auf dem Fenster saß, fürchtete sie, ihr schlafender Vater möchte aufwachen und Colas sehen, und änderte den Refrain ihres Liedes und sprach:

„Zieh' Dich zurück, man kann Dich sehen.“

Es durchschauderte meinen ganzen Körper, als ich sah, wie diese Rose Pierrette glich; das war ihr Wuchs, ihr Kleid, ihr roth und blauer Bund, ihr weißes Röckchen, das waren ihre offenen naiven Züge, ihr wohlgeformtes Bein, ihre Schuhe mit silbernen Schnallen, ihre roth und blauen Strümpfe.

„Mein Gott,“ sagte ich zu mir, „wie müssen doch die Schauspielerinnen geschickt seyn, sogleich anderer Leute Gesichtszüge anzu-

nehmen! Das ist die berühmte Mademoiselle Colombe, die ein prächtiges Hotel bewohnt, die mit der Post hieher gekommen ist, die mehre Lackaien hat, die in Paris wie eine Herzogin gekleidet geht, und gleicht doch eben so sehr Pierretten. Man sieht aber doch, daß es nicht sie ist. Meine arme Pierrette sang nicht so gut, obgleich ihre Stimme wenigstens eben so schön ist.

Ich mußte indessen immer durch die Oeffnung schauen und blieb da stehen, bis man mir die Thüre heftig an das Gesicht schlug. Der Königin war zu heiß, sie wollte ihre Loge geöffnet haben. Ich hörte ihre Stimme; sie sprach schnell und laut.

„Ich bin ganz zufrieden, der König wird sich über unser Abenteuer sehr belustigen. Der Fürst Kammerjunker mag Mademoiselle Colombe sagen, sie möge es nicht bereuen, mir die Ehre ihres Namens überlassen zu haben. Wie köstlich unterhält mich dieser Abend!“ —

„Meine liebe Prinzessin,“ sprach sie zu Frau von Lamballe, „wir haben viel Zuschauer hier getroffen. Alle, die da sind, thun ein gutes Werk, ohne es zu vermuthen. Sehen Sie die Bewohner der guten Stadt Orleans, entzückt über die große Sängerin, und den ganzen Hof, der gern Beifall klatschen möchte; beginnen wir!“

Zu gleicher Zeit gab sie das Zeichen zum Klatschen, und der ganze Saal, als würden die Hände entfesselt, ließ kein Wort von Rose mehr ohne rauschenden Beifall vorübergehen. Die reizende Königin war entzückt.

„Es sind hier,“ sprach sie zu Herrn von Biron, „drei tausend Verliebte, aber dießmal glühen sie für Rose und nicht für mich.“

Das Stück ging zu Ende und die Damen warfen ihre Bouquets auf Rose.

„Wo ist aber der wahre Liebhaber?“ sagte die Königin zu dem Herrn von Lauzun. Er ging aus der Loge und gab meinem Kapitän, der auf der Flur umherspazierte, ein Zeichen.

Abermals ergriff mich ein Zittern, ich ahnete, daß mir Etwas widerfahren würde, ohne zu verstehen, was, oder nur zu überlegen. —

Mein Kapitän verbeugte sich tief und sprach leise mit Herrn von Lauzun. Die Königin schaute mich an; ich lehnte mich an die Mauer, um nicht umzusinken. Man ging die Treppe hinab, und ich sah Michel Sedaine, dem Gretry und der Direktor mit der albernen Wichtigkeitsmiene folgten; sie führten Pierrette, die leibhaftige Pierrette, meine Pierrette, meine Schwester, mein Weib, meine Pierrette von Montreuil.

Der Direktor schrie von Weitem: „ein herrlicher Abend von achtzehntausend Franken!“

Die Königin kam wieder und sprach vor ihrer Loge mit ungeschminkter Heiterkeit und wohlthuender Zartheit, indem sie Pierrette bei der Hand faßte:

„Komme, mein Kind, es gibt keinen andern Stand, bei dem man seine Mitgift in einer Stunde Zeit ohne Sünde gewinnen kann. Ich werde morgen meinen Zögling zu dem Herrn Pfarrer von Montreuil führen, der uns hoffentlich beide absolviren wird. Er wird Dir vergeben, daß Du einmal in Deinem Leben Komödie gespielt, das ist das Geringste, was ein ehrliches Mädchen begehen kann.

Dann grüßte sie mich. Mich grüßen! mich, der ich mehr als halbtodt war, welche Grausamkeit.

„Ich hoffe,“ sagte sie, „daß Herr Mathurin jetzt nicht anstehen wird, das Vermögen von Pierrette anzunehmen; ich füge nichts bei, sie hat es selbst gewonnen.“ — —

— — Da erhob sich der gute Adjutant, nahm Pierrettes Porträt und ließ es von Hand zu Hand gehen.

„Das ist sie,“ sprach er, „in demselben Anzug, mit diesem Kopfputz, dieses Tuch um den Hals, das ist sie, wie sie die Frau Prinzessin von Lamballe malen wollte. „Es ist Deine Mutter, mein Kind,“ sagte er zu einem niedlichen Mädchen, das er auf seine Kniee sitzen ließ. Sie spielte nie mehr Komödie, denn sie kannte nur die einzige Rolle in Rose und Colas, die sie von der Königin gelernt hatte.“ —

Er war bewegt. Der alte weiße Schnurrbart zitterte und eine Thräne rann darüber.

Wie man sich in Paris vor dreissig Jahren amusirte.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, unsere Zeit ist traurig geworden, selbst das lustigste Volk der Erde, die Franzosen, sind ernst, schwerfällig, mürrisch; man lacht nicht mehr, man amusirt sich nicht mehr in Paris. Ich werde mich hier nicht darauf einlassen, eine gelehrte Abhandlung über dieses Verfinstern des alten französischen Charakters zu schreiben. Ich denke, man wird mir glauben, wenn ich meinen Lesern einen retrospectiven Blick auf die Pariser Vergangenheit werfen lasse. Ich will nicht einmal der Saturnalien unter dem Regenten, noch der Orgien unter dem Direktorium Erwähnung thun; ich finde eine viel nähere Vergangenheit für meinen Zweck geeignet, nämlich die ruhmvolle Periode des Consulats und der ersten Tage des Kaiserreichs.

Wie war damals Paris so voll Freude und Lustigkeit! Wie die Unterhaltungen sich drängten und die Vergnügungen sich der ganzen Bevölkerung mittheilten. — Alles genoß, Einheimische und Fremde, Militärische und Bürgerliche; Paris war ein ungeheures Fest; jeder Tag ein Feiertag, jeder Abend, jede Nacht für die den Revolutions-Stürmen kaum entronnenen Seelen. — Man hatte es aber auch nöthig, solch ein Leben zu fühlen, dieses Glück zu athmen, nach den entsetzlichen Schrecken während der blutigen Bacchanalien der Revolution.

Die nationale Stimmung war so glänzend colorirt, man war so glücklich in der Gegenwart und vertrauend auf die Zukunft, so voll von gloriösen Wundern, daß man wohl den Kopf dabei verlieren

konnte. Der erste Consul hatte endlich allem Unwesen gesteuert, den politischen Sturm beschworen und die Ruhe herbeigeführt. Der Friede von Luneville gab unsern Waffen eine ehrenvolle Ruhe; der Friede von Amiens hatte uns die momentane Freundschaft von England zugewendet. Bonaparte, der Sieger und Schützer von Italien, war zum Präsidenten der cisalpinischen Republik ernannt worden; er hatte die Liste der Ausgewanderten abgeschafft, das Concordat proclamirt, die Senatoren gegründet, den ruhmumstrahlten Orden der Ehrenlegion gestiftet; was fehlte noch der Exaltation, dem Rausche des Volkes? Und sie ergossen sich und glänzten nach allen Seiten.

So wie bei allen Bedürfnissen des Volkes, so bezieht sich auch hierin Alles aufeinander; Unternehmungen, die auf Volksfreude sich gründen, entstehen und gedeihen mit derselben. Deßhalb sah man in der Hauptstadt Theater, öffentliche Gärten, Bälle, kurz alle jene Anstalten, welche dem öffentlichen Vergnügen gewidmet waren, in Menge entstehen. Und wahrlich, man amusirte sich gut um das Jahr XII. in Paris.

Wir wollen mit den Theatern anfangen, diesen untrüglichen Thermometern der Zufriedenheit und des Reichthums der Völker. Acht und zwanzig Theater waren geöffnet; jedes Stadtviertel besaß seine Bretter und sein Parterre. Dieß dauerte so lange, bis im Jahr 1807 ein kaiserliches Dekret dieser dramatischen Wuth Schranken setzte, mit einem Schlage zwölf Theater tödtete, und neue zu öffnen verbot.

Das Théatre des Arts, welches die frühere Oper war, entfaltete seine Wunder in der damaligen Rue de la Loi, welches die heutige Rue de Richelieu ist. Als am 8. Juni das Feuer das Theater im Palais royal zerstört hatte, erbaute der Architekt Lenoir, mit dem Beinamen Le Romain, das Theater an der Porte St. Martin in dem Zeitraum von zwei Monaten. Man betrachtete dieß wie ein Wunder der Baukunst. Um den Pariser Damen zu gefallen, erfanden die Modisten damals einen Stoff von Opern-Feuerfarbe (couleur feu d'Opéra).

Im Anfange des Jahrs 1793 hatte Mlle. Montansier, die große dramatische Spekulantin, die noch zu achtzig Jahren Theater verschacherte, einen Saal in der Rue de la Loi eröffnet. Dieser wurde von den Künstlern der Oper, nachdem sie die Porte St. Martin verlassen hatten, in Beschlag genommen und Theatre des Arts getauft. Hier entzückte Gardel das Publikum mit seinen Balleten: Paris, Tele-

maque, Psyché, der Deserteur und der erste Schiffer. Hier wurden die Tänzer Vestris, Nivellon, Goyon, Deshayes, Divestris, Millière bewundert, aber vor allem jene Mad. Gardel, von der ein Schriftsteller mit der damals gebräuchlichen mythologischen Emphase sagte: „Man stelle sich Terpsichore vor, umgeben von den Nymphen ihres Hofstaats, Venus in der Mitte der Grazien, von Spielen, Reizen und Amoretten umgeben, und man wird das Bild dieser berühmten Tänzerin haben.“

Hier auch applaudirten die Dilettanten von damals, Laisnez als Achill, Lais, Cheron als Oedip, Mad. Cheron als Iphigenie, Mad. Maillard Clytemnestra. Hier gab man Gluck, Piccini, Sacchini, Gretry, Lemoine, Gossec, Mehul. Das Orchester dirigirte der Bürger Rey. Dreimal wöchentlich wurde Oper gegeben: Dienstag, Freitag und Sonntag. Wie heute, so versammelte sich damals die vornehmste Gesellschaft zu diesen Vorstellungen.

Die Comédie française war in ihrem jetzigen Theater in der Rue de Richelieu. Dieser Saal wurde im Jahr 1737 zu bauen angefangen und den 15. Mai 1790 dem Publikum geöffnet. Die Schauspieler, die hier agirten, gaben diesem Theater den Titel der Variétés amusantes; Bordier, Volange, Beaulieu waren Komiker, die Alles entzückten. Die Gesellschaft der Comédie française hatte sich hier installirt, nachdem Sageret seine durch politische Passionen zerstreuten Mitglieder in Louvois und Feydeau wieder vereinigt hatte. Jetzt sah man im Théatre français den glänzenden Bund der Contat, Devienne, Mezeray, Desbrosses, Petit, Mars und Molé, Talma, Fleury, Dazincourt, Monvel, Baptiste ainé Michaud, Dugazon, Vanhove, St. Prix, Naudet und Belmont. Die schönen Tage der Comédie waren zurückgekehrt.

Der Saal der komischen Oper, ein zu jener Zeit der Militärs und fröhlichen Liebeshändel besonders beliebtes Genre, war 1791 geöffnet worden; hier wurde italienische und französische Oper zugleich geboten. Hier sang man Lesueur, Cherubini, Dalayrac, Mehul; das war, denke ich, genug, wenn man nun noch die Talente der Sänger dazu zählt, um den Geschmack hieran zu rechtfertigen. Es waren wahrlich die schönen Tage der komischen Oper.

Die Opera buffa war zum Theater Favart zurückgekehrt, nach dem Exil, welches ihr die Strenge der republikanischen Sitten auferlegt hatte. Sie war dahin zurückgekehrt zur großen Freude der Pariser Gesellschaft. Mlle. Montansier hatte hier auch ihre Hand im

Spiele. Man fing zuerst mit Cimarosa, Paesiello, Sarti, Bianchi an. Raffanelli, Parlamagni, Martinelli, Binaghi, den man als Basil im Barbier lange nicht vergessen konnte, Mad. Strinasacchi, die man die Sängerin der Leidenschaften nannte, die Parlamagni, Bolla, Pellegrini, Sevesti waren die geliebten Künstler der damaligen Dilettanti und Incroyables. Schon damals weissagte man, daß diese große musikalische Schule, welche unter dem besonderen Schutze des ersten Consuls in Frankreich eingeführt wurde, sowohl in der Composition, als in der Ausführung und dem Gesange eine große Revolution hervorbringen werde. — Die Prophezeihung ist wirklich eingetroffen.

Das Odeon, dieses Theater, welches der Einsamkeit oder dem Feuer gewidmet scheint, brannte damals zum ersten Mal zum großen Leidwesen der Pariser ab. Ein Schriftsteller jener Zeit nannte es in der Bitterkeit seiner Gefühle über den Verlust desselben, den prächtigsten Tempel Thaliens und Melpomenens und das schönste moderne Theater.

Man erzeigt dem Vaudeville die Ehre, der letzte und unverbrüchlichste Zufluchtsort der französischen Heiterkeit zu seyn. Und in der That, man hat selbst 1792 und 1793 dort gelacht. Es war stets das Theater nach der Mode. Kein pikantes Abenteuer, keine geistreiche Bosheit entgingen den Barré, Radet, Armand Gouffé, Chazet, de Jouy, Dieulafoi, Philippon de la Madelaine, Segur, Bourgueil u. s. w. Damals nannte man das Vaudeville-Theater: »La boîte à l'esprit.« Oft rechtfertigte es dieses Epitheton.

Das Variétés-Theater, welches früher das Theater Montansier hieß und nun das Theater des Palais royal ist, hatte zuerst den Schauspielern gehört, die sich de Beaujolais nannten; diese behaupteten es, von 1780 an, zehn Jahre lang. Zuerst ließen sie Marionetten sehen, dann Kinder, und da nichts so fortschreitet, als die dramatische Industrie, so ließen sie endlich große Schauspieler spielen oder lebende Marionetten, welche die Pantomime ausführten, während die andern in der Couliße das Stück hersagten. Dieses seltsame Schauspiel zog die Menge an. Nach diesen erschienen hier Schauspieler, welche zu Folge der dramatischen Licenz während der Republik Oper Drama, Comödie und Tragödie, kurz Alles spielten. Endlich, am 18. Germinal im Jahr IV., wurde das eigentliche Theater des Variétés gegründet. Hier war Brunet der Liebling der Menge durch seine Calembourgs, seine geistreiche Niaiserie und sein

komisches Talent. Dorvigny und Aude, der noch jetzt manchmal schüchtern sich ein Billet zu dem Theater seiner früheren Triumphe erbittet, lieferten für Brunet den Canevas seiner Thorheiten. Er füllte dann den Dialog aus.

Eines der verführerischsten Anziehungsmittel dieses Theaters war sein Foyer, das Rendezvous der schönen Weiber, der Incroyables, der Spaßmacher und der Abenteurer, die Residenz des Vergnügens und der Thorheit, die sich nicht bloß im Gedächtniß der Zeitgenossen erhalten, sondern auch in den Zeichnungen der Karrikaturisten. —

Picard der Aeltere dirigirte das Theater Louvois, welches vordem von den Troubadours occupirt wurde, später von Forioso, dem Seiltänzer. Die Künstler des eingeäscherten Odeons verpflanzten hieher ihr Repertoir, von dem sich Picard ein Drittheil zueignen konnte. Seine einsichtsvolle Direction, so wie das Talent der Acteurs hatte ihm die Gunst des Publikums zugewendet.

Das Ambigu comique, von Corse erbaut, hatte sich bald zu großem Glanze erhoben, und gab den ökonomischen Liebhabern des Boulevards Melodrama, Comödie, Pantomime und Oper. Hier sah man damals das Melodrama „Salomo's Urtheil", welches sich auch über Deutschland verbreitete.

Die Gaité, das älteste Boulevard-Theater, war lange von Seiltänzern und Aequilibristen eingenommen worden, und fing nun unter der Direction von Coffin-Rosny und Martin an, auch Melodramen und Pantomimen zu geben. Letztere sah man überall, so groß war die Lust, die das Publikum daran fand.

Die Theater-Speculation artete in Manie aus. Das Haus an der Porte St. Martin, welches provisorisch der Oper dienen sollte, und nun lange leer stand, wurde jetzt ebenfalls von einer Truppe geöffnet, die Pantomimen und Melodramen gab. Auch aus der alten Theatiner-Kirche, auf dem Quai Voltaire, die vor ein Paar Jahren erst abgerissen wurde, hatte man ein Schauspielhaus gemacht. —

Noch gab es die Variétés amusantes, das Théatre des Jeunes Artistes, das Théatre sans prétention mit der Devise: „Wenig versprechen und es halten," dem es zwar nicht immer nachkam, aber doch sehr wohlfeile Plätze hatte. In das Theater lyri-comique ging man, um Racine entstellen zu sehen und über Corneille's verhunzte Verse zu lachen. Auf dem Zettel dieses Theaters konnte man Ephi-

genie statt Iphigénie lesen und dergleichen mehr. In dem Theater du Marais, so wie in dem Theater de Bienfaisance spielte man zum Besten der Armen; in dem letzteren spielten sogar Blinde für die Blindenanstalt. Ein gewisser Mareux hatte ein Theater errichtet, welches den pomphaften Namen führte „des jeunes Eléves dramatiques et lyriques.“ Noch ein anderes Theater war in der Rue du Bac, und das Theater de la Société-Olympique war sehr klein und lag in der Rue Chanteraine. Das Theater Molière, welches seit der Zeit mehrmals wieder geöffnet und zugemacht wurde, hieß des Variétés Nationales et Etrangères. Es war allen großen dramatischen Werken Europa's gewidmet. Auf dem Platze der alten Kirche St. Barthélémy, wo König Robert, Sohn Hugo Capets oft das Pluvial umhing, und im Chore sang, erbaute man 1793 ein Theater, welches den Namen führte de la Cité-Variétés et de la Pantomime-Nationale. Wie man sieht immer Pantomime! Dies war einer der schönsten und höchsten Säle von Paris. Um dieses lange Verzeichniß von Theatern zu complettiren, nennen wir noch das der Patagonier, welches nichts Riesenmäßiges hatte, und das der Liliputer, wo Marionnetten spielten. Der bucklige Seraphin zeigte schon damals, wie heute, seine Ombres Chinoises im Palais royal Nro. 121. Robertson gab in der Rue de Capucins im Jardin d'Apollon seine hydraulischen und galvanischen Mirakel und Phantasmagorien. Der Bürger Pierre sah viele Leute in seinem pittoresken und mechanischen Theater; der Bürger l'Olive bei seinen hydraulischen Experimenten im Palais royal; das Stiergefecht zog damals wie heute die Fleischer und Hundebesitzer nach der Barriere von Belleville, und der berüchtigte Tuffaud-Curtius etalirte in seinem zum Sprichwort gewordenen Kabinet die Bildnisse der Konsuln der Republik und das Hemd, welches Heinrich IV. getragen hatte, als er ermordet wurde.

Zum Schlusse dieser scenischen Unterhaltungen in dieser an Unterhaltungen so reichen Zeit nennen wir noch das prächtige Amphitheater, welches Franconi, der erste dieses Namens, dessen Ruf als Stallmeister schon ehrenvoll bekannt war, auf dem Vendome-Platz eröffnete.

War das nicht ein Ueberfluß an Ergötzlichkeiten? und wie wird das Verzeichniß erst wachsen, wenn wir noch die öffentlichen Gärten hinzufügen, wo Bälle und Unterhaltungen aller Art dem Heißhunger der gierigen Menge vorgesetzt wurden.

Sieben oder acht öffentliche Gärten öffneten ihre wollüstigen Boskets und stillen Alleen einem Jeden; hier waren Bälle um ganz

Paris, die Armee, die Konsulargarde, ganz Europa tanzen zu lassen. Der erste Garten dieser Art, der in Paris eröffnet wurde, war Tivoli in der Rue de Clichy, der jetzt zerstört ist, um projectirte Straßen dort abstecken zu lassen. Man zahlte 2 Fr. für den Eintritt und hatte Tanz, Wasserfahrt und andere Spiele im Ueberflusse frei. Der Park von Mousseaux, der Philipp von Orleans gehört hatte, war gleichfalls öffentlich geworden; im Garten des Hotel Byron tanzten die Ueberbleibsel der eleganten Gesellschaft des Faubourg St. Germain. Aus dem Elysée-Bourbon hatte ein geschickter Spekulant das Dörfchen von Chantilly gemacht. Diesen Namen hatte es deshalb erhalten, weil die Kabinete mit Stroh gedeckt waren und an jenes Dorf erinnerten, welches der Prinz von Condé in seinem Park von Chantilly hatte erbauen lassen. Wasserfahrten, Ringelspiele, Schaukeln, Koncerte, Luftballons, Feuerwerke, Déjeunés, Erfrischungen aller Art, Tanz im Freien oder in den Zimmern, das waren die Unterhaltungen im Dörfchen von Chantilly, vormals Elysée-Bourbon, später eine Residenz Napoleons. Damals hatte man den Eintritt für 24 Sous, wovon man 15 für Lebensmittel berechnete, und Jeder konnte in dem Palais meublirte Zimmer miethen, welche den Genuß des Gartens für den Miether einschlossen.

Der Garten Marboeuf, von dem Engländer Jansen angelegt, nach dem Muster der Gärten seines Vaterlandes, gab alle Sonntage Feste. Endlich Frascati — und wenn man Frascati sagte, so hatte man Alles gesagt — denn hier war der Mittelpunkt von Paris, der Moden und der Vergnügungen, der Thorheit und des lustigsten Lebens. — Der Zulauf in Frascati war ungeheuer, und kann mit nichts in unsern Tagen verglichen werden; das ganze elegante Paris drängte sich in dem kleinen Garten von Frascati, wo sich jetzt die kolossalen und einförmigen Häuser des Boulevard Montmartre und der rue Neuve Vivienne erheben, und noch unter dem brillanten Namen Frascati das traurige Spielhaus der rue Richelieu liegt. —

Die sinnlichen Republikaner des Konsulats tanzten aber nicht nur in den Gärten, in Tivoli, in dem prinzlichen Pallast Elysée, im königlichen Park von Mousseaux, in Marboeuf, in Frascati, sondern man tanzte überall. Die Bälle fehlten nirgend, ganz Paris wiederhallte von Orchestern. Die Soirées-Amusantes, der bal d'Aligre, wo ein berühmter Bauchredner den Gesang der Mönche und die Orgel nachahmte; die Gesellschaft der Flora in einem der schönsten Aristokraten-Hotels, in der rue du Bac, wo der Bürger Berton, der

Komponist der Aline, das Orchester dirigirte; der Ball von Paphos und wohl noch dreißig andere von geringerem Belang, dies waren die Bälle, auf denen im Jahr XII. die lustige Bevölkerung von Paris sich herum tummelte.

Ich muß hier noch, um diese große Gallerie zu vollenden, eines Etablissements Erwähnung thun, welches den unersättlichen Parisern von damals ein prächtiges Pantheon der Vergnügungen seyn sollte.

Dieses Etablissement hieß: la Veillée, eine Art von Pariser Eden en miniature. Auf dem Platze, wo sonst die Kirche St. Pierre des Arcis gestanden hatte, baute Lenoir, der Schöpfer der provisorischen Oper an der Porte St. Martin, dieses excentrische Ding. Die Veillée zeigte nicht eine gleichgültige Reihe von symmetrisch angelegten Zimmern; der Anblick des Bildes, die Anordnung der Localitäten, Alles wechselte bei jedem Schritt. Von dem Erdgeschoße zum Giebel des Gebäudes führten unmerkliche Abhänge durch mannigfaltige Schluchten und Gänge, die von malerisch geordneten Felsen gebildet wurden. Zwei Orchester riefen die Jugend zu üppigen Tänzen; Kinder fanden die ihnen geziemenden Spiele; in zwei mit Geschmack verzierten Sälen hatte man Lectüre, Unterhaltung, Spiele, Sehenswürdigkeiten, physikalische Experimente. Auf zwei Theatern stellte man Sprichwörter und Vaudevilles vor; man gab Florian und Berquin. In einer Hütte, hinter den Ruinen eines Tempels, verkaufte eine Bäuerin Milch und ländliche Erfrischungen. Zwischen lachenden Gebüschen und zierlichen Pavillons und Grotten präsentirte ein Limonadier städtischere Erfrischungen; über eine sanfte Rampe stieg man zu dem Restaurateur im Erdgeschoße hinab. Am Ende einer Allee zwischen Felsen, die mit Volièren verziert waren, fand man ein Theater. In dieser Allee waren acht Boutiquen, wo man die entgegengesetztesten Dinge kaufen konnte: Waffen und Moden, Bücher und Kinderspielzeug waren hier zu haben. So war das Etablissement der Veillée, welches jedoch bald nur an außerordentlichen Festen geöffnet wurde, und dann zur Zeit der Winterbälle. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt davon: „Es zeigte den Anblick der üppigsten Vegetation, der lachendsten Frühlingslandschaft mitten unter dem Schnee und Eis des Nivose.

Selbst bis zu den armen Mariniers der Rapée und des Gros-Caillou wollte Alles von diesem Strome der Lustbarkeiten, der so viel Geld in Umlauf brachte, Nutzen ziehen. Sie gaben Fischerstechen während des Sommers, alle Sonntage vor dem Invaliden-Hotel, und den Beschluß machte ein Feuerwerk. Das war die Hauptsache bei Allem; kein Fest ging ohne Feuerwerk vorüber; Paris wa ganz

närrisch verliebt in Schwärmer und Raketen; es war das goldene Zeitalter der Feuerwerker.

Was denken nun wohl die Leser von dem damaligen Paris? Wie verschwinden unsere farblosen und lauen Unterhaltungen, wenn man sie mit jenen ewigen Festen vergleicht, und fügt man nun zu diesem ganzen Register noch die herrlichen Promenaden hinzu, die Tuilerien, die Boulevards mit Spaziergängern und herumziehenden Schauspielern aller Art, die Soiréen, die Privatbälle, das Leben auf den Schlössern, welches wieder aufkam, die Reunionen der guten Gesellschaft, die sich wieder belebte, dann wird man einsehen, welche Reize diese Hauptstadt bot, als die Siege Bonaparte's, der Ruhm der französischen Armee und insonders die Rückkehr zu dem normalen Zustande der Gesellschaft Alles in einen Rausch des wahren Glücks versetzt hatte. Ja, man amüsirte sich herrlich in Paris vor dreißig Jahren!



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

St. Petersburg, 4. Nov.

Nachdem mehre Tage Eisgang auf der Newa war, ging sie endlich den letzten Oktober gänzlich zu, und gestern, Sonntag den 3., wurde die Kommunikation beider Ufer durch die Isaaksbrücke wieder hergestellt.

Riga, 24 Oktober.

— Der erste Schnee fiel hier vom 20. auf den 21. d. M. Am 22. hatten wir 11 Grad Kälte; am 23. begann der Eisgang auf der Düna, die heute bei einer Kälte von 10 Graden zuging. Noch an demselben Vormittag ging man zu Fuß hinüber. Fast 90 Schiffe müssen hier überwintern.

Literarische Uebersichten.

AESTHETISCHES LEXICON.

Von

Jg. Jeitteles.

Wien. Bei Carl Gerold. 1835.

* Dieses Werk zeichnet sich vor allen seiner Art durch Klarheit der Begriffs-Bestimmungen und Gedrängtheit aus. Der Verfasser hat sich vor allem überflüssigen Wortkrame gehütet, und allein auf Deutlichkeit hingearbeitet, wodurch alle Verwirrung verhütet wird, die in der Regel dadurch entsteht, daß die Lexicographen sehr unwissende Leser voraussetzen, denen sie wie den Schulknaben dociren und immer noch eine Erklärung der Erklärung geben zu müssen glauben, weil sie sich selbst nicht klar sind. Kein Zweig der Kunst ist von Jeitteles unberücksichtigt geblieben oder stiefmütterlich behandelt worden, am vollständigsten jedoch sind die Ausdrücke der Tonkunst entwickelt, und zwar so vollständig, daß der Musiker keines anderen musikalischen Lexicons bedarf, wenn er sich zum Nachschlagen dieses Hülfsbuch anschafft. Aus allen einzelnen Theilen leuchten Verständniß der Sache und wissenschaftliche Kenntnisse, neben einem ehrenvollen, deutschen Fleiße. Jede kleine Handbibliothek sollte dieses nützliche Buch zählen.

LUSTSPIELE

von

Johannes Miksch.

Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung. 1835.

— * Miksch ist nicht der Verfasser dieser Lustspiele, sondern der Uebersetzer oder Bearbeiter, denn „der Ehestifter“ und „die Mitgift“ sind nach Goldoni, „die Neben-

buhler« nach Sheridan geschrieben. Die Wahl war glücklicher bei den beiden italienischen Komödien, ihre Uebertragung hat sich durch häufige Darstellung auf den deutschen Bühnen gerechtfertigt; unläugbar ist auch Mikſch hier mehr zu Hause gewesen; er verstand es besser, mit dem Stoffe umzuspringen und das Original für uns Mund- und Bühnenrecht zu machen. Bei weitem minder gelungen ist die Bearbeitung der Rivals, die sich in dieser Form durchaus nicht zur Aufführung auf dem deutschen Theater eignen. Mikſch hat vergessen, daß Sheridan sein Lustspiel für jene Klasse des Publikums geschrieben, die um Mitternacht für den halben Preis in Drurylane erscheint, wenn die Tragödie schon gespielt ist; es muß da eine derbere Kost gegeben werden, die in unsern, von allen Klassen der Gesellschaft gemischten, Sälen anstößig wird. Die ewigen Schimpfworte eckeln uns an, und die Flüche so originell sie auch sind, so sehr sie ein schallendes Gelächter bei den Punsch glühenden Seeleuten hervorbringen, sind für unsere zarteren Nerven beleidigend. Mikſch hätte sollen bloß die Anlage benützen und den Dialog ganz umschaffen, dann wären die alberne Mistreß Malapropos und die sentimentale Lidia, der feigherzige Ackerland und der hungrige Irländer recht ergötzliche Figuren geworden. Aus einigen Stellen leuchtet auch hervor, daß der Bearbeiter der englischen Sprache nicht ganz mächtig ist, was ihm eben keine große Erleichterung bei der Arbeit gewährt haben mag.

Musik.

Fetis gibt in diesem Augenblicke zu Brüssel eine „Universal-Biographie der Musiker“ heraus, von welcher die beiden ersten Lieferungen erschienen sind.

Theater.

Das Stuttgarter Hoftheater brachte uns neu die Oper Ludovic von Herold und Halevy; wir haben Norma zu erwarten, dann wird die Oper Agnes von dem Kapellmeister Krebs in Hamburg folgen, und Lindpaintner's neueste Oper: die Macht der Tonkunst, Text von Castelli, für diesen Winter den Beschluß machen. Das Schauspiel brachte uns nach Herrn Marr's Abgang: die Vorleserin, nach dem Französischen, und Corona von Saluzzo von Raupach; nach dem neuen Jahre erwarten wir Lear, durch Seydelmann dargestellt.

— Die neue Oper von Halevy, die so eben in Paris probirt wird, heißt nicht, wie man früher verbreitete, „Leone,“ noch „die Frau des Blinden,“ sondern sie wird unter dem originellen Titel: „der Blitzstrahl“ angekündigt werden.

Das schwediche Theater.

Schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab man in Schweden theatralische Vorstellungen. Joh. Messenius, der die Idee hatte, in fünfzig Lust- und Trauerspielen die ganze schwedische Geschichte darzustellen, ließ von den Studenten zu Upsala Trauerspiele, wie z. B. im Jahr 1612 das Trauerspiel: „Herzog Ragnar und Prinzessin Svanvhita, aufführen. Unter der für Künste und Wissenschaften so berühmten Regierung der Königin Christine gab Stjernhjelm Ballete mit Couplets vermischt, fast alle in französischer Sprache, heraus. — Später führte eine herumziehende Truppe, unter der Direction eines Deutschen, Namens Seyerling, mehre in's Schwedische übersetzte Comödien von Holberg auf, und im Jahr 1737 begann das von dem Grafen v. Höpken errichtete National-Theater seine Vorstellungen mit Dalin's Lustspiel: „Der schwedische Stutzer“ (Svenska Sprätthöken). Viel Aufsehen erregte sein Trauerspiel „Brynhilde“, das als Nationalstück mit so großer Begeisterung aufgenommen wurde, daß es damals zum guten Ton gehörte, es auswendig zu wissen. Gustav III.,

leidenschaftlich für das Theater eingenommen, sparte nichts, um demselben Glanz zu geben. Die besten Werke der französischen Bühne wurden in's Schwedische übertragen, und der König ließ sogar 1781 eine ausgezeichnete französische Truppe nach Stockholm kommen. Da Gustav selbst Dramen für das National-Theater verfasst hatte, so beeiferte sich Jedermann, den Wünschen des Monarchen mit neuen Stücken und Uebersetzungen zuvorzukommen. Freiherr v. Manderström versuchte zuerst, komische Opern in's Schwedische zu übersetzen, und bediente sich hiebei des französischen Metrums, um die Musik beizubehalten. Von Wellander erschien die erste schwedische Original-Oper: „Thetis und Peleus", in Musik gesetzt von Uttini. Die Parodie wurde von Hallmann und Andern an den geschätztesten Stücken mit vielem Glück versucht. Sein Vaudeville: „Gelegenheit macht Diebe", ist ein kleines niedliches Stück, voll Witz, das stets dem Publikum gefallen wird. Das Repertorium des schwedischen Theaters bereicherte sich nunmehr mit vielen schätzbaren Werken, von denen wir namentlich die Trauerspiele: „Gustav Wasa" und „Gustav Adolph", von Kellgorn, und die „Königin Blanka", von Kapitän Andres Lindenberg hervorheben, welches 1821 zu Stockholm erschien, und von der schwedischen Akademie gekrönt wurde. Der erklärte Günstling Thaliens in Schweden ist Lars Hjortsberg, dessen natürliches und unnachahmliches Spiel den einstimmigen Beifall des Publikums erhält, das ihn den schwedischen Garrik nennt, und n den Rollen des Juden, des Kapitains Puff und des Charlatans in „Gelegenheit macht Diebe" unübertrefflich findet. Die schwedische Akademie ertheilte diesem, auch durch merkwürdige Schicksale ausgezeichneten Künstler im Jahr 1834 den Preis der Beredsamkeit.

(Freischütz.)

Rossini und Bellini.

Wenn Rossini gleich auf seinen Lorbeeren ausruht, so interessirt er sich doch lebhaft für jedes neue aufstrebende Talent, dem er gewöhnlich Muster und Stütze zugleich ist. So war auch Bellini stets um ihn, und unterwarf die Partitur der „Puritaner", so bald sie beendigt war, dem Urtheile des großen Meisters. Rossini liebte Bellini wie seinen Schüler. Der Vater desselben schreibt ihm jetzt einen Brief, um ihm dafür zu danken, dessen wörtliche Uebersetzung wir unsern Lesern mittheilen wollen. Wir verbürgen die Authenticität dieses Schreibens.

„Mein Herr, der Verlust meines geliebten Sohnes Vincenz, den ich so eben erlitten habe, hat mich zur Verzweiflung gebracht; dies Ereigniß hat zugleich die Mutter und meine Familie so untröstlich gemacht, daß wir das Leben nur wie eine Last betrachten. Es gibt keinen unglücklichern Vater, als ich bin! Ich kann nur bitterlich weinen die wenigen Tage, die mir noch unter den Menschen zu leben gestattet sind, und doch gibt es unter den letzteren so große, wohlthätige, tugendhafte, die unsere Ergebenheit und unsere Dankbarkeit verdienen. Sind Sie nicht Einer davon, den die Welt bewundert und verehrt, und dem die Familie Bellini in ihrem Herzen ein Denkmal ewiger Dankbarkeit und Liebe errichtet

hat? — Sie haben immer ihn, den ich ewig beweine, in seinen Arbeiten ermuthigt; Sie haben ihn beschützt und Alles gethan, um seinen Ruhm zu vergrößern. Und nach dem Tode meines Sohnes, wie besorgt waren Sie nicht, sein Gedächtniß zu ehren, und es der Nachwelt theuer zu machen! Die Zeitungen haben es mir gemeldet, und ich fühle mich durchdrungen von solcher großen Güte, und von den gleichen Bestrebungen einer Menge von ausgezeichneten Künstlern, für welche gleichfalls meine Dankbarkeit ohne Gränzen seyn wird. — Seyen Sie, mein Herr, mein Dollmetscher, und versichern Sie diesen Künstlern, daß das Haupt der Familie Bellini, so wie unsere Mitbürger von Catanea, ein unauslöschliches Andenken dieser großmüthigen Handlung bewahren werden; ich werde nie aufhören, daran zu denken, wie viel sie Alle für meinen Sohn gethan haben; ich will es laut ausrufen mitten unter Thränen: wie liebevoll das Herz des großen Rossini und wie gut, gefühlvoll und gastfrei die französischen Künstler seyen. —

Rosario Bellini.

Aus der Gesellschaft.

Am Tage Aller Seelen, der auch dieses Jahr sich, wie alle Jahre, in Weihrauchdämpfe und Nebel hüllte, gab der Prinz von Wagram eine große Jagd in seinem Park zu Grosbois. Der Herzog von Nemours, der Prinz von Labanoff, Lord Münster und der Graf von Cambis waren Gäste. Der Sand der Alleen von Grosbois knisterte unter den Rädern der glänzenden Equipagen, die mit den schönsten Damen besetzt waren.

— Zu derselben Zeit gab Mad. de Semonville einen Blumenball zu Versailles in einem ächten spanischen Paseo, durchduftet von Blumen, Gesträuchen und reizenden Tänzerinnen.

— So hat denn auch der trübe regnerische November, weit entfernt, die Administrationen der Theater zu entmuthigen, dem Publikum manches Interessante gebracht. Es gab in der letzten Woche nicht weniger als 4 neue Vorstellungen: im Gymnase: la Pensionnaire mariée; in den Variétes: le Jugement de Salomon; im Théatre Français: un Mariage raisonnable und im Palais royal: la Tirelire. Der Regen, der diese Stücke auf die Theater niederströmte, machte zugleich, daß man ihnen nicht entrinnen konnte; man war gezwungen, im Theater zu bleiben.

— Herr von Appony wird in seinem Gesandtschafts-Hotel vertraute Matinées geben, wobei man Musik machen wird. — Lady Stuart, die vergangenen Winter sehr interessante Bälle gab, hat sich dieses Jahr auf das Land zurückgezogen, d. h. sie wohnt im Bois de Boulogne. Man spricht jedoch von wunderbaren Soiréen, die sie dort veranstalten wird, und macht sich darauf gefaßt, in seidenen Strümpfen bei 25 Grad Kälte nach ihrer Retraite zu wallfahrten. — Man fürchtet nur, daß die englischen Kutscher, die eigentlich die Herren sind, das sehr übel nehmen werden.

— Herr von Talleyrand empfängt viele Herren von der hohen Diplomatie; die Gesandten von Rußland und Oestreich sind die stehenden Besucher seiner Salons.

Herr von St. Cricq.

Seit einiger Zeit macht der Graf Julius von St. Cricq durch seine Seltsamkeiten ein ziemliches Aufsehen in Paris. Abends kommt er zu Tortoni und fordert drei Gläser Gefrorenes; das erste ißt er, die beiden andern schüttet er in seine Stiefel. Auch hatte er die Gewohnheit, sich der Salzdose zu bedienen, um seinen Thee zu zuckern, und wunderte sich dann, daß der Thee einen so sonderbaren Geschmack habe. Nach einem heftigen Wortwechsel stülpte er sich einst die Salatschüssel auf den Kopf, daß ihm die weichen Eier über das Gesicht liefen. Noch vor einem Monat konnte man im Café anglais gegen zwei Uhr des Morgens einen großen Lärm mit Tellern, Gabeln und Messern hören. Dieß war derselbe Herr von St. Cricq, der sein Souper arrangirte. Er war immer in einen ungeheuren blauen Mantel, gleich Agamemnon, drappirt. Nie, selbst in den Hundstagen, legte er ihn ab; doch öffnete er stets alle Fenster und Thüren des Caffeehauses, weil er sehr heiß hatte. Er war mäßig, trank wenig und sprach viel von Napoleon. Sein Gespräch war geistreich, oft aber paradox. Das Theater der Porte St. Martin nahm er vorzüglich in Schutz, und wehe dem, der es gewagt hätte, den Direktor oder die Schauspieler desselben anzugreifen. Jeden Abend saß er in einer Loge des Prosceniums auf drei Stühlen und hörte aufmerksam zu oder schwatzte mit den Schauspielern, während sie auf dem Theater waren. Oft folgten zwölf bis fünfzehn Fiaker nach einander dem guten Herrn von St. Cricq, der ihr Vater und Ernährer war. Manchmal nahm er siebzehn, wenn er schnell ein Geschäft zu Ende bringen wollte. Nach einem unangenehmen Vorfall, den er im englischen Caffeehaus hatte, ging er an Krücken, die er jedoch einmal aus Zerstreuung bei dem Polizei-Präfekten selbst stehen ließ. Er führte eben Klage, daß er nach einem Kampfe in jenem Caffeehause hinken müsse, und dabei sprang er ganz lustig die Treppen hinunter. — Bei der großen Promenade von Longchamps, wo sich ganz Paris im Frühlingsschmucke zeigt, sprengte er durch die Champs Elysées in drei Mänteln und Pelzstiefeln, trotz der Hitze, und mit einem aufgespannten Regenschirm in der Hand. Dabei ist Herr von St. Cricq, wir wiederholen es, ein sehr geistreicher Mann voll Witz und Geschmack. Als ihn zuletzt der Wirth des englischen Caffeehauses nicht mehr einlassen wollte und seine Thür vor ihm verschloß, ließ er sich Dietriche machen und öffnete die Thür mit Gewalt. Dabei schrie er: „Ich bin hier herein gekommen mit dem Willen meines Vaters und des Herrn Gisquet, und nur die Gewalt der Bajonette soll mich vertreiben. — Jetzt, da Herrn von St. Cricq im englischen Caffeehause nicht mehr servirt wird, ißt er mit den Beduinen zu Mittag, die in Paris ihre Künste zeigen.

Lacenaire.

Ein neuer Kriminal-Prozeß hat in diesen Tagen die Pariser wieder in Athem erhalten. Ein Mensch wurde verurtheilt, der seiner Bildung nach eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft hätte einnehmen können, und jetzt durch eine Reihe von Schandthaten und mehre Ermordungen sich

den Weg zum Schaffott gebahnt hat. Er war seinem Stande nach Handlungsreisender, und erschien vor Gericht in einem schönen blauen Kleide mit glänzenden Haaren und einem schwarzen Schnurrbart. Sein Gesicht ist bleich und interessant. Er gibt vor, mit Herrn Scribe ein Vaudeville in Gemeinschaft verfaßt zu haben. Scribe hat so viele Mitarbeiter, daß einige Mörder und Spitzbuben mit unterlaufen können. In den türkischen Bädern war er auf den Monat abonnirt. Hier wusch er auch sein mit Blut gefärbtes Pantalon nach dem Morde rein. Dann ging er noch denselben Abend in's Schauspiel, und noch dazu in die Variétés, das lustigste Theater in Paris. Wie konnte dieser Mensch lachen, nachdem er die ganze Nacht hindurch gemordet, des Morgens sein Pantalon in den türkischen Bädern gewaschen hatte, und Abends seine Contremarke für das Variété-Theater kaufte. Diese entsetzliche Kaltblütigkeit kann man nur in Paris finden; Blut des Morgens und Schauspiel des Abends; ein so niederträchtiges Lachen herrscht nur in Paris; außer Paris flieht der Mörder in das Dickicht der Wälder, hier schaut er Madélon Friquet von seinem gesperrten Sitze zu. — Es wird die Leser wahrscheinlich, so wie uns, in Erstaunen setzen, daß er sich Carl Moor an die Seite setzt, und aus Schiller's „Räubern" sich zu seinen Gräuelthaten exaltirt haben will. —

Pariser Witze.

Die in Paris anwesenden Beduinen haben unter Andern zu einem Briefwechsel in einem Witzblatte Veranlassung gegeben, von denen wir den ersten hier mittheilen:

Ben Ibrahim I.

Araber von Geburt, Springer durch Zufall, Schauspieler aus Geschmack,

an seinen Freund

Mohamed Effendi,

Eigenthümer der großen Wüste Sahara, Corporal der Nationalgarde von Oran.

Mein Gott, was ist Frankreich doch für ein spaßhaftes Land, mein lieber Mohamed, und wie froh bin ich, hingereist zu seyn, wenn auch nur aus Rücksicht für die Kenntnisse, die ich dort schöpfe, ohne der 30 Fr. und einiger Cent. zu gedenken, die ich mir dort verdiene, — und die Nahrung noch dazu!

Ich muß Dir sagen, daß ich mich sogleich mit allen ausgezeichneten Männern des Tages in Verbindung gesetzt habe; ich habe einen intimen Freund an einem Comparsen des Theaters der Porte St. Martin gefunden, der das erste Genie der Welt und der beste Schauspieler der Erde ist.

Seit vierzig Jahren stellt dieses zweifüßige Wunderthier die entgegengesetztesten Personen mit einem Talent, einer Seelenruhe und einer Gleichgültigkeit dar, die Niemand aus dem Gleichgewicht bringen kann. Bald ist er Bauer, bald großer Herr, Soldat oder Prinz, im Nothfall Großsultan, und wenn der Augenblick es befiehlt, auch Beduine. Er ist jung und alt auf's Commando; — er hat weder Haare, noch Zähne, noch Waden, weil er eigentlich gar kein Alter hat; dafür besitzt er viele Perücken, viele Elfenbeinzähne, viele Waden, klein und dick, muskulös oder schlaff. — Sieht man diesen Mann von nahebei, so zweifelt man, ob er eine Seele

habe, denn er ist ausgetrocknet, wie Pergament, kalt wie Marmor, runzlich wie Chagrin und still wie ein Sandkorn. Aber auf der Scene, dem Publikum gegenüber, wird er ein ganz Anderer: er lacht, er weint, er müht sich ab, er droht, wird zornig, bittet, befiehlt, schlägt sich, bleibt Sieger, wird besiegt, und heult nach Herzenslust: „Singt! tanzt! — Laßt uns fechten und sterben! — Heitere Lust, füllt die Brust! — Auf zum Siege! — Munter, munter, ohne Sorgen, trala la la! — Für's Vaterland in den Tod!" Und Alles mit derselben Stimme und mit derselben Bewegung. Diese Bewegung will ich Dir näher beschreiben, weil sie sehr ausdrucksvoll ist: „Man stellt sich drei Viertel vom Publikum und sieht nach der Seite; dann führt man die rechte Hand nach dem Fleck, wo das Herz seyn soll, und drückt sie dort heftig während anderthalb Minuten; dann nimmt man sie weg, und streckt den Arm in gerader Richtung zum Himmel. So bleibt man stehen." Mein Freund, der Comparse, bestätigt, daß man mit einer solchen Bewegung sprechen, singen und tanzen kann, und dadurch, was man nur will, ausdrückt. Er scheint mir hierin glaubwürdig zu seyn, da er schon ein halbes Jahrhundert das Handwerk übt.

Die Conversation dieses Individuums ist sehr angenehm. Er erzählt mit der einfältigsten Miene die tollsten und unglaublichsten Dinge. Ich halte ihn jedoch für einen kleinen Lügner. So versicherte er mir neulich, daß, ehe er auf dem Theater der Porte St. Martin figurirte, er in einer andern Welt lebte, die man Opera nennt. Hier war er nach und nach eine Welle des rothen Meeres, ein weißer Bär, erst ein Vorderfuß, dann ein Hinterfuß eines Cameels, ein Teufel, eine Säule, ein Sylphe, ein Candelaber und ein Wind gewesen. Ich vergaß, ihn zu fragen, ob er nicht auch Kohl, Zwiebel und gelbe Rübe gewesen sey. Das wäre doch drollig. Ich will mich darnach erkundigen.

Die Schauspielerinnen scheinen mir im Ganzen recht gute Mädchen zu seyn. Sie plaudern mit uns, und untersuchen uns vom Kopf bis zu den Füßen, als wenn wir seltene Thiere wären. Sie nehmen uns bei den Händen, befühlen unsere Schultern und fragen nach tausend Dingen, von denen Eines lächerlicher als das Andere ist, von denen wir jedoch nichts verstehen. Das darf aber Niemand wundern, denn sie haben eine Sprache, die man gründlich kennen muß, um den Sinn zu errathen. Neulich hörte ich eine, die in ihrem Ankleidezimmer zu ihrem Mädchen sagte, und das, ohne zu lachen: „Kleine, stelle meine Beine auf den Kamin, thue meine Zähne in's Wasser, verschließe aber mein Roth in den Schrank; Hüften und Waden kannst Du auf's Canapee legen, doch nimm Dich in Acht, daß Du sie nicht platt drückst!"

Verstehst Du Etwas davon? — Mir sind es Räthsel. Leb wohl!

Vermischtes.

Viele Zeitungen melden aus Neapel, nach Triestiner Berichten, daß eine Sängerin Gambrici aus Eifersucht einer Sängerin Marina durch eine an den Kopf geworfene Krone von Bronce oder Gußeisen tödten ließ; allein wir können versichern, daß das Ganze eine jener losen Er-

findungen ist, womit so manche Zeitungsschreiber ihre Leser mystificiren, und daß in diesem Augenblick in ganz Italien keine Sängerinnen von Bedeutung leben, die Gambrici und Marina heißen.

— Die ersten eilf Vorstellungen der Beduinen haben eine Totalsumme von 38,902 Fr. eingetragen.

— Ein junger Mensch stürzte sich vor ein Paar Tagen um halb drei Uhr Nachmittags von der Vendome-Säule herunter. Er gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich; sein Kopf war zerschellt. — Da er gerade die Stunde gewählt hatte, wo die Tuilerien-Promenade den Vendome-Platz sehr belebt machte, so drängte sich ein solcher Haufe um den schrecklich verstümmelten Leichnam, daß die Wache einschreiten mußte, um Ordnung zu erhalten.

— In den Souterrains des Invaliden-Doms werden große Räume eingerichtet, um die Särge der Opfer des letzten Julifestes aufzunehmen.

— General Allard erzählt von seinem Souverän, dem König Runjet Sing von Lahore, daß dieser alle Jahre an einem bestimmten Tage sich wägen lasse. Als Gegengewicht werden Rupien in die andere Schale gelegt, die dann unter die Armen vertheilt werden. Man kann diesem indischen Potentaten wenigstens nicht vorwerfen, daß er auf Kosten seines Volkes dick werde.

Nekrolog.

Den 23. November starb in Hamburg Erwin Spekter, nach dem Zeugnisse bewährtester Kenner, einer der seelen- und lebenvollsten Maler neuester Zeit, in seinem 30. Jahre.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Abbildung der Schlußscene des neuen Trauerspiels von Delavigne, Don Juan von Oestreich, welches bereits 25mal auf dem Theater Français gegeben wurde, und noch fortwährend gegeben wird. Viele deutsche Blätter haben eine Analyse des Inhalts, auch wird es wohl bald auf unsern Bühnen erscheinen. Der Mönch in der Mitte des Bildes ist Carl V. von dem großen Künstler Ligier dargestellt. Er hat sein Kloster verlassen, um vor dem versammelten Hofe die königliche Geburt seines natürlichen Sohnes Don Juan zu entdecken. Letzterer wird von Firmin gespielt. Carl befiehlt ihm, das Knie zu beugen, und Treu' und Ergebenheit seinem Bruder, Philipp II. (Geoffroy), zu schwören. Der Greis zu Don Juans Rechten ist sein Erzieher, Don Quezada, den Samson unübertrefflich gibt. Der kleine Noviz daneben ist Peblo, den Dem. Anaïs sehr liebenswürdig ausstattet. Neben Philipp II. weint die Jüdin Sara über ihre verlorene Hoffnung bei der enthüllten hohen Abstammung ihres Verlobten. Dies ist die berühmte Leontine Fay, jetzige Volnys.

2) Ein Modebild, enthaltend: eine Dame in einem Ueberrocke von Gros de Tours Payettes, und einem Atlashute mit Blumen. Ein Kinderanzug von Alepine mit Woll-Litzen gestickt. Eine Dame in einem Kleide von Satin Rachel, und einem Sammthute mit Federn.

Herausgegeben von August Lewald.

Das Hospiz der Geisteskranken in Gent.

Mit Recht rühmt man die Polizei- und Wohlthätigkeits-Anstalten in Gent. Zwei Institute ziehen unter andern die Aufmerksamkeit der Reisenden und die Betrachtungen derer auf sich, welche solchen Materien ein besonderes Studium widmen; das eine gehört der allgemeinen Civilisation des Landes an, dessen zweite Stadt Gent bildet, das andere gereicht dieser großen Stadt allein zur Ehre. Das erste ist die Central-Strafanstalt, das zweite das Hospiz für geisteskranke Frauen. Es handelt sich um Elend und Verbrechen, wie man sieht; aber wo wird der Reisende die Civilisation mit angenehmerem Gefühle bewundern, als an Orten, wo das Elend verstanden und erleichtert, das Verbrechen nur bestraft und nicht gerächt wird. Ich führe Sie zuerst in das Hospiz der geisteskranken Weiber; hier finden sich Leiden einer Art, welche oft den Verbrechen der Central-Anstalt zur Erklärung dienen, tritt denn nicht hier, wie dort Verstandes-Zerrüttung hervor, hier für einen Augenblick dort für immer! Wohl ist ein Mörder nicht immer ein Verrückter, wer aber den Einen am selben Tage sieht, wie den Andern, der trägt unwillkührlich auf den ersten ein wenig von dem Mitleide über, das ihm der zweite eingeflößt hat.

Wir klopften an eine ungestalte Thüre, an der kein äußeres Zeichen die Bestimmung der Anstalt verkündete. Die Stadt wollte ihre Wunden nicht vor dem Fremden enthüllen, der stolz auf einen Verstand vorübergeht, welcher von einem Fieber oder einem Geldverluste abhängt. Eine betagte Schwester mit der Brille auf der Nase öffnete. Sie führte uns in einen niedrigen Saal, an dessen Wänden Phiolen und Trinkgeschirre mit Apotheker-Etiquetten aufgestellt waren.

Dieser Saal ist in der That auch die Apotheke der Armen. Man vertheilt hier unentgeldlich Arzneimittel unter sie, und die Schwester, die uns empfangen hatte, ist mit der Vertheilung beauftragt. So ist dasselbe Haus zugleich ein Haus für Arme, die am Körper, und Arme, die am Geiste leiden. Man reicht ihnen das Almosen der Arzneimittel, so lange sie den Verstand besitzen, haben sie ihn verloren und damit auch die Schaam ehrlicher Armuth, so empfangen sie in der Anstalt das öffentliche Almosen an Brod, Bett und Pflege.

Obgleich bei unserem Besuche im Hospiz, durch die Eigenschaft einer der Personen, die mir die Ehre erwiesen, mich dahin zu führen, mit der bloßen Neugierde der Zweck einer officiellen Inspection verbunden war, so konnte ich doch bemerken, daß wir Unruhe unter den guten Religiösen verbreiteten, die, an Arme und Narren gewöhnt, nur durch den Oberarzt der Anstalt wissen, wie Diejenigen leben und sich kleiden, welche weder arm noch verrückt sind. Sie errötheten und flüsterten mit leiser Stimme; sie schienen ängstlich wegen der Wirkung unseres Besuches auf ihre armen Pfleglinge, und glaubten sich wohl überdieß der Leiden wegen schämen zu müssen, die wir zu berühren im Begriffe standen. Wir benahmen ihnen die Unruhe durch unsern Ernst und die mitfühlende Achtung, die der Neugierde ihr beleidigendes, hochmüthiges Wesen benimmt. Die jüngste von den Schwestern erhielt den Befehl, uns die Anstalt zu zeigen. Sie ergriff einen Bund Schlüssel, und wir traten in die erste Thür im Innern.

Was ich hier zum Preise niederschreibe, wird nicht zu den ehrenwerthen Frauen in diese Einsamkeit dringen, wo sich irdische Engel derer annehmen, welche die Menschen von sich weisen und Gott noch nicht haben will Bediene ich mich eines weltlichen Ausdruckes, wenn ich von Einer von ihnen spreche, so habe ich nicht zu befürchten, daß dieses Andenken an die Außenwelt ihr abgeschiedenes Leben stören, und ein bescheidenes Erröthen unter dem weißen Schleier hervorrufen möchte, der ihr reizendes Antlitz halb verhüllt. Warum soll ich nicht für die Leser die Größe ihres Opfers bewundern, warum nicht in achtungsvollen Ausdrücken eines Wesens gedenken, das Anmuth, Geist, Schönheit in diesem schrecklichen Aufenthalte begraben hat? Und das that die junge Schwester, die uns begleitete. Besäße ich doch das Geheimniß einer zugleich keuschen und romantischen, strengen und zarten Sprache, um ohne Entheiligung dieses so niedliche, milde, züchtige, ja, soll ich es sagen, so erloschene Gesicht, um diesen Spiegel einer Seele zu malen, die sich nur noch durch verständige, gleichmäßige Güte auf der Oberfläche zeigte. Ihr schwarzes Auge, ihr leichter Blick, der über die Gegenstände hinzugleiten schien; ihre blassen Lippen,

welche schöne Zähne sehen ließen; Wangen, deren Jugend die klösterliche Strenge noch nicht zu zerstören vermocht hatte, an denen jedoch von Tag zu Tage einige Rosen verwelkten, die im Hauche der Welt wohl bald wieder in neuer Blüthe erstanden wären; ihr graziöser, obwohl vernachläßigter, gleichgültiger Gang; ihre durch die unförmliche Weite der Kloster-Kleidung dem Anblicke geflissentlich entzogene Gestalt; ihre zarte, obwohl der Schwingung entbehrende Stimme, die an der Seele hinstreifte, wie ihr Auge an den Gegenständen; ihre weißen, zarten Hände, die aus weiten Aermeln von demselben Leichentuchstoffe, wie der Brustschleier, hervortraten und die dicken Schlüssel am Bunde mit der Sorglosigkeit eines Pförtners handhabten, alle diese Schönheiten, die sich ihrer selbst nicht bewußt waren, machten die junge Nonne zum vollkommenen Musterbilde der Frauen, die zwischen Himmel und Erde leben, die der Erde durch die Barmherzigkeit und dem Himmel durch den geistlichen Tod des Körpers angehören; zum Musterbilde der Geschöpfe, die hier ihre Reinigung vornehmen, ehe sie zum Paradiese gelangen und nur die Sünde ihrer Entstehung zu sühnen haben; der weiblichen Wesen, die weder krank noch gesund, weder jung noch alt sind, die über die Jahre hinschreiten, ohne es zu fühlen, die da sterben, ohne gelebt zu haben.

Sobald ich sie mit dem Schlüsselbunde uns nahen sah, und sie mit mattem Lächeln und abgewandtem Blicke ein Zeichen gab, daß wir ihr folgen sollten, empörte sich mein ganzes Herz. Es durchkreuzten meinen Kopf Gedanken an Tyrannei, gezwungenes Gelübde, schwachmüthige Verwandte; und es erfaßte mich ein wenig der philosophische Ingrimm des achtzehnten Jahrhunderts gegen Religions-Gelübde. Ich bildete einen Roman, entriß das liebreizende Geschöpf der Finsterniß des Hospizes, gab es der Welt zurück; es wurde Gattin und Mutter; es machte das Glück zweier Familien aus; es erbaute uns durch seine Tugenden; es entzückte uns durch seine Eigenschaften; ich stellte mich so auf den unrichtigsten Gesichtspunkt, um die Lage der jungen Schwester zu erforschen, und lief Gefahr, an dieser süßen Blume vorüberzugehen, ohne ihren Geruch eingeathmet zu haben. Als ich sie näher betrachtete, stürzte mein ganzer Roman zusammen. Ich setzte bei dieser von den Menschen getrennten Seele eine entfernte reuige Sehnsucht nach der Welt, einige Unruhe, ein wenig den Ansichten unserer Zeit entströmende Empörung gegen alle Bande der Convenienz und Pflicht, voraus; wer sollte auch glauben wollen, eine so reizende Frau wolle nur ein Schatten seyn. Bei ihren ersten Worten leuchtete mir aber ein, daß sie begriffen und nicht beklagt

sein wolle. Ich mußte mich über diese Stufe romanhafter Ideen erheben, die nach Allem nur die Rhetorik unserer Epoche ist; ich mußte wenigstens für einen Augenblick besser werden, um dieses jungfräuliche Leben zu verstehen, wo selbst das Opfer etwas Maschinenmäßiges hat, wo selbst die erhabenste Hingebung keine Rechenschaft von sich zu geben vermag. Ich ging an ihrer Seite und richtete viele Fragen an sie, anfangs mit der albernen Neugierde eines Ungläubigen, der mit aller Gewalt hinter dieser entsagenden Jugend eine Spur von Sehnsucht nach der Welt entdecken wollte, dann aber mit zarter, verständiger Achtung und einem Mitgefühle, das mein Herz nicht beunruhigte und das ihrige nicht in Verlegenheit brachte. Alle ihre Antworten waren richtig, genau und durchaus nicht ängstlich; ich durfte sie oft und frei bei jeder Frage anschauen, ohne daß sie das Gesicht zurückzog, von dem sie wohl glauben mochte, es sey keine andere Schönheit daran zu bemerken, als die der alten Schwester Apothekerin. Ehe sich noch Leidenschaften regten, in der frühesten Jugend hatte sich die Religion dieser Seele bemächtigt; die inneren Uebungen hatten diesen Schlummer verlängert, und schon seit einigen Jahren war, wie es scheint, von dieser Lethargie der Tod herbeigeführt worden. Hätte ich den höllischen Gedanken gehabt, sie zu ihrer, in einem Irrenhause begrabenen, Schönheit zurückkehren zu lassen, sie würde mich wohl nicht verstanden haben. Kein Wort der Versuchung hätte der sanften Nachtviole, die sich des Tageslichts entwöhnt, den Kelch erschließen können, der geschlossen bleiben sollte, bis zum Aufgange der Sonne des ewigen Lebens. Das Herz, dieses zarte, leicht verwundbare Ding, in dem jedes zufällig hingeworfene Korn wüthende Leidenschaften keimen läßt, dieses Herz hatte bei der jungen Religiösen noch nie gesprochen; sie hatte es wie ein weltliches, noch nie entfaltetes Gewand, unter allen ihren Mädchen-Anzügen, Festkleidern, unter dem Geschmeide und den der Scheere verfallenen schwarzen Haaren ihren Verwandten gelassen.

Zuerst zeigte sie uns die verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes, die Schlafgemächer, die inneren Säle, die Küche, das Krankenzimmer. Alle diese Zimmer sind bewunderungswürdig reinlich gehalten. Die Betten in den Schlafgemächern sind gut, weich, geräumig; viele arme Weiber, die, so lange sie noch ihren Verstand besaßen, kaum ein ärmliches Strohlager hatten, fanden wenigstens, als sie ihn verloren, ein Bett, um sorglos darauf zu schlafen; wunderbare Barmherzigkeit, die schon auf Erden eine Wiedervergeltung voraus reicht, wie sie das Christenthum im Himmel verheißt! In materieller Beziehung erfreut sich dieses Hospiz aller Schönheit (erscheint dieses Wort nicht als eine

bittere Ironie), welche mit einer Anstalt dieser Art verträglich ist. Alle diese Lebensgeister, die ihren Kompaß verloren haben, werden so sorgfältig bewahrt, als gehörten sie Kindern, denen der Kompaß noch gar nicht zu Theil geworden ist. Die Irren genießen Luft und Licht und Freiheit der Glieder, wenigstens diejenigen, welche an einer unschädlichen Narrheit leiden; im Ueberflusse empfangen sie dieselbe Nahrung, wie die frommen Jungfrauen, von denen sie ihnen bereitet und verabreicht wird. Ein geschickter, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Arzt, ein Mann, der es begriffen, daß bei solchen Krankheiten die Kunst vorzüglich in verständiger Güte besteht, besucht sie jeden Tag, um die Geisteslichter zu erforschen, die bei denen durchbrechen, deren Uebel heilbar ist, und durch stufenweise Behandlung die Rückkehr zu unterstützen, um Diejenigen zu besänftigen, die in Verzweiflung gerathen sind, um Allen freundliche Worte zu sagen, um die abzuhalten, aber nicht zu bestrafen, welche Uebles thun, mein Gott! weil sie nicht wissen, was sie thun. Sie haben auch einen Geistlichen und eine abgesonderte Kapelle, wo selbst die Ausschweifendsten, wie uns die Schwester erzählte, sich sammeln und mit vieler Andacht beten. Seltsame Parodie oder seltsame Bestätigung der Worte des Evangeliums: „Selig sind die geistig Armen.“

Es ergriff mich eine Ungeduld, sie zu sehen. Die Schwester führte uns auf die Flur im ersten Stockwerke, gegen die sich weiße gedielte Zellen mit einem Bette und einigen kleinen Geräthschaften öffnen. Hier sind die Schlafzimmer der Irren, welche mehr Freiheit haben, weil ihre Krankheit keine strenge Aufsicht erfordert. Wir sahen zwei, die unser Interesse auf verschiedene Weise in Anspruch nahmen. Die erste von diesen Verrückten war eine glückliche Närrin. Außer einem beträchtlichen Einkommen und viel mehr Mitteln, als Bedürfnissen, gewährt ihr ihre Narrheit größere Freuden, als den Meisten unter uns unsere Vernunft. Wir traten in die Zelle ein, wo wir sie sitzend und mit weiblicher Arbeit beschäftigt fanden. Sie erhob sich und sprach lachend tausend gewöhnliche Dinge, die sich von der Conversation einer Hausfrau nur durch den Mangel an Zusammenhang unterscheiden. Das arme Weib mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Zwanzig Jahre hat sie in diesem Hause zugebracht, stets heiter, stets glücklich, vollkommen gesund, zufrieden mit der Freiheit, die man ihr gestattet; nie führt sie eine Klage; die Schwestern empfängt sie mit freudigem Lachen, und macht ihnen zum Vorwurfe, daß dieselben sie nicht häufig genug besuchen, als müßte die arme Frau ihren Ueberfluß an Glück mit einer zarten Seele theilen. Sie leidet am Irrsinn der Zufriedenheit und ist dazu vielleicht durch große

Leiden gelangt. Es ist ein glückliches Wesen, aber nur, weil es seinen Zustand nicht kennt. Im Momente, wo sich diese Verrückte in der Nacht ihres armen Geistes erschaute, würde sie sterben. Nichts ist so sanft, so blühend heiter, als dieses gutmüthige flamändische Gesicht; es schien uns so viel Gutes zu wünschen, und doch ließ uns die Unglückliche gehen, ohne ein Wort zu sagen, um uns aufzuhalten, und nahm ihr Strickzeug zur Hand, mit dem sie ihr Gespräch fortsetzte, wie mit einer redenden Person unserer Art. Ich betrachtete sie von außen durch das Fenster; sie lachte noch immer, aber augenscheinlich, ohne sich derer zu erinnern, die sie so eben gesehen hatte. Nichts drückte in ihren Zügen die Narrheit aus, wenn nicht ein ewiges Lachen das sicherste Zeichen der Verrücktheit auf einem menschlichen Gesichte ist.

Die andere Geisteskranke war ein Mädchen von etwa dreißig Jahren, häßlich, aber mit gescheiten, Charakter-Festigkeit bezeichnenden Zügen. Mit großen Schritten, stolz und schweigend, mit der Miene eines Weibes, die dem Mißgeschicke Trotz zu bieten vermöchte, ging sie auf der Flur umher. Sie wurde verrückt, weil sie über ihrem Stande liebte. Der Gegenstand ihrer Neigung ist der Gouverneur der Provinz, den sie nie gesehen, der auch, soll ich glauben, was man mir gesagt hat, nichts weniger, als ein Romanheld ist. Ihre Narrheit besteht in der bedauernswürdigsten Leidenschaft, in einer doppelt ungleichen Liebe eines Mädchens von untergeordneten Verhältnissen und eines häßlichen Mädchens. Wer vermag zu sagen, was die arme Närrin gelitten hat, ehe ihr Verstand ein Opfer der Krankheit geworden ist, ob es nicht die Unmöglichkeit war, die Gattin eines heimlich geliebten jungen Mannes von ihrem Stande zu werden und der täglich erneuerte Schmerz, daß sie seine Seele nicht zum Sprechen auf seinem Gesichte bringen konnte, was sie in den Wahnsinn dieser ehrgeizigen Liebe für einen öffentlichen Beamten versetzte. Welche traurige Widersprüche im Geschicke! Dieses Weib besitzt alle Schönheiten des Körpers und läßt alle der Seele vermuthen; aber sie ist ohne alle Herzensgüte; jene verbirgt in sich unaussprechliche Schätze an Zärtlichkeit, Liebe, Hingebung; aber ihr Gesicht ist abstoßend. Diese Reichthümer müssen aber Gelegenheit finden, sich zu ergießen, oder sie werden das arme Geschöpf zerstören, in das sie Gott gelegt hat. Ist ihr Kopf nicht stark genug, so wird der Verstand entweichen und mit ihrem Verstande die wirkliche Welt, in der sie zu einem Leben ohne Liebe verdammt war; sie wird sich in einer eingebildeten Welt bewegen, und darin schön zu seyn und zu lieben und jeden Tag die Ankunft des Geliebten zu erwarten wagen. Widersteht ihr Kopf

allen Qualen einer verfehlten Bestimmung, so wird sie einige Zeit ihre schwache Vernunft nach sich schleppen, und in ihren einsamen Nächten mit dem Schicksale kämpfen; schwächt sich ihr Leben, so wird die Welt um sie her bald glauben, es sey ein Gebrechen der physischen Organisation, denn wie sie häßlich geboren ist, so konnte sie auch schwächlich, hinfällig geboren werden. Der Arzt wird Mittel verordnen, aber eines Abends wird diese arme Seele, beruhigt, glücklich, dem Körper entfliehen, der sie niedergedrückt hat, mit gerechtem Anspruche auf unermeßliche Entschädigung, denn, mein Gott, welche Qual war schmerzlicher, unnützer, als die ihrige!

Des Gouverneur von Gent unbekannte Geliebte träumt vom Ehrenplatze im Palaste des Gouvernements, von hohen Titeln, von Carrossen, Livreen, und trägt den Kopf sehr hoch. Alle ihre Tage sind von Hoffnung belebt; ihr Gefängniß betrachtet sie wie das letzte Hinderniß von Seiten der Verwandten, und jeden Morgen erwartet sie, daß man kommen und sie mit großem Ehren-Cortege nach dem Hause ihres Verlobten führen werde. Sie fühlt ihre Häßlichkeit nicht mehr, sie beschaut sich in ihrer Narrheit, dem einzigen Spiegel, der ihr schmeichelt, und darin findet sie sich so schön, so prächtig, wie eine große Dame mit mehr vornehmen, als hübschen Zügen und majestätischem Wuchse; Romane und Narrheit theilen sich in Vollendung des Porträts. Sie betrachtete uns mit einer gewissen Geringschätzung, denn ohne Zweifel erwartete sie den Cortege, der sie zu ihrer glänzenden Vermählung abholen sollte, und da sie uns ohne Degen und Epaulettes erblickte, so schien sie zu sagen: das sind nicht die Leute, auf die ich harre. Es erfaßte mich ein lebhaftes Verlangen, sie zum Sprechen zu bringen, und ich bat die Schwester, sie herbei zu rufen. Sie trat mit unzufriedenem, verdrießlichem Gesichte und hochmüthigem Blicke herzu. „Diese Herren möchten mit Ihnen reden," sprach die Schwester mit sanftem Tone, und wir näherten uns begierig. „Mit mir?" entgegnete sie. „Ja, mit Ihnen." Sie zuckte leicht mit den Achseln und wandte uns den Rücken, wie Leuten, die sich getäuscht haben. So glaubte ich wenigstens nach Allem, was ich von ihr sah; aber bald entstand ein Zweifel in mir und ich fragte mich mit blutendem Herzen, ob unsere Neugierde sie nicht von ihrem Zustande unterrichtet haben könnte, und ob sie sich nicht vielleicht aus Schaam von uns entfernt habe!

Die Schwester führte uns in den Saal, in welchem sich die unschädlichen Närrinnen aufhalten, die, welche gescheit sind, sagte sie uns mit ihrer schönen Stimme. Sie sind an keine Arbeit gebunden. Mehre stricken, denn das beschäftigt ihre Einbildung, die Einen ver-

halten sich sitzend, die Andern ganze Tage lang stehend, ohne die mindeste Ermüdung zu zeigen. Wie man sie am Morgen sieht, so findet man sie am Abend wieder, unbeweglich, ohne Blick, ohne Gehör, ohne Stimme, ohne Willen. Sie schlafen nicht, und wachen nicht; es ist das vegetative Leben der Pflanze, die sich nur vom Winde bewegen läßt; sie bewegen sich ebenfalls nur vom Platze, wenn man sie zu Bette treibt. Diese lassen den Kopf auf die linke Schulter hängen, Jene auf die rechte; Andere wechseln Worte, die sich durchkreuzen, aber nicht entsprechen; Einige murmeln, auf Stühlen kniend, Gebete, die sie mit fremden Dingen vermengen; wieder Andere sprechen mit leiser Stimme. Es ist ein Agglomerat von Wesen derselben Gestaltung, aber keine Gesellschaft; sie berühren sich und sind doch getrennt; sie erkennen sich und fragen nicht, warum sie da sind; sie sprechen sich, ohne einander zu verstehen. Sie haben weder Haß, noch Neigung, noch Begriff von Unterschied, ja nicht einmal den Instinct der Thiere in Gruppen. Wenige nur hoben den Kopf, als wir durch den Saal gingen; die Arbeiterinnen schienen am aufmerksamsten; es bedarf wohl noch eines maschinenmäßigen Verstandes, um die Hände zu lenken. Nur zwei oder drei näherten sich uns und betrachteten uns ängstlich, sey es als Wesen verschiedener Art, sey es, als böten wir ihnen eine Aehnlichkeit mit Etwas, das sie in einer Welt gekannt hatten, in der sie sich nicht mehr befanden. Trotz dem tiefen Gefühle des Mitleids, das mich für die armen Weiber weich stimmte, befürchtete ich immer, es könnte scheinen, ich wolle meinen stolzen Geist inmitten dieser Trümmer menschlichen Verstandes zur Schau stellen, und konnte nicht glauben, diese Weiber würden nicht einen neidischen Vergleich zwischen ihnen und mir anstellen. Die Schwester beruhigte mich. Keine von diesen Unglücklichen war im Stande, zu vergleichen. Folglich auch nicht zu beneiden. Ich war für sie ein Gegenstand der Neugierde und nicht ein Neugieriger. Es durchschauerte mich der Gedanke, daß diese verfallenen Geschöpfe, überließe man ihnen ein vernünftiges Wesen, ein Spielzeug daraus bilden und sich vielleicht über seine Vernunft, als über die größte Narrheit lustig machen würden. Gott verhüte es, daß mir das im Traume geschehe!

Die kranken Weiber und Diejenigen, welche mit Gewalt im Bette gehalten werden, befinden sich in einem abgesonderten Schlaf-Gemache. Es ist dieses ein großer, von sanftem Lichte spärlich erleuchteter Saal; mehr oder minder Licht vermehrt oder vermindert ihre Leiden. Man sah hier Alte, die durch die Last der Jahre und lange Entbehrungen dahin gelangt waren, Leute, in denen der Geist vor dem physischen Leben entschwunden, elende Körper, aus denen die

Seele geschieden ist, ehe der Todeskampf anbrach. — Als ich diese Todten betrachtete, die noch athmeten, fragte ich mich, warum der Sensenmann so lange vor den Betten zögere, auf denen sie schon kalt und eingetrocknet wie die Leichname liegen, während er vielleicht an ein Nachbarhaus klopft, und ein junges Mädchen in der Blüthe der Jahre, der Schönheit und der Hoffnungen, die einzige Freude seiner Mutter, heimsucht. Diejenigen, welche man mit Gewalt auf dem Bette hielt, waren jünger. Die Arme durch das Kamisol gebunden, das Auge heiß und naß, das Gesicht feucht, mit einer gewissen aus den zerrissenen Zügen sprechenden Demüthigung, als wären sie im ungleichen Kampfe unterlegen, waren sie mehr ausgestreckt als liegend, während ihr zerbrechliches Gehirn nur ein Gedanke durchkreuzte, der, sich ihrer Bande zu entledigen. „Betrachten Sie diese hier," sprach die Schwester, „drei Männer könnten kaum mit ihr fertig werden, wenn sie frei wäre." Ich ging ganz nahe zu dem Bette. Es war ein junges, schrecklich abgemagertes Weib, mit hohlen entzündeten Wangen, mit einer Art von Wuth Athem holend, aber von außerordentlich edler, interessanter Gesichtsbildung; sie mußte nicht in Folge gewöhnlicher Leiden hieher gebracht worden seyn, und ihr Wahnsinn entsproßte vielleicht nur einer zu starken Seele, die mit allzuschwachen Organen ausgerüstet war. Ich fragte nach ihrer Geschichte; man wußte sie nicht. Die Familien, welche eines ihrer Glieder in das Hospiz schicken, theilen nicht immer das Geheimniß dieser fürchterlichen Trennung mit; denn es könnte dieses Geheimniß oft eine Schande für sie und ihre Opfer seyn. Ich hatte nicht hinreichend kaltes Blut, um Romane über diese wüthende Physiognomie zu schaffen; aber, als wir vorübergingen, glaubte ich an der Bewegung ihrer Lippen eine verwundete Intelligenz und jene Art von Schaam eines Narren zu bemerken, dem eine dunkle Erinnerung an seinen verlornen Verstand geblieben ist. Im Augenblick, da ich dieses schreibe, ist die Unglückliche vielleicht todt. Ihr Wahnsinn bestand nicht allein in einer Desorganisation des Gehirnes; ihr ganzes Wesen wurde zu gleicher Zeit von demselben Uebel erfaßt, und ein langsames Feuer verzehrte die Arme in ihrem Bette, wo die aufmerksame Liebe der Schwestern vergebens auf ihre Belebung bedacht war. „Sie kann kaum mehr gehen", sagte die junge Schwester, schon bereit, mit den blassen Händen Diejenige zu begraben, welche der Tod ihrer sanften Pflege zu entreißen im Begriffe stand. Das kalte, absprechende Wort wurde mit so himmlischem Tone gesprochen, daß ich den guten Engel, den die Religion Jedem von uns gibt, vor mir zu sehen glaubte, wie er den sterbenden irdischen Gefährten mit dem milden Kummer eines Wäch-

ters betrachtet, der weiß, wo beim Austritte aus dem Leben das Wesen hingeht, das ihm anvertraut worden.

„Wir werden jetzt Einige sehen, die wüthend sind, ohne krank zu seyn,“ sagte sie, indem sie uns zum oberen Stockwerke hinaufführte. „Diese Weiber hier würden uns mit ihren Zähnen und Nägeln zerreißen, wenn wir ihnen die Freiheit ließen.“

Wie schrecklich ist es, in solchen Ausdrücken von Geschöpfen sprechen hören zu müssen, die uns ähnlich sind, und — wie wir — der Mutter Milch gesaugt haben!

In diesem Augenblicke waren nur zwei da. Man hält sie in wohl verschlossenen, mit Balken befestigten Zellen in Käfigform. Die Eine stand aufrecht, den Kopf gegen den Balken gestemmt, an den sie sich krampfhaft mit ihren Händen anklammerte. Die Einbildungskraft entwirft zum Voraus das Porträt, welches wir erblicken sollen. Ich hatte wilde Gesichter, blutgierige Augen geträumt; ich wollte die Züge mit den Instinkten in Einklang bringen. Diese Unglückliche führte mich zu der Wirklichkeit zurück. Es war ein altes, runzeliges, trauriges Weib, mit ausdrucksloser, obwohl mehr harter als sanfter Physiognomie; auf ihre Miene hin hätte man um ihre Freiheit bitten mögen. Sie sagte uns einige Beleidigungen, kalt, mit monotoner Stimme, als wäre ihr armes Gedächtniß allein bösartig gewesen; vielleicht wollte sie uns nur schmeicheln. Ich weiß indessen gewiß, daß ich nicht mit meiner Einbildungskraft, sondern mit meinen Augen unter ihren welken Lippen die langen weißen Zähne, das einzige Ding gesehen habe, das sie mit den wilden Thieren gemein hat, deren Loos sie vermöge der Natur ihres Wahnsinns theilt. Das reichte hin, die Balken zu rechtfertigen. In Freiheit gesetzt, würde sie die Hände ihrer Wohlthäterinnen zerfleischt haben. Mußte da nicht unwillkürlich das Mitleiden in mir erkalten. Diese Unglückliche ekelte mich an, wie ein monstruoses Naturspiel, das die Seele eines Thieres in den Körper eines Weibes geworfen. Vielleicht leitete mich die wahre oder falsche Ansicht mehr aus Instinkt als aus Erfahrung, daß bösartige Narren bösartig gewesen seyn müssen, ehe sie Narren wurden. —

Das Mitleid regte sich wieder bei dem unglücklichen Wesen, das im nächsten Käfig röchelte, obgleich sein Wahnsinn schrecklicher war, als der des alten Weibes mit den langen Zähnen. Man hatte eine Fallthüre an den Balken des Käfigs angebracht, so daß sie Luft und Licht nur durch ein Loch erhielt; Tageshelle hätte sie außer sich gebracht. Sorgfältiger verwahrt, als die wilden Thiere, in engerer

Haft, als die gräßlichsten Mörder, gehaßt von Licht und Luft, die nur wie spitze Pfeile zu ihr drangen, die sie in ihrem Käfig toben machten, wenn man sie ihr nicht spärlich zumaß, ein Ding ohne Namen, halb nackt, düster, formlos, zusammengekauert, ein furchtbares Geheimniß selbst für die besondere Kunst, welche unablässig die Krankheiten der Seele analysirt und erforscht, hörte ich sie im Dunkel stöhnen, wo man kaum ihr Gesicht sehen konnte, das sie unter den gefesselten Armen vorstreckte, als wollte sie sich gegen das Wenige von Luft und Tag vertheidigen, das man ihr nothwendig hatte lassen müssen. Man könnte ein Narr werden, wollte man diese Dinge zu sehr in der Nähe und mit zu viel Sympathie betrachten. Was geht im Innern dieses Wesens vor? Wer kann sagen, daß eine Behandlung, die so sehr der Rache gleicht, am Geeignetsten sey, das Uebel zu hemmen, oder wenigstens dem Tode sein schmerzhaftestes Herannahen zu entziehen? Ist die Kunst zuweilen verdammt, sich des mächtigen Beistands des Mitleids zu berauben? Ist sie denn nicht eine Parodie auf das Mitleid dieser sanften, liebevollen Schwester, wie sie einem gefesselten menschlichen Geschöpfe in ein Käfig kaum von seiner Länge durch ein Loch Nahrung reicht? Mein Kopf gerieth in der That in Verwirrung. Man muß auch seine Vernunft nicht durch solche Feuerproben führen; sie würde aus dem Geleise gerathen, sähe sie, was an ihr ist, und wie wenig Mittel ihr gegeben sind, um damit ihren eigenen Krankheiten entgegenzutreten. Sie ist so schwach, selbst, wo sie am stärksten ist. Ich verlangte wieder nach dem Hofe hinabgeführt zu werden. Diese stöhnende, hinten im Käfige sich bewegende Masse belastete meine Seele wie ein Alp; im Sonnenlichte wollte ich sie vergessen.

Aber in diesem Hofe fand ich andere Närrinnen, etwa zwanzig an der Zahl. Die Einen lagen auf dem Boden, die Andern stierten, an die Mauern gelehnt, gen Himmel, aber mit einem Blicke, in dem man keine Spur von Anrufung oder Hoffnung suchen mußte, nein, mit einem albernen Blicke, für den das Azur des Himmels nicht mehr Licht bot, als die Finsterniß. Alle Attituden vom inneren Saale fand ich hier wieder. Mehre kamen zu uns, um ihre Freiheit zu erbitten; Alle hatten Beschwerden gegen die junge Schwester. Ein altes Weib mit Brillen, mit dem emphatischen Tone und den Geberden eines Marktschreiers, drohte uns, sie werde dem Könige schreiben, wenn man ihr die Thore nicht öffne. Eine Andere im Zwangskamisole, ein dickes rauhes Weib, mit starkem Barte, männlicher Stimme, wüthendem Auge, verfolgte die Schwester mit Schimpfreden, wie dieß Weiber aus der Hefe des Volkes untereinander mit einer Auswahl

verworfener Worte zuweilen thun. Die Nonne erröthete nicht einmal, viele von den beleidigenden Aeußerungen hatten gar keinen Sinn für sie; sie konnte sie öfter vernehmen, ohne sie zu hören; ihr Gedächtniß war so keusch, als ihre Seele. Nie werde ich vergessen, mit welcher Anmuth sie die Unglückliche zu besänftigen suchte, indem sie ihr mit milden Worten zuredete und mit ihrer schönen Hand leichte Schläge auf die Schulter gab. Die Närrin stimmte jedoch keinen geschmeidigeren Ton und hörte nicht auf, uns Beleidigungen nachzurufen. Da kam ein anderes, im Zustande vollkommener Schwäche befindliches, abschreckend häßliches Weib mit herabhängenden Lippen und blödem Auge, überdieß taubstumm, ergriff sie mit schmeichelnder Miene beim Arme und zog sie nach der entgegengesetzten Seite hin. Die Närrin folgte der Blödsinnigen, wie ein Kind seiner Mutter folgt. Von Allem, was ich an diesem traurigen Orte gesehen hatte, erschien mir dieses am sonderbarsten und unerklärlichsten: eine Freundschaft zwischen der Vernunft beraubten Wesen, ein Herzensschimmer in der Nacht zweier zerstörter Geister.

Es war Zeit, zu gehen. Es ist eine starke Prüfung, eine Stunde mit Beschauung geisteskranker Weiber hinzubringen. Ich betastete meinen erschütterten Verstand, als befürchtete ich, nur die Hälfte zurückzubringen. Wir gingen durch einen der Corridors im Erdgeschoße, wo sich die Zimmer der Nonnen befinden. Die Eine saß am Piano und spielte die Melodie einer Kirchenmusik. Das Wenige, was ich vernahm, ging mir zu Herzen und dämpfte die unaussprechliche Unruhe, in die mich all' diese Schrecknisse versetzt hatten. Ein Paar harmonische Noten in einem Winkel dieses Hauses der Leiden, wo die menschliche Stimme ihren natürlichen Ausdruck verloren hat, und nur noch ein langer artikulirter Seufzer ist, war etwas so Unerwartetes, Besänftigendes. Und dann dieses Zeichen feiner Bildung, an der die Musik ihren Theil genommen, erhöhte noch so sehr den Preis des Opfers dieser heiligen Jungfrauen! Auf eine, vielleicht nicht ganz discrete Weise bezeugte ich der jungen Schwester, wie es mir verständig erscheine, daß die Strenge der Anstalt ihnen diese angenehme Erholung, die einzige Erinnerung, die ihnen von der Welt bleibe, nicht versage, und daß die Religion, die von ihrer Seite so viele Hingebung genieße, ihnen eine Erquickung durch die Musik, das keuscheste und religiöseste aller Vergnügen, gestatte.

Als wir dankend von ihr Abschied nahmen, spürte ich, daß Etwas sich in meine Beine verwickelte. Unglückselige Mutter, die das Kind an das Licht der Welt gebracht hat, welches ich mit verknoteten Gliedern, mit geiferndem Munde, mit einem Auge ohne Blick auf der

Platte kriechen sah; ein so abstoßendes Wesen, daß ihm die eigene Mutter nicht hätte liebkosen können! Es war hier unnützer, als ein Thier. Die Civilisation der Alten hätte es in den Abgrund geschleudert; die moderne Civilisation wird es nähren, zu Bette legen, kleiden, bis zu seinem Tode. Auf welcher Seite ist das Mitleid?

Man rühmt in Gent auch das Hospiz der geisteskranken Männer; ich sprach davon, daß ich es ebenfalls besuchen wolle.

„Ich werde Sie um Erlaubniß bitten, Sie nicht dahin begleiten zu dürfen," sagte mir eine von den Personen, welche die Güte hatten, mich zu dem Hospize der Weiber zu führen, und seine Stimme klang so verändert, daß ich meine Bitte bereute, wie eine Beleidigung, die ich einem Freunde gesagt.

Der Mann, der auf den Brief eines alten Bekannten mich mit so vieler Zuvorkommenheit empfangen, der ernste, in seinen Gewohnheiten methodische Greis, der auf eine so verbindliche Weise die Ordnung seines Lebens unterbrochen, um mir die Honneurs seiner Stadt zu machen, wollte sich durch seine Worte nicht einem neuen Frohndienste der Gastfreundschaft entziehen:

Er hatte einen Sohn in diesem Irrenhause.



Die todte Schiffsmannschaft.

Ein Seeabenteuer.

Erzählt von

A. Patersi de Fossombroni.

Es war im Juni 1813, als die Kriegsbrigg, le Cuirassier, den französischen Consul in der Levante mit seiner ganzen Familie nach Smyrna führte. Ich selbst war mit einer Privat-Mission beauftragt worden, und hatte den Befehl erhalten, mich an denselben Bord zu begeben.

Der Cuirassier war ein schönes, zierliches Fahrzeug von gutem Ansehen, wenn es unter Segel war, und ein Schnellsegler dabei; dieß war nöthig, denn das Meer war mit englischen Schiffen bedeckt. Da der Commandant im Voraus wußte, daß Damen an Bord seyn würden, so hatte er sein Schiff mit vielen Gegenständen des Luxus und der Bequemlichkeit versehen. In dem Zimmer, welches mit auserwähltem Geschmack möblirt war, sah man einen herrlichen Flügel von Pezold und andere musikalische Instrumente, die einen angenehmen Contrast mit den Trophäen aus Säbeln und Pistolen bildeten, welche die gewöhnliche Decoration dieses Gemaches sind. Unsere Mahlzeit, wozu der Capitän jedes Mal einen seiner Offiziere einlud, war eben so ausgesucht, als man sie in Paris nur wünschen konnte. War schönes Wetter, so brachten wir den Abend plaudernd oder spazierend auf dem Decke zu, den Himmel betrachtend oder die Wellen, und die wohlduftende Luft des mittelländischen Meeres einathmend. War es finster und kalt, so blieb man in dem Zimmer; dann musicirten die Damen; man setzte sich um den Commandanten, der uns von seinen

Abenteuern und von seinen Kämpfen gegen die Engländer erzählte. Diese Abende hatten für mich einen unnennbaren Reiz, der diese Reise, die erste und angenehmste, die ich zur See gemacht, mir für immer in's Gedächtniß geprägt hat. Ein merkwürdiger Vorfall, der sich ereignete, nachdem wir vierzehn Tage von Toulon abgesegelt waren, wird überdieß verhindern, daß ich diese Tage je vergessen werde.

Das französische Reich kriegte damals gegen ganz Europa, und obgleich der Cuirassier gut ausgerüstet war und eine treffliche Mannschaft hatte, so durfte doch der Commandant, zu Folge der Instructionen des Marine-Ministers, Herzogs von Decrés, mit keinem Feinde anbinden, und sich nur im äußersten Falle vertheidigen, bis daß er den Consul in Smyrna abgesetzt haben würde. Wir begegneten einigen englischen und russischen Kriegsschiffen, denen wir jedoch auf großen Umwegen glücklich entkamen. Endlich schien das Meer mehre Tage hindurch freier zu seyn, und wir hofften, durch unsere Geschwindigkeit das zu gewinnen, was wir an Zeit verloren hatten.

Den 20. Juni Abends neun Uhr waren wir unter dem zweiten Grade der Länge und dem sieben und dreißigsten der nördlichen Breite, ungefähr auf der Höhe von Algier; das Wetter war hell und ziemlich schön, aber ein starker Wind, der aus Westen blies, hatte die Damen genöthigt, Nachmittag in dem Zimmer zu bleiben. Das Schiff ging mit allen Segeln, und Alles war in der besten Ordnung; der Commandant erzählte uns von seiner ersten Schlacht, der von Trafalgar. Er war eben bei dem Tode Lord Nelsons, als wir oben ein verwirrtes Geräusch von Tritten und Stimmen vernahmen; in demselben Augenblick trat ein Unterlieutenant ein und meldete dem Capitän, daß die Wache ein großes Schiff signalisirt habe. Der Capitän unterbrach seine Geschichte, um auf das Deck zu steigen und durch das Glas nach dem Schiffe zu sehen. Es war in der That ein großes Fahrzeug, welches gegen den Wind gerade auf uns zukam.

Der Commandant setzte das Sprachrohr an:

„Alle Mannschaft oben!“

Das war schon geschehen.

„Alle Hangmatten herunter!“

Das war in einem Augenblick geschehen.

Nun wurden die Reffen eingenommen; sogleich schwankte das Schiff gewaltig der Länge nach, als wollte es die Wellen spalten und in den Abgrund sinken, dann aber richtete es sich wieder ganz anmuthig zurecht und fing den Wind mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit; wir rißen förmlich aus.

Nachdem Alles so angeordnet war und das fremde Schiff jeden Vortheil über uns verloren zu haben schien, stieg der Commandant wieder hinab und schickte sich an, seine Erzählung zu vollenden; aber er konnte daran nicht denken.

Die Damen erzählten sich schreckliche Geschichten von algierischen Corsaren.

Der Commandant, der daran keinen Geschmack fand, ging ruhig fort, um sich, angekleidet, wie er war, auf seine Matratze zu legen, nachdem er vorher Befehl gegeben hatte, ihn sogleich zu erwecken, wenn sich etwas Außerordentliches zeigen sollte.

Was mich betraf, so blieb ich bei den Damen, um ihnen Gesellschaft zu leisten, da sie nicht schlafen gehen wollten. Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr ruhig war; nicht etwa, daß ich die Barbaresken fürchtete, denn diese pflegten zu sagen: „Allah beschütze uns, etwas anzugreifen, das seinem Sohne, dem großen Napoleon, gehört"; aber nicht ganz so ruhig befand ich mich in Hinsicht der spanischen und englischen Kriegsfahrzeuge.

Beim Anbrechen des Tages stieg der Commandant auf das Verdeck; der Cuirassier segelte noch immer mit gleicher Schnelligkeit, und das andere Fahrzeug schwamm am Horizonte, dieselbe Straße, als wir, verfolgend.

Gegen acht Uhr wurde der Wind so frisch, daß die Masten sich bogen; ihr Krachen erregte die Besorgniß, daß sie brechen könnten. Man war genöthigt, einige Segel einzuziehen. Nun gewann das andere Fahrzeug einen nicht geringen Vortheil über uns, und zwar so, daß es um eilf in unserem Fahrwasser war. Es war ein großes Schiff, schwarz angestrichen, von gutem Bau, und hatte ganz das Aussehen eines Piraten; jedoch bemerkte man an seinem Tauwerk, von dem Einiges zerrissen war, eine solche Unordnung, die bei dieser Art von Schiffen nicht gewöhnlich ist. Auch erschien Niemand; die Stückpforten waren zu. Die Fahrzeuge segelten einige Zeit hinter einander. Als nun der Commandant einsah, daß es zu spät sey, den Kampf zu vermeiden, ließ er so manövriren, daß wir auf einen Flintenschuß, Bord an Bord, mit dem Fremden kamen. Nun schloß er selbst die Damen in das Zimmer ein, und stieg hinauf in großer Uniform, den Säbel in der einen Hand und das Sprachrohr in der andern; der Trommelschläger wirbelte, und Jeder begab sich auf seinen Posten. — Dann trat tiefe Stille ein, und man erwartete das Weitere.

Der Commandant stieg auf den Hackbord, und rief den Fremden an:

„Ho! Schiff, ho!"

Keine Antwort.

„Ho! Schiff, ho!“

Keine Antwort, und Niemand erschien.

„Zum Henker,“ sagte der Commandant, „spotten sie Unserer; zieht die französische Flagge auf, und gebt eine Salve.“

Alsbald entfaltete sich ein prächtiger dreifarbiger Pavillon, und der Donner verhallte in der Unendlichkeit.

Aber keine Flagge erschien am Bord des stillen Fahrzeugs.

„Das ist doch seltsam,“ sagte der Commandant; „jetzt schießet einmal scharf.“

Ein zweiter Kanonenschuß verhallte, und eine Kugel fiel auf die Lehne des Verdecks an dem fremden Schiffe, zertrümmerte eine Luke, und riß ein Stück des großen Segels weg; der Feind verlor hiedurch an Schnelligkeit, und wir legten etwas bei, um mit ihm gleich zu segeln. —

Der Schuß blieb ohne Erwiderung. Der Commandant richtete sein Glas auf die Oeffnung in der Verdecklehne ...... Mit einem Mal zeigte sich ein Erstaunen auf seinen Zügen.

„Seht doch!“ rief er, „sollten sie todt seyn? Dort am Fuße des Hauptmastes.“

Und er reichte sein Glas seinem Lieutenant.

„Commandant,“ sagte dieser, „ich sehe zwei oder drei Menschen auf der Erde liegen, und einen Andern stehend an dem großen Maste lehnen, aber Keiner rührt sich.“

Es wurde noch einmal das Fahrzeug angerufen, ohne Antwort zu erhalten. Jetzt ergriff der Commandant ein Gewehr, zielte nach dem stehenden Mann und schoß. Der Mensch schien eine leichte Bewegung nach vorn zu machen, blieb jedoch stehen.

„Jetzt, meine Herren,“ sagte der Commandant, indem er sein Gewehr niederlegte, „müssen wir das Ding doch in der Nähe betrachten; hollah, zwölf Mann und ein Unterlieutenant in's Boot.“

Die Matrosen zauderten; abergläubische Erinnerungen hatten sich ihres Geistes bemächtigt. Ein alter Schiffmann brummte fast unverständlich Etwas in den Bart, das wie „fliehender Holländer“ klang.

„Haltet Ihr mich zum Besten, dummes Volk,“ schrie der Commandant; „wißt Ihr nicht etwa so gut wie ich, daß der fliehende Holländer nur beim Cap der guten Hoffnung angetroffen wird.“

„Das ist wahr,“ riefen jetzt Alle aus einem Tone.

„Also vorwärts! Hollah in's Boot, und zwar noch schneller, als ich diese Worte hier gesprochen habe.“

Ich verlangte, mit von der Expedition zu seyn, und sprang mit Allen in das Boot. Unsere Ruderer schwammen kräftig gegen das unbekannte Fahrzeug hin, und in fünf Minuten waren wir unter der Puppe, um seinen Namen zu lesen.

Er war in großen weißen Buchstaben geschrieben: La Annunciacion.

Wir stiegen hinauf ganz bewaffnet durch die Stückpforten des Zimmers; Alles war zerbrochen und in Unordnung. Die Kasten waren geöffnet und einige Goldstücke, die in den Winkeln lagen, ließen uns vermuthen, daß das Schiff geplündert worden sey; die große Flagge, blau, gelb und roth und schwere Ketten daneben brachten uns auf den Gedanken, daß wir uns auf einem columbischen Sklavenschiffe befinden.

In dem ganzen Schiffe herrschte dieselbe Zerstörung; wir untersuchten den Raum und die Zwischendecke, ehe wir hinaufstiegen. — Schießpulver, Lebensmittel, Waffen lagen durchnäßt im Raume, und nicht ein einziges lebendiges Wesen zeigte sich unsern Blicken. Jedoch hörten wir über unsern Häuptern ein verworrenes und seltsames Geräusch. Die Luken waren offen, und wir stiegen hinauf, die Pistole in der einen, den Säbel in der andern Hand; aber sobald wir den Fuß auf das Verdeck gesetzt hatten, benahm uns ein Pestgestank den Athem, und das gräßlichste Schauspiel stellte sich unsern Blicken dar. Ungefähr 80 Unglückliche lagen ausgestreckt auf dem Boden, an den Füßen und Händen angenagelt; ihre Leichname, auffallend abgemagert, und in einem Zustande vollkommener Fäulniß und zum Theil aufgefressen von einer unzähligen Menge von Würmern und großen Ratten, die eben jenes seltsame Geräusch machten, welches wir unten gehört hatten. Eine dieser Leichen, die uns der Capitän des Schiffes gewesen zu seyn schien, war längs dem Hauptmaste angenagelt, und unweit von ihm hatte man gleichsam aus wildem Spott eine Tonne mit Zwieback und eine andere mit süßem Wasser hingestellt; der Körper, dessen Brust von der Kugel unseres Capitäns durchbohrt war, war nach vorn gebeugt, als hätte er die Hände losreißen wollen, um nach dem Inhalt der Tonnen zu greifen. Nach der Magerkeit aller Leichname zu schließen, war es wahrscheinlich, daß die Mannschaft lebendig angenagelt worden war, und dann vor Hunger gestorben ist; die Beine des Capitäns waren von den Ratten bis an die Knie abgefressen, und die Knochen entblößt.

Von Schrecken ergriffen, wußten wir nicht, wen wir dieser abscheulichen Grausamkeit anklagen sollten, als ein Matrose, der unten geblieben war, uns eine Flasche brachte, die er in einer Schublade

gefunden hatte. Wir zogen ein Papier heraus, worauf in englischer Sprache Folgendes stand:

„Den 27. December 1812 in den Gewässern von Puerta mayor de las Esmangas begegnete der Capitän W....z, Commandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet dem columbischen Sklavenschiff La Annunciacion. Zu Folge der englischen Gesetze über den Sklavenhandel befahl der Commandant des Hamlet, die ganze Mannschaft gefangen zu nehmen, welche sich in einem Zustande völliger Trunkenheit befand. Als er jedoch in dem Raume des Sklavenschiffes die Leichname zweier Engländer fand, die man nicht Zeit gehabt hatte, in's Meer zu werfen, und daneben viele Waaren, welche dieser Nation geraubt waren, so hat der Commandant des Hamlet Vergeltungsrecht geübt. Er ließ die Mannschaft auf ihr Deck nageln, und übergab sie den Winden mit offenen Segeln.

In See, den 27. December 1812.

Der Capitän,
Commandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet,
W....z.“

So hatten die Unglücklichen, ein Spielzeug der Winde und des Sturmes, auf offener See herumgeirrt, und ein seltsamer Zufall sie durch die Meerenge von Gibraltar treiben lassen.

Auf Befehl unseres Commandanten wurden die Leichname losgenagelt und in altes Segeltuch gewickelt. Den Capitän nähte man in seine columbische Flagge ein, und bei Sonnenuntergang senkte man Alle unter Kanonendonner in's Meer.

Die Annunciacion wurde angezündet und brannte die ganze Nacht; beim Anbruch des Tages begruben sie die Wellen.

Einige Tage hierauf lief die Brigg le Cuirassier in den Hafen von Smyrna ein.



Die Rache eines Gatten.

Von der

Herzogin von Abrantes.

(Aus dem so eben in Paris erschienenen ersten Theile der Mémoires sur la Restauration, die bedeutendes Aufsehen machen, theilen wir unsern Lesern folgenden Zug mit, der den edeln Charakter eines jüngst verstorbenen, allgemein verehrten Monarchen in einem schönen Lichte erscheinen läßt.)

Im Jahr 1809 oder 10 lebte in Wien ein Mann, dessen vornehme Stellung in der Gesellschaft ihm ein hohes Ansehn gab. Der Graf von *** war stolz auf seinen Adel, und oft erwähnte er, daß derselbe noch nie eine Verdunklung erlitten habe.

Der Graf von *** verheirathete sich; er nahm eine junge schöne Frau, deren Herz und Seele vielleicht Ansprüche auf ein glücklicheres Loos machen konnte, als auf die adelige Eitelkeit, und jene stete Centralisation nach einem Punkte hin: die Ehre des Hauses!

Die Frauen sind eben so besorgt, wie die Männer für die Erhaltung der Reinheit eines schönen Namens; wenn man sie aber stets daran erinnert, so zwingt man sie, daran zu denken, daß sie in dieser Welt leben, um sich auch andern Genüssen hinzugeben, welche die harten und ungeselligen Forderungen des Ahnenstolzes ihnen verweigern. Auch diese Frau wurde bald unglücklich, und fühlte es tief; ihr Leben wurde eine Hölle. Der Graf, immer kalt und abgemessen, lebte nur der Hoffnung, einen Erben seines Stammes zu haben. Die Gräfin erfuhr es von ihm selbst, und belauschte nie ein anderes Wort oder einen Blick, der in ihrem Herzen einen liebenden Gedanken, ein Gefühl von Liebe gesucht hätte. Ein solches Daseyn wurde nur zu bald zu einer Kette schmerzlicher Tage, ohne Zukunft und ohne Hoffnung. Nur einen Weg gab es für diese junge Frau, um dem Tode zu entrinnen, den ihr die Last eines zu heftigen Kummers gewiß bereitet haben würde. Die Unglückliche folgte diesem Pfade. Sie liebte! Sie

war glücklich, oder sie besaß doch mindestens den Schein des Glücks, und während einiger Monate, vielleicht einiger Jahre fand sie sich mit dem Unglück ab. Es ist aber ein unerbittlicher Gläubiger, und seine Stunde kommt gewiß. Der Graf von *** erfuhr das arge Geheimniß, und diese Beleidigung konnte er nicht vergeben. Zwei Schlachtopfer erkor sich seine Rache: das eine blieb in dem Duell, wozu der Graf es gefordert hatte; die Bestrafung des andern sollte schrecklicher, als der Tod seyn. Indem die Gräfin den Tod eines Wesens erfuhr, welches ihr Daseyn verschönt und sie erst zu leben gelehrt hatte, dachte sie zuerst daran, ihm zu folgen; aber sie war wirklich schuldig, und Gott erlaubte es daher, daß sie gestraft werde.

Bald sah man die Gräfin nicht mehr öffentlich; sie sey krank, hieß es; sie nahm keinen Besuch an, und kurze Zeit darauf verschwand sie gänzlich aus der Welt. Man gab vor, daß sie zu ihrer Genesung auf einem der Schlösser ihres Gatten wohne; einige Tage sprach man davon, dann dachte Niemand mehr daran. Und doch war sie schön und jung, und die Welt liebte sie; aber die Welt liebt nur die, welche sie unterhalten und bei ihren Festen gegenwärtig sind.

Während man sie so vergaß, lebte diese unglückliche Frau, um ein Daseyn mit glühenden Dornen zu empfinden. Eines Morgens war sie im Narrenhause erwacht. Zuerst glaubte sie, unter dem Einflusse eines höllischen Traumes zu seyn. Sie kniete nieder und betete. Sie glaubte, daß Gott ihr eine noch stärkere Last auferlegt habe, und doch hatte der Tod schon die größte Hälfte der Strafe auf sich geladen. Arme junge Frau! war es denn nicht genug, den zu beweinen, den Du liebtest, den seine Liebe am Morgenroth seiner Tage in den Sarg gebettet hatte. Mußtest Du ihn noch beweinen an diesem abscheulichen Orte, wo das Wuthgeschrei der Wahnsinnigen der sanften Klage Stillschweigen auferlegte, die sich aus dem gebrochenen Herzen der jungen Frau hervordrängte. Sie war todt für die Welt. Ihr eigenes Gespenst vor der entsetzlichen Perspective einer Zukunft ohne Sonne und ohne Freude. So sah diese unglückliche Frau zehn Jahre dahin fließen. Sie beklagte sich nicht mehr; was hätte die Klage ihr genützt? Schon lange hatte sie die Gewißheit, daß eine solche Klage nur ein leerer Schall war, der sich an den Wänden ihres Kerkers brach. Auf die rührenden Worte, welche sie an ihren Wächter richtete, antwortete er mit einem spöttischen Lächeln, dessen Kälte ihr Herz still stehen machte, er sagte zu ihr: Sprich nicht so, Du bist ja wahnsinnig; schweig still!

Und die Unglückliche schwieg! Manchmal gingen Neugierige an ihrer Zelle vorüber, und sprachen laut von ihrem schönen Wuchs, von

ihren immer noch anmuthigen Gesichtszügen. Dann hob sie den Kopf, und ihr Blick dankte der mitleidigen Stimme, die so mild sprach an diesem Orte der Thränen und der Verzweiflung.

Eines Tages betrachtete sie ihr Wächter mit einer Art von Theilnahme. Sie wurde davon überrascht. Am andern Morgen bezeigte er ihr eine Sorgfalt, die ihm bis dahin ganz fremd gewesen war. Zwei Tage darauf kam ein Vorsteher der Anstalt in ihre Zelle, und sprach mit ihr. Endlich, eine Woche später, erklärten die Aerzte, die man bis dahin nie bis zu ihr kommen ließ, daß die Frau Gräfin von *** gänzlich hergestellt sey, und daß sie das Haus verlassen dürfe.

Graf von *** war gestorben!

Nachdem sie zehn Jahre in diesem Grabe zugebracht hatte, wollte die Gräfin nicht wieder in der Welt erscheinen, wo ihre Gegenwart wie ein Gespenst angestaunt worden wäre. Sie schloß sich in einer gänzlichen Zurückgezogenheit ein, und sah nur ihre vertrautesten Freunde, welche wirklich an ihren Wahnsinn geglaubt hatten.

Bald gelangte diese Geschichte zum Kaiser. Sein Herz war vollkommen; seine große Seele erfüllt von Tugend und Gerechtigkeit, und vor Allem war seine Rechtschaffenheit von einer unübertroffenen Strenge. Als er den eben erzählten Vorfall erfuhr, machte er ihn wahrhaft unglücklich. Wie? rief er aus, solche Ungerechtigkeiten werden unter meiner Herrschaft begangen?

Noch an demselben Tage lud ein sehr gnädiges Handbillet die Gräfin von *** auf den Abend in die kaiserliche Burg.

Eine solche Einladung war ein Befehl. Die Gräfin antwortete ehrfurchtsvoll, daß sie dem Gebote Sr. Majestät nachkommen werde.

Um 9 Uhr Abends verfügte sich die Gräfin, in Trauer gekleidet, und in einen langen schwarzen Schleier gehüllt, nach der kaiserlichen Hofburg. So bald sie erschien, wurden die Thüren geöffnet, und man geleitete sie in das Cabinet des Monarchen, der allein war.

„Madame," sagte er, indem er auf sie zuging und sie bei der Hand nahm, um sie nach einem Lehnsessel zu führen, „Sie sehen einen recht unglücklichen Mann vor sich. Ist es denn wirklich wahr, daß Sie das Opfer einer so schreienden Ungerechtigkeit gewesen sind, die sich an eine Sie betreffende Geschichte knüpft?"

Die Gräfin verbeugte sich. Dem Kaiser entfuhr ein schmerzlicher Ausruf. Dann verlangte er einige nähere Umstände zu erfahren.

Die Gräfin ertheilte sie ihm klar, genau und wahrhaft. Während sie ihre traurige Erzählung beendigte, war der Kaiser sehr niedergeschlagen. Endlich sprach er:

„Frau Gräfin, ich bin zu Ihren Diensten; Sie können Alles von mir erwarten. Was verlangen Sie, um die Kränkung gut zu machen, die Sie erduldet haben?“

Die Gräfin senkte die Augen, und antwortete nicht.

„Sprechen Sie es aus, Madame, ich werde Ihnen nichts abschlagen. Wollen Sie eine Gnade, so sind Ihr Monarch und seine Räthe erbötig, ihre Unwissenheit dadurch gut zu machen. Wollen Sie Vermögen, so soll das, was ich persönlich besitze, Ihrem Wunsche entsprechen; denn es wäre nicht gerecht, daß der Staat meinen Fehler gut mache. Also sprechen Sie frei, Madame, was wünschen Sie?“

„Einen Paß in's Ausland, Ew. Majestät.“

Der Kaiser rieb sich die Stirn.

„Ich habe Ihnen gesagt, Madame, daß Sie mit mir schalten können; also noch einmal: was wünschen Sie?“

„Einen Paß, Ew. Majestät.“

„Ich sehe, Sie sind grausam, Sie wollen nicht mehr in den Staaten eines Monarchen wohnen, der eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, wie das an Ihnen verübte, ungestraft begehen läßt. Aber ich wußte es nicht, und Niemand wußte es von denen, die mir nahe stehen. Seyn Sie nicht so hart gegen mich, und überlassen Sie mich nicht Gewissensbissen, die nichts beruhigen kann, wenn Sie mein Reich verlassen haben. Sagen Sie mir, was Sie wünschen.“

„Einen Paß, Sire!“

Und bei diesem dritten Male lag in der Stimme der Gräfin ein so bestimmter Entschluß, daß der Kaiser nachgab.

„Nun wohl,“ sprach er, indem er aufstand und tief seufzte. „Sie sollen Ihren Paß haben. Aber Sie bestrafen mich grausam, Madame.“

Man erneuerte die Versuche bei der Gräfin, ohne damit glücklicher zu seyn. Sie wollte das niemals annehmen, was sie den Preis der Thränen nannte.

Ich will, daß mir das Recht bleibe, mich zu beklagen, sprach sie in der gereizten Bitterkeit ihres Herzens, denn diese Frau, die gut und sanft vor ihrem Unglück gewesen war, wurde nun grämlich und finster, und vielleicht selbst ungerecht gegen Alles, was sie umgab. Sie seufzte und weinte über ihr jung dahin gemähtes Leben, das den Wächtern eines Narrenhauses als Beute gefallen war. Der gute Kaiser konnte nichts mehr gut machen, obgleich er eben so wenig davon gewußt, als Graf Stadion, sein erster Minister.

Die Gräfin von *** verkaufte ihre Güter, und verließ Oestreich, um sich in einem neuen Vaterlande niederzulassen.

Wenige Stunden einer Nacht.

N o v e l l e.

I.

Die Sonne war verschwunden; einige Sterne glänzten hernieder aus Wolken, die einen dunkeln Himmel trübten; das Meer war ruhig; leise Winde bewegten es sanft, und die Wellen schlugen dumpf und einförmig an das steile, unfruchtbare und wilde Gestade der Halbinsel von Quiberon. Unweit davon, dem pittoreskesten Punkte der Nieder-Bretagne, zeigte sich den Blicken zur Seite eines Forts, das auf der Höhe lag, eine einsame Wohnung, in ewigem Stillschweigen begraben. Dieß war ein Schloß, das man von Ferne kaum entdeckt haben würde. Hier lebte irgend ein ausgezeichneter Mann, der die Wissenschaften und die Einsamkeit liebte, oder irgend ein alter Edelmann, der sich von dem Hofe Ludwig XVI. zurückgezogen hatte; denn unsere Geschichte trug sich im Jahr 1785 zu.

Diesen Abend zogen zwei Männer auf braunen Pferden an dem dicken Gebüsche vorüber, welche wahrscheinlich aus der eben beschriebenen Wohnung waren. Sie befanden sich bald in einem ebenen, freien Wege, hielten plötzlich vorsichtig und geräuschlos, und ließen ihre Blicke sorglich umherschweifen, als wollten sie die Nacht durchforschen, die sie umgab. Man muß glauben, daß sie nichts entdeckten, und daß sie zu dieser Stunde allein zu seyn wünschten, denn der Eine sprach zu dem Andern:

„Alles geht gut; vorwärts!“

Und beide Pferde rannten nun schnell auf dem Grase dahin, das ihre Schritte unhörbar machte. Die Reiter waren seltsam gekleidet; sie trugen blaue Bauerkittel ohne Gürtel; jener, welcher gesprochen hatte, hatte dazu zierliche Stiefel und ein Beinkleid von schwarzer Seide an. Die Haare waren nicht nach der damaligen Sitte gepudert; sondern

blond und einige Locken flatterten losgegangen im Winde unter einem breitkrämpigen Hut von grauem Filz. Das jugendliche, bleiche Gesicht erhielt von blauen, glänzenden Augen einen tief lebhaften Ausdruck; aber dieser Lebhaftigkeit mischte sich ein Schatten von Schmerz und Entsetzen bei.

Der Andere, jünger als dieser, schien ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt zu seyn; er war fast auf dieselbe Art gekleidet, jedoch von brauner galligter Gesichtsfarbe, den Ausdruck von Härte in allen Zügen. Es zeigte sich in dem ganzen Wesen Beider, daß sie nicht zu der niedrigen Klasse der Gesellschaft gehörten, und in ihrem Benehmen sprach sich zu viel Vorsicht und Klugheit aus, als daß sie nicht ein Vorhaben beabsichtigen sollten, dessen Folgen Besorgnisse erregen könnten. — Nach drei oder vier Minuten nahm der Erste wieder das Wort:

„Und wenn der Marquis von Clunay uns begegnete? Du weißt, daß er das Schloß eine Viertelstunde vor uns verließ."

„Bist Du närrisch, Arthur? Wann hätte Dein Vormund sich wohl jemals das Vergnügen gemacht, Deine Schritte zu belauern?"

Er sprach nicht weiter, das Wort erstickte auf seinen Lippen; er hielt den Zügel seines Pferdes an, und gab seinem Freunde ein Zeichen, dasselbe zu thun.

„Anselm," murmelte er leise.

Und mit der Hand zeigte er auf etwas Schwarzes, das sich nur wenige Schritte von ihnen an einem Kreuzwege fortbewegte. Es war ein Mann, den auch Arthur erkannt haben mußte, denn er schien zu fürchten, ihm zu begegnen. Als er sich im Schatten verloren hatte, sprach Anselm lachend:

„Zum Henker! das war Dein ehrenwerther Vormund."

„Und weißt Du, daß er unsern Weg genommen hat?"

„So müssen wir einen andern suchen; wir durchschneiden die Ebene in gerader Linie, und in weniger als fünf Minuten werden wir dort seyn."

Arthur antwortete nichts, aber sein Pferd setzte über die Wiese, seinem Freunde nach, und beide junge Leute setzten ihr Gespräch, trotz der Eile ihres Rittes, fort.

„Wo geht der Marquis hin?" fragte Anselm.

„Das ist mir gleich, ich werde ihn nicht mehr wiedersehen! Meine Zukunft trennt mich von ihm. Ich entferne mich von seiner Wohnung, um nie wieder dahin zurück zu kehren. Allein werde ich meine Louise besitzen; wir fliehen, und morgen sind wir nicht mehr in der Nieder-Bretagne; in acht Tagen werden wir Frankreichs Süden

erreicht haben, und in drei Wochen werden wir nicht mehr in Frankreich seyn.“

„Um nie wieder dahin zurück zu kehren.“

Jetzt entstand eine augenblickliche Pause. Die Pferde ließen vom scharfen Trabe nach, und Anselm knüpfte die Unterhaltung wieder an.

„Du liebst sie wohl recht sehr?“

„Wer sollte sie nicht lieben?“ erwiderte Arthur mit tief bewegter Stimme. „Ist sie nicht schön, arm, treu, die sittsame Tochter eines Fischers, die nur noch eine Mutter hat, deren Vater im Sturm umkam, deren Hoffnung und Glück nur in meiner Liebe ruht?“

„Aber diese Liebe wird von der Welt verdammt.“

„Die Welt! Ich kümmere mich nicht um ihren Ausspruch, denke stets daran, daß ich ihr entfliehe, und daß ich mich in einer Wüste verbergen will.“

Hier brach die Unterredung ab. Sie waren bei einer elenden Hütte angelangt, die unter Gebüschen versteckt lag. Arthur stieg ab, und sagte zu seinem Freunde:

„Führe die Pferde hinter das Haus, dort sollst Du auf mich warten. Ich komme nicht allein; denn sie versprach mir, zu folgen.“

Anselm ging stillschweigend seitab.

Arthur stieß leise die Thür der Hütte auf, und befand sich in einem Zimmer, das von einer Lampe mäßig erhellt war. Auf einem Stuhl, neben einem ärmlichen Bette, schlummerte eine Frau, deren gefurchtes Gesicht Schmerzen und Kummer verrieth; neben ihr stand nachdenklich ein junges Mädchen, das jetzt plötzlich den Kopf erhob, denn eine Stimme flüsterte:

„Louise!“

„Arthur, ich wartete auf Dich!“ rief sie, ihm freudig entgegen eilend und mit beiden Armen seinen Nacken umschlingend.

II.

Der Graf von Rainsy war nur zwanzig Jahre alt in dem Augenblicke, wo diese Begebenheit sich zutrug; es war drei Jahre vor dem Zeitpunkte, daß er in die glänzende große Welt geschleudert, in den Kreis aller ihrer Reizungen trat, welche die Schritte eines jungen Menschen bei seinem ersten Erscheinen in der Gesellschaft nach allen Seiten hin beengen. Dem Scheine nach schwach, aber mit einer starken und reinen Seele begabt, überließ er sich dem Hange zur Melancholie, die jedoch nur in einem ersten und unbestimmten Gefühl der

Liebe ihre Quelle hatte; ein immerwährendes Hinneigen seines Herzens zu einem andern Herzen verzehrte sein Daseyn, und wuchs von Tag zu Tag so sehr, daß dadurch der Marquis von Clunay, sein einziger und wahrer Freund auf der Welt, beunruhigt wurde. Arthur war eine Waise, ohne Familie, und hatte in ihm nicht nur einen Vormund, sondern einen Vater gefunden. Der Marquis war stolz ohne Gränzen, streng bis zur Unmäßigkeit; die einzigen Fehler, die man ihm vorwerfen konnte. Sein Mündel war zu jung und zu exaltirt, um ihn zu verstehen, und empörte sich daher gegen eine Vormundschaft, welche ihm drückend und ungerecht schien; deßhalb war ihm seine ganze Umgebung trüb, langweilig, farblos; er hatte alle seine Illusionen mit sich in die Welt genommen, und mußte einige scheitern sehen an Hindernissen, die so gewöhnlich im Leben sind, die ihm aber wie ein verhängnißvolles Geschick erschienen. In dieser moralischen Stimmung verließ er die Welt mit Verachtung, und schwur, sein Leben fortan ungekannt in Ruhe hinzubringen. Er floh daher in sein altes väterliches Schloß auf der Halbinsel von Quiberon. Dorthin folgte ihm nur einer seiner Freunde, Namens Anselm, ein junger Mensch, von dem wir hier nichts mehr sagen wollen, als daß seine unordentliche Lebensweise ihn aus den Salons der Hauptstadt verbannt hatte. — Deßhalb zog sich auch der Marquis von Clunay nach diesem entfernten Besitzthum zurück, um seinen Mündel nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Arthur ritt oft auf der Halbinsel spazieren. Eines Abends fand er auf dem Wege ein junges Mädchen, dessen Schönheit ihn lebhaft ergriff; er fragte sie um ihren Namen, den sie ihm verbergen wollte. Er folgte ihr in ihre Wohnung, und erfuhr dort, daß sie Louise heiße und die Tochter der Wittwe Mulson sey; sie schien ihm krank und arm, und seine Börse gleitete in die Hand dieser Unglücklichen.

Er kam oft hieher, von der sanften und reinen Schönheit des Mädchens angezogen; er liebte sie, wie er bis dahin noch nicht geliebt hatte.

Noch blutete sein Herz von allen Täuschungen, die er in der Welt erfahren, und es beglückte ihn, seine Seele an dieser stillen Leidenschaft erheben zu können, die wachsen und gedeihen sollte, wie jeder einzige, einsame Gedanke, der nur in sich selbst Nahrung findet. Er verehrte Louise bis zur Verachtung der übrigen Welt, bis zum Vergessen seiner Pflicht, der Freundschaft und Religion, um sich ganz allein ihr hinzugeben; er schwur, daß sie sein Weib werden sollte, und das demüthige Geschöpf dankte ihm mit gefalteten Händen und betete zum Himmel. Er begriff jedoch, daß die Gesellschaft, die er verfluchte,

ihm nie diese Heirath vergeben würde; er wußte, daß der Marquis von Clunay ein unübersteigliches Hinderniß sey. Daher wollte er nach einer unbegränzten Unabhängigkeit greifen; er entschloß sich, Frankreich zu verlassen. War die Wüste mit ihr nicht eine Welt? Er wußte das einfache Mädchen so vertraut mit seinen Ideen zu machen, daß sie begeistert einwilligte und ihm versprach, dorthin zu gehen, wohin sie Arthur führen würde.

III.

Als Arthur bemerkte, daß die Mutter des Mädchens schlief, sagte er leise, indem er Louise in seine Arme preßte:

„Wir sind frei, Louise! Wir haben nichts zu fürchten, denn wir sind reich; in fünf Tagen erhalte ich in Paris eine Summe von 200,000 Franken, die man mir vorstrecken wird. Deiner Mutter sende ich 50,000 davon; das wird ihr genug seyn, wie ich denke.“

Das Mädchen blieb in Arthur's Armen und wendete das Gesicht traurig ab, senkte seinen Kopf, und schien nachzudenken.

„Mein einziger Freund, Anselm,“ fuhr er fort, „wird uns begleiten; er erwartet uns, folge mir, Louise.“

Er wollte das arme Kind fortzerren, aber sie leistete ihm einen sanften Widerstand, indem sie einen Blick auf ihre schlafende Mutter warf.

„Nun, was hast Du?“

„Es ist so traurig, seine Mutter verlassen zu müssen. Ach, mein Freund,“ fuhr sie dann weinend fort, „laß uns hier bleiben; man hat mir gesagt, daß ich auf dem Punkte stehe, ein Verbrechen zu begehen.“

„Und wer sagte das!“ rief Arthur mit unterdrücktem Zorn.

„Ein guter und mitleidiger Mann, der mich wie ein Vater behandelte; ein Mann, der uns besucht, um uns Hülfe zu spenden. Ohne ihn würde meine Mutter schon vor Hunger gestorben seyn.“

„Sein Name?“

„Ich darf ihn nicht nennen. Er hat es verboten, und ich muß ihm gehorchen.“

„Und mir kannst Du ihn verbergen, mir? Du liebst mich also nicht mehr?“

„Mein Arthur,“ seufzte sie, indem sie sich an seinen Hals hing, und ihm die Stirne küßte. „Ich sollte Dich nicht lieben? Vergißt Du, daß das Meer nahe ist, und daß ich mich schon hineingestürzt hätte, wenn Du nicht meine Seele erfülltest!“

„So sagtest Du mir gestern, Louise, und schwurst hoch und theuer, mir zu folgen. Komm!“

„Nein, laß mich, laß mich hier!“ schrie sie, indem sie Arthur zurückstieß. „Ich kann meine Mutter nicht verlassen.“

„Es ist spät, wir müssen fort!“ rief der junge Mensch, indem er das laut schluchzende Mädchen aufheben wollte, das auf die Kniee gestürzt war. — In diesem Augenblicke erwachte die alte Frau wie aus einem schweren Traume.

„Seyd Ihr es, Herr,“ seufzte sie, indem sie Arthur erkannte .... „Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt; mir träumte, daß ich meine Louise, mein armes Kind, verloren hätte. Es hatte sich ertränkt!“

Sie hielt inne, durch ein leises Geräusch außerhalb der Hütte aufmerksam gemacht. Die Thür wurde aufgestoßen, und ein Mann trat ein; es war der Marquis von Clunay. Arthur bebte und ließ den Kopf sinken. Der Marquis stellte sich vor ihn und maß ihn mit drohendem Blicke. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen; er drückte Louisens Hand und gab ihr ein Zeichen. Frau Mulson und ihre Tochter gingen in ein anderes Zimmer. Arthur blickte auf und zitterte, denn er war allein mit dem Marquis: „Ich weiß Alles, junger Unbesonnener,“ sprach dieser.

„Und wer konnte Sie so gut unterrichten, mein Herr?“ erwiderte Arthur mit bitterer Ironie.

„Was geht das Dich an? Ich habe nur zwei Dinge Dir zu sagen: das erste, daß ich schon lange von Deiner Liebe Kenntniß habe; das zweite, daß ich von Dir verlange, nie mehr bei Louisen zu erscheinen.“

„Verlangen Sie nichts, ich werde nicht gehorchen.“

„Sie werden gehorchen, mein Herr Graf, oder ich lasse Sie frei für immer.“

Der Marquis machte hier eine heftige Bewegung. Er zog eine Pistole aus seinem Kleide hervor und richtete es nach seiner Brust.

„Sie wollen sich für mich tödten,“ schrie der junge Mensch, indem er ihm in den Arm fiel. „Bin ich Ihnen denn so theuer?“

„Unbesonnener! Hat man mir nicht Dein Leben anvertraut, und könnte ich es gleichgültig entehren sehen? Nein, Arthur, das wird, das kann nicht seyn.“

„Aber ich liebe Louise, ich will sie zu meiner Gattin machen.“

„Höre mich an: ich will Dir mein Herz öffnen. Louise ist schön und sanft; ist das aber wohl genug? Wird man Deine Frau nicht verachten, weil sie von dunkler Herkunft ist; Du wirst sie der Welt verbergen müssen um jeden Preis.“

„Ich entsagte der Welt; ich habe ihrer nicht nöthig.“

„Sie aber kann Deiner nöthig haben: Du willst fliehen, Du suchst ein Weib und die Einsamkeit einer Wüste; o über den Egois-

mus eines jungen Menschen! Und Deine Talente sollen vergraben seyn? Will Gott, daß man allein lebe, nur sich, und seiner Brüder vergesse? Es wäre Dir besser, wenn Dir der Tod Deine Geliebte raubte."

„Ich bin überdrüssig der Menschen, und will sie fliehen!"

„Das werden wir sehen."

Der Marquis schien dieses Gespräch nicht fortsetzen zu wollen und entfernte sich von Arthur, um nach dem Zimmer zu gehen, wo Luise und ihre Mutter sich befanden.

Arthur war allein. Die Sprache des Marquis hatte ihn gereizt. Nach einigen Minuten glaubte er draußen verworrene Stimmen zu hören und zu gleicher Zeit entsetzte ihn ein Pistolenschuß. Dann ward Alles still; nur die Seitenthür wurde aufgerissen und Louisens Mutter trat allein zu ihm.

„Sie wollten meine Tochter entführen?" schrie sie drohend und weinend vor Wuth.

„Wo ist sie jetzt?" fragte der arme Arthur voll Schrecken.

„Jetzt ist sie in Sicherheit, Herr Graf."

Und der junge Mensch, der befürchtete, daß Louise das Opfer einer schrecklichen Katastrophe geworden war, stürzte verzweifelnd in das Nebenzimmer, aber er fand es leer: er rief nach Anselm; er lief hinaus. Sein Fuß stolperte über Etwas, das am Boden lag; von Angst getrieben, bückte er sich darnach; es war das Gesicht eines Menschen von Blut überströmt, ein Leichnam! Der ermordete Anselm! Ein Schrei des Entsetzens entfuhr seiner Brust; er ward wahnsinnig. Wer hatte diesen Mord begangen? Wer hatte die Pferde fortgeführt? Und Louise, war sie wirklich entführt worden? Der Verdacht richtete sich nach dem Marquis; er eilte dem Schlosse zu, das er kaum vor einer Stunde erst verlassen hatte.

Keuchend und elend erreichte er seine Wohnung. Er dachte, daß, wenn der Marquis Louise bis hieher geschleppt haben würde, er auch jede Spur, ihren Aufenthalt zu erforschen, vereiteln würde; daher beschloß er, mit Vorsicht zu handeln. In dem Hof des Schlosses waren die Ställe. Hier fand er die beiden Pferde, die man ihm bei der Hütte genommen hatte. Nun blieb es ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Louise hier sey.

In dem Augenblick, da er eine Thür öffnen wollte, vernahm er dahinter zwei deutliche Stimmen, und erkannte Louise und den Marquis von Clunay; er zitterte vor Zorn und Entsetzen; er wollte zu ihnen hinein stürzen, als er aber bemerkte, daß die Thür verschlossen sey, so blieb ihm nichts übrig, als zu horchen. Ungeduldig, die Projecte des Marquis zu erfahren, verlor er nicht ein Wort von der Unterredung.

„Ach," weinte das junge Mädchen, „was wird er von mir denken?"

„Was liegt daran!" erwiderte streng der Marquis. „Arthur ist ein Thor, den ich heute von Dir entfernen mußte. Jetzt irrtest Du schon mit ihm auf irgend einem einsamen Pfade, und weintest um Deine Mutter."

„Und wenn ich denke, daß Sie um meinetwillen einen armen jungen Menschen getödtet haben! Hätten Sie sein Leben nicht erhalten können!"

„Und warst Du nicht Zeuge des Kampfes? Wollte er Dich nicht meinen Armen entreißen? Zuckte er nicht einen Dolch auf mich, ich hatte nichts als ein Pistol, mein Kind! Was hätte ich thun sollen?"

Louise verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und weinte.

„Bald wirst Du nach meinen Gütern in der Normandie gebracht werden; Deine Mutter soll Dich begleiten, und wenn ich Dich einstweilen hier verbarg, so geschah es, um Arthur von Dir entfernt zu halten."

Nach diesen Worten verließ der Marquis das Mädchen, um die Befehle zur nahen Abreise zu geben. Louise, voll unterwürfiger Entsagung, gehorchte dem Willen des Marquis, in dem sie nur den Beschützer ihrer Mutter sah. Ein Strom trüber Gedanken umfluthete ihre Seele. — Plötzlich hörte sie ein leises Klopfen an der Tapetenthür und ihren Namen.

„Louise!"

„Arthur," rief das Mädchen aufspringend.

„Oeffne!"

„Großer Gott, Arthur!" schrie sie verwirrt, und durchlief das Zimmer, als wenn sie fliehen wollte.

„Oeffne!"

Louise antwortete nicht; sie war fast nicht mehr bei Sinnen.

„Oeffne mir, oder ich tödte mich," fuhr der junge Mensch wüthend fort.

Louise sprang zur Treppe, betäubt und zitternd vor Liebe und Angst. Er trat ein, bleich, aufgelöst, mit glühenden Blicken; so stand er ihr gegenüber.

„Louise, armes Kind!"

Sie warf sich halbtodt in seine Arme.

„Warum kommst Du?" fragte sie. „Willst Du uns verderben!"

„Ich hätte mich getödtet, hätte ich Dich nicht sehen dürfen."

„O mein Arthur! Fliehe jetzt, da Du mich gesehen hast," rief das Mädchen mit verstelltem Lächeln. „Fliehe, denn ich habe geschworen, Dich zu verlassen."

„Und ich," rief Arthur mit drohender Stimme, „ich habe geschworen, Dich nie zu verlassen, und ich verlasse Dich auch nicht. Ich werde mit Gewalt Alles entfernen, was sich meinem Willen entgegen stellen wird. Nur Du sollst mein Weib werden; die Hand, die es versucht, unser Band zu zerreißen, wird erkalten! Du mußt mir folgen!"

Er ergriff Louisens Arm, und zog sie nach der Treppe.

„Erbarmen!" wimmerte sie. „Ich liebe Dich, denn der Gedanke, Dich zu verlassen, zerreißt mein Inneres. Ohne Dich werde ich nicht leben können! Und doch muß es seyn! Wenn ich Deine Frau werde, so raube ich Dir die Achtung der Welt, Du wirst keine Ruhe, keine Freude genießen; es war ein Verbrechen, Deine Schwüre anzuhören. Fliehe, verlaß mich, denke nicht mehr an mich!"

„Louise!"

Arthur war auf's Höchste gereizt. Noch einmal umfaßte er Louise, um sie fortzuschleppen. Da öffnete sich eine Thür: Arthur ließ Louise los und wendete sich dem Kommenden entgegen. Es war die dunkle, ernste Gestalt des Marquis.

„Arthur, fort von hier!" donnerte er ihm entgegen.

Der junge Mensch wollte antworten; sein Gesicht zeugte von seiner innern Empfindung; aber er erblickte außerhalb des Zimmers an einem Fenster Louise mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte. Ein Schritt weiter und sie stürzte in den Abgrund.

„Louise!" rief Arthur, indem er zu ihr hinlief.

„Leben ohne Dich kann ich nicht," erwiderte sie schluchzend.

Und wie Arthur schon die Hand nach ihr ausstreckte, um sie zu ergreifen, schwang sie sich zum Fenster hinaus und fiel in die finstere Nacht, wo sie verschwand, während ein verhallender Schrei gehört wurde. Auch Arthur antwortete mit einem Schrei, und wollte ihr folgen, aber eine Eisenhand hielt ihn auf, und brachte ihn in das Zimmer zurück. Er warf sich zitternd, vor Schmerz vernichtet, dem Marquis zu Füßen. „O mein Gott!" war Alles, was er mit zum Himmel gewendeten Augen sagen konnte.

„Unbesonnener," sprach der Marquis mit festem Tone, „jetzt sollst Du nicht das Leben verlassen, da Du erst zu leben beginnen wirst. Zwei Personen Deiner Neigung standen Dir im Wege; sie sind todt! Darum muthig voran! Nichts hemmt mehr Deinen Schritt; Du sollst es wissen, junger Mensch, daß das Herz sich stählen muß, wenn man lang und glänzend in der Welt leben will. Wer fest nach seinem Ziele strebt, muß über viele Gräber; dieß ist die elende Nothwendigkeit der Bestimmung des Menschen: morgen vielleicht siehst Du diese Wahrheit selbst schon ein!"

Aus Mainz.

(Fortsetzung.)

Messen, Handel und Gewerbfleiſs

Schon manche Jeremiaden ſind über unſere Meſſen geklagt worden! Wie kömmt's, hat man ſich gefragt, daß an einem Orte, den die Natur für den Großhandel geſchaffen zu haben ſcheint, ſowohl durch ſeine Lage an zweien europäiſchen Flüſſen, als auch wegen der glückſeligen Gegend, die ihn umgibt, beſonders aber wegen des großartigen Unternehmungsgeiſtes und des bedeutenden Reichthums ſeiner Bewohner, daß an dieſem Orte die Meſſen in allen Zeitläuften ſo äußerſt unwichtig bleiben? darauf iſt immer Verſchiedenes geantwortet worden. Die Einen ſagten, ein Meßplatz vertrage ſich nicht mit einem Feſtungsplatze; die Andern ſagten, die reiche Nebenbuhlerin Frankfurt läge uns zu nah auf dem Halſe; die Dritten endlich behaupteten: Eine Meſſe in Mainz ſey ein Unding; die Natur habe unſern Handel auf den Bedarf der Gegend, und auf einige Zweige des Geſchäftslebens beſchränkt, die, im Fall wir ſie zu benutzen wüßten, für immer commerzielle Thätigkeit nach Mainz bringen müßten. Unſer Heil ruht in Frucht und Wein, den vollſaftigen Ergebniſſen unſeres Bodens und unſeres Klima's! Dieſe haben unleugbar Recht! Jedoch würde heutzutage unſere Feſtung gerade nicht im Widerſpruche mit einem Meßplatze ſtehen; denn es iſt bekannt, daß Kriege in Zukunft bei dem ſo ſehr ſich befeſtigenden Gleichgewichte im politiſchen Staatenbunde, bei dem ſich täglich mehr conſolidirenden großen Handelsvereine und andern, mannigfachen, großen Unternehmungen für das materielle

Wohl der Menschen, welche Unternehmungen sämmtlich zu ihrem Gedeihen den tiefsten Frieden nöthig haben, daß unter diesen Umständen Kriege Seltenheiten seyn werden, und, wenn sie ausbrächen, weniger störend auf Künste, Handel und Fabriken seyn müßten. Daß aber die Nähe Frankfurts unserer Messe nichts schaden könnte, haben wir in neuerer Zeit an Offenbach gesehen. Wie leicht hätte Mainz das werden können, was Offenbach geworden ist! — Unsere Messen also sind und bleiben große Märkte, berechnet für hiesige und nachbarliche Consumtion. Sie sind erst in der letztern Zeit, durch den Beitritt Nassaus zum großen Zollvereine, um etwas bedeutender geworden, weil nun auch der Rheingau seine Bedürfnisse hier kaufen kann. So unwichtig aber auch unsere Messen in merkantilischer Beziehung, so interessant sind sie in Bezug auf die vielen Sehenswürdigkeiten, die sich jedesmal hier einfinden, und eine Art Satyre auf den nichtsbedeutenden Meßhandel bilden. In der dießjährigen Mainzer Herbst-Messe waren wir namentlich reichlich damit versehn, und mit Vergnügen erinnern wir uns noch der Menagerie des Hrn. Martin, des berühmten Thierbändigers, der gerade hier mit seinen Löwen koste, während ihn englische Journale von Tiegern zerreißen ließen, so wie des herrlichen Wachsfiguren-Kabinetts des Hrn. Brandenburger aus Berlin. — —

Nur in drei Gegenständen ist der Handel zu Mainz höchst bedeutend und hat die Konkurrenz keines Orts zu fürchten. Ich meine den Frucht-, Wein- und Kolonialwaaren-Handel. — Den Fruchthandel anlangend, so wird diese ergiebige Nahrungsquelle für immer an den Hafen von Mainz gefesselt seyn; denn die Umgebung des getreidereichen Landes, die leichte Zufuhr auf dem Maine, Rheine und den herrlichen Kunststraßen, der außerordentliche Absatz nach allen Richtungen Deutschlands und des Auslands, stempeln Mainz zur Fruchtkammer der Nachbarn. Ja, es traf sich vor einigen Jahren, daß ein einziges hiesiges Handelshaus mehre französische Departements mit seinem Fruchtbedarf aus dem Ueberflusse von Franken und Hessen versorgte, und dadurch selbst bis in die ärmsten Klassen Nahrung verbreitete. In der That kann man in so fern unserem Fruchtmarkte eine europäische Bedeutung geben, als in Amsterdam, London, Marseille eben so sehr nach den Fruchtpreisen des Mainzer Markts gefragt wird, wie in kleinern Handelsstädten der Standpunkt der Course zu Paris und London Richtschnur ihrer papiernen Spekulationen wird. Dazu kommt, daß man so eben hier im Begriffe ist, eine kolossale Fruchthalle und Fruchtkeller zu erbauen, wodurch die Waare und die Verkäufer, die uns so schön mit Brod versorgen, geschützt,

und nicht allen Stürmen der Witterung Preis gegeben seyn werden. Bereits hat unser, für alle patriotischen Zwecke beseelter, Stadtvorstand eine große Summe zu diesem Unternehmen bewilligt, und die Genehmigung der Regierung, die eben so wohlwollend als väterlich gegen uns Rheinhessen handelt, wird auch nicht fehlen. — Die zweite, reiche Erwerbsquelle bietet der Weinhandel den Mainzern. Dreißig große Weinhandlungen stehen hier in voller Blüthe. Wie wäre es möglich, daß diese alle Konkurrenz anderer Rheinwein-Handlungen zu Boden drückten, wenn sie nicht den Consumenten bedeutende Vortheile gewährten? Und in der That sind die Verbindungen erstaunenswerth, welche diese Handlungen angeknüpft haben; nach allen Richtungen Europas gehn die Versendungen; die Waare ist rein und vorzüglich und meist billiger, als von andern Orten her. Letzteres namentlich ist leicht zu begreifen. Mainz liegt im Mittelpunkte des Rheingaus und der Pfalz; die hiesigen Handlungen kennen die Momente genau, wann und wo sie kaufen, und es trifft sich gar nicht selten, daß der Winzer den Erlös der Erndte schon lange im Voraus in der Tasche hat, denn der Spekulant wartet die Reife der Trauben nicht ab, ihm genügt schon die Blüthe. Jedes Plätzchen, wo ein guter Tropfen wächst, kennt der Mainzer, und weiß diese Kenntniß zu seinem und seiner Abnehmer Vortheil zu nützen. — Den Kolonial-Waarenhandel betreffend, so leuchtet ein, daß dieser von Belang seyn muß. Außer Cöln und Mannheim befindet sich auf Weit und Breit kein Freihafen zum Depot dieser ausländischen Produkte, und die kleinern Vereinsstaaten der Nähe waren und sind bis jetzt, zumal so lange Frankfurt dem Vereine nicht einverleibt ist, genöthigt, ihre Vorräthe aus dem hiesigen Freihafen zu beziehen. Wir waren Zeugen von den großartigsten Geschäften, welche in allen Mauth-Crisen mit diesen Waaren hier gemacht worden sind; am auffallendsten aber war die Regsamkeit in diesen Geschäftszweigen, als unlängst Nassau wirklich, Frankfurt nur in der Meinung der Menge, dem großen, preußisch-hessischen Handelsvereine beitrat. Unsere über und über angefüllten Magazine waren plötzlich geleert, man zahlte die Waaren gern mit höhern Preisen, wenn sie nur noch schnell genug nach Nassau und Frankfurt eingeführt werden konnten. Ungeheure Summen sind zu dieser Zeit hier gewonnen worden! — Auf diese drei Produktenzweige beschränkt sich der Großhandel zu Mainz; es sind die reelsten Zweige des ganzen Geschäftslebens. Für Papier-Spekulation sind unsere Kaufleute zu solid, und viel zu vernünftig, um ihr Hab und Gut auf die Lauer eines Moments zu setzen! Der Manufaktur-

Waarenhandel ist aber bei uns in der That nur auf Mainz berechnet, und von keinem großen Belang. — —

Für Industrie und Fabrikation wird in Mainz zwar nicht sehr viel gethan; doch zeichnet sich Manches in der Beziehung aus. Die Kunstschreinerei z. B. hat im Auslande einen großen Ruf. Die Möbel der Mainzer Schreiner empfehlen sich durch Stärke und Schönheit der Formen; bedeutende Versendungen davon gehen nach England und Holland. Unsere inländischen Bäume, Rüster, Nuß- und andere Obstbäume, und die gemaserten Wurzeln einiger Waldbäume liefern dazu das vorzügliche Material. — Zwei bedeutende Chaisen-Fabriken blühen unter der Leitung der Herren Gastoll und Bordello. Höchst geschmackvoll und dauerhaft sind ihre Arbeiten; sie werden sehr gesucht. — Viele große Gerbereien existiren hier; denn die Nähe der Eichenwälder kommt diesen sehr zu statten, und wir haben hier mehre Leder- und Saffian-Fabrikationen, die viele hundert Arbeiter beschäftigen. Der Absatz ist meist nach Norddeutschland. — Schotts Musikalien-Handlung, verbunden mit einer Fabrikation musikalischer Instrumente ist bis nach Amerika wohl bekannt; dieß Geschäft hat eine seltene Ausdehnung, die Waaren dieser Leute werden sehr gepriesen. — Sogar Schuh-Fabrikationen von großer Bedeutung haben wir hier; alle Messen werden damit versehen, und ganze Schiffsladungen nach der neuen Welt versendet. Die Werkstätten unserer Meister vom Leisten sind übervölkert, sie verdienen Fabriken genannt zu werden. — In Oel und Fabrikaten ähnlicher Bedürfnisse wird Unglaubliches in Mainz gethan, und es gab hier eine Zeit, wo die Geschäfte in Oel die umfangreichsten waren. Man sieht aus dieser nur oberflächlichen Skizze, daß auch außer dem Großhandel noch reiche Quellen des Erwerbs und des Wohlstandes für Mainz vorhanden sind, aus denen seine fleißigen Bewohner schöpfen können. —

Am Schlusse dieses Bildes darf ich nicht vergessen, noch zwei Hauptquellen unseres Wohlstandes anzuführen. Ich meine den Zusammenfluß der Rhein-Reisenden, und die Garnison unserer Bundesfestung. Wer sich einen Begriff machen will von den zahlreichen Fremden, die fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber zur Sommerszeit unsere Gasthöfe wahrhaft belagern, der muß selbst das alte Maguntium, diese neue und vorzügliche Station der Rheinreise, besuchen. Ungeheuer ist der Andrang, und zwar nicht allein von Engländern, wie man behauptet hat, obwohl die Bewohner Albions fleißige Gäste in Mainz sind! Vieles vereinigt sich, um diesen

Zusammenfluß von Fremden zu begründen. Der Rheingau, die Taunusbäder, die so wichtigen und zahlreichen Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit, und besonders das Gesammtbild unserer schönen Gegend, dieses Edens von Deutschland, alles das sind Magnete, die die Fremden anziehen und fesseln. Der Rheinreisende kann nicht im Fluge aus unserer lebensfrohen Rheinstadt kommen; vieles ladet ihn ein, einige Tage hier zu verweilen. Die Dampfschifffahrt hat diesen Zudrang von Fremden noch vielfach verstärkt; man muß reisen, man kann dieser guten Gelegenheit nicht widerstehen! Da bringen uns denn täglich die Dampfböte des Ober- und Niederrheins eine Fülle von Fremden; unsere großen Gasthöfe am Rheine (rheinischer Hof, holländischer Hof, Rheinberg) vermögen nicht, diesen Segen ganz zu fassen; sie sind genöthigt, die Fremden in Wohnungen der Stadt unterzubringen, und verschaffen dadurch auch Andern Nahrung. Die großen Gasthöfe in der Stadt selbst (Kaiser, drei Kronen, englischer Hof, weißes Roß ꝛc.) sind nicht weniger zahlreich besucht; doch jetzt mehr von Städtern als von Fremden. — Von unserer Garnison nur ein Wort. Jeder sieht ein, wie wichtig eine Truppenmasse von 15,000 Soldaten für den commerziellen Verkehr aller Klassen der Einwohner einer Stadt, wie die unsrige ist, seyn muß. Viele Millionen strömen von auswärts, durch diese östreichische und preußische Besatzung, in unsere Pforten ein; dieß Verhältniß begründet den Wohlstand unserer Mittelklasse, und theilweise auch unserer Umgegend, welche die Erzeugnisse des Bodens an diese Consumenten absetzt. Unsere Festung ist uns im Augenblicke eine Goldgrube; die Julirevolution hat in der Beziehung indirekt vortheilhaft auf uns gewirkt, indem durch sie unsere Garnison sich so sehr steigerte. Möge dieß Verhältniß ein dauerndes seyn! Das ist ein kurzes Bild unserer commerziellen und industriösen Lage. Jedem Unbefangenen muß einleuchten, daß wir Mainzer Ursache haben, mit dieser Lage zufrieden zu seyn! —

Frauen-Verein.

Anmuth und Milde sind die Hauptzüge der Mainzer Damen; ihre Liebenswürdigkeit wird erhöht durch das heitere Naturell der Rheinlande, so wie durch ein gewisses offenes, freies, ungezwungenes Wesen; Gaben, wodurch die Conversation mit diesen Damen einen eigenen Reiz erhält. — Wir wollen jedoch in den Rahmen dieses Bildes nur einen Zug dieser holdseligen Geschöpfe aufnehmen, die Milde nämlich, wie sie sich in diesem so äußerst wohlthätig wirkenden Frauenverein äußert. Fragt man nach dem Alter dieses Instituts, so antwortet uns die ungeschmückte Sprache des Elends in rührenden Worten, daß dasselbe nun schon fünfzehn Jahre die schmerzlichsten Wunden lindere, das geheimste Weh entdecke und entferne, die häßlichsten Blößen der Armuth mit dem lieblichen Gewande zärtlicher Gefühle umhülle; daß diese Anstalt die nie wankende Stütze sey, woran die darbende Unschuld sich lehne, die Trostesquelle für alle Entbehrungen, Sorgen und Bekümmernisse! In der That, unser Armenwesen erhält erst durch diese zarte Frauensorge jenes Gepräge frommer Liebe, welche unsere Spenden für uns selbst zur wahren Wollust umschafft! — Die Organisation dieses Mainzer wohlthätigen Frauenvereins ist musterhaft. Er hat sich zur Aufgabe gestellt: die Unterstützung und Verpflegung weiblicher Kranken, Wöchnerinnen und sonstiger weiblichen Dürftigen; ferner Bekleidung und Erziehung armer Mädchen in und außer der öffentlichen Armenschule, und Sorge für das ehrliche Fortkommen der Herangewachsenen; endlich soll sich daran, um das Werk zu krönen, eine Verbesserungs-Anstalt für weibliche Dienstboten reihen, ähnlich dem Magdalenen-Hospital in London, worin Mißtreß Frey so wohlthätig und erfolgreich wirkt. Das ist wahrlich eines weites Feld zur Einhüllung jener edeln Saat, die zum Fommen der Menschheit emporsprossen soll! Auf dem dornenvollen Pfade des Lebens kenne ich keinen schmerzlicheren Anblick, als den, welchen die Betrachtung unglücklicher, verlassener Frauen gewährt! Diesen Armen fehlt meist die physische und sittliche Kraft zur Bekämpfung des Mißgeschickes, und leider zu oft unterliegen die edelsten Keime des weiblichen Herzens unter der Bürde unverschuldeten und unabwendbaren Elends! Greift hier ein edler Frauenverein mit kräftigem, helfendem Arme in das Rad des Geschickes, so kann oft der trostloseste Zustand eines schwachen Geschöpfes abgewehrt, und das Zermalmtwerden einer Tugend leicht, sehr leicht verhütet werden! Hier ist der Punkt, wo das zartfühlende Frauenherz und das tiefer blickende Frauenauge unendlich heilsamer fürsorgend wirken kann, als der noch

so gute Wille der Männervereine, und wir könnten gar belehrende Beispiele von aufrecht gehaltener, moralischer Kraft und Tugend durch passend eingeleitete Hülfe von Seiten unseres Frauenvereins erzählen, wäre es uns darum zu thun, dem bescheiden-stillen Wirken dieser Anstalt den Schleier des Geheimen und Verborgenen zu nehmen, der das Wohlthun so reizend macht! —

Die Mitglieder des Vereins, mehre Hunderte, theilen sich in Befördernde und Wirkende. Erstere sind die Unverheiratheten und Diejenigen, welche bloß mit den Erzeugnissen ihrer Hand- und Kunstarbeit beitragen; Letztere sind Frauen und Wittwen, welche in jeder Beziehung für die Zwecke des Vereins wirken, und denen namentlich die persönliche Sorge für wirkliche Arme und Kranke übertragen ist. Ein edler Wettstreit herrscht zwischen diesen beiden Klassen uneigennütziger Wohlthäterinnen. Wie Jene nämlich sich beeifern, die kostbarsten Erzeugnisse ihres Kunstfleißes um die möglichst höchsten Preise im Vortheil der Anstalt an den Käufer zu bringen, so bemühen sich die Andern, ihre Pflege für die Armen und Kranken möglichst labend, lindernd, tröstend werden zu lassen, damit die Unglücklichen wenigstens von dieser Seite das Leben liebgewinnen mögen. — Die Central-Armen-Commission ernennt für jedes der sechs Stadtviertel eine den Bedürfnissen angemessene Anzahl von Pflegerinnen aus den Mitgliedern des Frauenvereins. Diese bilden in jeder Section das weibliche Pflegeamt, unter Assistenz eines männlichen Pflegers oder eines andern, mit dem Geschäftsgange der Central-Commission vertrauten Mannes. In jeder Section übernimmt eine Pflegerin vorzugsweise die Sorge für arme Kindbetterinnen, die zweite für sonstige weibliche Kranke und unmündige Kinder, die dritte die Aufsicht auf die in den Frei- und Nähschulen sich befindlichen Kinder ihrer Section. — Die Vorsteherinnen der sechs weiblichen Pflegeämter bilden den allgemeinen Vereinsvorstand unter Assistenz eines Consulenten der Central-Armen-Commission und unter Direction einer Obervorsteherin, welcher ein Sekretär der Central-Commission zur Abfassung der Protokolle und der Correspondenz des Vereins beigegeben ist. — Die Versammlungen finden sowohl bei den Sections-Pflegeämtern, als auch bei dem allgemeinen Vereinsvorstand zweimal in jedem Monate so statt, daß die letzteren den ersteren einige Tage nachfolgen, wodurch die Uebersicht der Wirksamkeit erleichtert wird.

Die Fonds dieses Vereins sind reichlich bedacht; es fließen in dieselben gewisse Summen aus der Central-Armen-Commission, dann die Geldbeiträge der befördernden Mitglieder, endlich die Einnahmen, welche durch den Verkauf und die Verlosung der Handarbeiten, durch

Liebhaber-Concerte u. s. w. erzielt werden; endlich auch die vielen Geschenke edler, patriotischer Menschenfreunde, denen es darum zu thun ist, ihre Wohlthaten an die Würdigsten ertheilt zu sehen. — Bedarf eine Arme, Kranke oder Verlassene Unterstützung, so wendet sie sich zwar zuerst an die Central-Armen-Commission, diese aber verweist an die Obervorsteherin des Vereins, welche alsbald die Dürftige ihrer Bezirkspflegerin empfiehlt, von welcher auf der Stelle für die passende Unterstützung gesorgt wird. — Bei jedesmaliger Aufnahme eines Mädchens in die Frei- oder Nähschule wird der Vorstand des Frauenvereins wegen der statutenmäßig von der betreffenden Bezirkspflegerin zu übernehmenden Aufsicht benachrichtigt. Diese unterzieht sich mit allem Eifer dieser heiligen Funktion. — Im Mai jeden Jahres erhalten die Mitglieder von der Obervorsteherin Einladungsbriefe zu Beiträgen an Arbeiten und Stoffen, und nun beginnt eine Thätigkeit unter diesen Wohlthuenden, welche die schönste ist, dem sich weiblicher Fleiß hingeben kann. Diese Handarbeiten werden dann im Spätherbst auf den Altar der Menschheit niedergelegt, und in der schlimmen Winterszeit kommen diese Opfer der Armuth gar herrlich zu Nutze! Heilig ist das Band, das diesen Frauenverein zusammenschließt; es heißt — Menschenliebe!





Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Breslau, 26. Nov. *)

Ich wünschte, Breslau wäre ein großer Saal, ich ein Künstler, wie der Concertmeister Müller aus Braunschweig, diese Zeitung eine Geige und die vorliegenden Zeilen ein Tonstück, welches ich auf ihr spielen könnte; wie gerne möchte ich dem geneigten Leser nur einen Theil des Genusses gönnen und gewähren, der mir und allen am verwichenen Sonnabende im Concert Anwesenden in so reichem, kaum geahnten Maße zu Theil wurde, um wie viel lieber Freunden und Bekannten und vor diesen allen noch ganz besonders meinen lieben Schülern.

Ist die Tonkunst mehr als ein bloßes freies Spiel mit Tönen, wie Nägeli behauptet, kann sie, wie ich glaube, dem für sie Ausgebildeten zur verständlichen Sprache, zum lebendigen faßlichen Ausdrucke von Gefühlen und Anschauungen werden, so müssen wir Hrn. Müller zu den beredtesten, gewandtesten, ausgezeichnetsten Beherrschern dieser Sprache zählen. — Es kann und wird mir nicht einfallen, Hrn. Müller lobhudeln oder gar empfehlen zu wollen; dessen bedarf er nicht, sein Ruf steht in ganz Deutschland fest, und auch hier hat er ihn kräftig begründet. Allein es ziemt mir, aufmerksam auf ein Talent zu machen, dessen gehörige Würdigung offenbar in Kunstkenntniß und Geschmack weiter führen, dem Praktiker bedeutender Fingerzeig für den von ihm einzuschlagenden Weg werden muß. Versuchen wir die Eigenthümlichkeiten des Künstlers anzudeuten, so müssen wir zunächst seinen kräftigen, markigen und dabei doch stets angenehmen, in Höhe und Tiefe durchaus gleichartigen Ton in's Auge fassen. Wie der Sänger als Grundlage des Gesanges den Ton sicher ergreift, stets zusammenhält (non distaccar la voce ist die erste alt-italische Gesangsregel) und mit anderen Tönen so fest verbindet, daß ihm jeder von ihnen in allen Abstufungen der Stärke und Schwäche zu beliebigem Gebrauche, in vollkommenster Freiheit unter willkürlicher Beherrschung stets zu Gebote steht, so basirt sich das Spiel des Hrn. Müller auf feste und sichere Führung des Bogens, welche ganz auf Gesangesweise den Saiten ihre Töne entzieht. — Bei der vollkommensten ausgebildeten Mechanik, im Cantabile und legato, in Volatilen und Passagen, in Staccato's, im Auf- und Niederstrich, in Trillern, Trillerketten, Triller-

*) Wir theilen diesen trefflich geschriebenen Aufsatz aus der Breslauer Zeitung mit. Der Verfasser ist Director einer Gesangschule in Breslau; Herr Müller ist einer der ersten jetzt lebenden Virtuosen.

sprüngen, in Contrastrichen der mannigfachsten Nuancirung, in Doppelgriffen, selbst in einer ganz eigenthümlichen Art von Harpeggien, mit springender staccatoartiger Bogenführung auf und ab, stets bleibt der Ton rund und voll, wird niemals ungleich, schrillend, pfeifend oder ponticellartig, wobei er dennoch nach Maßgabe des Ausdrucks verschiedene Färbung erhält. — Musterhaft ist die Tonbildung auf der äußersten Gränze der Höhe bis in's 4 gestrichene e hinauf, auf welchem der Künstler noch ein in Gesangsweise ganz vollkommenes messa di voce zu bilden weiß. — Ueberhaupt ist er ein so vollkommener Sänger, wie man ihn selten findet; alles gewinnt Leben und Ausdruck unter seinem Bogen, überall tritt Sprache und Deklamation hervor. Daher bleibt auch die Aufmerksamkeit des Hörers dauernd gefesselt und wird zu stets wachsender, regerer Theilnahme gezwungen. — Man kann sich kaum etwas Vollkommeneres vorstellen, als des Künstlers Adagio, und begreift aus ihm, wie groß er als Quartettist seyn muß. — Nicht minder geistreich ist sein Allegro: der bekanntesten Form weiß er durch ganz eigene Accente und Stricharten eine neue Seite abzugewinnen, ihr einen ungewöhnten Ausdruck zu geben, ohne dabei nur im Geringsten den Charakter des Ganzen aus den Augen zu verlieren. — Piquant und keck und dennoch voll Anmuth und Grazie ist sein Rondo; in der allbekannten Mayseder'schen Polonaise traten die dürftigsten Gedanken sprechend und prägnant hervor, und von der größten Festigkeit und Stetigkeit im Halten des Charakters zeugten die Veränderungen über Beethoven's Sehnsuchtswalzer, die, immer üppiger in fortgesetztem Kampfe mit immer größern Schwierigkeiten sich entwickelnd, bis zu dem brillantesten Schlusse nicht einen Augenblick des schwermüthigen Ausdrucks entbehrten. —

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß unser Künstler nichts Auffallendes der Art wie Boucher oder Paganini an sich hat; wäre ein Vergleich statthaft, so könnte uns Müller durch seine Genialität der Auffassung, große Correctheit der Ausführung und durch gänzliche Vermeidung aller kleinen Effektmacherei an Lipinsky erinnern, obschon jener uns mehr einen auf italischer Melodie fußenden deutschen Charakter, dieser auf französischer Viotti-Rhodescher Schule fußende Hinneigung zum italischen zu entwickeln scheint. — Wenn die Wiederholung des Ausdrucks eines leider zu früh verstorbenen genialen Mannes erlaubt ist, könnten beide als lebendig gewordenes Geigenthum bezeichnet werden. Von Müller, wie von Lipinsky, kann jeder Künstler lernen, nicht nur jeder Geiger, jeder Musiker; hauptsächlich ist er unsern an guten Mustern so armen Sängern auf's Nachdrücklichste als Vorbild im charakteristischen Beleben der Melodien zu empfehlen. — Wer jemals die trefflichen Haydn'schen oder Mozart'schen Quartette gespielt hat, versuche es, die angedeuteten Melodien, vorzüglich die der Adagios, nach Müller's Art aus eigener Geistesfülle reproduzirend zu formen, und er wird erstaunen, welch eine Quelle goldhaltiger Schätze vielleicht oft unbeachtet an ihm vorüber geflossen ist. — Jede Tonschrift ist durchaus eine unzulängliche, sie kann nur Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, Stärke und Schwäche bestimmt bezeichnen, mit einem Worte, nur das Tonwerk in seinen äußeren Formen dem Auge darstellen. Wer nicht zwischen den Zeilen zu lesen, wer diese nicht zu beleben versteht, dem bleibt sein Inhalt stets verschlossen, und es ist leider nur zu wahr, daß die Tonkunst immer mehr in einen leeren Mechanismus ausgeartet ist, seitdem die Componisten jeden Ausdruck, jede Nuance durch ein Zeichen andeuten wollen, und dadurch das Schaffen des Lebendigen nur verhindern. Wohl müssen wir bei der Trefflichkeit unseres Künstlers auf die Quartett-Aufführungen in Gemeinschaft mit seinen drei Brüdern lüstern werden, und gewinnen durch ihn wohl eine Ahnung jener durch ganz Deutschland berühmt gewordenen Kunstleistungen.

Mosewius.

Literarische Uebersichten.

ESSAI STATISTIQUE

sur les

Bibliothèques de Vienne.

Par Adrien Balbi.

Vienne. Chez Frédéric Volke. 1835.

* Ein werthvolles Werk, dem wir eine sehr genaue Zusammenstellung der in Wien vorhandenen literarischen Schätze verdanken. Es finden sich überall in dieser Schrift nützliche statistische Vergleichungen mit den Sammlungen im übrigen Europa, wozu der Verf. theils seine eigenen Nachforschungen, theils die vorzüglichsten Schriftsteller über den gegebenen Gegenstand benützt. In einem umfassenden Anhange gibt Balbi die Statistik der Archive von Venedig und der technologischen Sammlung, deren Gründung und Ausbildung ein Verdienst Kaiser Ferdinand I. ist, ferner einen Ueberblick über die Fortschritte der Civilisation, der Industrie, des Handels, der Bevölkerung in der österreichischen Monarchie, und endlich ein statistisches Gemälde seiner großen administrativen Divisionen. Auch bei diesem Anhange sieht man sorgfältig gesammelte Vergleichungen eingestreut. Der Reisende, der Bibliotheken im Allgemeinen oder einzelner Materien und Studien wegen auf-

sucht, erhält ein bequemes Handbuch, und der gewöhnliche Leser wird sich überzeugen, wie weit die Ansichten von der Wahrheit abgehen, die man über Oestreich zu verbreiten gesucht hat. Die Wiener, denen man so oft zum Vorwurf gemacht, daß sie sich einzig und allein um ihre schönen Pferde, um ihre treffliche Küche und Staberliaden bekümmern, besitzen nicht weniger als 45 öffentliche oder Privat-Bibliotheken, 15 mineralogische Sammlungen, 20 für Zoologie und Anatomie, 23 für Antiquitäten, physikalische Instrumente, Astronomie, Technologie und Heraldik, und 20 Medaillen-Cabinette. Alle diese Sammlungen sind reich ausgestattet. Die kaiserliche Bibliothek allein enthält nach Balbi 24 Seltenheiten, 16,016 Manuscripte, 12,000 Incunabeln, ungefähr 230,000 gedruckte Bücher, ferner die reichste Kupferstich-Sammlung, die es gibt, und endlich 6000 Bände musikalischer Werke.

MENSCHEN und GEGENDEN

von

Karoline v. Woltmann.

Zwei Bände. Breslau, bei Jos. Max u. Comp.

— * Frau v. Woltmann, welche vor Kurzem den Sitzungen der Naturforscher in Bonn beigewohnt hat, um gelegentlich ihre geognostischen Kenntnisse zu entwickeln, spricht auch in diesem Werke davon, daß ihr Hauptstädte Nebensache seyen, das Bild des Landes sey ihr am Herzen gelegen; die Dame hält sich aber darum doch gehörige Zeit in den Städten auf, und schenkt ihnen alle erdenkliche Aufmerksamkeit auf ihrer Reise vom Rheine nach Italien. Das Urtheil der Frau von Woltmann ist nicht nur oberflächlich, sondern höchst inconsequent, was sie auf der ersten Zeile behauptet, das stoßt sie auf der dritten wieder um. Die Dame will es mit keiner Partei verderben, darum heuchelt sie hier einen so heftigen Liberalismus, daß sie von den Fürsten als Despoten spricht, und von der Schweiz rühmt, daß man da selbst den Hunden die Freiheit ansehe, während sie an einer andern Stelle erzählt, sie habe die Ehre gehabt, in einem italienischen Wirthshause in dem Bette zu schlafen, in welchem kurz vorher ein König übernachtet hatte. — Von poetischer Begeisterung muß das Werk durchweht seyn: ein Eselstreiber, dessen Thier nicht mehr vorwärts will, schreit: animo! animo! »Glücklich das Land, wo auch die Esel animo haben!« ruft Frau v. Woltmann aus. — Frau v. Woltmann kann nicht umhin, uns oft genug darzuthun, daß sie vier Sprachen spreche. Gut für sie, sie kann ihr Werk selbst in andere Sprachen übersetzen, wenn die Franzosen, Engländer und Italiener so unhöflich seyn sollten, es nicht zu thun!

ANSELMO.

Von

Charles Didier.

Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Karl Andree.

Braunschweig. Bei G. C. L. Maier sen. 1835.

— * Die Verschwörungen der Carbonari in unserer Zeit liegen diesem Romane zu Grunde. Der Ort der Handlung ist hauptsächlich Rom. Was hier vom Carbonarismus enthüllt wird, ist nicht gerade mehr, als was bereits zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, nur finden sich die Erscheinungen schärfer ausgeprägt, in klareres Licht gestellt, als in den Mittheilungen, die wir den Zeitungen zu verdanken haben. — Das Wesen des großen Bundes ist näher zusammengerückt, die Wirksamkeit, die sich auf verborgenen Wegen entwickelte, zu deutlicher Anschauung gebracht. — Die Novelle selbst dürfte einen rascheren Gang nehmen, und sich nicht so oft durch überflüssige Zwischenwürfe im Fortschreiten hemmen lassen. Der beschreibende Theil, die Schilderungen der Landschaften namentlich, sind äußerst lebendig in einem wirklich poetischen Geiste gehalten; auch die Zeichnungen der Figuren sind kräftig und bestimmt. Der Verfasser ist auf diesem Boden und unter diesen Menschen zu Hause, und bewegt sich unter ihnen als treuer, kenntnißreicher Beobachter. Durch die Uebersetzung hat der Ernst des Stoffes noch an Werth gewonnen. —

RUSSLAND, POLEN und FINNLAND.

Statistisch-geograpisch-historisches Tableau aller Theile der russischen Monarchie.

1. Band. 8. 270 S. mit 3 lithogr. Planen, bei J. Brieff in St. Petersburg.

— Z Herr Schnitzler hat dem russischen Publikum den Plan seines Werkes in einem großen Prospectus vorgelegt. Sein Werk ist unpartheiisch und mit großer Umsicht entworfen, und bietet dem Fremden eben so interessante als merkwürdige Notizen. Er verdient das gerechteste Lob für die Mühe, die er sich gab, Irrthümer zu widerlegen, welche viele Reisende über Rußland in Umlauf gesetzt haben. —

Theater.

Man glaubt, daß die neue Oper von Meyerbeer in der ersten Hälfte des Januar in Paris aufgeführt werden wird.

— Als Mlle. Mars neulich ihren Wieder-Auftritt auf dem Theater Français feierte, betrug die Einnahme 4400 Franken.

— Nach Meyerbeer's Oper kommt Notre Dame de Paris von Mlle. Bertin an die Reihe; dann folgt Stradella von Niedermaier; hierauf Graf Julian von Gomis und eine fantastische Oper von Berlioz.

— Der ältere Baptiste ist im 76sten Jahr gestorben. Er war einer der ältesten Mitglieder des Theater Français, wo er fast alle Fächer nach und nach ausgefüllt hatte.

Napoleons Hut.

Der Nachlaß des berühmten Malers Gros wird in Paris versteigert. Am 2. d. M. kam auch Napoleons Hut an die Reihe, welchen derselbe bei Eylau getragen. Dies Ereigniß war früher angezeigt worden, und die Menge drängte sich hinzu, als gelte es, ein Monnument anzustaunen. Und es ist ein Monument, dieser Hut von Eylau.

Der öffentliche Ausrufer intonirte mit offizieller Stimme: „Hundert Thaler für den Hut Napoleons!“ Nun rückten die Kaufliebhaber an. Der Erste war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit feinen Zügen und grauen Haaren, im Aeußern Herrn von Chateaubriand nachäffend. „Schon wohne ich in der rue de la Victoire,“ fing er an, „in dem Hause des ersten Konsuls, damit die Nachwelt einst sagen könne, daß die beiden größten Genies des Jahrhunderts unter demselben Dache gewohnt haben; nun will ich noch diesen Hut erstehen, den Hut des Mannes, der im Kriege das war, was ich in der Literatur bin. Ich gebe mit Freuden das Honorar meines letzten Romans für diese Reliquie hin. Vier hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Ich bin großmüthiger, als Sie,“ rief ein hagerer Herr in einem grünen Ueberrocke. „Ich biete für den Hut den Werth meiner jetons de présence, der Akademie während des letzten halben Jahres. Fünf hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Ich werde nicht dulden, daß diese militärische Reliquie in die Hände eines Federfuchsers fällt, eines sogenannten Literators,“ rief nun mit einer barschen Stimme ein Mann, der wie zwei Tropfen Wasser den Bildern glich, die wir von Cincinnatus besitzen. „Ich habe schnell meinen Landsitz verlassen, dieser kleine Hut gehört also mir von Rechtswegen; als einziger Erbe der militärischen Talente und des kriegerischen Genie's Napoleons ist auch mein Kopf der einzige in Europa, den dieser kleine Hut bedecken darf. Also sechs hundert Franken für diesen kleinen Hut.“

„General,“ rief lächelnd ein junger Mensch von 17 Jahren, weiß und roth von Gesicht, und kokett gekleidet, „General, Sie haben Recht, Sie sind der Einzige in Europa, dem dieser Hut gut stehen würde; aber in Asien ist noch Einer, dem er besser stünde. Gott bewahre mich, daß ich diesen Hut für mich wollte; ich bin ein Dilettant, ich liebe die Künste, und beherrsche sie im Louvre; ein jeder andere Hut ist mir recht; aber ich bin beauftragt, diesen hier für den General Allard zu kaufen, Connetable des Königreichs Lahore. Sieben hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Goddam! ich bin Wellingtons Vetter, und will ihm diesen Hut zu Weihnachten schenken. Acht hundert Franken für den kleinen Hut."

„Zum Henker die Engländer!" schrie ein alter vernarbter Schnurrbart, „links um, Mylord! Wir sind eine ganze Hetze alter Hasen, die sich am Fuße der Vendomesäule zusammen gefunden haben, um eine Subscription zu machen, damit wir den alten Hut kaufen können, den wir Alle einst im Feuer gesehen haben; denn wir waren auch bei Eylau, und ich habe zwei Wunden dort bekommen. Also neun hundert Franken für den kleinen Hut."

So weit war man mit der Versteigerung, als ein Greis einher wankte, den zwei Lakaien unterstützten. Sein Blick war erloschen, und um den Mund schwebte ein feines sardonisches Lächeln. Er betrachtete einen Augenblick den Hut, indem sich ein diabolisches Lächeln auf seinem Gesichte entwickelte, und murmelte dann zwischen den zahnlosen Kiefern:

„Eylau! was nützten ihm seine Siege, die von meinen Intriguen aufgewogen wurden. Auch ich sah ihn mit diesem kleinen Hut bedeckt und mit seiner Krone; ich blies hin, und er stand mit bloßem Kopfe."

Hierauf nahm diese mysteriöse Person ein gleichgültiges Gesicht an und sprach: „Tausend Franken für den kleinen Hut!"

Aber alle diese Liebhaber trieb ihre Lust nicht weiter; der alte Soldat allein würde wohl Stand gehalten haben, doch seine Börse erlaubte es ihm nicht; die Andern gaben bald die Partie auf.

Den kleinen Hut erhielt aber auch weder der Vicomte von Arlincourt, noch Herr Viennet, noch Bugeaud, noch der Herzog von Choiseul, noch der Prinz von Talleyrand. — Nur zwei trieben ihn weiter in die Höhe; Herr Clary *) ging bis auf 1920 Fr. und der Doctor Delacroix bis 1950. Dieser Letztere erhielt ihn. Nachdem der Hut ihm zugeschlagen war, wollte die Versammlung wissen, wer der glückliche Besitzer sey.

„Es ist ein Franzose!" rief der Doctor Delacroix, und ein einstimmiger Bravoruf erscholl.

Uebrigens war es schmerzlich zu sehen, daß kein Name, der unter dem Kaiserthum groß wurde, keiner der Emporkömmlinge, die Napoleon mit Gunstbezeigungen überhäufte, sich eingefunden hatte, um diese ruhmvolle Reliquie zu erlangen. Diese Herzoge, Marschälle und Pairs schienen sich zu fürchten, daß der kleine Hut ihnen vorwerfen könnte, sie seyen undankbar und Verräther gewesen.

Die Beduinen auf der Pariser Bibliothek.

Die Beduinen haben die Pariser Bibliothek besucht, wo man ihnen einige arabische Manuscripte zeigte. Sie schienen nichts davon zu verstehen, nur Sidi Mohammed, ein Mann von 50 Jahren, setzte seine Brille auf, und war im Stande, einige Worte zusammen zu lesen. Dies beweist, daß die jetzt in Paris anwesenden Beduinen zu der untersten Klasse arabischer Völkerschaften gehören.

*) Anmerkung. Irrthümlich meldeten einige Blätter Armand Carrel. — Herr Clary ist der Schwager des Königs von Schweden.

Die französischen Blätter lassen sich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, ihre Witze zu machen. Sie berichten, daß die Beduinen die Bibliothek nur deshalb besuchten, um sich den gelehrten Orientalisten vorzustellen. Zuerst wurden sie an Herrn Reinaud, Königl. Adjunct gewiesen, allein es war derselbe Fall, wie einst mit den wirklichen Chinesen und Herrn Abel Remusat, dem berühmten Pariser Chinesen. — Umsonst breitete Herr Reinaud Alles vor ihnen aus, was er in seinem Kopfe an orientalischen Schätzen besitzt, und eben so brachten die armen Orientalen Alles vor, was sie von ihrer eigenen Sprache besitzen; Keiner verstand den Andern! Endlich standen beide Theile einander gegenüber, mit offenem Munde und den gräulichsten Kopfschmerzen von der unerhörten Anstrengung. Die Pariser Araber erklärten hierauf, daß wenn die Araber der Wüste wirklich arabisch sprechen sollten, sie zu den untersten Volksklassen gehören müßten, während sie selbst das Arabische der besten Gesellschaften der Wüste Sahra sprechen.

Als die Beduinen in der Bibliothek die vielen Menschen sahen, die ihnen dahin gefolgt waren, so glaubten sie, es handle sich hier wieder um eine Vorstellung für den Director des Porte St. Martin-Theaters, nur an einem andern Orte. Wie man ihnen ein prächtiges Exemplar des Koran zeigte, hielten sie es für das Vaudeville, woraus der Souffleur soufflren sollte. Und da man ihnen mehre Manuscripte vor die Nase hielt, fingen sie an, ihre kleineren Exercitien zu machen, lasen aber kein Wort. Da kamen die gelehrten Araber der Bibliothek darin überein, daß die Beduinen wichtige Gründe haben müßten, nicht zu lesen, und zwar zuerst: weil Keiner von ihnen lesen könne.

Die gelehrten Araber der Bibliothek wollen über diesen wichtigen Besuch der Akademie einen Bericht abstatten.

Shawl und Holzschuhe.

Die Königin von Belgien hatte vor ungefähr sechs Wochen viele kostbare Stoffe und Kleider nach Paris an das Haus Gagelin beordert. Die Kiste, welche diese Gegenstände enthielt, ist aber von Lille nach Mons verloren gegangen, ohne daß man eine Spur davon entdeckte.

Am letzten Sonntag erschien jedoch in der Kirche von Pierre-Bois, einem kleinen Dorfe bei Valenciennes, eine junge Bäuerin, die durch ihren seltsamen Aufzug alle Blicke auf sich lenkte. Sie war in einen prächtigen Mantel gewickelt, über den sie einen Shawl geworfen hatte, der 15,000 Franken werth seyn konnte, und dabei hatte sie Holzschuhe an. Als man sie befragte, ward sie verlegen. Der Maire begab sich sogleich in ihre Wohnung, wo man eine Kiste fand, worin Sammt, seidene Kleider, Mäntel von hohem Werth und sechs Shawls von feinster Gattung sich befanden. Hier gestand nun die Bäuerin weinend: „Zum Henker! ich hab's auf der Landstraße gefunden, und da es Kleider sind, so hab' ich sie angelegt; da ist nichts Böses daran. Warum haben's die nicht zurückgefordert, die's verloren haben." Die Kiste wurde sogleich nach Paris gesandt, und das arme Mädchen für ihre schönen Illusionen, die sie nun verlor, durch andern passenderen Schmuck entschädigt.

Englische Militärstrafen.

Obgleich die periodische Presse und die Redner des Unterhauses beständig gegen den barbarischen Gebrauch eifern, die Soldaten mit der Peitsche, Cat of nine tails, zu züchtigen, so besteht sie immer noch in der englischen Armee. Erst kürzlich trug sich wieder ein trauriger Fall zu, den eine solche Bestrafung herbei führte. Die Times enthalten dagegen einen fulminirenden Artikel, der in einige deutsche Zeitungen übergegangen ist. Wir erzählen hier die Thatsache.

Thomas Ramsby, Soldat der königlichen Marine, der in Woolwich in Garnison lag, war ein schlechtes Subject, der bald im Gefängniß, bald im Spital lag. Während des letzten Jahres war er dreimal in dem letzteren, wo er sich stets gegen die Krankenwärterinnen verging, die äußerst schätzenswerthe und tugendhafte Frauen sind. An dem Abende, ehe er das letzte Mal das Spital verließ, war ihm die Arzenei, die man ihm reichte, zu kalt oder zu warm, und er wurde darüber so böse, daß er die Wärterin schimpfte und ihr das Gefäß an den Kopf werfen wollte. Nach seiner Genesung wurde er von einem Kriegsgericht zu 150 Peitschenstreichen verurtheilt. Er hatte aber kaum die Hälfte seiner Strafe erlitten, als er unter den Händen des Trommelschlägers Sanderson, an dem die Reihe zu schlagen war, ohnmächtig ward und in das Spital von Woolwich gebracht wurde. Nach drei Wochen ergriff ihn ein heftiges Fieber; sein Kopf schwoll auf, und er starb am Kinnbackenkrampf (locked jaw), den die Kunst der Aerzte nicht besiegen konnte. Der Coroner und eine Jury von 17 Notabeln der Gegend untersuchten die Sache. David Buchanan, der in demselben Regiment diente, erklärte, daß Ramsby mit blutendem Rücken in's Spital gebracht worden war, und daß die Haut aufgehauen war; im Uebrigen aber wich sein Zustand in keinem Punkte von den Andern ab, welche dieselbe Strafe erlitten hatten. Der Doctor Billings sagt aus, Soldaten curirt zu haben, die 500 Peitschenhiebe bekommen hatten. Der Trommelschläger Sanderson erklärt, in seinem Leben mehr als hundert Soldaten gepeitscht zu haben, die sich gar nicht übel darauf befanden. „Vier Kameraden," fügt er hinzu, „schlugen vor mir den unglücklichen Ramsby; ich schonte ihn so viel ich konnte, und nachdem er umgefallen war, erhielt ich sogleich den Befehl, aufzuhören." Die Jury sprach nach zehn Minuten langer Berathung: „Thomas Ramsby starb in Folge eines Nervenfiebers und Kinnbackenkrampfs, welche durch die harte Züchtigung herbeigeführt wurden, wozu das Kriegsgericht ihn verurtheilte." Lautes Applaudiren und Beifalljauchzen erschallte im Saale, der mit Militärpersonen und Bürgern angefüllt war, wovon jedoch mehre eben dieses Beifalls wegen verhaftet wurden. Der Coroner sagte: „Meine Herren Geschworenen, es stand Ihnen frei, Ihre Meinung auszusprechen. Dieser Ausspruch hätte aber in kunstgemäßern Ausdrücken und nach dem Gebrauche abgefaßt seyn sollen." Hierauf erwiderte der erste Geschworene: „Wir haben gesucht, so energisch als möglich und mit aller Achtung, die wir den Gesetzen schuldig sind, unsere Meinung über eine eben so schändliche als grausame Züchtigung abzugeben, die schon längst hätte abgeschafft werden sollen.

Wir hoffen, das die höchste Behörde, durch dieses Beispiel veranlaßt, geeignete Maßregeln ergreifen werde, um die Nothwendigkeit der militärischen Disciplin mit den Rechten und Pflichten der Menschheit zu vereinbaren."

So weit ist man noch bei dem hochgepriesenen Volke der Britten in gewissen Dingen zurück.

Vermischtes.

Der Triumphbogen de l'Etoile ist nun fertig; der letzte Stein wurde an demselben eingefügt den 25. Nov., in dem Augenblick, als der König eben durch die Barriere nach Neuilly fuhr.

— Das neue preußische Staatshandbuch nennt unter den Capitularen des restaurirten Domkapitels zu Brandenburg auch den Bischof der evangelischen Kirche, Dr. Eylert.

— Aus Wien wird gemeldet: Es steht nicht nur dem Kärntherthor-, sondern auch dem Hofburgtheater eine Aenderung bevor. Man sagt, der Director desselben, Herr Regierungsrath Deinhardstein, würde sein Amt niederlegen und eine Professur übernehmen. Man nennt Herrn von Zedlitz als künftigen Leiter dieser großartigen Kunstanstalt. — Um das Kärntherthortheater bewirbt sich auch der Pächter des ständischen Theaters zu Prag und des Theaters in der Josephstadt, Herr Stöger.

Nekrolog.

J. K. H. die Frau Fürstin von Montfort, Schwester Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, ist am 28. v. M. im Alter von 52 Jahren zu Lausanne gestorben, wohin sie sich seit einigen Monaten aus Italien zurückgezogen hatte. — Sie hinterläßt drei Kinder. Durch ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit an ihren Gatten rechtfertigte sie glänzend jenen Ausspruch des großen Verbannten von St. Helena: „Das schönste Zeugniß für meinen Bruder Jerome ist die Liebe, die er seiner Gattin eingeflößt hat. Ihr Benehmen, als nach meinem Sturze, der König, ihr Vater, die Scheidung verlangte, ist bewundernswerth, und hiedurch schrieb diese Fürstin mit eigenen Händen ihren Namen in die Tafeln der Geschichte ein." Seit zwanzig Jahren ist dieß der fünfte Todesfall in der Familie Napoleons.
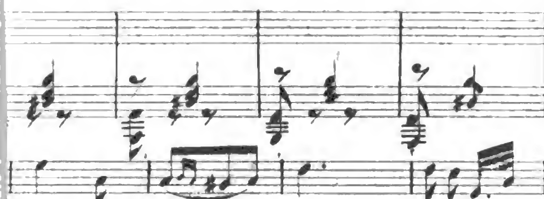
Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

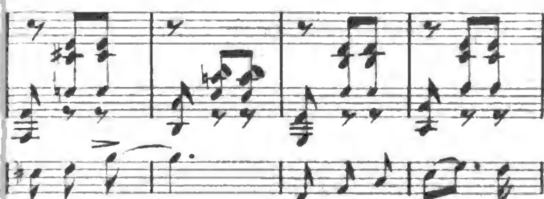
1) Das wohlgetroffene Bildniß des ehemaligen französischen Generals Allard, der in Diensten des Königs Runjet-Sing von Lahore steht, und in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Pariser in hohem Grade auf sich zieht.
2) Die Canzonette Nizza von Rossini.

Herausgegeben von August Lewald.
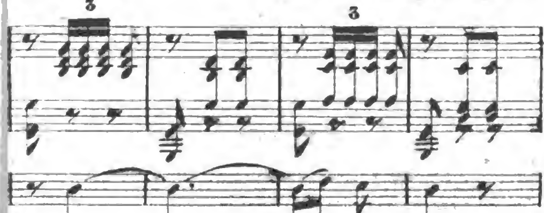




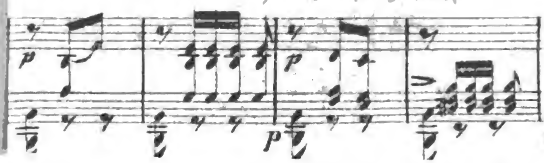
Häu _ ser zäh _ _ _ len, Doch schönern
es in Thrä _ _ _ nen, Doch ändern
dou _ ce Rei _ _ _ ne, mais plus beaux
_ er de lar _ _ _ mes, mais le chan _



_ chen wohl, Doch, doch schön're Bli _ cke
_ len stets. Doch, doch än dern wohl es
Rei _ ne mais, mais plus beaux yeux, ja _
lar _ mes mais mais le chan _ ger, ja _
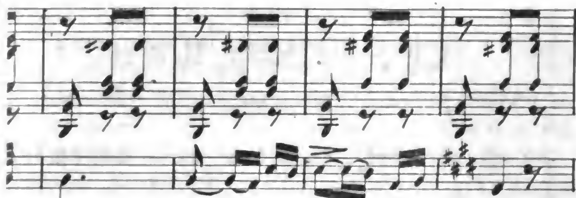


nein, nein, nie,
nein nein, nie,
non ja _ _ mais,
non ja _ _ mais,
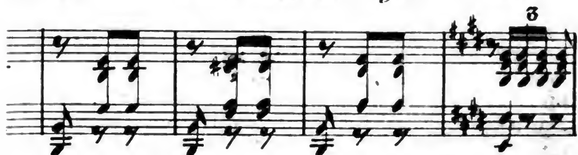




wäh - - - - len, Den Höchsten Dich ver - - -
Seh - - - - nen, Die Au-gen blen-den
pei ne, plushaut sei gneur dans
a - - - lar - - - - mes, les yeux brû-lés de

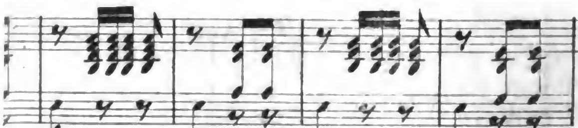


Lieb', Doch treu'rer Lie - - be nie,
- - gess', Doch Dich ver-gess' ich nie.
mour! mais plus d'a-mour ja mais,
- - - er mais t'oubli-er ja - - - - mais



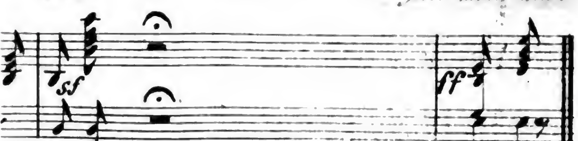


Höchsten ver-mäh-len Dich. Doch
blenden auch mich Thränen, Doch
haut seig neur dans Ge-ne mais
maudi-re tes charmes mais





nein, nein, nein, nie!
nein, nein, nein, nie!
non, ja mais, non!
non, ja - - mais, non.



Chronologische Uebersicht

der Monate

September, Oktober und November.

Von Dr. C. A. M.

Wer den politischen Horizont vor drei bis vier Monaten beobachtet hat und Wer denselben heute beobachtet, kann nicht in Abrede stellen, daß damals Wolken aufgestiegen waren, die inzwischen wieder verschwunden sind. Das Zusammenziehen ungewöhnlicher Streitmassen von Seiten zweier der ersten Militärmächte, die bedeutenden Winke von Orten her, wo man die Leute für unterrichtet halten durfte, die Ankündigung eines Congresses mit der muthmaßlichen Absicht, die Coalitionen wieder aufleben zu lassen — was brauchte es mehr, um sich der Erwartung hinzugeben, daß der Schauplatz des Principienstreites endlich auf das Schlachtfeld verlegt werden solle? Niemand konnte sich den Aufwand so großer Mittel denken ohne einen großen Zweck. Jeder wollte so klug seyn, das Geheimniß zu errathen. Schon rechneten die Börsenmänner ängstlicher, die Garnisonen, im Vorgefühl künftiger Triumphe, puzten ihre Waffen, die Ordnung erblickte ihren Erbfeind, die Revolution, zu ihren Füßen.

Wie? Wenn die Höllenmaschine um einige Zoll besser gezielt, die Republik, die Propaganda der Geschicke Frankreichs sich bemächtigt hätten? Alsdann wären diese Lustlager schnell in Feldlager verwandelt gewesen, und die Freunde der Ruhe mußten sich mit einem auswärtigen Krieg befreunden, der ja allein den innern Frieden zu bewahren, die schwere Noth anarchischer Grundsätze von ihrem Vermögen, ihrer Ehre, ihrer Person abzuwenden vermochte. Millionen hätten die vorbereitete Intervention als ein Meisterstück providentieller Staatskunst gesegnet.

Die Intimidations-Gesetzgebung änderte diese Verhältnisse. Frankreich hatte sich selbst besiegt. Mit seinem Einlenken auf die Bahn der Conservativpolitik hörten die Besorgnisse, die Vorwände zur Einmischung auf. Ludwig Philipp hatte bewiesen, daß er die Auswüchse verderblicher Volksleidenschaften zu bemeistern wisse wie Keiner. Das Juste-Milieu gewährte jezt fast mehr Bürgschaft als eine Restauration. Man durfte, man wollte das glücklich begonnene Werk nicht stören.

Noch erhob in Spanien die Revolution ihr Haupt. Mächtige Sympathien sprachen für Don Carlos. Allein es war nicht mehr die Zeit von Verona. Die Legitimität, so sehr ihr der Schiffbruch dieser Monarchie nahe gehen mußte, der einen Augenblick unvermeidlich schien, befand sich hier in ähnlicher Lage, wie die Propaganda gegenüber der polnischen Insurrektion. Es gab keinen Luftballon, um ein trojanisches Pferd über die Pyrenäen zu schaffen. Denn wie anders konnte Etwas geschehen, als durch einen Bruch mit der Quadrupel-Allianz? Dieß war der europäische Krieg, auf die Gefahr hin unternommen, die kaum vernarbten Wunden, welche die Revolution dem europäischen Staatskörper geschlagen, wieder aufbrechen zu sehen! Von so überwiegend allgemeinem Interesse erschien aber doch die Frage nicht: ob auf der Halbinsel das salische Gesetz regiere, oder die unschuldige Isabella mit den Cortes, und waren es selbst die alten Constituirenden von Cadix. Da wäre der Einsatz größer gewesen, als der zu hoffende Gewinnst. So blieb, wenn ein unmittelbares materielles Eingreifen nicht rathsam war, nur die moralische Intervention übrig — das feierliche Zeugniß einer Theilnahme, welches den Anhängern der royalistischen Sache Muth einflößen, sie zur Ausdauer begeistern konnte. Aber Wer weiß nicht, daß die Politik lieber Thatsachen anerkennt, als Rechte, so lange diesen nicht der Stempel der Macht aufgedrückt ist? War sie nicht gesonnen, diesen Stempel nöthigeu Falls selbst aufzudrücken, so durfte sie auch nicht die Rücksicht auf den Prätendenten allein walten lassen, sondern sie mußte, ehe sie einen öffentlichen Schritt that, den wahrscheinlichen Eindruck auf das übrige Europa mit erwägen. Sie mußte sich gestehen, daß eine bloße Gesinnungs-Aeußerung den Anschein der Schwäche, eine Drohung überall die Gegenwirkung feindseliger Elemente hervorgerufen hätte.

Ist nun deßwegen Spanien in den revolutionären Wirbeln untergegangen? Keineswegs. Es ringt mühsam gegen sein Verhängniß. Oder ist Don Carlos verlassen? Auch nicht. Mit dem Geld der armen Basken allein, die für das Vorrecht wohlfeiler Regierung fechten, könnte er so lange nicht wirthschaften. Wer sein Banquier ist, weiß man nicht. Aber derselbe muß noch reicher und freigebiger seyn,

als Rothschild, da er monatlich 20 Millionen Realen liefert und keine Zinsen nimmt.

Der spanische Charakter ist hartnäckig und die dortigen Uebel sind auch hartnäckig. Troz Gefängniß und Verbannung betreten die Männer von 1812 und von 1820 immer von Neuem die Bühne, zwar etwas gemäßigt in Ansichten und gereift durch die Jahre und die Erfahrungen fremder Länder, leider aber weniger mit politischen Talenten, als im Grund ihrer Seele noch mit dem alten verlezten Stolz, dem der Gedanke unerträglich ist, daß ihr Vaterland von einer Stufe der Unmacht und Erniedrigung zur andern herabsinke, während so viele Nationen, wetteifernd in Wohlfahrt und Bildung, voraneilen. Ist der gesellschaftliche Organismus kräftig genug, so wird die Natur den Krankheitsstoff ausstoßen, wenn man ihr Zeit läßt, zu wirken. Sonst wird freilich nur aus einer völligen Zersetzung der veralteten Zustände das junge Leben geboren werden. Dieß wäre ein Aeußerstes, was kein Theil wünscht. Aber bereits ist es dahin gekommen, daß Spanien gleichsam fast nur die Wahl hat zwischen einer Besonnenheit, welche die geeigneten energischen Mittel versäumt oder einem Radicalismus, der die Besonnenheit verliert. Die mehr ihre als seine Lage berücksichtigenden auswärtigen Rathgeber, deren Einflüssen es hauptsächlich diese traurige Alternative verdankt, sollten bedenken, daß sie auf solche Weise gerade Das herbeiführen können, was sie vermeiden wollen. Die südamerikanische Revolutionsgeschichte zeigt an einem warnenden Beispiel den Abgrund der Rache und der Wuth spanischer Bürgerkriege, und zugleich die Unfähigkeit dieses Volkes, sich aus seinen Verlegenheiten herauszuhelfen, und nicht vielmehr immer tiefer in den Sumpf hineinzugerathen. Eine ungeschickte Reaktion — und die jezt aufgelösten Junten würden bald wieder beisammen seyn, würden vielleicht das Mutterland mit Aufzügen aus dem noch nicht ausgespielten Drama der Unitarier und Föderalisten der Pampas beschenken!

Bisher ist es der Weisheit der Staatenlenker gelungen, selbst die, wie es scheint, bösartigsten Schäden der alten europäischen Republik auszubessern oder zu verdecken. Die alten Formen haben eine größere Kraft der Beharrlichkeit bewährt, als man ihnen insgemein zugetraut hatte. Völker hatten sich unterfangen, sie abzuschütteln, und Männer der Revolution, zur Gewalt erhoben, haben sich daran angeklammert. Europa, das man voll kriegerischer oder revolutionärer Reizbarkeit glaubte, hat beiderlei Versuchungen glücklich widerstanden. Wird es immer widerstehen? Ist man versichert, daß der Strom der Zeit nicht wieder die Ufer überfluthen werde, in denen er jezt so geräuschlos dahinfließt? Finster und ungewiß ist die Zukunft. Wie die

Schöpfung, so feiert der Weltgeist seine Pausen. Wohl Denen, die sie benützen, um ihr Haus zu bestellen!

Indeß kreist eine mannigfaltige Bewegung durch das europäische Staatenleben, bei einigen Völkern als feste, klar gedachte Willensrichtung, bei andern als träumerisches Schwanken zwischen Gegenwart und Vergangenheit, wiederum bei andern dem Somnambulismus gleich, der durch den Magen liest.

Werfen wir einen Blick über die Scene.

Rußland — fährt fort, seine Heere zu verstärken, seine Arsenale zu füllen, seine Flotten des schwarzen und des baltischen Meeres zu üben, damit sie schlagfertig sind in der Stunde der Entscheidung. Der Kaiser, so huldvoll gegen seine Freunde, hat ein Wort zu seinen polnischen Unterthanen gesprochen — es war offen und männlich, aber streng wie das Schicksal, welches das unauflösliche Band zwischen Polen und dem moskowitischen Coloß geschlungen hat. Der Abgesandte eines andern Weltreichs befindet sich in Petersburg. Diese beiden Reiche sind Antipoden durch Charakter, Sitten und Verfassung. Als Rußland in Kalisch den Schimmer autokratischer Herrlichkeit entfaltete, hat in Großbritannien ein Bürger im schlichten Reiserock die Hunderttausende eines freien Volks gemustert — eines Volkes, das über das mitelländische und das atlantische, das indische und das stille Meer den Dreizack schwingt, dessen Kaufherren im Reichthum mit Königen wetteifern, das ohne Soldaten regiert wird, das sich selbst Gesetzgeber, Richter und Polizei ist. Wird des edeln Lords Beredsamkeit vermögend seyn, die Ansprüche nebenbuhlerischer Größe zu versöhnen? Welche Fragen wird er machen, welche Antworten zurückbringen? Wird er England wegen der Türkei, Persiens, Indiens beruhigen? Man sagt, der Kaiser sey dem Grafen Durham gewogen, achte in ihm eine würdevolle Persönlichkeit, die Sr. Majestät selbst in so hohem Grade eigen ist.

Deutschland pflegt seine materiellen Interessen und vertheidigt sich gegen die Gefahr, die seiner Moral von Seiten des jungen Deutschlands droht. In der leztern Angelegenheit sind von mehren Regierungen Maßregeln getroffen worden, die erstere, so weit sie merkantilisch ist, geben sie gerne der Leitung Preußens anheim. Die Leitung könnte in keinen bessern Händen seyn. Preußen steht mit Nordamerika in Unterhandlung, um dem deutschen Handel die überseeischen Häfen aufzuschließen. Es will endlich das Ausland zur Anerkennung des Rechts der Gegenseitigkeit zwingen. Schon sehen gläubige Patrioten die deutsche Flagge auf den Meeren wehen. Glück auf! Aber sonderbar! Während Preußen mit sichtbarem Erfolg den Säfteumlauf einer gesunden Thätigkeit durch die Glieder des großen

Vereins fördert, nimmt in seinen östlichen Provinzen durch die Grenzsperre einer befreundeten Macht die Verarmung in bedauerlicher Progression zu. Ein Beweis, daß die Interessen der Staaten noch mächtiger sind, als die Sympathien der Höfe!

In Schweden ist tiefe Stille. Sein König gehört der neuen Generation an, aber er hat dieses Reich nicht verjüngt. Die Zeit scheint keine Spuren eingegraben zu haben, als die des Alters, so an Menschen und Dingen. Alte, kränkliche Minister, ein greiser König, eine veraltete schwerfällige Verfassung. Die Nation kann Finland nicht vergessen. Sie hofft von Oscar.

Dänemark ist im Erwachen. Hatte die Aristokratie durch ihre Mißbräuche einst das Volk genöthigt, in der unumschränkten Monarchie seine Rettung zu suchen, so scheint sie jezt sich für berufen zu halten, den Anfängen der constitutionellen Freiheit, die der wohlwollende König verliehen hat, den Hemmschuh anlegen zu wollen. Sie hat sich in den holsteinischen Ständen dem Antrag auf eine verfassungsmäßige Regulirung des Budjets widersezt. Da sie dieses Recht nicht mehr allein besitzen kann, so will sie es auch ihren Mitständen nicht gönnen.

Holland leistet noch immer die Zinsenzahlung für die gesammte niederländische Schuld. Trennung von Belgien wird allmählig auch des Nordniederländers Losung. Die Opposition in den Generalstaaten wirft dem Cabinet vor, daß es zu wenig gethan habe für Erledigung des Streites.

Belgien ist mit Leopolds Regierung zufrieden: sie scheint den französischen Doktrinärs fast ein wenig zu liberal zu seyn. Die Folgen der Revolution sind verwischt. Der Wohlstand steigt. Der Kampf der Partcien ist verstummt. Der sich kirchlich und wissenschaftlich organisirende Katholicismus macht die Kluft zwischen Belgien und dem protestantischen Holland noch schroffer, erhebt aber auch eine Scheidewand gegen das unkirchliche Frankreich. Das Volk ist für eine Handelsverbindung mit Deutschland.

Die Schweiz leidet an den Nachwehen vernachläßigter Volksbildung. Die bedeutendste Anklage gegen die abgetretenen Regierungen! Es gibt wenige Staaten, wo die Geistlichkeit nicht auf die Landes-Verfassung verpflichtet wird. In der Schweiz wähnen die unwissenden Gemeinden, der Verfassungseid sey ein Angriff auf die Religion. Die Obrigkeit muß unter militärischer Bedeckung die eidscheuen Priester vorladen.

Oesterreich denkt an Herabsetzung der Zinse seiner Staatsschuld, modernisirt sein Heer. Es fühlt sich stark genug, in Italien das System der Strenge durch ein System der Milde zu ersetzen. Sein

Bestreben, die Ruhe dieser Halbinsel zu sichern, ist so vollkommen erreicht, daß die italienischen Höfe sich, ungehindert durch einheimische Sorgen, der spanischen Sache widmen können. Sein Benehmen in Bezug auf Deutschland ist in einem Geist föderativer Selbstbeschränkung, der zwischen ihm und Preußen keine Eifersucht aufkommen läßt. Sich begnügend mit seiner politischen Hegemonie, überläßt es Preußen in den nationalökonomischen Fragen den Vortritt, und beneidet es nicht um den Einfluß und die Verdienste, die es sich dadurch erwirbt. Oesterreich, als abgeschlossener Handelsstaat, ist der merkantilischen Bewegung Deutschlands fremd geblieben, und die Hoffnungen, die schönen deutschen Länder an der Donau in die große vaterländische Genossenschaft aufgenommen zu sehen, hat sich nicht verwirklicht. Aber Deutschland erwartet, daß es ihm die Schifffahrt auf der Donau in's schwarze Meer eröffnen werde. Dieß erwartet namentlich Bayern, das sonst seinen Handelsvertrag mit Griechenland schwer zur Ausführung bringen kann, es erwartet Dieß Ungarn, das für seine reichen Erzeugnisse auswärtige Märkte haben muß, damit es nicht in seinem Fett ersticke. Ein bayrisches Dampfboot mit münchner Bier die Donau hinab durch den Bosporus und die Dardanellen nach Athen fahrend und als Austausch eine kostbare Antikenfracht ladend, wäre keine der wenigst überraschenden Erscheinungen unseres Zeitalters. Und Wer würde sich nicht freuen, wenn der erste Strom Europa's, als Wasserstraße hergestellt, das Mittel würde, die europäische Bildung über jene Gegenden zu verbreiten, die, obwohl sie des osmanischen Joches ledig sind, noch nicht für würdig gehalten werden des vollen Genusses selbstständiger Freiheit. Serbien und die beiden Hospodariate würden als aufblühende unabhängige Staaten dem Sultan nützlichere Nachbarn seyn, als unter seiner jetzigen zweideutigen Suzeränität, die sie für den nächsten Kriegswechsel dem Eroberer aufspart.

Wenn nur die Türkei sich an die Vorstellung gewöhnen könnte, daß sie mächtig war und daß sie es nicht mehr ist. Statt sich in Dem, was ihr blieb, zu concentriren, sendet sie hie und da einen Belisar in's Weite, und sucht alte Eroberungen wieder an sich zu bringen, die sie doch nicht behaupten kann, und wodurch sie ihre Kräfte zersplittert. Sie hat sich Tripoli unterworfen und den Bey von Tunis bewogen, daß er sich einen Bassa des Großherrn nennt. Aber dort beschränkt sich des Sultans Herrschaft auf eine von der arabischen Bevölkerung feindselig umlagerte Stadt, und der Tuniser gehorcht, wann er will. Die Pforte grollt mit Griechenland, weil sie weiß, daß es sie beerben möchte. Beide Staaten würden besser daran thun,

sich als Verbündete zu betrachten gegen Gefahren, die von anderer Seite kommen.

Oder wäre Griechenlands Entwicklung so, daß wenn der Halbmond in Konstantinopel fiele, sofort König Otto seinen Navarchen und Strategen befehlen könnte, das Labarum auf dem Dom der Sophia aufzupflanzen? Aber die Schiffe, die in den ersten Jahren des Befreiungskriegs das ägäische Meer beherrscht haben, sind verbrannt und verfault, die Palikaren, die Vertheidiger Missolonghi's, sind zerstreut oder todt. Mit einer Hand voll Taktiker, einigen tausend bayrischen Miethsoldaten und der neuen Ehrenphalanx ist Griechenland noch lange nicht furchtbar. Wenn nicht die Verträge, wenn nicht Englands und Frankreichs Flotten Griechenlands Küsten schüzten, es selbst könnte seine Hauptstadt gegen Tahir-Bassa, den türkischen Nelson, nicht vertheidigen. Ohne das bald erschöpfte Anlehen der verbündeten Mächte würden öde Rubriken genug in dem königlichen Budjet seyn. Das Schaffen geht in Griechenland langsam, möge das Werk desto dauerhafter ausfallen!

Die Gegenwart ist ein kaltes grausames Ding: es duldet keine Illusionen. Die idealen Phantasiegebilde von einem wiedergeborenen Griechenland, Polen, Frankreich, all die Glorien einer veredelten Menschheit — sie sind im Conflikt mit der Wirklichkeit schnell erloschen. Der Traum von einem Vernunftstaat jenseits der Meere, von einem Asyl für verfolgte Ueberzeugungen, von einem Kult der allgemeinen Bruderliebe — er ist durch die Rohheiten des Lynchgesetzes und das Gewimmer von Millionen entwürdigter intelligenter Wesen, Sklaven genannt, aufgeschreckt worden. Doch rasten die Kämpfe des Zeitalters nicht. Trübe Erfahrungen werden den Geist, der sich selbst erkannt hat, nicht entmuthigen, sie werden ihn nur belehren, daß er die Vollkommenheit nicht in den menschlichen Erscheinungen und Thaten, sondern in den ewigen Gesetzen einer sittlichen Ordnung suchen muß, daß nicht bloß das Erreichen eines großen Ziels, sondern daß schon das Streben darnach Belohnung ist.

---

1. *Sept.* — Anfang der großen Manöwer und Paraden in Schlesien, des Prologs zu dem als noch imposanter angekündigten Manöwer in Kalisch. Aus Liegniz kann man den Glanz nicht genug rühmen, der über diese Stadt und die Umgegend sich verbreitet hat. Aus Beilau schreibt man: „Ununterbrochene Carawanen von Schaulustigen der Nähe und Ferne, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, eilen in die Leinwandstadt der kriegerischen Schauspieler. Von der Oder, der fast trockenen, bis zu den Sudeten lauter Vergnügen und Festtage.“ Es ist hier ein Verein regierender Häupter, Herren und

Damen, wie man ihn selten sieht: der König von Preußen mit Gemahlin und zwölf Prinzen und Prinzessinnen, der Kaiser von Rußland mit Gemahlin, zwei Kindern und Bruder, zwei Prinzen und eine Prinzessin von Mecklenburg, zwei österreichische Erzherzoge, ein niederländischer Prinz mit Gemahlin, ein englischer Prinz, der Prinz Wasa, Prinzen und Fürsten aus den Häusern Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Homburg, Radziwill, Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Reuß-Ebersdorf-Lobenstein. Kriegerische Musik, geistliche Musik, Tanzmusik, Diners, Theepartien im Lager unter prachtvoll mit Laubwerk dekorirten Zelten, über welchen die vereinigten Wappen von Preußen, Oesterreich und Rußland sich erheben, Pferderennen, Besuche bei Blücher's Grabmal in Krieblowitz, der Jubel des Volks, dessen Herbeiströmen die nachsichtige preußische Polizei nicht wehrt, und bei Nacht Illuminationen, Bivouakfeuer und von allen Regimentern geschlagene und geblasene Zapfenstreiche wechseln auf die genußreichste Weise. Nur das Theater fehlte, wenn man nicht etwa einen Abstecher nach Breslau machen wollte. Die hohen Herrschaften sollten für diese Entbehrung in Kalisch entschädigt werden. Die zahlreich anwesenden fremden Offiziere aus fast allen Nationen Europa's (darunter einige prachtvolle österreichische Husaren-Uniformen) bewunderten die vollendete Dressur der preußischen Krieger. Sie konnten sich überzeugen, daß Linie und Landwehr, gleichviel, ob Infanterie, Cavallerie oder Artillerie, trotz der Kürze der bloß sechswöchentlichen jährlichen Uebungen, in jeder Beziehung mit einander wetteifern. Kenner theilten der taktischen Kunst des Generallieutenant von Grolmann den Siegespreis zu. Diese ausgezeichneten Leistungen des Scheinkrieges wurden von dem fünften und dem sechsten Armeekorps aufgeführt und währten acht Tage.

Der Streit über die Abschaffung der Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten dauert fort. Die Abolitionisten verbreiteten Traktätchen, deren Versendung aber die Posten neuerdings verweigerten, daher jene sie um trockene Waaren, Spezereien, Arzneien gewickelt, den Negern in die Hände zu spielen suchten. Die Sklavenbesitzer drohten mit Auflösung der Union und mit dem Lynchgesetz, d. h. mit Ermorden, Peitschen, Theeren und Befiedern, und wollten mit keinen Abolitionisten mehr Handel treiben. Es gibt gegenwärtig 11 Staaten mit Sklaverei, 13 ohne solche. Ueberhaupt wird mit der Sklaverei ganz Amerika noch seine Noth bekommen. Die Nordamerikaner können vielleicht, da sie keine Staatsschuld mehr zu verzinsen haben, den Ueberschuß der Einkünfte zu Ausführung einer ähnlichen Maßregel

verwenden, wie die Engländer in Westindien. Was soll man aber von einer Regierung denken, welche die Sklaveneinfuhr zollfrei macht? Diese Nachricht meldet man aus Peru, während zu gleicher Zeit ein anderer Staat, Venezuela, die Sklaveneinfuhr streng verpönt hat. Je länger man den Unterschied der Farbe festhält, desto weniger darf man sich wundern, wenn dann solche Auftritte sich wiederholen, wie in Para, wo um die Mitte Augusts Indianer die Stadt erstürmten und alle Weißen unbarmherzig niedermetzelten. Selbst wenn man den Sklaven allen Unterricht verbietet, um sie zu verhindern, die Menschenwürde kennen zu lernen — der Ausbruch der Rache wird einst nur um so schrecklicher seyn.

3. *Sept.* — Der englische Botschafter Graf Durham kommt auf der Fregatte Barham in Constantinopel an. Die Besatzung der Dardanellen-Schlösser hatte Befehl, während der Durchfahrt des Lords unter das Gewehr zu treten und ihn militärisch zu begrüßen. Es scheint, der Lord wollte vorerst versuchen, ob er nicht durch gefällige Manieren mehr erreiche, als durch eine drohende Sprache. Da die russischen Schiffe im Hafen von Constantinopel gerade die Thronbesteigung des Kaisers feierten, so stieg Lord Durham sogleich in eine Schaluppe, ließ sich nach dem Schiffe rudern, auf welchem der Gesandte Butenieff sich befand, und nahm an dem Feste Theil. In der Audienz beim Sultan am 11ten schloß der Lord seine Anrede mit den Worten: „Er habe die aufrichtigen Wünsche für die Wohlfahrt des türkischen Reichs auszudrücken, so wie den Entschluß Sr. brittischen Majestät, sich jedem Vorhaben zu widersetzen, welches gegen dessen Integrität gerichtet werden könnte.“ Der Sultan erwiderte: „Sie sind Zeuge der von mir gemachten Anstrengungen, den Zustand meines Reiches zu verbessern, und so schnell als möglich die Segnungen der Civilisation einzuführen. Mit Ihrem Namen war ich vertraut, ehe ich Sie noch gesehen hatte. Ihr glänzender Ruf war Ihnen sogar hieher vorangegangen. Ich weiß, daß Sie gleich sehr geschätzt werden von meinem Alliirten, dem Kaiser von Rußland, dem ich Sie meine Complimente zu überbringen bitte. Zwischen ihm und mir hoffe ich an Ihnen einen stets wirksamen Vermittler zu finden.“ Der Kapudan Bassa führte den Lord auf Befehl des Sultans überall herum, und zeigte ihm unter andern Sehenswürdigkeiten auch das neu erbaute Schiff Mahmudie, zum Beweis der Fortschritte des türkischen Seewesens. Während des Frühstücks, das der Lord an Bord des wirklich prachtvollen Schiffes einnahm, erhob er sich, brachte Tahir Bassa's Gesundheit aus, äußerte sich über die Vortheile einer Seemacht bei weit ausgedehnten Küsten, und erklärte seine Ueberzeugung, daß

künftig die Flotten Großbritanniens und der Türkei wetteifernd ihre Kraft nicht mehr gegen einander, sondern gegen den gemeinschaftlichen Feind erproben würden. Der Kapudan Bassa rief ein donnerndes Amen. Auf seiner weitern Reise speiste der Lord bei dem russischen Admiral Kasareff in Nikolajeff. Hier brachte er den Toast aus: „Ich schlage vor, auf die Ehre der russischen Flotte anzustoßen. Ich wünsche, daß dieselbe den höchsten Gipfel des Gedeihens und der Macht erlange, daß stets ein gutes Vernehmen zwischen ihr und der Flotte von Großbritannien herrsche, und daß beide Flotten nie anders zusammentreffen mögen, als in der Absicht, vereint zum allgemeinen Nutzen und zum gegenseitigen Ruhme der beiden Staaten zu handeln!“

Die spanische Regierung erläßt eine Proklamation, in welcher die Königin erklärt, sie werde sich nicht von den Grundsätzen des Estatuto Real entfernen und Maßregeln treffen, um die Aufrührer, welche auf verschiedenen Punkten des Königreichs revolutionäre Junten errichtet haben, exemplarisch zu bestrafen, falls sie nicht eilen sollten, sich zu unterwerfen und die königliche Gnade anzuflehen. Diese Worte der Strenge, etwas gemildert durch ein gleichzeitiges Dekret, welches die während der Revolution von 1820 geschehenen Verkäufe der Nationalgüter bestätigt und deren Rückgabe befiehlt — dieser Ausdruck eines unnachgiebigen Willens, während die Centralgewalt aller Communicationen mit den Provinzen, aller Hülfsquellen und Einnahmen aus denselben beraubt und in der Hauptstadt wie eingeschlossen ist — dieser Muth und diese Entschlossenheit, den von allen Seiten hereinbrechenden Stürmen zu trotzen, zeigen schon den Verehrern des Grafen Toreno diesen Minister als den neuen Cid, der die spanische Monarchie retten wird. Der Irrthum sollte von kurzer Dauer seyn. Kaum ist die Proklamation in den Provinzen bekannt, so bricht überall der verhaltene Unmuth los. Die Junta von Cadix erklärt den Grafen Toreno für einen Verräther, die von Granada erklärt nach einer dem Absolutismus während der Revolution von 1820 so bequemen politischen Formel die Königin als im Zustand der Unterdrückung (opresion) befindlich und alle ihre Verfügungen bis zur völligen Herstellung ihrer Freiheit für null und nichtig. In Cordova werden Preßfreiheit und Jury eingeführt; die Urbanos nehmen den Namen Nationalgarden an. Graf de las Navas marschirt an der Spitze der andalusischen Freiwilligen gegen Madrid. Die Truppen der Regierung unter General Latre gehen zu Jenen über. Die Junta von Saragossa ruft in einem Manifeste an die Arragonier diesen zu: „Von nun an wollen wir statt ehrfurchtsvoller Vorstellungen nur Bataillone hinstellen, und die Hymnen des Sieges und

der Freiheit sollen unter den Balkons der Paläste der stolzen Sybariten gesungen werden!“

9. *Sept.* — Ratification des unter'm 4. März zwischen Oesterreich und Griechenland abgeschlossenen Handels-Vertrags. In Art. 17 ist die Aus- und Einfuhr der Erzeugnisse beider Länder auf der Donau stipulirt. Die freie Donauschifffahrt dürfte also wohl bald eine europäische Frage werden. Will Oestreich gegen die Handels-Eifersucht Odessa's und anderer Stapelplätze des schwarzen Meeres seine Absicht gegen die etwaigen Einreden des die Mündung des Stromes beherrscheuden Rußlands durchsetzen, so kann es nicht fehlen, daß man künftig in Wien in den türkisch-russischen Angelegenheiten eine angemessene Stellung anzunehmen wissen wird.

10. *Sept.* — Erste große Parade in Kalisch. Da die russischen Gesandtschaften in ihren Paßbureau's mit äußerster Behutsamkeit verfuhren und zulezt die Maßregel beschlossen, alle Reiselustigen geradezu abzuweisen, worüber besonders manche verspätete Engländer, die dießmal die große Tour gerne über einen so fashionablen Ort genommen hätten, sehr verblüfft gewesen seyn sollen, so fern sie nicht wie ihr Landsmann der Herzog von Gordon und andere torystische Notabilitäten so glücklich waren, daß man ihnen eine Ausnahme zu gut kommen ließ — da ferner die Pässe nur auf Einem Grenzamte abgegeben und wenn sie nicht gut getroffenen Bildnissen glichen, leicht ungültig befunden werden konnten: so hatte sich der Zudrang vielleicht mehr vermindert, als selbst in der Absicht des Kaisers gelegen zu seyn scheint, denn mehre von ihm gemiethete und fürstlich eingerichtete Wohnungen blieben leer. Um so stärker war die Aufforderung für die geschäftige Einbildungskraft, sich die Scenen an den Ufern der Prosna poetisch auszumalen und eben daher die Menge der widersprechendsten Nachrichten und die Schwierigkeit, das Wahre vom Falschen, Einseitigen und Uebertriebenen zu unterscheiden. Unverkennbar ist, daß, Wer den beiden Festen in Schlesien und Polen nach einander anwohnte, dort andere Eindrücke empfing, als hier. Dort herrschte der reine soldatische Zweck und Geist vor, hier war mehr dramatische Composition. Das Lager von Kalisch zeigte Rußland nicht bloß als einen wohlgerüsteten Militärstaat im europäischen Sinn, sondern als das Reich, das viele der kriegerischen Volksstämme der alten Großchane in sich vereinigt, vor deren wilder Tapferkeit einst die Welt gezittert hatte, freilich aber auf der jetzigen Höhe der Kriegswissenschaft Europa wenigstens nicht zittern würde. Es konnte daher bei dem halb ausgesprochenen Zweck, dem Westen durch Heeresmacht zu imponiren, fast scheinen, daß die Bericht-Erstattung die Tataren,

Kirgisen, Kosaken, Tscherkessen und das muselmännische kurdische Cavallerieregiment zu sehr in den Vordergrund gestellt habe. Eine so anziehende Erscheinung in ethnographischer Hinsicht diese Asiaten in ihrer bunten, selbst gewählten, mit silbernen und andern Zierrathen überladenen Tracht und Bewaffnung, so merkwürdig durch ihre Fremdartigkeit und das Bild morgenländischer Kampfesweise, das sie darboten, diese Reiterkünste seyn mochten, wenn die kecken Söhne der Steppe im gestreckten Galopp nach einem Bogen Papier schoßen, aus einem brennenden Strohhaufen eine Mütze herausholten, dreißig- bis vierzigmal unausgesezt auf die Erde und wieder auf's Pferd voltigirten, wenn sie den Dscherrid warfen oder gar, auf den Pferden stehend, unter furchtbarem geheulartigem Schlachtgeschrei gegen den Feind anrannten — im regelmäßigen Kriege würde diese Truppengattung doch nur einen untergeordneten Rang behaupten. Dagegen als Schauspiel fürstlicher Herrlichkeit und Größe war das Manöwer von Kalisch ein außerordentliches Ereigniß, ob man nun diese Truppenbewegung aus fernen Garnisonsstädten an die Gränzen eines unermeßlichen Reichs, die Verlegung des kaiserlichen Hofes in's Lager, die Aufnahme so vieler vornehmen Gäste und ihres Gefolgs (allein gegen 500 Edelleute), bei denen der Kaiser den Wirth machte, ihre Unterhaltung durch die Künste einer improvisirten Bühne, zu welcher Petersburg, Berlin, Wien und Madrid ihre Kontingente lieferten, durch die Märsche und Zapfenstreiche von 2 — 3000 Musikern und Trommelschlägern, durch die Sängerchöre mit der Refrainbegleitung von 136 Kanonen, durch das Feuerwerk, in welchem eine im Sturm eroberte Stadt sich versinnlichte, als aus den gothischen Thürmen, Mauern und Wällen 40,000 Raketen aufschwirrten, wiederum alle Geschütze drein donnerten, jezt alle Truppen ein Heckenfeuer anfingen, und über den Ruinen des ausgebrannten Vulkans das 80 Fuß hohe Transparent mit dem colossalen Namenszug II. Majestäten des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland im hellsten Brillantfeuer noch lange durch die stille Nacht leuchtete — ob man den ungeheuren Aufwand der jeder andern als eines gewaltigen Selbstherrschers Schatzkammer hätte lästig seyn müssen, wenn er auch die Kosten eines wirklichen Feldzugs noch nicht erreichte — oder ob man endlich das Staunen der Zeitgenossen, das Entzücken der Augenzeugen, die Vermuthungen der Politiker oder die Hyperbeln der Panegyristen in Betracht nimmt. Es war zu viel gesagt, wenn Einige in ihren Parallelen bis zur Völkerwanderung und den Kreuzzügen hinaufstiegen, Asien und Europa in Polen sich versammeln ließen. Auch wurde kein Heer von 80,000 Mann, wie anfangs die Sage ging, sondern nur 53,000 Mann gemustert. Wenn man aber

Alles in das einfache Gewand der Wahrheit überträgt, so bleibt jeden Falls die originelle Idee des gemeinschaftlichen Waffenfestes als eines Symbols der Verbrüderung zweier mächtigen Dynastien und ihrer streitbaren Heere, die Idee, welche die Loos'sche Denkmünze in der Gestalt zweier zu Schutz und Trutz neben einander stehenden Krieger in altdeutscher und altnordischer Tracht verewigt hat. Die harmonische Anordnung des Ganzen, wie der kleinsten Nebenumstände drückte diesen Sinn aus. So die Parade des ersten Tages, als Se. Majestät der König von Preußen seine Truppen an Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland, Letzterer die Seinen an dem König von Preußen, Ihre Majestät die Kaiserin, das erhabene Band beider Familien, ihr Chevalier-Regiment und die russischen und preußischen Prinzen ihre verschiedenen Corps an den beiden Monarchen vorbeiführten. Der Kaiser, an der Spitze der russischen Infanterie, hinter ihm der Fürst Paskewitsch, statt des Degens den Feldherrnstab in der Hand, die Kaiserin, mit weißer russischer Mütze geschmückt und im grünen Reitkleid, an welchem jeder Knopf ein großer Diamant war, die preußischen Prinzen in russischer, die russischen in preußischer Generalsuniform. So die Artigkeit des Kaisers, dem König den Rapport zu überreichen. So die Dekoration des großen Pavillonsaales, mit den aus Flinten, Säbeln, Bajonetten und vollständigen Armaturen errichteten Säulen, wo über jedem Tisch das Porträt eines der Mitglieder des kaiserlichen oder des königlichen Hauses hing, das Bildniß des Königs aber in der Mitte prangte. So im Theater der erste Vorhang mit der Ansicht der Pfaueninsel, des Lieblings-Aufenthaltes Sr. Majestät, geschmackvoll von Sacchetti gemalt. So das Feuerwerk, wo der gekrönte Name Friedrich Wilhelm, von einem sich drehenden grünen Lorbeerkranz umgeben, zwischen zwei mächtigen sich drehenden Obelisken über einem Altar in einer strahlenden Sonne erschien. Daß so viel Licht nicht ohne eine Schattenseite seyn konnte, ist begreiflich. Durch nachläßige Behandlung eines Pulverkarrens wäre fast ein großes Unglück geschehen. Mehre Prinzen sollen sich in der Nähe befunden haben, als es eine furchtbare Explosion gab. Doch wurden nur einige Artilleristen getödtet. Den laut gewordenen Mängeln in der Verpflegung der Soldaten, die eine Zeit lang Nichts als Brod bekamen, suchte der Kaiser durch strenge Bestrafung der pflichtvergessenen Beamten schnell abzuhelfen. Merkwürdig ist das Resultat, welches sich bei Vergleichung des Charakters der Soldaten beider Nationen ergeben zu haben scheint. In Schlesien war mehr Heiterkeit im Lager, die Mannschaften verrichteten ihren Dienst mit frohen Gesichtern. In Kalisch begegnete man in den langen Zeltgassen nur schweigenden und in sich gekehrten Soldaten. Selten hörte man

ein munteres Lied aus einem Zelt erschallen. Bei den Russen bewegt sich Alles noch in den starren Formen des passiven Gehorsams, bei den Preußen ist mehr selbstständiger Trieb und Beruf. Ein Fraternisiren der preußischen und russischen Soldaten, von dem voreilige Zeitungen gemeldet hatten, konnte bei dieser Verschiedenheit der Bildung, wozu noch die der Sprachen kam, nicht beabsichtigt seyn. Nach dem großartigen Schlußakt am 19ten — einem Sturm auf Kalisch, in welchem das ganze Heer, die russischen und preußischen Garden voran, unter fortwährendem Hurrah bis an's Schloß rückte, aber bei Erscheinung Ihrer Majestät der Kaiserin plötzlich verstummte und die Fahnen senkte, eilten die hohen Herrschaften nach Töplitz. Die Truppen traten ihren Rückmarsch an, und widerlegten damit die Befürchtungen der Politiker, nach deren Meinung ein drohendes Beobachtungsheer an den Gränzen stehen bleiben sollte. Die preußischen Stabsoffiziere schieden gerührt über die Huld und Herablassung des Kaisers, der Jeden zum Abschied umarmte und küßte, auch eine Menge Orden unter sie austheilte.

Daniel O'Connells feierlicher Einzug in Manchester auf seiner demokratischen Missionsreise durch England und Schottland. Er erklärt in einer langen Rede von den Hustings an das versammelte Volk dem Haus der Lords den Krieg. Das Zweikammersystem möge bleiben, aber die erblichen Gesetzgeber taugen so wenig, als die erblichen Schneider. Seine Meinung ist, daß je 200,000 Menschen in Großbritannien und Ireland auf 3 oder 5 Jahre einen Pair wählen sollten. Dieß würde für 24 Millionen Einwohner ein Haus der Lords von 130 Mitgliedern geben. O'Connell bekennt sich als einen Freund des großen republikanischen Princips, das er den hellen Stern der europäischen Zukunft nennt. Der Zudrang zu dem ihm zu Ehren von den Reformers veranstalteten Gastmahl war so groß, daß die Einlaßkarten von dem ursprünglichen Preis von ½ Pfund Sterling bis zu 10 Pfund Sterling stiegen. Welche Veränderung im Volks-Urtheil — dieser glänzende Empfang eines Irländers und Papisten in dem protestantischen Großbritannien! Und so ging es fort wie im Triumph durch die großen Städte New-Castle, Edinburgh, Glasgow, überall Tausende, ja Hunderttausende (nach Versicherung der Tories freilich lauter Pöbel) bereit, ihn willkommen zu heißen, und er, unermüdlich in Reden, zwei-, dreimal an einem Tag, mit unerschöpflicher Fülle und jenem, alle Saiten der menschlichen Gefühle durchlaufenden, bald patriotisch erhabenen, bald volksthümlich derben Humor, seinen Lieblingstext abhandelnd: den Uebermuth und die Verkehrtheit der Aristokratie, und die Nothwendigkeit zu steuern.

14. *September.* — Töplitz belebt sich. Die russischen Staatsmänner Nesselrode, Tatischeff, Bruno, Pahlen, Schröder, mit dem Ritter Paez de la Cadena, dem spanischen oder vielmehr karlistischen Gesandten am petersburger Hof, waren die Frühesten auf dem Platze. Aber erst am 26sten wurde durch die Ankunft des Königs von Preußen der sogenannte Fürstentag vervollständigt, nachdem der österreichische Hof, dem in Töplitz die Ehre der Repräsentation zustand, schon am 19ten eingetroffen war, und die reiche Silberkammer in der kaiserlichen Burg ihre kostbarsten Tafelgeräthschaften, der kaiserliche Keller die edelsten ungarischen Weine, der kaiserliche Marstall 325 der erlesensten Pferde, die kaiserliche Wagenremise 125 Reise- und Packwagen vorausgeschickt hatte. Der Charakter der hiesigen Feste war mehr der eines schimmernden Hoflebens, und der militärische Apparat nur so weit damit verbunden, als er schlechterdings nicht entbehrt werden konnte — nämlich zu Musterungen, zum ausserordentlichen Wachtdienst und zur Assistenz bei einer Feier, die man als den Brennpunkt des Ganzen ansehen durfte, der Einweihung des russischen Denkmals bei Priesten an der Straße von Culm. Es scheint, daß noch mehr Gäste, namentlich regierende Herren, erwartet wurden, als sich wirklich einfanden. Denn es war Anfangs von 49 Kaisern, Königen, königlichen Prinzen 2c. die Rede, die meist noch ihre Gemahlinnen mitbringen würden. Doch auch so war das Städtchen Töplitz übervoll, dermaßen, daß manche Dame, die zu Haus über eine Reihe von Prunkgemächern zu verfügen hatte, ihre Toilette in einem Dachstübchen machte — daß die hohen Herrschaften, um nicht zu sehr überlaufen zu werden, durch strengere Etikettemaßregeln den Kreis um sich abschließen mußten. Der Zutritt in's Theater, in den Park, konnte nur durch besondere Erlaubniß des kaiserlichen Hofamts, in die im Badesaal jeden Abend Statt findenden Reunionen nur erlangt werden, wenn man vorgestellt war. Doch war das Ausschließungssystem weniger streng als in Kalisch, wo man Obristen-Rang haben mußte, um eine Eintrittskarte in's Theater zu bekommen. An der kaiserlichen Mittagstafel ward gewöhnlich zu 80 Couverts gespeist. Da saßen die regierenden Herren und ihre Familien. Hin und wieder wurden dirigirende Minister, Botschafter, kommandirende Generale eingeladen. Zwei Marschallstafeln waren für die Excellenzen, andere Tafeln für die Dienerschaft niederen Rangs. Auch hier waren es oft 250 Gedecke, alle aus der kaiserlichen Hofküche servirt. Fremde mußten sich glücklich schätzen, an den Eingängen und in den Corridors durch Bediente oder Fourire einzelne Namen dieser Illustrationen so vieler Höfe zu erfahren. Den Tag über beschäftigten sich II. Majestäten und Hoheiten mit

gegenseitigen Besuchen, mit Jagdpartien, wozu die claryschen, die lobkowitzschen Forsten die schönste Gelegenheit darboten, mit Ausflügen in den Umgebungen. Nicht selten sah man lange Züge vergoldeter Wagen, mit von Gold starrenden Lakaien die Straße bedecken. Von dem diplomatischen Treiben war Nichts wahrzunehmen. Waren es die spanischen, die türkischen Angelegenheiten, über die man zu Rath ging? Gegen Frankreich, wenn es gleich so wenig als England seine Repräsentanten auf diesem Congreß hatte, scheint es, war man seit Ludwig Philipps legislatorischem Ankämpfen gegen die Bewegungs-Partei nicht unfreundlich gestimmt. Deutsche Fragen mochten sich vor eine so gemischte Versammlung nicht eignen. Wurden Protokolle verfaßt, für mögliche Fälle Vorkehrungen getroffen? Wollte man der westlichen Quadrupelallianz eine östliche Tripelallianz entgegen setzen? Man weiß es nicht. Umsonst war Fürst Metternich mit seiner Kanzley, waren Nesselrode und Ancillon nicht da. Aber die Culissen waren dicht vorgezogen. Oder gedachte man mehr nur der Gegenwart, um sich ihrer zu freuen, nur der Vergangenheit, um sie zu feiern? Fand man in dieser Freude und in dieser Feier auch die Gewährschaft der Zukunft, ohne daß man sich deßhalb durch bestimmte Verpflichtungen zu binden brauchte? Das Fest am 29ten konnte diese doppelte Bedeutung haben. Fürst Metternich hatte in aller Eile Plane und Modelle verfertigen lassen, zur Ausführung des Denkmals selbst reichte aber die Zeit nicht mehr als so weit hin, daß die große viereckige Granitbasis nebst den dazu führenden drei Stufen hergestellt werden konnte. Sonst war Alles geschehen, um die Grundsteinlegung imposant zu machen. Zwei Kaiser und zwei Kaiserinnen, ein König, ein Großfürst, zwei Großfürstinnen, zwei Großherzoge, sechs Erzherzoge, vier Erzherzoginnen, sieben und dreißig Prinzen, Herzoge und Fürsten mit ihrem Gefolge von Ministern, Generalen und andern vornehmen Herren waren in der Frühe auf das Schlachtfeld von Culm hinausgefahren. Eine offene 120 Fuß lange Halle empfing die erlauchte Versammlung. Vor diesem Pavillon wehten auf 60 Fuß hohen Stangen die Fahnen von Oesterreich, Rußland und Preußen und auf der vierten Stange eine Allianzfahne. Ein Carré umschloß den Raum. Hinter dem Carré erhob sich ein Gerüste für Zuschauer von Rang. In weiterer Entfernung stand das Publikum. Nach der Einweihung des Steins durch den Dekan von Töplitz, thaten die drei Monarchen die gewöhnlichen Schläge mit dem Hammer und umarmten sich. Das Militär gab Salven, und den dazwischen donnernden Batterien antworteten die jenseits Culm bei den dortigen österreichischen und preußischen Monumenten aufgepflanzten Geschütze. Das in Erz zu gießende Denkmal

ist eine 3 Fuß hohe Nachbildung der vor einigen Jahren zu Brescia aufgefundenen Victoria. Sie hält einen Schild, den sie auf den Schenkel stützt, indem sie den 30. August 1813 eingräbt. Der Kaiser Nikolaus hatte die Feier noch besonders interessant gemacht durch die Anwesenheit von sechs Veteranen und einem Kapitän, die bei Culm unter General Ostermann-Tolstoi mitgefochten. Der Monarch überraschte diesen Offizier durch ein Obristenpatent. Am 3. Oktober endigte die Versammlung in Töplitz.

Don Juan Alvarez Mendizabal wird von der Königin Christine beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Er hatte, um die Entwicklung der Dinge abzuwarten, seine Ankunft verzögert. Nachdem er noch am 2ten in Lissabon mit der Königin Donna Maria in Familie gespeist, hatte er auf dem Weg über Estremadura die Ansichten mehrer der einflußreichsten Patrioten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und kam am 5ten in Madrid in dem Augenblick an, als die insurgirten Provinzen sich aus Berathungsjunten in Regierungsjunten zu verwandeln anfingen. Eine Systemsveränderung war zur Nothwendigkeit geworden. Toreno konnte seine Drohungen nicht ausführen, um von der unfügsamen Nation sich Gehorsam zu erzwingen. Wenn man regieren wollte, mußte man sich verständigen. Diese Aufgabe übernahm Mendizabal. Nach seinem Programm soll Spanien nun eine ächt konstitutionelle Regierung bekommen: verantwortliche Minister, die sich auf die Sympathien der Nationalrepräsentation stützen, gesetzliche Bürgschaften der Freiheit und Befestigung des Kredits, wobei er an die Größe und Macht erinnert, die England den in der Carta-Magna und der Habeas-Corpusakte niedergelegten Prinzipien verdankt. Den Bürgerkrieg will er ohne andere als nationale Hülfsmittel beenden. Die Ordensgeistlichen sollen sekularisirt und als Pfarrer verwendet werden. Die von den Junten angeregte Frage einer Verfassungs-Reform, wo es sich um Beibehaltung oder Modifikation des Estatuto Real handelt, umgeht er.

18. *September.* — Die hartnäckige Insurrektion in Albanien unterwirft sich: 12000 Mann großherrliche Truppen rücken in Scutari ein. Die Pforte hat jetzt gegen den Vicekönig von Egypten freie Hand. Man glaubte, der Vicekönig schüre insgeheim überall in der Türkei das Feuer an, damit der Sultan nie zur Ruhe kommen könnte. Ein offizieller Artikel in der Zeitung von Cairo vom 19ten d. M. sucht diesen Verdacht zu widerlegen. Ein Beweis, daß die Lage Mehemed Ali's nicht glänzend ist. Ist auch in Syrien durch Unterwerfung der von ihrem eigenen Oberhaupt Emir Beschir verrathenen Drusen Ibrahim Bassa's Herrschaft vorläufig gesichert, so hat der

unglückliche Krieg in Arabien die egyptischen Finanzen gar sehr zerrüttet und muß, fortgesezt, das unter dem Druck fast erliegende Land noch mehr entvölkern. Von dem Vicekönig hat sonach der Sultan wenig mehr zu fürchten. Derselbe leistet auch gegenwärtig pflichtgetreu seine Tributzahlungen. Unglücklicher Weise gehen im türkischen Reiche die Aufstände nicht aus. Schon ist wieder einer in Samos ausgebrochen. Diese Insel hat sich an England gewandt.

20. *September.* — Mendizabal — in seiner Person ist das Kabinet personifizirt — sucht durch Beförderung populärer Männer zu Generalkapitänen Vertrauen zu gewinnen. Mina kommt nach Catalonien, Palafox nach Aragonien, Espinosa nach Andalusien, Quiroga nach Granada ꝛc. Diese Ernennungen, so wie die versöhnliche Sprache des Ministers, die Aufhebung des Dekrets gegen die Junten, des Belagerungszustandes in Madrid, die Milderung der Censur wirken günstig auf die Provinzen. Die Juntas lösen sich auf oder sind im Begriff sich aufzulösen. Nur Andalusien erregt Besorgnisse. Der Graf de las Navas ist bis Manzanares 31 Leguas von der Hauptstadt vorgerückt. Dort hat er Halt gemacht und die Regierung läßt unterhandeln. Der Graf, der als Vertreter von sieben Provinzen des Südens auftritt, verlangt Handlungen, keine Worte. Unter Handlungen versteht er die Einberufung konstituirender Cortes. Seine Freunde Quiroga und Chaco und Andere, die ihn zur Nachgiebigkeit bewegen sollten, kehren unverrichteter Dinge zurück.

26. *September.* — Die sardinische Regierung hatte den portugiesischen Geschäftsträger Rodriguez ausgewiesen, dagegen der Herzog von Palmella ein Dekret erlassen, kraft dessen binnen zwei Monaten, vom 31. August als dem Tag des Dekrets an gerechnet, die Funktionen der in den portugiesischen Besitzungen befindlichen Handelskonsuln suspendirt und der sardinischen Flagge die portugiesischen Häfen verschlossen werden. Das Kabinet von Turin erklärt nun, daß Se. Maj. zwar noch keine Repressalien brauchen wolle, einstweilen aber, um die Würde Ihrer Krone zu wahren, befohlen habe, Ihre Kriegsschiffe in gehörigen Stand zu setzen. Man berechnet die Zahl der sardinischen Schiffe, welche die portugiesischen Häfen jährlich besuchen, durchschnittlich auf 150, während die portugiesische Handelsflagge in den sardinischen Häfen kaum bekannt ist.

28. *September.* — Einberufung der Cortes auf den 16. November. Ihre Aufgabe soll seyn: ein neues Wahlgesetz zu votiren, worauf diejenigen Cortes einberufen werden sollen, welche sich mit der Revision des Estatuto Real zu beschäftigen haben werden. Zur Ausarbeitung des Wahlgesetzes wird eine Junta niedergesezt. Den

Alcala Galiano und Andere von der Partei der sogenannten Exaltados gehören zu dieser Kommission.

29. *September.* — Die mailänder Zeitung enthält das Ergebniß eines Hochverrathsprozesses gegen 20 Gutsbesitzer, Advokaten, Aerzte 2c. Gegen 19 derselben ist die Todesstrafe erkannt, diese Strafe jedoch von dem Kaiser in Kerkerstrafen von verschiedener Dauer, von 20 Jahren abwärts, verwandelt worden. Und dem Kerker können sie entgehen durch die Wahl der Deportation nach Amerika, die ihnen der Kaiser anbietet. Gattin und Kinder dürfen die Gefangenen begleiten und sie ihr gegenwärtiges Vermögen mitnehmen. In einem amerikanischen Hafen angelangt, werden sie in Freiheit gesezt. Gewiß ein mildes Verfahren, wenn man es mit dem französischen Deportationsgesetz vergleicht, das den Gefangenen bürgerlich todt macht und zu lebenslänglichem Kerker unter einen andern Himmelsstrich verurtheilt. Wie fern diese kaiserliche Entschließung, die schon vom März (aus der Zeit des Regierungsantritts) ist, sich auch auf die früher Verurtheilten auf dem Spielberg erstreckt, darüber ist Nichts bekannt worden. Daß sie jezt eine gelindere Behandlung genießen, scheint gewiß. Sollte dem Kaiser Ferdinand der Ruhm vorbehalten seyn, zu einer allgemeinen Amnestie für die politischen Verirrungen der lezten Jahre das Beispiel gegeben zu haben? In Italien hat dieser Gnadeakt manche Familie getröstet.

1. *Oktober.* — Eröffnung der dänischen Ständeversammlung in Roneskilde. Das konstitutionelle Leben in Dänemark bewegt sich mit einiger Aengstlichkeit. Mehre Wähler des Bezirks Kopenhagen hatten ein Umlaufschreiben erlassen, um zu einer Versammlung einzuladen, in welcher die an die Stände zu bringenden Volkswünsche besprochen werden sollten. Allein die Polizei verbot die Versammlung. Auch dürfen die Zeitungen keine Berichte über die Verhandlungen liefern. Da das Landtagsblatt nicht gleich erschien, so war das Publikum Anfangs über die Art, wie die Vertreter des Volkes ihre Pflicht erfüllten, ganz im Dunkeln gelassen. Man ist um so mehr von dem Bedürfniß der landständischen Oeffentlichkeit überzeugt, als das vorgelegte Budget (Einnahmen 13,945,000 Rthlr., Ausgaben 14,266,000 Rthlr.) ein jährliches Defizit von 300,000 Rthlr. und eine Schuldenmasse von 130 Millionen Rthlr. (einschließlich Holsteins) ausweist. Und Dänemark hat an dem Sundzoll eine Goldgrube (über eine Million jährlich) und das arme Norwegen, das bei seiner Trennung von Dänemark seinen Schuldenantheil mit hinübernahm, hat blühende Finanzen. Aber Norwegen hatte eine Repräsentativ-Verfassung! An interessanten Anträgen und an Männern, die ihre Aufgabe ernst nehmen, fehlt es in den beiden

Ständeversammlungen von Dänemark und Holstein nicht. So wurde z. B. in Itzehoe von Baron von Halem zur Erleichterung des Bauernstandes auf Einführung einer allgemeinen Wehrpflichtigkeit angetragen, in Roeskilde von Graf Holstein auf gänzliche Freigebung der Negersklaven auf den Kolonien, da der Begriff von der Anerkennung der angeborenen Menschenrechte in der ganzen civilisirten Welt, seit der Theilnahme Friedrichs VI. an der Regierung, mit dem Namen Dänemark verknüpft sey. Vor Allem scheint man sich die Regulirung der Finanzen angelegen seyn zu lassen, um zwischen Einnahme und Ausgabe ein richtiges Verhältniß herzustellen. Als Rubriken möglicher Ersparnisse wurden von der Presse bezeichnet: die Civilliste, die in Frankreich 1/77, in Schweden 1/16 und in Dänemark 1/9 (1 1/2 Millionen Rthlr.) der Staatseinkünfte beträgt; das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches 380,000 Rthlr. kostet; die (im Krieg doch unzulängliche) Flotte rc. Und in der Versammlung zu Roeskilde wurden in dieser Richtung nach einander vier Anträge gestellt: von Tutein: „den König zu bitten, daß er einige aufgeklärte Männer aus verschiedenen Theilen des Reichs zusammen berufe, um den finanziellen Zustand Dänemarks der genauesten Prüfung zu unterziehen;“ von dem Färber Svane von Roeskilde: „daß Se. Majestät geruhe, den Ständen eine detaillirte Berechnung über alle Aktiva des Staats und die Einnahme davon, wie auch über die verschiedenen Kassen, deren feste und laufende Einnahmen und deren Behalt mitzutheilen;“ von Procurator Haagen: „daß eine Prüfungskommission wo möglich aus Männern außerhalb der Beamtenklasse genommen und ihr aufgegeben werde, Vorschläge zu machen, wiefern Einschränkungen und Ersparnisse zu bewirken wären;“ von Algrin Ussing: „daß um die Staatsschuld von der Finanzverwaltung gänzlich zu trennen, sie unter eine Nationalverwaltung zu stellen, in den verschiedenen Zweigen des Staatshaushaltes alle nur möglichen Beschränkungen auszumitteln und auf dieser Grundlage ein die Einnahmen und deren Verwendung im Einzelnen nachweisendes Budjet auszuarbeiten, eine Finanzkommission niedergesetzt werden möge.“ Ungeachtet der Abmahnung des Regierungskommissärs, welcher der Meinung war, diese Anträge würden die Befugniß berathender Provinzialstände überschreiten, weil dadurch die Finanzverwaltung einer Kontrolle unterworfen würde, die in einer eingeschränkten Monarchie nicht größer seyn könnte, beschloß die Kammer mit überwiegender Majorität sämmt-

liche das Finanzwesen betreffende Anträge einer Kommission zur Begutachtung zu überweisen. Ein ähnlicher Antrag von Aubert zu Itzehoe wurde von einem Theil des Adels eifrig bekämpft.

4. *Oktober.* — Schluß des kalisch-töplitzer Festcyklus in Prag mit Ehrenpforten, Illuminationen, Musterungen, Hofbällen, Besuchen bei Karl X. und einer freudigen Ueberraschungsscene, die einigen abwesenden Mitgliedern des Erzhauses bereitet wird. Der Kaiser Nicolaus nimmt unversehens Postpferde, trifft am 9ten in Wien ein, bezeugt der Kaiserin Mutter seine Verehrung, überbringt der Fürstin Metternich einen Brief von ihrem Gemahl, läßt sich die Gruft öffnen, um an der Stätte sein Gebet zu verrichten, wo sein verewigter Freund der Kaiser Franz ruht, ist am Abend des 11ten wieder in Prag zurück, und tritt noch in derselben Nacht die Heimreise nach seinen Staaten an. Damit war das Zeichen gegeben zum allgemeinen Aufbruch.

7. *Oktober.* — Das Journal des Debats fängt an karlistische Artikel zu schreiben, für deren Verfasser General Latapie gehalten wird, der in den Diensten des Don Carlos stand. Offenbar machen Mendizabals Maßregeln den Tuilerien Unruhe. Man denkt: „Lieber Don Carlos als die Revolution!“ oder man hofft durch die Drohung, sich mit dem Prätendenten zu verbinden, die spanischen Minister zu doktrinären Ansichten zu bekehren. Die Gerüchte von einer bewaffneten Intervention erneuern sich. Dieser veränderte Ton der französischen Ministerialblätter gibt der englischen Presse (nach ihrer scharfen Polemik gegen die Intimidationsgesetze, die in zahlreichen Verurtheilungen der Journale Früchte tragen), namentlich dem Journal Lord Palmerston's, dem Morning Chronicle zu den heftigsten Angriffen auf die Minister Ludwig Philipps Anlaß, denen schnöde Verletzung der Quadrupelallianz vorgeworfen wird. Der Herzog von Broglie hält es für nothwendig, den General und die Debats zu desavouiren. Da der General gleichwohl selbst seine Autorschaft behauptet, so wird er vor Gericht gestellt und weil er nicht beweisen kann oder will, verurtheilt, ohne daß deßwegen Jedermann überzeugt ist, daß nicht doppelte Karten gemischt worden seyen.

12. *Oktober.* — König Ludwig von Baiern feiert seine silberne Hochzeit. Die Grundsteinlegung zu einer neuen Kirche in München, die dem heiligen Bonifaz gewidmet ist, die Aufrichtung der von der Stadt München dem Andenken des Königs Max gewidmeten 120 Centner schweren Bildsäule auf einem 30 Fuß hohen Piedestal, die Veränderung des bairischen Wappens und der Titulatur (Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Franken und in Schwaben),

eine Erweiterung der Dotation des Civilverdienstordens, diese und andere Festlichkeiten und Entschließungen reihen sich auf eine interessante Weise an das glänzender als je gefeierte Oktoberfest.

15. *Oktober.* — Der gegenwärtige ungarische Reichstag zeichnet sich vor seinen Vorgängern durch ein ernstes Bestreben aus, die Lage des Bauernstandes zu verbessern. Oppositionsgeist gegen die Staatsgewalt, freimüthiger, feuriger Patriotismus wurden auch sonst nicht vermißt. Parlamentarische Talente wurden geschätzt, bewundert — aber Alles im Interesse der privilegirten Stände. Ungarn blieb das Land der Edelleute. Nachgerade ist die Macht der öffentlichen Meinung auch nach Ungarn gedrungen, die Ueberzeugung, daß wenn die Ungarn im gebildeten Europa als eine geachtete Nation angesehen seyn wollen, es nicht genug ist, daß einzelne Stände an den Vortheilen der Civilisation Theil nehmen, während die Masse des Volks in den Schmutz der Barbarei versunken ist — diese Wahrheit mußte sich der ungarischen Aristokratie aufdrängen. Sie konnte nicht länger jedem Schritt der Rechtsgleichheit sich widersetzen. Und so wurde die Aufhebung eines der unbilligsten Vorrechte, welches der Adel bisher genoß, von der Ständetafel beschlossen — des Rechts, Bauerngüter, die er eigenthümlich oder nutznießlich erwarb, und die in einer Menge Ortschaften den fünften oder sechsten Theil des Grundes und Bodens ausmachten, der Besteurung zu entziehen.

16. *Oktober.* — Der Kaiser Nikolaus läßt sich eine Deputation der Stadt Warschau vorstellen und hält, wenn man den Gerüchten trauen darf, die berühmte Rede, über die in englischen und französischen Blättern so viel Lärmens gewesen ist. Se. Majestät soll nehmlich der Deputation untersagt haben, die gebräuchliche Anrede zu halten, weil die Gesinnungen, die sie aussprechen würde, doch nicht ihr Ernst wären, mit dem Beifügen: „die Polen sollten sich glücklich schätzen, dem russischen Reich anzugehören, das, mitten unter den Erschütterungen der Gegenwart stark (nach einer abweichenden Version: allein stark) dastehe. Statt Dessen hörten sie nicht auf, aufrührische Schriften zu verbreiten. Sie sollten sich aber warnen lassen: bei irgend einer Bewegung revolutionärer Art hätten die Truppen in der Citadelle Befehl, die Stadt in Asche zu verwandeln und der Kaiser werde dann nicht Derjenige seyn, der sie wieder aufbauen lasse. Wüßte er, daß man es aufrichtig mit ihm meine, so wollte er das Geschehene gern verzeihen.“ Die Aechtheit dieser Rede vorausgesetzt, so würde die angeblich bevorstehende Herstellung des Königreichs Polen aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Großfürstin Olga, welche

ihrem Gemahl Polen als Brautschatz bringen werde, mehr als in Zweifel gesezt — eine Nachricht, der übrigens auch die zahlreichen Dotationen russischer Generale mit ansehnlichen liegenden Gütern in Polen mit dem Recht der Vererbung auf legitime Kinder der griechisch-russischen Konfession unzweideutig zu widersprechen scheinen. Wenn man sich aber wundert, das Journal des Debats fast in dem Augenblick, wo der neue russische Gesandte Graf von Pahlen in Paris ankam, an der Spitze der feindseligsten Polemik gegen Rußland auftreten zu sehen, so wollen Einige den Grund dieser Demonstration darin suchen, daß man in den Tuilerien in Erfahrung gebracht haben soll, daß die russische Politik auf die Hartnäckigkeit des Präsidenten Jackson in der Frage der Entschädigungsforderung der 25 Millionen nicht ohne Einfluß gewesen sey.

17. *Oktober.* — Abschiedsaudienz des Fürsten Milosch von Serbien in Konstantinopel. Mit Ehren überhäuft, kehrt der Fürst in seine Heimath zurück. Der Sultan sprach ihn öfters, ließ ihn bei Musterungen neben sich reiten, zeichnete ihn auf jede Art aus, und gab ihm noch zum Abschied 16 Dekorationen für sein Gefolge. Er hatte aber auch neben andern Geschenken 500,000 Piaster baar zu den Füßen des Thrones niedergelegt. Der Fürst scheint das ungezwungene Benehmen eines gewandten Staatsmannes mit der Einfachheit seines früheren Standes zu verbinden. Der österreichische Gesandte Baron Stürmer hatte ihn zu einem Gastmahl eingeladen. Da sagte er: „Auf des Großherrn Gesundheit trinke ich alle Tage, die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich habe ich noch nie getrunken.“ Bei der Festlichkeit auf den russischen Kriegsschiffen, der er mit Lord Durham anwohnte, ließ er sich durch den schönen Vortrag eines Geistlichen so von seinem Gefühl hingerissen, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen rollten. An der Zurücknahme der serbischen Verfassung ist wohl nicht länger zu zweifeln. Man scheint sie mit dem Lehensverhältniß Serbiens nicht vereinbar gefunden zu haben. Die Erhebung eines seiner Freunde auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel wird dem Fürsten trefflich zu Statten kommen, sofern es nöthig seyn sollte, das Volk deßhalb durch den Klerus beruhigen zu lassen. Doch, wie man aus Serbien schreibt, wurde die Verfassung daselbst nur als das Werk der Lateiner, d. h. ausländischer Angestellten und einiger Capitäne betrachtet. Die Serbier wollen bloß Schutz für Freiheit, Ehre und Eigenthum. Nun, wenn sie dazu keine Verfassung brauchen, so sind sie zweifach glücklich!

24. *Oktober.* — Die madrider Hofzeitung enthält ein Dekret, das alle Spanier, die unverheirathet oder Wittwer ohne Kinder

sind, im Alter von 18 bis 40 Jahren, zum Waffendienst verpflichtet. Man will, um mit dem Aufstand im Norden fertig zu werden, 100,000 Mann ausheben. Schon seit einiger Zeit hatte man Sammlungen patriotischer Beiträge veranstaltet, wobei die Königin Regentin und Mendizabal (ein Mann, den man zu 50 Millionen Realen schäzt) mit gutem Beispiel vorangingen. Die Spaltung (so nannte man durch einen Euphemismus die Unbotmäßigkeit der Junten) scheint jezt beigelegt zu seyn und in dem Rufe: nach Norden! ganz Spanien sich zu vereinigen. Es wäre allerdings hohe Zeit. Denn das englische Hilfskorps in Bilbao exerzirt, und da Evans endlich aufbricht, um zu Cordova zu stoßen, muß er, um dem Feind auszuweichen, einen Umweg von 50 Stunden machen — das portugiesische Hilfskorps (10,000 Mann), dessen Einmarsch von dem Herzog von Terceira schon am 5. Oktober angekündigt worden war, rückt nicht über die Grenzen — Cordova und die Karlisten, denen Don Carlos durch einen Tagsbefehl vom 27. Aug. die „schmerzensreiche Mutter Gottes“ zum Generalissimus gesezt hat, liefern hie und da über ein unbedeutendes Scharmützel pomphafte Siegesbulletins, aber in der Hauptsache bleibt Alles auf dem alten Fleck. In dem Ministerialdekret ist nur bedenklich, daß man sich mit 4000 Realen vom Soldatendienst loskaufen kann, was dieser ganzen Maßregel den Anstrich einer Finanzspekulation gibt.

31. *Oktober.* — Die Königin Christine verkündet eine neue populäre Maßregel — sie stellt das Andenken Riego's her, dessen Namen noch immer den Spaniern für das reinste Symbol ihrer Freiheit gilt. Zugleich werden die Ansprüche seiner Familie anerkannt. Etwas sonderbar ist freilich der Grund: es soll durch diesen Akt die Unverletzlichkeit der Meinungen, Anträge und Abstimmungen in den allgemeinen Cortes des Königreichs sanktionirt werden. Als ob Riego bloß wegen seines Antrags auf die temporäre Absezung Ferdinands VII. und nicht als Anführer der Revolution zum Galgen verurtheilt worden wäre. Der Canonicus Miguel del Riego in London, des Generals Bruder, ließ nachher ein Schreiben in die öffentlichen Blätter einrücken, in welchem er Ihrer Majestät für die seiner Familie bewiesene Theilnahme dankt, aber hinzufügt: „die Achtung, die ich dem Andenken meines Bruders schuldig bin, der als Opfer seiner Hingebung für die Interessen seines Landes gestorben ist und meine Grundsäze, welche dieselben sind, wie die seinigen, erlauben mir nicht, eine Gunst anzunehmen, die, so großmüthig und fähig sie auch ist, mich in meinem Unglück zu trösten, nicht aus der Nation selbst hervorgeht und meinem Bruder nicht als

ein Sühnungsakt der Nation, sondern nur als das individuelle Geschenk des großmüthigen Herzens Ihrer Majestät dargebracht ist.“

5. *November.* — Feierliche Eröffnung des Benediktinerklosters zu Augsburg durch den Minister Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Jeder Freund des deutschen Bildungswesens, der überhaupt in dieser Uebergabe der Erziehung der Jugend in die Hände von Ordensgeistlichen ein bedenkliches Zeichen der Zeit erblicken mochte, oder Wer den verbreiteten Gerüchten Glauben beigemessen hatte, daß die Jesuitenanstalt in Freiburg zum Muster genommen werden solle, mußte sich durch die geistreiche Inaugurationsrede des durchlauchtigen Regierungskommissärs vollkommen beruhigt fühlen. Der Minister machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Benediktiner nicht eine Korporation seyen, die man eines „reaktionären Standpunktes mindestens fähig halte, sondern ein Orden deutschen Wesens und deutscher Stiftung, für dessen unbedingtes Fernseyn von allen politischen Tendenzen die Geschichte voller zehn Jahrhunderte zeuge, deren tief wissenschaftliche Bildung, heitere Lebensansicht und echt veredelnde Erziehungsweise allen Konfessionen Achtung einflöße, und deren treuem Wirken zunächst die germanischen Völker ihre Civilisation und den großartigen Charakter ihrer geistigen Entwicklung verdanken!“ Gewiß wenn sie diesem Bild entsprechen, werden die verjüngten Zöglinge des Monte-Cassino auf deutschem Boden keine unwillkommene Erscheinung seyn!

12. *November.* — Erste vorbereitende Sitzung der beiden Kammern der Cortes. Die Procuradoren (es sind 116 Mitglieder anwesend) wählen einen provisorischen Präsidenten. Die Wahl fällt auf Don Xavier Isturiz. Er ist ein Exaltado und wurde noch vor wenigen Wochen von der Polizei aufgesucht, die ihn verhaften wollte. Uebrigens gilt er für einen Freund Mendizabals und auch der vorige Präsident, jetzt Kriegsminister Almodovar, gab ihm seine Stimme. Die königliche Eröffnungs-Sitzung ist am 19ten. Sonst bei den Proceres, ist sie dießmal im Saal der Procuradoren. Die Königin sagt in der Thronrede: „Sie freue sich, die Cortes versammelt zu sehen, um im Einklang mit der Regierung ihrer Tochter über die für das Wohl der Nation wichtigsten Fragen zu berathen — sie freue sich um so mehr, als ein neues Zeitalter der Versöhnung und der Vaterlandsliebe begonnen, als der Volksaufschwung und die Loyalität, welche Spanien an den Tag gelegt habe, hoffen ließen, daß zum Lohn für die Opfer dieser großen Nation die Leiden des Bürgerkrieges ihr Ziel erreichen werden. Sie habe ihr Vertrauen Ministern geschenkt, welche auch das der Nation besitzen. Würden die Vertreter der spanischen

Monarchie diesen Ministern auch ihr Vertrauen gönnen, so werde man weder neue Anlehen nach eine Erhöhung der Steuern nöthig haben, nicht nur alle Bedürfnisse des Krieges bestreiten und den Verbindlichkeiten des Staats genügen, sondern auch das Loos seiner Gläubiger im In- und Auslande verbessern und den Kredit fest begründen." Nachdem die Königin sofort mit einiger Prunkberedsamkeit ihren hohen Verbündeten, dem König von Großbritannien für dessen großmüthige Unterstützung mit Waffen, Kriegsvorräthen und die Erlaubniß, für den spanischen Dienst in England zu werben, dem König von Frankreich für den Uebertritt der Fremdenlegion, der Königin von Portugal für die von dem portugiesischen Hilfskorps zu erwartenden Erfolge gedankt, sodann die Beweise von Freundschaft von Seiten der Monarchen von Brasilien, von Dänemark, Schweden, Belgien und Griechenland und der vereinigten Staaten von Nordamerika gerühmt, der mit den Staaten des spanischen Amerika angeknüpften Unterhandlungen, als eines Gegenstandes, bei welchem der Rath der Cortes gehört werden solle, Erwähnung gethan, in Bezug auf die andern Mächte sich aber mit der Bemerkung begnügt hat, die Verhältnisse zu denselben seyen dem politischen System ihrer Regierungen und der Würde und Unabhängigkeit der spanischen Nation gemäß — nachdem ferner der treuen Armee und der Nationalgarde das gebührende Lob gespendet und diesen Tapfern die Errichtung eines Invalidenhotels, ihren Waisen das Erziehungshaus der Eintracht in Aussicht gestellt worden ist — kommt sie endlich an die Hauptsache, die Vorlegung dreier Gesetzesentwürfe von höchster Wichtigkeit: über die Wahlen, die Grundlage des Repräsentativsystems, über die Preßfreiheit, seine Seele und über die ministerielle Verantwortlichkeit, seine Vollendung. In Spanien muß man sich über diese Thronrede etwas verwundert haben, denn Niemand erwartete anders, als daß die jetzigen Cortes bloß ausserordentlicher Weise zusammen berufen werden sollten, um ein Wahlgesetz zu votiren, damit sie hierauf einer nach der verbesserten Wahlordnung gewählten Kammer Platz machen könnten. Nun ist aber die früher versprochene Revision des königl. Statuts mit völligem Stillschweigen übergangen, und es gewinnt überhaupt den Anschein, daß die Regierung diese Cortes so ziemlich als ein ordentliches Parlament betrachtet. Denn nicht allein von jenen drei Fundamentalgesetzen ist die Rede, sondern noch von verschiedenen andern legislativen Maßregeln zur Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe und der öffentlichen Sittlichkeit, zur Regulirung des Looses der Ordensgeistlichkeit, zur Veräusserung der Gemeindegüter, um aus dem Erlös die

Ausgaben für ein neues Straßen- und Canalsystem zu decken und zu Abänderungen in der Finanzverwaltung, als Vorarbeiten zu einem ausführlichen Budjet, welches indeß den künftigen Cortes vorbehalten bleibt. Was an der Thronrede zu loben ist, ist ein gewisser Ton von Offenheit, der in ihr hervortritt. Die Regierung bietet den Cortes an, von Allem Einsicht zu nehmen, was in der Verwaltung geschah, selbst von Dem, was erst vorbereitet wird, als da sind: neue Gesetzbücher, die Organisation der Gemeindebehörden und der Provincialstände, eine neue Organisation der Polizei, wodurch sie in die Hände der Gemeinden kommt, Verbesserungen im Unterrichtswesen, für welches der Regierung keine Ausgabe zu groß erscheint, Errichtung von Provinzialbanken zur Erleichterung des Verkaufs der zur Tilgung der Staatsschuld bestimmten Nationalgüter. Das von der Komission vorgeschlagene und von dem Ministerium genehmigte Wahlgesetz hat folgende wesentliche Bestimmungen: 1) Für je 50,000 Seelen soll ein Deputirter seyn. Dadurch würde die Mitgliederzahl der Volkskammer ungefähr verdoppelt. 2) Die Befähigung zum Wahlmann richtet sich theils nach Vermögen, theils nach Stand und Beruf. Wähler sind alle Spanier über 25 Jahren, die entweder zu den Höchstbesteuerten in einer Provinz, 100 auf jeden Deputirten gerechnet, und zu Denjenigen gehören, deren Steuerbeitrag dem geringsten unter denen der Höchstbesteuerten gleich ist, oder welche in eine der nachstehenden Kategorien fallen: Advokaten, Assessoren, Fiscalbeamte, Doktoren der Medizin und der Chirurgie und Apotheker mit offenem Laden, Doktoren des Rechts, Licentiaten oder Greffiers der königlichen Gerichte, Mitglieder der landwirthschaftlichen Gesellschaften, Professoren eines wissenschaftlichen Lehrstuhls, der Literatur (mit Ausnahme der Elementarlehrer und Sprachmeister), die verabschiedeten Offiziere der Land- und Seemacht und der Miliz, die Offiziere der Nationalgarde von dem Kapitänsgrade an und darüber, die pensionirten Staatsdiener, deren aktiver Gehalt 10,000 Realen (1250 Gulden) betrug. Die Wählerlisten werden von der Provinzialdeputation mit Zuziehung der Gemeinderäthe verfertigt und alle Jahre im Juli öffentlich aufgelegt. Die Abtheilung einer Provinz in Wahlbezirke ist gleichfalls Sache der Deputation. Den Vorsitz in der Wahlversammlung führt der Alcalde des Orts, bis sie selbst ihren Präsidenten gewählt hat. Jeder Wähler schreibt auf seinen Wahlzettel so viele Namen, als für die Provinz Deputirte zu wählen sind. Die Bedingungen der Wählbarkeit sind: das Alter wie oben, weltlicher Stand, Ansäßigkeit als Familienhaupt; ein Einkommen von 6,000 Realen (750 Gulden), oder ein Kapital-Vermögen, in Grundeigenthum, Staatsrenten oder Handels- und Industriegeschäften

von 240,000 Realen (30,000 Gulden); ein unabhängiger ehrenwerther Beruf als Advokat, Arzt, Literator, wenn das Einkommen 10,000 Realen beträgt; bei den Staatsdienern ein Besoldungs- oder Pensionsgehalt von 14,000 Realen (1750 Gulden). Wer als Deputirter eine besoldete Anstellung vom Staat annimmt, muß sich einer neuen Wahl unterwerfen. Die Eintheilung der baskischen Provinzen in Wahlbezirke wird für jezt nicht vorgenommen, die Deputirten werden in den 4 Hauptstädten gewählt. Dieses Wahlgesetz ist augenscheinlich mit Berücksichtigung der sogenannten Kapazitäten abgefaßt. Es ist von einem populären Wahlrecht weit entfernt; aber ein solches wäre in Spanien vielleicht ein gefährliches Experiment. Können die Karlisten prahlen, daß von den 100,000 Mann ein gut Theil für sie geworben werden werde — Was desto weniger zu vermeiden seyn dürfte, je mehr die Reichen sich loskaufen — hatte die Geschichte der königlichen Freiwilligen gelehrt, wie leicht die niedern Volksklassen sich als fanatische Werkzeuge des Despotismus brauchen lassen: so mußte die Gesetzgebung die Interessen der Freiheit dem Einfluß der ungebildeten Menge und der Priester entziehen, sie mußte sie in die Hände Derjenigen legen, bei denen die meiste Intelligenz ist. Nur wäre in der That Spanien zu bedauern, wenn diese Gewährschaften einer aufgeklärten Vaterlandsliebe sich nur bei 30,000 Bürgern finden sollten. So viel gäbe es nach dem neuen Gesetz Wähler. Ein Werk der Exaltados könnte man Dieß nicht nennen, oder es müßte unter einem überspannten Liberalen in Spanien etwas sehr Nüchternes verstanden werden. In der Procuradorenkammer ist seitdem Isturiz auf die Liste der Kandidaten für die wirkliche Präsidentschaft gebracht worden, und die Regierung hat ihn bestätigt. Hier scheint zwischen der Majorität und Mendizabal das beste Vernehmen zu herrschen, daher auch die Adresse nur ein matter Nachhall der Thronrede ist. Dagegen mögen die Proceres mit dem Gang der Dinge nicht so recht zufrieden seyn. In ihrer Adresse sagen sie trocken: „Eure Majestät erachten die jetzigen Minister Ihres Vertrauens würdig, der Stand der Proceres behält sich vor, ihnen seine Unterstützung zu bewilligen oder zu verweigern, wo und wie er es für angemessen halten wird.“

16. *November.* — Der Pairshof versammelt sich, um den Prozeß des Rests der Aprilangeklagten und dann gegen Fieschi vorzunehmen. Man hört nur von 4 Mitschuldigen Fieschi's, Pepin, Morey, Boireau und Beschet, welche vor den Schranken erscheinen werden. Pepin soll das Geld zu den Flintenläufen und der Hausmiethe hergegeben, Morey Pulver und Blei angeschafft, Boireau am 27. Juli Abends die Probe mit dem Vorbeireiten am Hause gemacht haben.

Von bedeutenderen Personen als Anstiftern der That verlautet Nichts. Die Aprilangeklagten scheinen ihr altes System, sich nicht zu vertheidigen, der Mehrheit nach beibehalten zu wollen. Da der Pairshof die Angeklagten in drei Kategorien abtheilt, deren jede (zuerst die Unteroffiziere von Luneville) er besonders behandelt, so fällt eben damit die Kollektivanklage weg. Das Interesse für diese beiden Prozesse ist fast gänzlich erloschen, nachdem der erstere veraltet ist, und von dem andern keine bedeutenden Aufschlüsse zu erwarten sind. Die Schrecken der Höllenmaschine, von der ministeriellen Gesellschaft in Grandvaux selbst persiflirt, (wie denn mitten unter den doktrinären Elementen der revolutionäre Teufelsspuck ist) sind vergessen und die Pariser finden bei den Scandalprozessen eines La Roncière, der die vornehme Welt auf den Bänken der Angeklagten oder der Zeugen versammelt, oder eines Lacenaire, eines Diebes und Mörders im Philosophenmantel, mehr Zerstreuung.

19. *November*. — In Portugal Auflösung des Ministerium Carvalho. Marquis von Loulé, der Damenminister genannt, wird Präsident des Ministerraths. Der Hof einer siebenzehnjährigen Königin muß ein hübsches Feld seyn für Intriken! Die unbefestigte Thronfolge scheint ehrgeizige Hoffnungen zu nähren — und zwar, wie man sagt, nicht allein bei der Prinzessin Anna, der Gemahlin des Marquis. Das Gesetz, wornach portugiesische Königinnen ihren Gatten in Portugal selbst zu wählen haben, ist zwar von den Cortes in Bezug auf Donna Maria außer Kraft gesezt, aber mehr als eine der vornehmen Familien des Landes scheint nicht uneigennützig genug zu denken, um nicht lieber eines ihrer Mitglieder auf dem Throne zu sehen. Und was könnte dem miguelistisch gesinnten Theil der Aristokratie, dessen Einfluß sich bis in die Umgebungen der Königin erstrecken soll, angenehmer seyn, als Portugal in neue Verwirrung zu stürzen — wäre es auch eine revolutionäre, wenn sie nur später zu einer Reaktion führt? Die Parteien, die sich vorzugsweise die Loyalen nennen, sind nicht immer die gewissenhaftesten. Daß es ihnen oft selbst auf gewaltsame Thronveränderungen nicht ankommt, davon ist die gegen die Orangisten in England erhobene Beschuldigung, daß sie gegen Ende der Regierung Georgs IV. sondirt haben, ob eine Ausschließung Wilhelms IV. wegen dessen angeblich radicaler Grundsätze zuläßig wäre, ein neuer schlagender Beleg. Das Haus Sachsen Coburg hat jezt die Aussicht auf einen neuen Thron. Dann muß doch Leopolds belgischer Thron gewiß sicher stehen, wenn er, der Eidam des Königs von Frankreich, in einiger Zeit eine Nichte auf dem englischen und einen Neffen auf dem portugiesischen Thron hat.

Wahrscheinlich stand die kürzliche Reise des belgischen Königspaars nach England mit Donna Maria's Heirathsplan in Verbindung. Aber auch in Wien scheint man es zu billigen, daß die Wahl der Königin auf einen in Oesterreich erzogenen Prinzen fiel. Der Brautwerber Graf Labradio ist bereits in Coburg eingetroffen. Der präsumtive Bräutigam Ferdinand ist geboren den 29. Oktober 1816.

21. *November.* — Sr. Majestät des Königs von Baiern Abreise nach Griechenland. Eine englische Fregatte wartet des Monarchen in Ancona. Der König soll längst den Lieblingsgedanken mit sich herum getragen haben, einmal das Land der klassischen Erinnerungen persönlich zu begrüßen. Schwerlich wäre aber diese Rücksicht allein stark genug gewesen, um sich über die Bedenklichkeiten hinweg zu setzen, die von der Ausführung eines solchen Entschlusses in gegenwärtiger Jahreszeit abschrecken, wenn nicht der dringende Wunsch des Königs Otto und seines Staatskanzlers, die eines hohen Raths bedürfen, und des Königs eigene Erwägung der schwierigen Lage Griechenlands hinzu gekommen wären. Wirklich scheinen dort nicht alle Hoffnungen, die man von der Verwaltung des Grafen von Armansperg gehegt hatte, in Erfüllung gegangen zu seyn, konnten es vielleicht nicht da, wo so viel ganz neu, der Staat, die Monarchie selbst geschaffen werden müssen. Es fragt sich, ob man nicht besser daran gethan hätte, die Griechen sich selbst regieren zu lassen. Wenn es wahr ist, daß dieser Staatsmann um Enthebung von seinem Posten nachgesucht habe, so waren allerdings die Umstände so, daß sie auch einen kräftigen Muth beugen konnten. In seiner Stellung stand er Jedem im Weg, als Fremdling hatte er Jeden zum Feind. Das war aber nicht genug. Bald hätte er sich gegen die feindseligen Schriften, welche Mitglieder der abgetretenen Regentschaft über ihn verbreiteten, vertheidigen sollen, bald sollte er das Journal de Smyrne besolden, damit es die griechische Regierung nicht verunglimpfe, bald sollte er beweisen, daß König Otto über Griechen und nicht über Slaven regiere. Bald wurde er als Russenfreund verschrien, bald als dem französischen oder dem englischen Interesse ergeben. Man beschuldigte ihn, daß er sich an die Phanarioten und wiederum, daß er sich an die Napisten oder Capodistrianer hänge und die Patrioten entfernt halte. Durfte er keiner der Parteien ein Uebergewicht einräumen, so konnte er es keiner recht machen. Das Interesse des Thrones war ein anderes als das jeder der Parteien. Dieses Interesse zu wahren und fest zu gründen war die ihm gewordene Aufgabe, deren Lösung wahrscheinlich nicht einmal unbedingt seinem Willen anheim gegeben war. Er brauchte Stützen und suchte sie, wo er am meisten Ergebenheit zu finden glaubte. Die

Griechen aber dachten eher an ihre so blutig erkaufte Freiheit als an den Thron. Mancherlei trug bei, das Mißvergnügen zu nähren. Man hatte sich beim Regierungsantritt des Königs eine Verfassung versprochen. Sie erschien nicht. Hatte die übereilte Residenzverlegung nach Athen vornherein nachtheilig auf die Geschäfte gewirkt, so dauerte bei der während des Sommers bis tief in das Spätjahr anhaltenden Seuche, zum Theil einer Folge der Umwühlung des alten Schutts durch die vielen Neubauten, die Störung fort, und dazu kam noch der Verlust einer geliebten Tochter, der den Vater in einem fremdgesitteten Lande, wo der Familienkreis für die übrige gesellschaftliche Isolirung allein Entschädigung gewähren kann, doppelt beugen mußte. Die Hinterlassenschaft so vieler verfehlten Gesetzgebungsexperimente war ihm geblieben, und nun, nachdem man von vielen Irrthümern zurückgekommen schien, wollte doch Nichts vorwärts. Ein organisirter Staat kann solche Stillstände der Regierungsthätigkeit ertragen, einen neuen machen sie krank. Die Ansprüche der Veteranen aus der Revolution wurden nicht befriedigt, viele Ehrgeizige durch Bevorzugung von Ausländern verlezt, die Selbstständigkeit der Kirche nicht genug geschüzt. Die Unsicherheit des Eigenthums nahm überhand. Den Räuberbanden boten die türkischen Nachbarn eine bequeme Freistätte. Die militärischen Mittel zu ihrer Bekämpfung waren unzulänglich oder schlecht geleitet. Die Staatseinkünfte stockten. Die Ausbezahlung der dritten Serie der Anlehe fand Anstand. Indessen ist zwar Einiges geschehen, was wenigstens als Bestreben Etwas zu thun guten Eindruck gemacht hat. Durch Errichtung einer Elitenphalanx aus den Offizieren und durch Vertheilung von Ehrenkreuzen an Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der vormaligen irregulären Korps, wie durch Anerkennung der Marineoffiziere sollen alte Dienste belohnt werden. Durch Ernennung zu Staatsräthen will man die politischen Notabilitäten zufrieden stellen. Durch die Gründung der Bank (24 Millionen Drachmen baar, eben so viel Papier) will man dem Kredit aufhelfen. Allein diese neuen Pensionirungen werden den Staatsschatz mit einer halben Million belasten (wiewohl bei 125 neu bestätigten Marinekapitänen, Lieutenants und Fähndrichen, lauter Spezzioten, Hydrioten und Psarioten, ausdrücklich gesagt ist, daß sie noch nicht in die betreffenden Besoldungsbezüge eintreten, sondern erst, wenn sie in Disponibilität gestellt oder zur Aktivität berufen werden) und einige Dutzend Staatsräthe mit einem Monatsgehalt von je 500 Drachmen scheinen in keinem Verhältniß zu stehen weder zu einer Bevölkerung von 700,000 Einwohnern, noch zu einem armen Budjet, das schon so viel Ministerien zu bezahlen hat. Als Surrogat für eine

Abgeordnetenkammer, welches dieses Kollegium seyn zu sollen scheint, da die Mitglieder mit Rücksicht auf die drei Provinzen, den Peloponnes, das Festland und die Inseln ernannt werden, dürfte eine solche Bojarenversammlung noch weniger den öffentlichen Wünschen entsprechen. Die am 3. d. M. bekannt gemachten Ernennungen enthalten etliche und zwanzig Namen von sehr verschiedener Schattirung, wie Peter Mauromichalis, Theodor Kolokotronis, Andreas Zaimis, Georg Conduriotis, Notos Bozaris u. s. f. Oder sollte dieser Staatsrath nur der Vorläufer einer wirklichen Verfassung seyn? Dürfte man daraus schließen, daß auch die Mitglieder der Ständeversammlung von Epidaurus mit einem Ehrenzeichen bedacht sind? Die Ankunft des Königs Ludwig muß die Antwort auf manche Frage bringen. Se. Majestät ist begleitet von dem Staatsminister und Bundestags-Gesandten von Mieg. Nach einem unverbürgten Gerücht wäre Derselbe zum Nachfolger des Grafen Armansperg bestimmt.

30. *Nov.* — Der amerikanische Geschäftsträger Barton am französischen Hof ist im Begriff, sich in Havre nach den vereinigten Staaten einzuschiffen. Der Moniteur vom 15ten zeigte an, weil Hr. Barton die Päſſe genommen, so sey auch Hr. Pageot in Washington abberufen worden. Demnach wären wegen Nichtvollziehung des Entschädigungs-Vertrags die diplomatischen Verbindungen zwischen Frankreich und Nordamerika abgebrochen. Ein Vermittlungs-Anerbieten des englischen Kabinets soll von französischer Seite abgelehnt worden seyn. Nun große Emsigkeit in den Häfen und Arsenalen von Brest und Toulon. Es sollen 15 Linienschiffe segelfertig gemacht werden. Wenn es zwischen beiden Mächten zum Krieg käme, so hätte Amerika den Vortheil einer reichgefüllten Schatzkammer. Dem Vernehmen nach haben dort die Zölle in dem zu Ende gehenden Finanzjahr 22 Millionen Dollars, 6 Millionen über den Anschlag, der Verkauf der Staats-Ländereien (statt $3^1/_2$) 6 Millionen abgeworfen, und am 1. Jan. 1836 dürften dem Präsidenten 15 bis 16 Millionen zur Verfügung daliegen, ungerechnet die 8 Millionen, welche der Regierung bei der Liquidation der Bank heimbezahlt werden. Noch glaubt das Publikum so wenig an einen Krieg mit Amerika, als mit der basler Landschaft, mit welcher auch die Verbindungen abgebrochen sind, wiewohl im erstern Fall die Rechtsfrage zweifelhafter ist, als im leztern. Denn offenbar hatte Frankreich Unrecht, der Landschaft die Aufnahme eines französischen Juden anzusinnen, wenn diese Aufnahme mit ihrer Verfassung im Widerspruch steht. Je ernsthafter aber die Sache mit Amerika aussieht, desto mehr wird die berühmte Mäßigung des Justemilieu am Platz seyn. Und gewiß, wenn nicht die inneren Fragen, die gegenwärtig die vereinigten Staaten aufregen,

den amerikanischen Staatsmännern selbst einen auswärtigen Krieg als Ableiter der Volksleidenschaften wünschenswerth machen — Ludwig Philipps persönliche Gesinnung (er heißt ja der Napoleon des Friedens), die Lage von Frankreich, der republikanische Geist in der Armee (man denke nur an die vielen Verhaftungen), die Wünsche und Bedürfnisse des französischen Handels, alle Neigungen der Partei des Juste-Milieu, wenn auch die Nationaleitelkeit noch so groß ist, sind für eine gütliche Ausgleichung. Diese Seedemonstrationen können auch noch andere Absichten unterstützen oder maskiren. Der Herzog von Orleans ist seit dem 31. Oktober (über Corsica) nach Algier abgereist, wo ein Feldzug gegen Abdel-Kader und vielleicht die Unterwerfung des Bey's von Constantine und der ungebändigten Stämme in's Werk gesezt wird, welche dem Thronfolger, da man in Frankreich nicht glaubt, daß Prinzen geborene Helden seyen, Gelegenheit verschafft, Lorbeern zu pflücken, auch der Colonisation, die besonders im südlichen Frankreich Anklang zu finden scheint, insofern zur Aufmunterung dienen kann, als aus diesen Anstalten erhellt, daß die Regierung Algier als eine Frankreich für immer angehörige Colonie betrachtet, wie sich auch der Prinz bei seiner Ankunft in Algier gegen die ihm aufwartenden Deputationen öffentlich aussprach. Außerdem ist aber auch sonst im mittelländischen Meer viel Bewegung, um sich einen Theil der französischen Rüstungen aus andern Gründen als der algierischen oder amerikanischen Angelegenheit zu erklären. Die englischen Flotten verstärken sich. In den piemontesischen Häfen herrscht eine geheimnißvolle Thätigkeit, von der man nicht weiß, Wem sie gilt. Bald heißt es, König Albert werde Portugal den Krieg erklären, bald, es sey auf der Insel Sardinien ein Aufstand ausgebrochen, den er unterdrücken müsse, bald, er werde sich mit einer russischen Flotte vereinigen, um Don Carlos Hülfe zu bringen, bald, er werde Dieß im Einverständniß mit einigen italienischen Fürsten thun, und Don Sebastian, der kürzlich troz der französischen Polizei den Weg durch Frankreich nach dem karlistischen Hauptquartier gefunden, sey sowohl der Ueberbringer ansehnlicher Wechsel von Seiten dieser Höfe, als der Nachricht von dieser bewaffneten Intervention gewesen. Einige kleinere Differenzen kommen unter diesen Umständen schwerlich in Betracht. Weder England noch Frankreich werden mit ihren Rüstungen eine Demonstration gegen die italienische Censur beabsichtigen, obgleich die Angriffe, welche dieselbe gegen diese beiden Regierungen gestattet, von Seiten Frankreichs zu Beschwerden in Neapel und von Seiten Englands zu einer Aufhebung des gesandtschaftlichen Verkehrs mit dem Herzog von Modena geführt haben.



F e u i l l e t o n.

Literarische Uebersichten.

JUGEND-WANDERUNGEN.

Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Stuttgart. 1835. Hallberger'sche Verlagshandlung.

* Es scheint, daß Fürst Pückler dem Publikum alle Perioden seines Lebens nach und nach gedruckt vorzuführen gedenkt. Und warum sollte er sich nicht durch das Interesse, welches seine früheren Werke anregten, ermuthigt seiner angeborenen Schüchternheit entschlagen und offen mit seinen Erfahrungen und Erlebnissen an das Licht der Welt treten? Gegenwärtiges Buch handelt von Reisen, die der berühmte Verstorbene in den J. 1808 und 1809 in Süd-Frankreich und Italien unternommen. Zu dieser Zeit scheint Fürst Pückler noch nicht so gewaltig von der Gartenliebhaberei ergriffen gewesen zu seyn, wie in späteren Jahren; er reist mit jugendlicher Lust an Allem, was beschauenswerth ist, ohne sich bei einzelnen Gegenständen mit besonderer Vorliebe länger aufzuhalten. L'aimable badinage, durch den sich des Fürsten Werke auszeichnen, wird auch hier dem Leser geboten; es ist Alles in dem Tone erzählt, mit dem man im gesellschaftlichen Kreise sich zu bewegen pflegt. Die Wanderungen sind minder reich an Abenteuern und auch die wenigen berührten sind nur als flüchtige Erscheinungen dargestellt. Ob Fürst Pückler sein Tagebuch zum Drucke gegeben, ob er Erinnerungen jetzt erst niedergeschrieben, möge unentschieden bleiben. Nach seinen übrigen Werken zu schließen, möchte letzteres eher anzunehmen seyn. Im Tagebuch müßten jeden Falls starke Striche gemacht worden seyn, denn der Verfasser vermeidet es sehr, Bemerkungen zu geben, die sich ihm aufgedrungen haben müssen, nur, weil sie bereits von Reisenden gegeben worden sind, deren Werke zwischen 1808 und unserer Zeit liegen. Am anziehendsten erscheinen die Schilderungen aus Neapel, denen man gern einige Ausdehnung gewünscht hätte, und am liebenswürdigsten zeigt sich der Fürst dadurch, daß er nicht wie ein ermüdender Antiquar, sondern wie ein gebildeter Weltmann reist. —

ALMANACH

dramatischer Spiele für das Jahr 1836.

Von

Lembert.

Wien, Verlag von Franz Tendler.

Zweiter Jahrgang.

— Für den Werth der in diesem Almanach enthaltenen Stücke zeugt schon der Umstand,

daß sie alle drei auf dem Hofburg-Theater in Wien mit Beifall gegeben worden sind. Doch wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so würde schon der Name des Verfassers, der schon so viele glückliche Arbeiten dieser Art geliefert hat, die Bühnenfreunde nach diesen Stücken greifen lassen. Das erste heißt: der Freund und die Krone, ein romantisches Schauspiel in 4 Akten nach Leonarda da Sessa. Es ist in Versen wieder gegeben, denen wir alles Lob beilegen können. Sie sind wohlklingend und legen dem Schauspieler keinen Zwang auf. Das zweite Stück, unter dem Namen: Wahn und Wahnsinn, ist eine freie Uebertragung des auch schon nach andern Uebersetzern bekannte Vaudeville »Elle est folle«. Das dritte Stück endlich ist »der Mentor« betitelt, nach einem Ref. unbekannten Vaudeville »Théophile«. Der Uebersetzer hat den Schauplatz dieser Posse nach Deutschland verlegt, und, wie es scheint, dadurch eine erhöhte Wirksamkeit für unsere Bühne erzielt.

EXOTEREN,

oder

das Neueste und Anziehendste aus der Unterhaltungs-Literatur des Auslandes, in freien Uebersetzungen

von

Theodor Hell und seinen Freunden.

Monatsschrift. Jahrgang 1835.

Dresden und Leipzig, 1835. Im Verlag der Arnold'schen Buchhandlung.

— Der fleißige Theodor Hell gibt uns hier eine interessante Zusammenstellung von Seegemälden, Sittenschilderungen, Novellen aus dem Französischen und einer Novelle aus dem Polnischen. Diese Hefte bilden den dritten Jahrgang eines ähnlichen Unternehmens, das unter dem Namen »Salmigondis« erschienen ist. Wir können an beiden sowohl die Auswahl, als auch die fleißige Uebersetzung rühmen, wodurch sie sich vor vielen ähnlichen Sammlungen auszeichnen. Wer es weiß, was für Mühe es macht, aus der Menge fremder Tageserscheinungen das Gediegene auszusondern, das sich würdig zeigt, für eine längere Dauer auch unsern Landsleuten bekannt zu werden, wird dem richtigen und feinen Takte, der sich in dieser Auswahl zeigt, seinen Beifall nicht versagen können, und das Lesepublikum, das so gern nach Pikantem greift, aber nur ungern sich die Mühe des Suchens gibt, wird dem Herausgeber der Exoteren und der Salmigondis gewiß recht dankbar seyn, daß er durch Fleiß und Aufmerksamkeit seinen Wünschen zuvorgekommen ist.

DRAMATISCHES VERGISSMEINNICHT

für das Jahr 1836.

Aus den Gärten des Auslands nach Deutschland verpflanzt von

Theodor Hell.

Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung.

— Dies ist das dreizehnte Bändchen eines alle Jahr wiederkehrenden Buches, das schon manches brauchbare Stück der Bühne geliefert hat. Diesmal enthält es Caravaggio, ein Drama in 3 Aufzügen, und Geliebte oder Tod, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Beide sind nach dem Französischen frei übersetzt. Bei dem Ersteren ist der französische Verfasser nicht angegeben, obgleich es gewichtiger und in Versen auftritt, als das Zweite. Diese Kleinigkeit ist nach Scribe und Dumanoir. Man hätte hier nicht nöthig gehabt, so sorgfältig den Mitarbeiter Scribe's anzugeben, da jener doch nur die bekannte Firma in Deutschland bildet, und von seinen Mitarbeitern nur in seltenen Fällen Notiz genommen wird. Das Erstere ist ein sogenanntes Kunstdrama; doch fehlt es ihm nicht an dramatischem Interesse. Die Verse dünken uns ein unnützer Luxus, und noch dazu, wenn sie wie hier nicht eben vom schönsten Gusse sind, keine geschmackvolle Zierde zu seyn. Das Lustspiel ist leicht und angenehm übersetzt, und muß, gut gegeben, auch Wirkung auf der Bühne hervorbringen. Das Buch ist dem trefflichen Darsteller, Emil Devrient in Dresden, von dem Herausgeber in einem Sonnette zugeeignet.

Mode.

— Ueber Marmorstufen, die mit einem hochrothen Teppich bedeckt sind, den gold'ne Stäbchen befestigen, erblickt man gegen Mitternacht ein schönes Paar herabsteigen. Ein junger Mann im kurzen Mantel, der ihm bis zu den Knieen reicht, und so weit aufschlägt, um das blendend weiße Atlasfutter sehen zu lassen, erscheint uns wie ein Page am Hofe Franz I., oder wenn wir ein wenig zum Spotte geneigt sind, führt er uns einen Sganarelle von Molières oder eine ähnliche komische Maske der alten Posse in's Gedächtniß. Und doch ist an ihm nichts Historisches und nichts Komi-

sches. Sein Atlas-Gilet, mit Gold gestickt, gehört selbst nicht zu der Mode der alten Höfe. Sein Kleid, hellbraun, von kurzer Taille, mit langen Schößen, dessen eng anliegende Aermel kaum bis zu den Handgelenken reichen, ist nicht etwa ein ausgewachsenes Kleid, das der Eigenthümer noch aus den Kinderjahren besitzt. Und selbst der Hut, zerdrückt und unförmlich, würde uns betrügen, wenn wir daraus schließen wollten, daß sein Eigenthümer sich keinen neuen kaufen könne; in der That ist es nur die Weichheit des Gewebes, das jede Form beliebig annimmt. So entspricht nichts hier dem Scheine, und in diesem Allem nehmen wir nur wahr das Muster eines der elegantesten Dandy's, der aus der italienischen Oper oder aus dem glänzenden Salon Rothschild kommt; denn so kleidet sich heute ein junger Mann nach der Mode, und es bleibt uns nur übrig, den Namen seines kleinen Mäntels noch hinzuzufügen, er heißt: Kasaweiska.

Aber neben diesem männlichen Modell bemerken wir eine Frau, die sich in eine Polonaise von apfelgrünem Atlas, mit Schwan garnirt, einhüllt. Manchmal öffnet sie sie, um die schöne Taille erblicken zu lassen, die in einem engen Corsage von Atlas steckt, das mit Schleifen garnirt ist. Die Aermel sind eng und der Ellenbogen verliert sich in eine Spitzen-Manschette. Erinnert dies nicht Alles an das Zeitalter Ludwig XIV.? Und diese Mütze mit langen Spitzenbärtchen, und diese großen Bandschleifen an beiden Seiten der Wangen — ist es nicht wie zu den Zeiten der Ninon? Allein die junge schöne Frau, die wir so gekleidet sehen, hat nichts gemein mit jenen galanten Damen. Es ist ein Kind reicher Aeltern, welches aus der Pension genommen wurde, um verheirathet zu werden, und um dem Geschmacke des Tages genug zu thun, seine junge Schönheit in eine alte Eleganz gehüllt hat. Wenn man in einem Jahrhundert einen Artikel über unsere heutigen Moden abfassen wird, so wird man über die Anachronismen erstaunen müssen, die in der Toilette unserer jungen Welt vereinigt erscheinen. In der That ist es für uns eine interessante Sache, junge Leute von 16 bis 20 Jahren in Accoutrements zu erblicken, wie sie unsere Großältern trugen.

Raupach.

Die Blätter für literarische Unterhaltung enthalten Folgendes über Raupach: „Wer eine Reihe von Jahren in Berlin verlebte; wer in dieser Zeit das Unglück hatte, Zeuge des Verfalls einer Bühne von so bedeutenden Mitteln zu seyn; wer Angesichts dieser übergreifenden Verschlechterung, täglich und stündlich sich in der Ueberzeugung befestigen mußte, daß an dem Verfall des Berliner Schauspiel- und Schauspieler-Wesens fast nur der Herr Hofrath Raupach Schuld ist; wer es mitangesehen hat, wie die Berliner Acteurs in die Raupach'schen Dramen, in das hohle Breterpathos und Floskelwerk, in das hölzerne Puppenspiel, in den faden Prunk der Repräsentation eingehetzt sind, die von Raupach's Schauspielen unzertrennlich sind; wer „Wallenstein" und „Hamlet" nach Raupach's Bearbeitung gesehen hat; wer endlich das beispiellose Unglück gehabt hat, den „Nibelungenhort" und „Robert den Teufel" ex officio beurtheilen zu müssen — dem ist es unstrei-

tig zu verzeihen, wenn es ihm schwer, wenn es ihm unmöglich wird, Raupach irgend einen fruchtbringenden Einfluß auf die deutsche Bühne zuzugestehen."

Raupach trägt zwar nicht allein, aber doch größtentheils die Schuld an der Entartung der dramatischen Kunst in Deutschland, und so lange er mit seinen Enzio's, Rafaele's, Corona's uns heimsuchen wird, kann und wird sich das Theater nicht in die Höhe bringen lassen. Auch Heine führt in seinem neuesten Werke „die romantische Schule" Madame Birch-Pfeifer und Herrn Raupach den Franzosen vor, und schildert dabei sehr wahr und richtig den jetzigen trostlosen Zustand unserer Bühnen, wenn er gleich in einigen unbedeutenden Angaben nicht eben sehr genau ist. Es wäre ein Glück, wenn jene Meteore am Theater-Himmel sich nicht mehr die Mühe geben wollten, uns mit neuen Werken zu beschenken, und wir mit einem Male so arm würden, zu alter, verlegener Waare wieder unsere Zuflucht nehmen zu müssen.

Fantastische Concerte.

Berlioz fährt fort, mit seinen genialen, aber auch zugleich bizarren Compositionen Aufsehen zu machen. Seine Symphonien heißen „Episode aus dem Leben eines Künstlers," „die Scene auf dem Felde," „der Teufels-Sabbath," „der Marsch der Pilger" u. s. w. Als Parodie soll ein Wunderkind, das noch in der Grammatical-Classe sitzt, eine phantastische Symphonie in vier Theilen geschrieben haben unter dem Titel: „Episode aus dem Leben eines Grammatical-Schülers." Erster Theil: Allegretto, welches ausdrückt, „die Grammatik ist die Kunst, richtig zu sprechen und zu schreiben." Zweiter Theil: Adagio aus neun Takten, welches die neun Redetheile vorstellen soll. Ein Violoncell-Solo versinnlicht das Substantiv, dann operirt die Bratsche und Clarinette einen glücklichen Uebergang zum Adjectiv. Eine Dissonanz bereitet den Artikel vor; zwölf einzelne Bogenstriche als eben so viele Einsylbler führen das Pronomen herbei. Das Verbum kündet sich durch Motive von zwei, drei und vier Tempi an, welche durch verschiedene Tonarten gehen. Ein Flötensolo drückt die anmuthige Präposition aus; angenehme Triolen das Adverbium und die Conjunction, denen die heftige Interjunction folgt, welche durch einen Tamtamschlag ausgedrückt wird. Dritter Theil: Complicirte Menuett, welche die Abhandlung über die Participien darstellt. Vierter Theil: Stretta mit Fugen und von der ganzen türkischen Musik begleitet, die Syntax darstellend, mit allen Regeln und Ausnahmen, mit allen Launen und Capricen des Genius der Sprache, mit der Rechtschreibung und allen ihren Bizarrerieen.

Die Hindu in London.

Eine stattliche Dame in reifen Jahren, reich auf orientalische Weise gekleidet, steigt aus einer brillanten Equipage, auf welcher hinten ein Maure steht mit braunem Gesicht, einem weißen Turban, einem breiten Säbel an Schnüren umgehängt und einem Crick *) im Gürtel. — Diese Dame tritt in das Polizei-Bureaux von Marlborough-Street in London,

*) Indianischer Dolch.

und nimmt ihren Platz als Klägerin. Man vernimmt, daß es die Frau eines indianischen Fürsten sey, der Gesandter des Nuwab von Oude, eines Nachkömmlings des Großmoguls, am Londoner Hofe ist. Der Beklagte heißt Warton und befindet sich unter den Händen der Polizei-Agenten. Er soll Kenntnisse der orientalischen Sprachen und namentlich des Persischen besitzen. Die kleine silberne Medaille, die er im Knopfloche trägt, ist ein Ehrenzeichen irgend eines orientalischen Herrschers, dem er seine Werke gewidmet hat. Dieser Warton ist nun eines schändlichen Vergehens angeklagt. Er soll einen silbernen Löffel dem Gesandten gestohlen haben, bei dem er als Dollmetscher fungirte, und zugleich zwei Pfund Sterling und fünf Schilling (ungefähr 28 Gulden), womit er einige kleine Rechnungen bezahlen sollte, unterschlagen haben.

Die Prinzessin, welche ziemlich schlecht englisch versteht und es gar nicht spricht, folgt inzwischen mit großer Aufmerksamkeit der Verhandlung, die jedoch kein großes Gewicht gegen den Beklagten herausstellt. — Warton rechtfertigt sich, indem er den Haß des Gesandten und seiner Gemahlin ganz andern Beweggründen zuschreibt. Er wollte nicht den schändlichen Vermittler machen, um dem Prinzen Frauenzimmer zuzuführen, aus denen er einen Harem *) zu bilden im Sinne hatte. Mit der Fürstin hatte ihn ein religiöser Streit entzweit. Er half der Dame die Psalmen Davids in das Persische übersetzen, worin die Prinzessin, eine glühende Anhängerin des Islamismus, eine Vorhersagung der Sendung Mahomeds fand, während er, als guter Christ, darin die Erscheinung unseres Heilandes erblickte. „Aus diesem Grunde beschloß die Frau Gesandtin," so fügte er hinzu, „mich aus dem Hotel zu entfernen, und hing mir einen „deutschen Zank" (querelle allemande) an den Hals." Hier wandte er sich mit einer höflichen Verbeugung und einigen entschuldigenden Worten zu dem Dollmetscher der Dame, der ein geborener Würtemberger war, worüber ein lautes Gelächter im Auditorium entstand.

Das Gericht sprach Warton frei. Die hindostanische Fürstin schien darüber sehr erstaunt und sagte zu ihrem Dollmetscher, daß man in ihrem Lande ihr auf's Wort geglaubt haben würde, und daß Warton wenigstens an den Schandpfahl gekommen wäre.

*) Zenanah im Mongolischen.

Englischer Gerichtshandel.

Ein junger Mensch von 24 bis 25 Jahren, gut angezogen, dessen Manieren eben keine ausgezeichnete Erziehung beurkundeten, meldete sich in London im Königlichen Palais, und verlangte, Seine Majestät in geheimen Familienangelegenheiten zu sprechen. Man antwortete ihm, daß eine Audienz nicht so leicht erlangt werde. Aber der junge Mensch erwiderte ohne Verlegenheit: „Ich bin über diese kleinen Förmlichkeiten hinweg; denn ich bin der leibhafte Neffe Seiner Majestät Wilhelm IV." Vergebens bemühte man sich, ihn fortzuschaffen; seine Hartnäckigkeit zwang die Dienerschaft, ihn arretiren zu lassen und auf die Wache zu bringen.

Als er am andern Tage verhört wurde, erwiderte er: „Ich heiße George Friedrich August Guelph, und bin der Sohn des verstorbenen Königs

Georg IV., und wenn, wie man mir gesagt hat, ich in seinem Testamente anerkannt bin, so muß ich nach dem Tode des regierenden Königs vor der Prinzessin Victoria den Thron besteigen. Ueberdies würde die Regierung dieser Prinzessin nachtheilig für das Land seyn, weil sie England von Hannover trennte, das nur von männlichen Regenten beherrscht werden kann. Sie ersehen daraus den großen Vortheil, der darin liegt, mich anzuerkennen."

Der Richter. Haben Sie einen Beweis über das, was Sie hier sagen?

Der Gefangene. Ich wurde vor einiger Zeit in Folge eines unbedeutenden Handels in das Gefängniß von Whitecross-Street gebracht. — Hier sagte mir ein Gefangener, als er den Namen aussprechen hörte, den man mir in der Welt gegeben hatte, um meine erlauchte Geburt zu bemänteln: „Ich kenne Euch lange schon und ich weiß, wo die Beweise zu finden sind, welche Eure Geburt bestätigen; ich rathe Euch, direct zum König zu gehen; das ist ein guter Fürst, der Euch das nicht übel nehmen wird, weil Ihr ja erst nach ihm zur Regierung gelangen wollt."

Man bemerkte sogleich sehr richtig, daß der arme Mensch durch die französischen Journale, die nach London kommen, den Verstand verloren hatte, worin nämlich von einem Sohn die Rede war, welchen Georg IV. noch als Prinz von Wales gehabt haben sollte.

Der Gefangene bestand darauf, vor den König selbst geführt zu werden, und versprach, wenn man ihn getäuscht hätte, sogleich seinen Irrthum förmlich zu bekennen. Durch die Nachforschungen, die man anstellte, ergab es sich, daß der junge Mensch ein Schuhmacher ist, der schon seit lange einem stillen Wahnsinne unterworfen war.

Oeffentliche Bäder in der Türkei.

Der häufige Gebrauch der Abwaschungen, wie sie Mahomed anbefohlen hat, ist die Ursache, daß an jeder Straßenecke in der Türkei Brunnen angelegt sind; und selbst auf den Landstraßen weit ab von den Städten. Das Grab Desjenigen, der diese Brunnen graben ließ, ist gewöhnlich in ihrer Nachbarschaft, von schönen Bäumen umgeben. Die Brunnen sind im maurischen Styl gebaut und mit arabischen Inschriften geschmückt.

Jedes Dorf hat seinen Hammam (öffentliches Bad), und in jedem großen Hause ist gleichfalls ein Bad enthalten. Sie werden durch unterirdische Gewölbe geheizt, die mit Holz angefüllt sind, über denen ein Kessel mit siedendem Wasser steht. Aus einer Cisterne fließt beständig kaltes Wasser nach. Jeder, der sich baden will, zahlt beim Eintritt den dafür bestimmten Preis, und wird dann in ein viereckiges Zimmer geführt, an dessen Wänden Polster befindlich sind. Hier zieht er die Kleider aus, und bindet eine große baumwollene Schürze vor, die ihm bis auf die Füße reicht. Auch zieht er Pantoffeln an, um sich auf den heißen Steinen die Füße nicht zu verbrennen. So gelangt er durch mehre Zimmer, die nach steigenden Graden erwärmt sind, in das eigentliche Bad. Dieses ist rund, mit einer Kuppel gedeckt, worin mehre Oeffnungen sind. Die Fenster sind von

dickem Glase, die Licht genug hineinlassen, aber verhindern, daß Neugierige hinein sehen können. Ein kreisförmiger Platz im Fußboden zeigt die Stelle an, wo der siedende Kessel unmittelbar darunter befindlich ist. Kleine Springbrunnen und marmorne Bassins sind in gleich weiter Entfernung an der Wand angebracht.

(The London Magazine.)

Vermischtes.

Der zum Statthalter von Ober-Canada ernannte Sir Francis Head ist der Verfasser der humoristischen Rheinreise, die unter dem Titel: „Bubbles of the Brunnens“ so bekannt worden ist.

Nekrologe.

Der Prälat und General-Superintendent, Herr v. Seubert, ist hier in Stuttgart am Nervenfieber gestorben. Während seiner Krankheit hat derselbe eigenhändig ein rührendes Gebet aufgesetzt, welches er bei seiner Beerdigung gesprochen wünschte. Diesem Wunsche des allgemein verehrten Mannes wurde zur tiefen Erbauung der zahlreichen Anwesenden nachgekommen. Es machte in der That einen sehr ergreifenden Eindruck, hier einmal die Stimme — nicht wie der Betende sich selbst ausdrückte — aus dem Grabe, sondern die Stimme eines Verklärten über demselben zu vernehmen.

— Katharine Worlée aus Westindien, Wittwe des George Francis Grant, in der Welt bekannt als Fürstin v. Talleyrand*), ist, 74 Jahre alt, in ihrem Hotel, rue de Lille, Nro. 80, zu Paris verstorben. Bei dem Begräbnisse waren zugegen: Hr. von Goussot und Charles Demon (des Prinzen Geschäftsführer). Das Gefolge bestand aus zwei Wagen; sie wurde mit Tagesanbruch beerdigt.

Druckfehler.

Im letzten Hefte, S. Feuilleton p. 572 2 Sp. 15 Z. von unten statt 17 Jahren lies 71 Jahren.

*) So wurde sie in die Register der Kirche des h. Thomas von Aquin, wo man die Trauerfeierlichkeit hielt, eingetragen.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Bildnisse von Victor Hugo und Alexander Dumas.

2) Die Chargen derselben nach Dantans Gypsabgüssen. (S. Europa, S. 432.)

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. **1.** **30. September.** **1835.**

Telegraph.



Eine Menge Notizen und Zeitungen aus allen Städten und Städtchen des lieben deutschen Vaterlandes liegen vor uns. Indem wir sie durchblättern, stoßen wir auf viele alte gute Bekannte. In Hamburg bekommt Einer Staffetten aus Stuttgart, Staffetten aus Paris, und es ist kein Wort daran wahr, es ist Alles nur eitel Nachdruck. Der Mann nennt sich zum Scheine „Freischütz," wir kennen ihn aber besser, er hat eine angeborene Angst vor Feuergewehr und kann daher kein Freischütz seyn.

Des Telegraphen Pflicht ist, Alles, Gutes wie Schlimmes, was sich in Deutschland zuträgt, zur schnellsten und allgemeinsten Kunde zu bringen, und dazu besitzt er Gott sey Dank die Mittel; denn was hier gedruckt wird, lesen mehre tausend Menschen, die in dem weiten Raume zerstreut wohnen, wo Deutsch verstanden wird.

Wiener Moden.



Ein neues Gewebe, Baumrindengaze, welche man zu Schärpen gebraucht, ist sehr elegant: es hat eine strohgelbe Farbe und scheint sehr beliebt werden zu wollen. Anstatt der Cravatten bemerkt man zuweilen geknüpfte Sammtbinden, mit kostbaren Nadeln zusammengefügt.

Journalistik.

In Berlin kommt ein Blatt heraus, heißt: „Berliner Figaro," so man in Deutschland aber nicht kennt. Wir würden es hier auch nicht nennen, geschähe es nicht blos, um der Art und Weise des Herrn Oettinger, seines Redakteurs, hier gebührende Erwähnung zu thun. Während er, wo es nur immer sich thun läßt, mißfällige Aeußerungen über deutsche Schriftsteller, die mehr sind als er, zu Markte bringt, füllt er zugleich ganze Blätter mit dem Nachdruck aus neu erschienenen Schriften derselben, ohne deren Titel anzugeben. Dafür setzt er den Namen des Autors darunter, als wären die Artikel von Demselben für den Figaro eingesandt worden. Ist das nicht eben so consequent als ehrlich? —

— Die allgemeine Theaterchronik bringt eine Nachricht aus Stuttgart, die eben so dumm ersonnen als lügenhaft ist. Seydelmann soll in Ungnade gefallen seyn, und der Hofschauspieler Marr aus Braunschweig sich um seine Stelle bewerben. Jeder hier im Orte wird wissen, was er von dieser Nachricht zu halten hat. Das einzige Wahre ist, daß Herr Marr im Oktober hier einige Gastrollen geben wird, und wir freuen uns, das Publikum auf diesen trefflichen Künstler aufmerksam zu machen, der zu den Wenigen zu zählen ist, die von wahrer Liebe und Eifer für die Kunst beseelt werden.

— Es heißt, daß ein vielversprechender Dramaturg nächstens mit einer Schrift gegen Lewald's „Seydelmann und das deutsche Schauspiel," an das Licht treten werde. Er soll nur noch einen Verleger suchen;

ein Paar Leser hat er schon im Voraus gefunden.

Theater.



Die schönen Dem. Elslers haben Urlaub in Paris genommen und geben auf einige Monate nach Berlin.

— Hannover. Herr Pichler setzt seine Gastrollen fort. Als Schewa war er sehr lobenswerth. Herr Hessen hat Malheur mit seinen Antrittsrollen. Sonnenberg im Pfefferrösel und Carl im Juden sind eben keine solche. Die Gestalt ist angenehm; das Organ belegt und heiser. — Sie geben den Blaubart von Gretry nach Fischer's Verbesserung. So ist die Oper weder von Gretry, noch von Fischer. Den Musikfreunden würde sie aber in ihrer ursprünglichen Einfachheit mehr zusagen, als mit dem Spektakelkram des Theaters an der Wien.

— Herr Hammermeister hat erschrecklich viele norddeutsche Journalisten zu Freunden. Er ist Bassist und singt jetzt in Wien so laut und schön, daß es im ganzen Lande wiederhallt.

— Herr Döring aus Mannheim gastirt in Hamburg. Der dortige „Freischütz" wollte ihn, ehe er ihn noch recht kannte, über Alles setzen, was bis jetzt dort gespielt hat. Jetzt muß er leider nothgedrungen von dessen Shylok sagen: „Herrliche Momente, aber im Ganzen mit Verkennung des poetischen Prinzips dieser Rolle. Der Grundtypus war der Jffland-Devrient-Seydelmann-Jost'sche u. s. w. So geht's, wenn alte Leute sich übereilen. Warum doch so leidenschaftlich, alter Herr? —

Anecdoten.



Studiosus. Verdammter Philister, hier nimm die Uhr zurück, du hast mich bemogelt.

NN. Wie heißt — bemogelt? Was fehlt denn der Uhr?

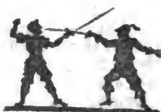
Stud. Die Canaille, kaum daß sie 14 Tage gegangen ist, steht sie mit einem Male still.

NN. Wie kommen sie mir für, Herr Doctor in schpe? — 14 Tage hat sie gut gegangen? Gehen sie einmal vierzehn Tage hinter einander, da werden sie auch schon stille stehen.

(Posaune.)

— Ein Fleischer in der Nähe von Prag hat auf seinem Verkaufsladen die Aufschrift: „In diesem Lokale wird das Fleischergewerbe getrieben".

Allerlei.



Kürzlich duellirten sich zwei junge Polen und trafen sich beide so gut, daß der Eine am folgenden Tage starb, und der Andere schwerlich gerettet werden wird.

— Westpreußen. In dem hinter dem Stolzenberge liegenden, eine Viertelmeile von Danzig entfernten Dorfe Wonneberg ist bei der neulichen Ankunft der kaiserlich russischen Gardetruppen ein Ereigniß bekannt geworden, in welchem der Zufall eine gemüthliche kriegshistorische Rolle spielt. Während der Belagerung im Jahr 1807 war dort nämlich in dem Bauernhofe des Hofbesitzers Schultz ein russischer Soldat einquartirt, der sich durch ein leutseliges, bescheidenes Benehmen die Gunst und Freundschaft seiner Wirthsleute in solchem Maße erworben hatte, daß das gegenseitige Scheiden nicht ohne Wehmuth erfolgt war. Während der Belagerungszeit von 1813 erhält jener Bauernhof wieder russische Einquartirung, und unter dieser Mannschaft befindet sich wieder der noch in gutem Andenken gebliebene Einquartirte vom J. 1807. Abermals wird schweren Herzens geschieden. Der Friede kehrt zurück; die alten Wirthsleute starben; zwei und zwanzig Jahre passiren die große Zeitstraße; die damaligen Kinder, mit denen der Einquartirte in den Jahren 1807 und 1813 gekoset und gespielet, sind zu Männern und Frauen herangewachsen; man hat sich längst einander vergessen, doch der Zufall hat sein Gedächtniß bewahrt. Denn als die

Wonneberger Dorfschaft bei dem jetzt erfolgten Durchmarsch der kaiserlichen Garden eine Compagnie derselben zur kurz dauernden gastlichen Aufnahme erhält, ist den zehn Mann, welche auf den Schulzischen Bauernhof kamen, ein alter Unterofficier, ein hoher Mann mit Narben auf der Stirn, Ordenszeichen auf der Brust und Dienstehrenzeichen auf dem Arme, beigegeben. Voll Rührung betrachtet derselbe sein Quartier, findet so manchen bekannten Winkel des Hauses noch wieder; denn dieser Unterofficier ist kein anderer, als der Einquartirte aus den Jahren 1807 und 1813. Zum dritten Male hatte ihn hier, in weiter Ferne vom Vaterlande, der Zufall in ein und dasselbe Quartier geführt, und ein Zeitraum von acht und zwanzig Jahren liegt dazwischen.

— Ihre Königliche Hoheit, die Frau Fürstin zu Hohenlohe-Oehringen, wurde bei ihrer Ankunft in Schlawentzitz mit folgendem, gut gemeinten Gedichte bewillkommt:

Willkommen, Hocherlauchte, sey willkommen,
Erhab'ne Fürstin! sey gegrüßt auf diesen Au'n!
Der Freude Funken, bang' in uns erglommen,
Flammt hell nun auf in Liebe und Vertrau'n.
Denn hoch entzückt, Dich heute zu empfangen,
Sind wir dem edeln Slavensitz entsandt,
Und harrten Dein mit glühendem Verlangen
An unf'rer Klodnitz heimathlichem Strand.

Laß', Fürstin! Dir die Huldigung gefallen!
Wir bringen einfach, aber tief und wahr,
Von Deinen treuen Unterthanen Allen
Sie, Hochverehrte! Dir mit Ehrfurcht dar.
Zieh' ein, zieh' ein durch diesen Friedensbogen
In Deiner Oberschlesier Waldgebiet!
Es rauscht die Freude wie auf Meereswogen
Und jubelnd Alles Dir entgegen sieht.

Zwar glänzt hier nicht die Fülle und der Segen
Von Oehringen's geschmückter, reicher Flur,
Doch schlagen treue Herzen Dir entgegen
Und bieten in der ärmeren Natur,
Für weinumkränzte Berge, üpp'ge Auen,
Erhab'ne Fürstin, ihren besten Schatz!
Sie bieten freudig Liebe und Vertrauen,
Nimm, Hocherlauchte, diese als Ersatz! *)

— Feuerschaden. Das Dorf Biere bei Magdeburg hat ein großes Unglück getroffen. In wenigen Stunden waren drei Viertheile des blühenden Dorfes nichts denn ein rauchender Aschenhaufen. Der Sturm jagte die Flamme mit so fürchterlicher Eile durch die mit dem ganzen Segen der dießjährigen Erndte gefüllten Scheunen und Wohnungen, und erweckte die Gefahr an so vielen Orten zugleich, daß ein Jeder nur daran denken konnte, sein und der Seinigen Leben zu retten. Die Einwohner haben daher all' ihre Habe verloren. Pfarre, Schule, 107 Bauernhöfe sind ein Raub der Flammen geworden; 176 Familien sind größtentheils ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Der Winter ist vor der Thür und es ist noch nicht ausgesäet, was man im künftigen Jahr zu erndten hoffen dürfte.

— Dresden. Bei der letzten Hinrichtung der bekannten drei Mörder bemerkte man auf einen Zuschauer im Durchschnitt drei Zuschauerinnen. Das nenn' ich „ein zarteres Geschlecht." —

— München. Die Luftfahrt des Prof. Reichart wird beim Oktoberfeste nicht Statt finden. Er besitzt eine Schwefelsäure-Fabrik in Sachsen, die so gut im Gange ist, daß er sich nicht von ihr entfernen kann.

— Das Seebad in Travemünde war dieses Jahr nur mäßig besucht, obgleich der Besitzer desselben alle erdenkliche Sorgfalt verwendet, um es zu einem der ausgezeichnetsten Bäder Nord-Deutschlands zu erheben. Die meisten der Badegäste sind auch bereits abgereist, und ist die Saison beinahe 14 Tage früher wie voriges Jahr als beendigt anzusehen.

— Lübeck. Die mit dem 1. Januar d. J. in's Leben getretenen „Lübeckischen Blätter" erfreuen sich der verdienten Theilnahme aller Gebildeten, und es ist nur zu wünschen, daß die wackere, unternehmende v. Rohden'sche Buchhandlung in diesem patrioti-

*) Diese poetische Ergießung wird gewiß hier in Stuttgart bei einem Theile des Publikums Anklang finden. D. R.

schen, von ihr begründeten Institute auch fernerhin durch gehaltreiche Aufsätze unterstützt werde. Die letzte Nummer derselben enthält außer einem Berichte über den bisherigen Erfolg der Untersuchungen über das Project einer Eisenbahn von hier nach dort und Altona einen Plan derselben, von dem jetzigen Generalagenten, Herrn Emil Müller, entworfen nach den Nivellirungen des Ingenieurs, Herrn Giles. Herr Müller, dessen vielfache Bestrebungen den herzlichsten Dank aller sich für dieß großartige Unternehmen Interessirenden verdient, hat auch dieser Tage mit dem Sammeln für Unterzeichnungen von Actien begonnen, und obgleich er sich nur theilweise durch erfreulichen Erfolg belohnt sieht, so verkennen doch Manche sein eifriges Streben und hegen ängstliche Besorgnisse, die sich jedoch, sobald Se. Majestät der König von Dänemark nur seine Einwilligung gegeben haben wird, legen werden. So dürfen wir uns der frohen Hoffnung hingeben, durch eine Eisenbahn den gesunkenen Flor des hiesigen Handels wieder belebt zu sehen. — Den 18. v. M. hatte der Pastor der Dom-Gemeinde, Herr Fr. Petersen, das seltene Glück, kräftig und gesund an Körper und Geist das fünfzigste Jahr seiner Amtsführung zu vollenden.

— In Breslau befindet sich eine historische Merkwürdigkeit, deren Daseyn nur Wenigen bekannt seyn dürfte, so ehrwürdig sie auch für Jedermann ist. Von Friedrich des Großen nachgelassenen Kleidern besitzt der dortige Buchhändler Hebenstreit (Besitzer der Buchhandlung J. F. Korn der Aeltere) einen vollständigen Anzug, bestehend in Uniform nebst Weste, Beinkleidern, Stiefeln, Hemde, Hut, Perücke, Nachtjacke, Unterjacke, Handschuhen und Hausrock von purpurrothem Sammet. Die Echtheit derselben bezeugt ein, von dem Kämmerer Schöning, der den König bis zu seinem Tode bediente, ausgestelltes, gerichtlich recognoscirtes Attest, dessen Siegel sich auch an jedem Kleidungsstücke befindet.

— Ehrenbezeugung. S. M. der König von Preußen hat dem wirklichen Geheimenrath und Oberpräsidenten von Schlesien Dr. v. Merkel den rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub zu verleihen geruht. Herr v. Merkel ist bürgerlicher Abkunft, und fing seine Laufbahn als Notarius an.

— Herr Oettinger übersetzt in seinem Figaro les gueux de mer mit: „der Seebettler!“ — Von den Meergeusen hat dieser Ritter ohne Furcht und ohne Tadel wahrscheinlich nie etwas gehört.

— Görlitz. Am 2. Sept. hielt die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hieselbst ihre 78ste Hauptversammlung. Der Präsident eröffnete dieselbe mit einer, die Bearbeitung eines großen vaterländischen Geschichtswerks empfehlenden, und sich über die Urgeschichte der Lausitz verbreitenden, Rede. Der Past. ord. Herr Haupt, als Sekretär und Bibliothekar, las den Jahresbericht vor, woraus sich ergibt, daß die Gesellschaft jetzt aus 219 Mitgliedern, nämlich 98 inländischen, 116 auswärtigen und 5 Ehrenmitgliedern besteht. Berathen und beschlossen wurde eine neue Classifikation der Mitglieder, die Einrichtung von gesonderten Abtheilungen für die verschiedenen Hauptfächer der Wissenschaft, die Wiederaufnahme der Arbeiten zur Topographie der Lausitz, und die Herausgabe von Scriptores rerum Lusaticarum Seitens der Gesellschaft.

— Jena. Der Besuch unserer Universität nimmt merklich zu, ein Resultat, welches der Gründlichkeit und dem Eifer der Lehrenden, so wie dem regen, wissenschaftlichen Sinn und dem fleißigen, ernsten und gesitteten Benehmen der Studirenden zuzuschreiben ist. Sehr lesenswerth ist die in klassischem Latein von Herrn Geh. Hofrath Doktor Eichstädt verfaßte Einleitung zu dem Programm, in welchem die akademischen Vorlesungen für das bevorstehende Wintersemester angekündigt werden. Der Gegenstand, der darin behandelt wird, ist in der jetzigen Zeit von großem Interesse.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 2. 7. Oktober. 1835.

Mode.



Stuttgart. Unsere Magazine füllen sich mit den schönen neuen Stoffen der Wintersaison, sowohl um die Kälte abzuwehren, als auch zum Putze in den geselligen Vereinen. Die Königsstraße hat durch den neuen Laden des Herrn Bilfinger eine schöne Zierde erhalten; die geschmackvollsten Auslagen werden auch hier gewiß nicht fehlen.

Journalistik.

In Nr. 223 druckte der Berliner Figaro die spanische Novelle „Rita" wörtlich unserer „Europa" nach, und in Nr. 224 schimpft er ein Weniges darauf. Das heißt die Unverschämtheit weit treiben! Wir wollen ihm das Vergnügen am Schimpfen lassen, wenn der saubere Herr Redakteur uns nur nicht bestehlen wollte.

Missgeburt.

Zu Nieder-Thomaswaldau im Bunzlauer Kreise in Schlesien, gebar ein unverheirathetes Frauenzimmer eine Mißgeburt, von zwei mittelst des Brustbeines zusammen gewachsenen, aber völlig ausgebildeten Körpern weiblichen Geschlechts, die sich erst zwei Zoll unter dem Nabel trennten. Das Zwillingspaar hatte zwei Köpfe, vier Arme und vier Füße, aber nur einen Leib und starb nach einer Viertelstunde.

Warnungstafel.

Zu Tarnast, in Schlesien, starben drei Kinder eines Müllers in Folge übermäßigen Genusses von Johannisbeeren.

— Zu Dembowagura, ebendaselbst, wurde eine aus 4 Personen bestehende Familie durch den Genuß giftiger Pilze in leblosen Zustand versetzt, aber durch wundärztliche Bemühungen wieder hergestellt.

— In Boguschütz erkrankten 13 Personen nach dem Genusse von Fleisch eines wahrscheinlich am Milzbrande gefallenen Viehes.

Musik.

In Wien hat der Professor der Gesanglehre, Herr Ludwig Schwarzböck, ein Concert gegeben, wobei unter anderen Stücken die Ouvertüre aus der Zauberflöte von Mozart als Vocalchor vorgetragen wurde. Ein seltener Einfall, dessen gute Ausführung aber gewiß einen großen Effect hervorbringen mußte.

Theater.

Aus Magdeburg wird geschrieben: Mad. Holland, die sonst als Dem. Kainz sich einen Namen ersungen hatte, kam zu uns, um zu gastiren. Da der Theater-Direktor Bethmann im Sommer keine Oper hält, so bequemte sich die Dame, in einer kleinen Piece aufzutreten, welche den Titel führte: „Der Barbier von Sevilla, oder die neue Rosine." Sie trug darin mit einer ausgesungenen, alten Stimme und noch älterer Manier, die erste Arie aus dem Barbier vor. Hierauf gab sie ein Andres: „Der betrogene Schauspieldirektor, oder fünf Sängerinnen von 1835," und versprach darin als Malibran,

Sonntag, Heinefetter, Schröder-Devrient und Kainz aufzutreten. Das Sujet war von einem Herrn Kesteloot,*) die Musik von einer Menge berühmter Tonsetzer. Hier sah man nun Mad. Holland als Malibran Tabakschnupfen, als Sonntag Champagner trinken, als Heinefetter zu Pferde sitzen, und als Schröder-Devrient Apfelsinen speisen, und mit ihrem hübschen Jokei auf freche Weise liebeln. Das ganze Stück wimmelte, trotz dem, daß die Schauspieler augenscheinlich milderten und wegließen, von den brutalsten Unanständigkeiten. Der Berichterstatter in der Zeitung für die elegante Welt fügt hinzu: „Es ist genug, solche Dinge zu erzählen und selbst reden zu lassen; für solche Dreistigkeit züchtigen Worte nicht genügend. Es gibt Frevel gegen die Civilisation, die nicht mehr vor den Gerichtshof des Recensenten gehören, sondern dem Schweigen, wenn nicht einer andern Behörde verfallen."

— In Hannover scheint man über die Kunst eben dieser Mad. Holland außer sich zu gerathen. In der „Posaune" wird sie als „Königin des Gesangs" aufgeführt. — In der That macht nach allen Nachrichten diese Sängerin in Hannover großes Glück.

— Herr A. Wohlbrück aus Breslau fährt fort, in der Berliner Königsstadt mit Glück zu gastiren. Sein Fach sind komische und chargirte Rollen. Mad. Wohlbrück hat nicht angesprochen.

— Der Berliner Freimüthige bemerkt: Eine Bühne, die in Abwesenheit von zwanzig Mitgliedern**) ein neues großes Trauerspiel einstudiren (die Söhne Eduard's von Delavigne), ein Drama wie die Jungfrau von Orleans ausgezeichnet besetzen, oft in zwei Häusern spielen kann und doch gegen kleinere Bühnen in vielem Wesentlichen zurückbleibt, zeigt, daß es ihr nicht an gutem Boden, aber wohl an der kräftigen Hand eines Gärtners fehle, der zur rechten Zeit pflanze, säe, stütze und Erstorbenes und Wucherndes ausjäte und wegschneide.

*) Der früher in Berlin ein Journal redigirte.

**) So viele gingen nach Kalisch.

— Dem. Carl macht in Prag, der Musikstadt par Excellence, nur geringen Eindruck. Man meldet von ihr als Donna Anna: Das zum ersten Duett mit Ottavio einleitende Recitativ trug sie vortrefflich vor und spielte zugleich ausgezeichnet, auch das Adagio der großen Arie wurde mit Beifall belohnt, aber in Bravourstellen hielt sie den Vergleich mit Madame Podhorski nicht aus, weßhalb auch der Beifall nur getheilt war. Zudem war es auffallend, daß Dem. Carl das erzählende Recitativ der ersten Arie zu langsam und ohne alle Steigerung in Ton und Tempo nahm. Auch schien ihre Stimme in den höheren Chorden und in den Verbindungstönen der Register angegriffen zu seyn. — Wir, die wir Dem. Carl hier genugsam zu kennen Gelegenheit hatten, fügen noch hinzu, daß dieselbe wohl zu singen wisse, aber in einer sclavischen Nachahmung der Pasta befangen sey und vor Allem einer jugendlich frischen Stimme entbehre.

— Im Hofburgtheater in Wien ist ein neues Stück von Herrn Bauernfeld unter dem Titel: Bürgerlich und Romantisch aufgeführt worden, worin Herr Herzfeld die Karrikatur eines „bekannten Humoristen" auf das Theater gebracht hat. Nach Saphirs Bericht in der Theaterzeitung soll das Stück nicht besonders gefallen haben; es hat aber in der That ein eclatantes Glück gemacht.

— Raimund's Gastspiele in München sind mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Das Publikum drängt sich zu seinen Vorstellungen. Seine erste Rolle war der Alpenkönig. Ueber seinen „Verschwender" (seine neueste Arbeit) erfährt man: „Dieses Stück wurde auf dem Josephstädter Theater in einem Zeitraum von 3 Monaten 42 Mal, und bald nachher auf dem Leopoldstädter Theater 45 Mal bei gedrängt vollen Häusern gegeben. Siebenzehn Schauspieler gaben das Stück zum Benefiz, und hatten eine brillante Einnahme damit.

— Das Drama der Madame Birch-Pfeifer: „Der Glöckler von Notredame," welches dem herrlichen Romane von Victor Hugo nachgebildet ist, hat jetzt so ziemlich die Runde auf allen Bühnen, und zwar mit entschiedenem Glücke gemacht. Dürften wir nicht auch die Hoffnung hegen, es einmal hier zu sehen?

— Ein neues Stück von dem Komiker Nestroy, Verfasser des Lumpaci-Vagabundus, welches vor einigen Tagen in Wien gegeben wurde, heißt: „Zu ebener Erde und im ersten Stocke, oder die Glückszufälle.“ Das Theater an der Wien mußte der bedeutenden scenischen Arrangements wegen am Tage vor der ersten Aufführung geschlossen bleiben.

Anecdote.

Ein Schneidermeister hat in seiner an die Kundschaft vertheilten Adresse unter Anderem die Versicherung angeführt: „daß er für jedes ihm anvertraute Kleidungsstück garantire.“

Allerlei.

Folgendes ist die Uebersicht des Unterrichts in Salzmann's Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal während des Winters 1835—36.

Religion in 3 Klassen. — Geschichte in 3 Klassen. — Geographie in 3 Klassen. — Technologie in einer Klasse. — Zoologie in 3 Klassen. — Mathematik in 3 Klassen. — Physik in einer Klasse. — Bürgerliches Rechnen in 5 Klassen. — Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten in einer Klasse. — Kenntniß des gestirnten Himmels. — Deutsch in 4 Klassen. — Französisch in 6 Klassen. — Latein in 5 Klassen. — Griechisch in 2 Klassen. — Englisch in 2 Klassen. — Schreiben. — Zeichnen. — Planzeichnen. — Singen. — Klavier-, Violin-, Flötenspielen. — Reiten. — Tanzen. — Gymnastik. — Tischlerarbeit.

— Der Komet hat schon an Helligkeit, ganz besonders aber an Umfang so zugenommen, daß er nun wohl in Kurzem, gerade über dem hellstrahlenden Jupiter, Anfangs als äußerst matter Nebelfleck auch den bloßen Augen sichtbar werden wird.

— Die Gebrüder Tecklenburg in Leipzig verkaufen gummirte, wasserdichte Strümpfe, die besonders in dieser feuchten Herbstwitterung sehr empfehlenswerth sind. Wie viele nützliche Gegenstände verdanken wir nicht schon dem Gummi Elasticum, und wer hätte vor zwanzig Jahren wohl geglaubt, daß es zu etwas Anderem als zum Auswischen von Bleistiftzeichnungen zu brauchen wäre? Den Chinesen verdanken wir seine nützliche Anwendung.

— In der Dresdener Gegend fehlt es so sehr an Futter für das Vieh, daß man bereits zum Eichenlaub seine Zuflucht nimmt.

— Den 11. September zeigte ein preußischer Schiffer der Polizei in Hamburg an, wie ihm durch ein zwei und zwanzigjähriges Mädchen, welches er von Wittenberge dorthin gebracht, kurz bevor dasselbe an das Land gestiegen sey, mittelst Eröffnung eines Schrankes, zwei und siebenzig Thaler entwendet worden seyen. Der Polizei gelang es, die Thäterin sofort auszumitteln und zu verhaften. Das Mädchen zeigte sich sehr schwermüthig, und, wie es schien, von Gewissensbissen gefoltert. Ueber die Ursache ihres Gemüthszustandes befragt, gestand sie bald das Schrecklichste, nämlich: ihre Aeltern, ihre Schwester und noch vier andere Personen in Magdeburg (ihrem angeblichen Geburtsorte) mit Arsenik und Fliegenstein vergiftet zu haben, und mit einer großen Räuberbande in Verbindung zu stehen. Noch an demselben Abend wurden die nöthigen Requisitions-Schreiben nach Magdeburg erlassen. Während der ersten Vernehmung gestand sie noch, kurz vor ihrer Verhaftung Gift genommen zu haben; auch veränderte sie plötzlich die Farbe. Es wurde ärztliche Hilfe herbeigeholt, ein Vomitiv verordnet, und die Unglückliche dann in einem Wagen nach dem Detentionshause gebracht, wo sie von zwei Krankenwärterinnen gepflegt wurde. Späterhin erwies es sich jedoch, daß sie gar kein Gift genommen. Ehe noch die Antwort aus Magdeburg einging, gestand sie, daß sie ihren wahren Namen nicht führe, auch die Vergiftungen nicht in Magdeburg, sondern in Dresden, wo sie geboren sey, vollführt habe. Wie man jetzt vernimmt, sind Nachrichten aus Magdeburg eingegangen, die dahin lauten, daß sämmtliche Personen, welche die Arrestantin angab, vergiftet zu haben, mit Ausnahme eines jungen Mädchens, das an Krämpfen gestorben, noch am Leben sind, die Verhaftete eine unverbesserliche Vagabundin sey, und schon wegen Diebstahls und Betrügereien sowohl in Magdeburg als anderswo in Haft und Untersuchung gewesen, auch schon mehre Versuche gemacht habe, sich das Leben durch Ertrinken, Vitriolöl und Erhängen zu nehmen.

— Während kein Reisender nach Kalisch seinen Paß visirt erhält, sind alle österreichischen Gesandtschaften beauftragt worden, einen Jeden nach Töplitz reisen zu lassen, der dazu Lust verspürt und dessen Papiere in der Ordnung sind.

— Töplitz. Das Prager Theater-Personal gibt während der Anwesenheit des Kaisers 6 Vorstellungen, welche am 24. September begonnen haben: 4 Opern: der Barbier, Zampa, die Unbekannte, Norma; dann die Lustspiele: die Einfalt auf dem Lande, von Töpfer, die Todten quälen die Eifersüchtigen (Laßt die Todten ruh'n!), von Raupach, und die Mäntel, nach dem Französischen von Blum.

— In Wien hat man neue Walzer von einem Herrn Steinbrecher, die heißen Lilienwalzer, und Galoppe, die heißen Veilchengaloppe. Morelli hat neue Walzer herausgegeben, die heißen lustige Wiener-Streiche, die aber sehr traurig seyn sollen; und so geht das Walzer-Componiren rüstig fort.

— Ein Gastwirth in Breslau macht folgende Anzeige:

„Heute, Montag, den 21. September gebe ich eine Course d'oie oder ein hierorts noch nie gesehenes Gänse-Reiten. Kalotschke, Caffetier zum Seelöwen."

— Herr Doctor Martin Honigberger aus Ungarn, der mehre Jahre als Arzt im Dienste des Königs von Lahore in Ostindien, Rundschit Sing, gestanden, ist aus England über Hamburg in Berlin angekommen. Er begibt sich über Wien in seine Heimath, um dort den Bericht über seinen zwanzigjährigen Aufenthalt in verschiedenen Theilen des Morgenlandes zu schreiben, und gedenkt, im Mai künftigen Jahres damit aufzutreten. Rundschit Sing ist einäugig und krüppelhaft gewachsen, nicht größer als ein Knabe von zwölf Jahren und dabei ein Held.



— In Königsberg in Preußen ist eine Frömmlergesellschaft wegen Unsittlichkeit in Untersuchung gezogen worden.

— In Berlin verkauft Jemand patentirte Kaffeemaschinen, und empfiehlt solche, seltsam genug, durch zwei Zeugnisse des Herrn Generallieutenants Moritz von Schöler und des Herrn Generalmajors Graf zu Waldburg-Truchseß.



— Königsberg. Im Seebade zu Cranz, drei Meilen von hier, ist am 16. September das große Logierhaus nebst einigen Bauernhäusern ein Raub der Flammen geworden.





Wien. Ein Marionettentheater aus Mailand, unter der Leitung des Herrn J. Bianchi ist hier angekommen. Es soll sich, nach den Mailänder Berichten, sowohl durch Dekorationen und Costümen, wie auch durch äußerst überraschende Metamorphosen, auszeichnen. Der Besitzer hat für Wien tüchtige Individuen engagirt, die im Stande sind, Stücke in deutscher Sprache aufzuführen. Die Ballette, welche eigentlich den Hauptheil der Vorstellung bilden, sollen ganz besonders unterhaltend und komisch seyn. Die Mailänder haben seit lange schon an diesen Späßen den Narren gefressen. — Wenn der Mann seine Sache versteht, so kann es nicht fehlen, daß er in ganz Deutschland gute Geschäfte macht. Seit Geißelbrechts Marionettentheater erinnern wir uns nicht, etwas Ausgezeichnetes in dieser Gattung bei uns gesehen zu haben.

— Stuttgart. Automaten aus Nürnberg werden im Redoutensaale gezeigt, ohne außerordentliche Theilnahme zu erndten.

Druckfehler.

Im Feuilleton der ersten Lieferung des zweiten Bandes ist in dem Artikel: „Paganini's Auferstehung" statt Nicola Paganini, Nicolo zu lesen, und statt Navarra — Novara.

— Ebenso in dem Telegraphen Nr. 1 heißt es in der „Anekdote aus Prag" „In diesem Lokale wird das Fleischgewerbe getrieben" — nicht Fleischergewerbe, wie der Setzer zu verbessern wähnte.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 3. 14. Oktober. 1835.

Journalistik.

Die treffliche Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode wird nunmehr nach dem Ableben ihres Begründers, des Herrn Joh. Schickh, von Herrn Friedrich Witthauer redigirt. Derselbe nahm schon seit längerer Zeit an der Redaktion Theil und lieferte mehre Artikel, ohne sich zu nennen.

Schöne Handlungen.



Würzburg. Ein siebenjähriger Knabe hat ein vierjähriges Mädchen aus dem Main gerettet.

— Hannover. Ein zwölfjähriger Knabe, August Witzki, hat seinen siebenjährigen Kameraden mit Gefahr seines eigenen Lebens aus dem Wasser gerettet.

Anerkennung Shakespeare's.



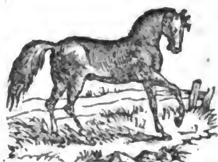
Das Münchner Tag-Blatt enthält Folgendes: Man wünscht die Tragödie „Julius Cäsar" von Shakespeare (übersetzt von Schlegel) recht bald auf unserem königl. Hoftheater aufgeführt zu sehen. Dieß Drama vorzugsweise ist ganz dazu geeignet, den wandelbaren, wankelmüthigen, charakterlosen Jan-Hagel und John-Bull, der jetzt allenthalben, (namentlich in Spanien und Frankreich) eine so große Rolle spielt, so zu zeigen, wie er ist. Eine richtige Volksbehandlung kann nur aus einer richtigen Volkskenntniß hervorgehen, und diese letztere gewährt in vollem Maße das Drama „Julius Cäsar" von dem weltberühmten Menschen-, und resp. Volkskenner Shakespeare.

Münchner Octoberfest.







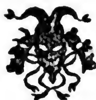


Das Landwirthschaftsfest auf der Theresienwiese fand bei sehr günstiger Witterung am 4. d. M. statt. Die Landleute waren nach üblicher Weise von fern u. nah mit ihrem Preisvieh und ihren Erzeugnissen herbeigekommen. Eine unzählige Volksmenge wogte umher, und mit anhaltendem Jubelrufe wurde der König und die Königin von dem Volke begrüßt. Wir werden später eine nähere Beschreibung nachliefern. Am andern Morgen 9 Uhr, versammelten sich die Feuergewehr- und Stablarmbrustschützen auf dem Rathhaussaale, und begaben sich in feierlichem Zuge auf den Schießplatz nach der Theresienwiese. — Zugleich war auch der allgemeine Viehmarkt auf der Festwiese. — Unter den Wirthschafts-Buden zeichnet sich jene des Herrn Gruber „zum Prater" durch schöne Verzierung, herrliche Musik und gute Bewirthung aus. Auch bei Herrn Tambosi ist es fein und gut; dieser Platz wird besonders von den höhern Ständen besucht.

Musik.

Wien. Das Concert des Herrn Schwarzböck war am 29. September in der Josephstadt. Der Versuch, Mozart's Ouverture zu der Zauberflöte achtstimmig singen zu lassen, fiel nicht gut aus. Einige Momente erschienen hier als leeres Geschnatter, die, mit Instrumenten ausgeführt, eine große Wirkung hervorbringen.

Theater.



Madame Schröder-Devrient soll für den Karneval in Venedig engagirt seyn.

— Wien. Der Duca di Visconti, einer der ersten Cavaliere Mailand's und Impressario der Scala ist hier, um wegen der Pacht des Kärntherthortheaters in Unterhandlung zu treten.



— Hamburg. Am 30sten zum erstenmal: „Angelo, Tyrann von Padua." Drama in 4 Abtheilungen. Nach Victor Hugo von G. Harrys. Es ist uns heute nicht der Raum gegönnt, mit Victor Hugo, dem Tyrannen von Padua und dessen Darstellern Abrechnung halten zu können. Nur einige Andeutungen im Lacedemonischen Style sind uns erlaubt. Also: der Schlüssel (die erste Abtheilung) hat so lange das Interesse wach gehalten, als das Schloß, und somit das Räthsel des Stückes, noch nicht damit geöffnet war. Das Crucifix (die zweite Abtheilung) ging schon nicht ohne einige Kreuzigung vorüber, und Weiß für Schwarz (die dritte und vierte Abtheilung) macht ein X für ein U, und endet nicht weiß, sondern sehr schwarz. Victor Hugo, als Autor von Geist und Phantasie, gibt auch hier manche interessante Scene zum Besten, und schildert gewaltige Charaktere, die aber auch angefaßt und gewaltig dargestellt werden wollen. Ob, und wie dieß geschehen, darüber nächstens. Doch können wir schon heute nicht unterlassen, Herrn Jost für seine treffliche, mit furchtbarer Wahrheit ausgeführte Darstellung des Homodei unser schönstes Kompliment zu machen.

— Wie uns ein Schreiben aus Braunschweig meldet, soll der Regisseur des dortigen Hoftheaters, Herr Marr, nunmehr Anstand nehmen, hieher zu reisen, in Folge des bereits erwähnten Korrespondenz-Artikels in der Leipziger Theater-Chronik. Er besorgt, da er natürlich nicht zu beurtheilen im Stande ist, was wahr an jener Nachricht, man könne glauben, er sey verschrieben, um für Seydelmann als Schraube zu dienen und seine Stelle hier einzunehmen. Aber Herr Marr denkt nicht daran, sein Engagement in Braunschweig mit einem andern zu vertauschen. Er ist dort in jeder Hinsicht so gut gestellt, daß er sogar ein sehr vortheilhaftes Anerbieten der Theaterdirection seiner Vaterstadt Hamburg vor Kurzem erst abgelehnt hat.

— Seydelmann hatte vor wenigen Tagen die Auszeichnung, eine Privat-Audienz bei Sr. Majestät dem Könige zu erhalten, der ihn in den gnädigsten Ausdrücken der Fortdauer seiner Gnade versicherte.

Ehrenbezeigung.



Hof-Kapellmeister Lindpaintner hieselbst ist, aus Anerkennung seiner großen Verdienste um die Composition, sowohl in der dramatischen als reinen Instrumental-Musik, von dem königl. holländischen Vereine zur Beförderung der Tonkunst mittelst Diploms, zu dessen Verdienst-Mitgliede ernannt worden.

Allerlei.

Leipziger Herbstmesse. Sie naht mit Riesenschritten, oder sie ist schon da. Die Lebendigkeit, das Gedränge, die Zahl der schönen und weniger schönen fremden Damen ist groß — man hat jeden Abend Theater, Garten-Concerte, herrliches Wetter, Fuhrmannswagen, Schleifen, bestaubte Meschores, unzufriedene Hamburger

(aus der dortigen Jostischen Salonsscene), Griechen, Tifliser, Landjunker, Oeconomenfrauen, Spieler und noch schlimmere Leute. (Komet.)

— Teplitz. 49 fürstliche, herzogliche, königliche, kaiserliche Häupter und über 60 Prinzessinnen werden hier zusammentreffen.

— Wien. Hier machte bekanntlich Herr Gusikow, ein polnischer Israelite, auf einem von ihm selbst erfundenen Instrumente, „Holz- und Stroh-Instrument" genannt, bedeutendes Aufsehen. Man hat jetzt auf dem Theater in der Josephsstadt eine Posse „der falsche Concertist" aufgeführt, worin ein Herr Rott den Virtuosen mit vieler Fertigkeit copirt. Zugleich macht derselbe bekannt, daß er ähnliche Instrumente selbst verfertige, und in der Kunst, sie zu spielen, auch Unterricht ertheile.

— Aachen. Herr Musikdirector Schindler ist mit der Organisation eines Gesang-Vereins für diese Stadt beschäftigt.

— Berlin. Hier werden heidnische Feste gefeiert; wer es nicht glaubt, den verweisen wir auf die Anzeige eines Herrn Rißmann in der Dresdener Straße Nr. 35, der sich unterfängt, in seinem Locale „das Bacchusfest" anzukündigen.

Ein anderer lädt Gäste zu einem „Aal- und Gänse-Greifen zu Pferde" ein.



Danzig. Am 21. ist die Kais. Russische Flotte wieder auf hiesiger Rhede vor Anker gegangen, wo sie nun bis zur Einschiffung der aus Kalisch zurückkehrenden Truppen ihre Station behält. Die Einschiffung soll am 7. Oktober statt finden. Abends zuvor wird ein großer Ball gegeben werden, zu welchem schon jetzt die nöthigen Anstalten gemacht werden.

— Der neue Brokenwirth. Auf den Höhenpunkten des Lebens gehen heutzutage Veränderungen und Wechsel genug vor, nicht blos auf den Thronen, sondern auch auf den Bergen. Der Broken, der alte Herr Philister, hat in diesem Jahre seinen alten Wirth verloren, der da oben eine lange Reihe von Jahren residirte. Der neue Wirth ist humaner, trifft in seiner Wirthschaft manche Verbesserungen für die Bequemlichkeit der Gäste und soll es weniger als der Dahingeschiedene auf die Geldbeutel der Fremden abgesehen haben. — Das ist gewiß recht hübsch. — Das Brokenbuch existirt auch noch und nimmt mit ächter deutscher Geduld alle Dummheiten in sich auf.

(Eleg. Zeit.)



— Wien. Auf der Industrieausstellung befindet sich ein Paar Beinkleider aus Nankin, die ohne Nath auf dem Webestuhl verfertigt sind. Auch auf der Brüsseler Ausstellung sah man Aehnliches.

— Prag. Der bereits aus Wien bekannte Herr Gusikow, der sich auf dem von ihm erfundenen Stroh- und Holzinstrumente hören läßt, hat mit den Gebrüdern Eichhorn zusammen ein Concert gegeben.

— Herr Becker, ein ehemaliger Compagnon des berühmten Taschenspielers Bosco ist gleichfalls hier angekommen. Man preist seine Geschicklichkeit, so wie seinen glänzenden Apparat.



— Kleinstädtereien der Großstädter. Die Kleinstädter werden oft genug wegen ihrer Neugier bespöttelt, während doch die Großstädter eben so wenig davon frei zu sprechen sind, nur daß der Gegenstand schon ebenfalls ein etwas neuer, wenn auch nicht gar wichtiger seyn muß. In der kleinen Stadt macht schon ein Mann, der aus der Residenz kommt, wenn er nur einigermaßen genannt ist, ein Aufsehen; in der großen Stadt muß es freilich Einer von weiterher seyn, wie z. B. Wien und der türkische Botschafter beweisen. Wenn man die Zeitungsberichte von dort liest, sollte man meinen, die

Türken wären eben erst auf die Welt gekommen.

(Gesellsch. v. Gubitz.)



— Walzer. Der Prinz Georg v. Cumberland, der bereits in mehren musikalischen Compositionen sich auszeichnete, hat neuerdings einen großen Walzer für das Pianoforte im Verlage von Moritz Westphal in Berlin erscheinen lassen, der Sr. Maj. dem König von Preußen zugeeignet ist. Dieser Walzer hat in der letzten Bade-Saison alle Pyrmonter Füße in Bewegung gesetzt, und wird zu den ausgezeichnetsten Compositionen des Prinzen gezählt. Uns ist dieser prinzliche Walzer noch nicht vor Augen gekommen, und wir wissen daher nicht zu sagen, ob diese Composition das ihr zugetheilte Prädicat wirklich verdient; daß man jedoch den Walzern von Strauß und Lanner, einzelne ausgenommen, allzuviel Ehre erzeigt, wenn man sie vortrefflich oder gar unnachahmlich nennt, davon hat man sich schon längst durch Auge und Ohr hinlänglich überzeugt.

Schulwesen in der Schweiz.

Zwanzig evangelische Schullehrer aus St. Gallen werden im thurgauischen Schullehrer-Seminar, von dem wackern Wehrli gebildet. Der thurgauische Erziehungsrath richtet seine Thätigkeit jetzt auch auf die zweckmäßige Erbauung neuer Schulhäuser und auf die innere Einrichtung und Bestuhlung derselben. — In Basellaud werden wohlbesoldete Sekundarschulen errichtet; der erste Lehrer erhält 1,200 Franken, der zweite 1,000 Franken, der dritte 800 Franken.

— Genf. Die Zahl der hier durchreisenden oder sich aufhaltenden Fremden übersteigt diejenige früherer Jahre um die gleiche Zeit beinahe um 1,000 Personen.

— Frankfurt. Die Brüder von Rothschild werden in diesem Jahre einen Familien-Congreß halten.

— Stuttgart. Auch unsere Stadt erfreut sich eines ungewöhnlichen Fremdenzuflusses, der zum Theil durch die Choleraflüchtigen aus Italien herbeigeführt wird. Mehre vornehme Familien wollen den nächsten Winter hier zubringeu, und lassen ihre Hotels bereits einrichten. — Professor Clemens Zimmermann, aus München, dem die Malereien der Pinakothek daselbst übertragen sind, war vor wenigen Tagen, aus seiner Vaterstadt Düsseldorf kommend, hier anwesend.

— Der Intendant unseres Hoftheaters, Herr Graf v. Leutrum, ist in Begleitung des Hrn. Hofcapellmeisters Lindpaintner nach München abgereist; wie es heißt um der Aufführung der neuen Oper von Chelard und Weichselbaumer „die Herrmannsschlacht“ beizuwohnen, und zugleich den jetzt dort gastirenden Komiker Raimund aus Wien, zu einem Gastspiel für die hiesige Bühne zu gewinnen.

— Das seit einigen Wochen so sehr um sich greifende Nervenfieber fängt, nach den Aussagen der Aerzte, an nachzulassen, und der Gesundheitszustand der Stadt wird beruhigender. Neue Erkrankungsfälle werden selten gemeldet, und Alles wird bald wieder in seinen normalen Zustand zurückgekehrt seyn.

— Aus dem Berner Oberland ist folgende romantische Nachricht nicht ohne Interesse: Ein junger rüstiger Schotte, Namens Callender, der sich in Interlacken aufhält, bewirbt sich um die Hand einer schönen Engländerin, die mit ihrer Familie sich ebenfalls dort befand. Die tolle Brittin verlangte von dem Bewerber, er solle die Jungfrau besteigen. Mit den größten Anstrengungen hat der Schotte nun schon zweimal mit zwölf Führern den Versuch gemacht, konnte aber beidemal den Gipfel nicht erreichen. Das zweitemal wäre er beinahe in einer Eishöhle, in der er mit einem Theil seiner Begleiter übernachtete, erfroren.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 4. 21. Oktober. **1835.**

Kunst.

München, den 29. Sept. (Hannöv. Z.) Von der nächsten Kunstausstellung verspricht man sich nicht viel; es verlautet, sie wäre beinahe gar nicht zu Stande gekommen. Fremde Künstler senden, zumal aus großer Entfernung, beinahe niemals ihre Gemälde ein, da die hiesige Akademie die Transportkosten nicht bestreitet, und nur sehr wenige Bilder gekauft werden. Der Adel kauft nicht, die Kaufleute haben wenig Geschmack und Sinn für Kunst, selbst die hiesigen Künstler bringen Weniges zur Ausstellung; sie sind mit der Art, die Bilder zu hängen, unzufrieden, da sie die ganze Zeit der Ausstellung über an einem und demselben Platze bleiben und Partheigeist und Vorliebe schon oft den Einen begünstigen, den Andern zurücksetzen möchte.

Industrie.

Saalfeld. Unsere Porzellan-Fabriken Thüringens haben fortwährend an Zahl und Ausdehnung bedeutend gewonnen. Die Zunahme der Porzellan-Malerei wird wohl nirgens so stark betrieben als in hiesigen Gegenden. Nur allein bei Wallendorf zählt man in einem Umkreise von 3 Stunden 400 und 500 Porzellan-Maler. Bis jetzt bestand weder eine Schule noch sonst ein gemeinsames Band zur Heranbildung der Jünger. Am 21sten Juni d. J. wurde eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet. Es kamen an 60 solcher Künstler zusammen. Sie nennen sich: der Thüringische Kunst-Verein.

Ehrenbezeigung.

Bonn, 4. Okt. Bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hat die philosophische Fakultät der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität beschlossen, folgenden anwesend gewesenen ausgezeichneten Gelehrten das Ehren-Doktor-Diplom zu ertheilen: dem Herrn Kammerherrn Leopold von Buch in Berlin, dem Herrn Ober-Bergwerks-Ingenieur und Professor Elié de Beaumont in Paris, dem Herrn Ober-Bergwerks-Ingenieur und Professor Alexander Brogniart in Paris und dem Herrn Professor William Buckland in Oxford.

Von der Leipziger Messe.



In Leipzig ist in diesen Tagen das neue Kaffeehaus des Herrn Felsche, unter der Benennung Café français, im Geschmacke der elegantesten Pariser, eröffnet worden. Das dortige Tageblatt enthält folgende Beschreibung des Lokals: Im Erdgeschosse empfängt den Gast, der irgend einen der mannigfachen hier gebotenen Genüsse sucht, ein schöner Saal, mit Sophas, runden Sesseln und Marmortischen ausgestattet, an welchen zwei Zimmer stoßen, wovon das eine mit duftenden Blumen und einem Orangenbaum geschmückt, das andere als Weinlaube decorirt ist, deren Spiegelwände jeden Gegenstand vervielfältigen und ein bekränzter Altar durch eine Fontaine Wohlgerüche in die Lüfte sendet. Eine eiserne Wendeltreppe, gegossen in Berlin, der unendlichen Zeit gleichsam trotzend, und doch dem Aeußern nach so leicht und zierlich, als sey sie von künstlicher

Hand geschnitzelt, führt unmittelbar aus dem Saal hinauf in die Zimmer des obern Stocks, welches das Estaminet bezeichnet und, mit Tabagie in Paris gleichbedeutend, hier als Rauchzimmer anzusehen ist, in sofern der untere Raum den Damen vornämlich gewidmet bleibt, wo das Rauchen nicht gestattet wird. Daß es also Niemanden einfallen kann, ein Glas Estaminet zu fordern, wie jener Kleinstädter gethan hat, läßt sich gewiß annehmen. So schön und lachend es in den untern Piecen ist, so heiter und freundlich sprechen diese obern durch die hohen thürähnlichen Fenster an, welche die mannigfachste Aussicht nach allen Seiten hin bieten und überall ein Leben voll Geschäftigkeit auf den Straßen und Plätzen erblicken lassen, die zu den Füßen des Hinausschauenden sich ausbreiten. Große Spiegel, schöne Reverberen, eine einfache, aber gut ausgeführte Tapete mit Scenen aus Paul und Virginie zeugen, um nicht auch von dem Vorzimmer zu sprechen, in dem Hauptzimmer selbst von dem Geschmacke, der dieß ganze, Leipzig zu neuer Ehre gereichende Unternehmen schuf und ausführte. Der allgemeine Beifall, der demselben zu Theil ward, als sich am Sonntage, den 27. September, zum ersten Male seine Thüren öffneten, hat sich lebhaft genug ausgesprochen und am besten bewiesen, wie unsere Stadt es dankbar anerkennt, wenn einer seiner Bürger dazu beiträgt, das Schöne und Nützliche in ihr zu mehren oder in einer neuen Gestalt zu zeigen.

— Mittelst einer französischen Maschine verfertigt der Schneidermeister, Herr Hover in Leipzig, elastische Westen in 2 Stunden 40 Minuten, aus den neuesten und feinsten Stoffen, das Stück von 3—10 Thalern.

— Moscheles aus London gibt Konzert. — Suhr aus Hamburg zeigt seine Panoramen. — Das Theater gibt: Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack, vom Verfasser des Lumpacivagabundus. — Rappo, der Athlet, gibt Vorstellungen, und mit ihm die Familie Niemeczek aus Paris auf dem Seile. Die Costüme dieser Leute sollen unerhört kostbar seyn, und ein reichbesetztes Orchester spielt während der Kunststücke die beliebtesten Wiener Tänze. — Herr Kopelent zeigt optisch-transparente Pittoresken, deren Beleuchtung von zauberhafter Wirkung seyn soll.

Theater.

— Mad. Rettich, geb. Gley, gastirt gegenwärtig im Wiener Burgtheater, bei dem sie früher angestellt war.



— Der bekannte Komiker Ignatz Schuster, welcher 34 Jahre die Wiener belustigte, tritt jetzt gänzlich von der Bühne ab, und hat sein Abschieds-Benefiz erhalten. Er gab: Sylphide, das Seefräulein, von der verstorbenen Schauspielerin Therese Krones.

— Raimund's Verschwender hat in München Sensation gemacht.

— Hr. und Mad. Schunke, vom Breslauer Theater, gastiren in Hannover. (Sie sind in Bremen engagirt.)

— Von Töpfer in Hamburg erscheint mit dem 1. Januar 1836 eine neue Theaterzeitung für Norddeutschland, unter dem Titel „Thalia."

Aus einer alten Reisebeschreibung.



Die verschiedenen Mängel der europäischen Länder bezeichnet unser Reisende kurz genug:

Alle Brücken im Lande Pohlen;
Die Münch in Böhmen unverholen;
Das Krieges-Volk aus Mittags-Land;
Die Nonnen in Schwaben wohl bekannt;
Der Spanier und Wenden Treu;
Der Preußen Glaub' und harte Reu;
Der Franzosen Beständigkeit;
Wie auch der Deutschen Nüchterheit;
Sammt der Italiener Andacht;
Werden von niemand groß geacht.

Dagegen rühmte er „das martialische Polen, das wachsame Preußen, das witzige und thätige Niederland, das vermögende Flandern, das niedliche Engeland, das verliebte und höfliche Frankreich, das herzhafte Schweizerland, das listige Savoyen, das verschmitzte und sinnreiche Italien, als das irdische Paradies der Welt, das getreue Deutschland."

Verbrechen.

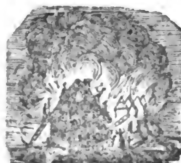


Kürzlich wurde bei einem Schneider in Poppenbüttel, mittelst Einsteigens in ein Fenster, ein neun Monate altes Kind aus der Wiege gestohlen!! Später wurde die Kinder-Diebin in Hamburg mit ihrem Raube aufgefunden und festgenommen, und da ergab es sich, daß sie es statt des eigenen Kindes, das sie wahrscheinlich an die Seite gebracht hatte, ihrem — Bräutigam zeigen wollte. Schauderhaft!!

Selbstmord.

Am 29. v. M., Abends 7 Uhr, erschossen sich in dem Wäldchen bei der Unterbürg bei Nürnberg der ledige Bortenwirker-Meister Wagner, aus Wöhrd, und der Kammmacher-Geselle Schultheiß, von Schweinau, mit Pistolen. Die Ursache dieser Selbstentleibung soll die Liebe Beider zu einem Mädchen gewesen seyn, und sie verstanden sich daher zu diesem gegenseitigen Selbstmorde, damit Keiner in Besitz dieses Mädchens kommen sollte!! — —

Brandunglück.



Bei einem auf dem Gute Kasave, in der Standes-Herrschaft Millitsch (in Preußen) ausgebrochenen Feuer kamen die Frau und die sechzehnjährige Tochter des Schäfers, so wie zwei Knaben von 10 und 11 Jahren in den Flammen um.

Münchner Oktoberfest.



Trotz der schlechten Witterung fand am letzten Sonntag Nachmittags doch das zweite Pferdrennen statt. Se. Maj. der König begaben sich auch dießmal auf die Festwiese. — Die Rennbahn wurde viermal in 10 Minuten 33 Sekunden umritten. Den ersten Preis erhielt: Herr Graf Holnstein von München, den zweiten: Herr Xaver Kränkel, den dritten: Herr Mittermaier, Bierbrauer von Haunenstorf, Landger. Landau und den Weitpreis nebst dem vierten Preis: Herr Biberger, Bäckermeister von Eggenfelden, Landger. gleichen Namens.

Wollmärkte.

Breslau, 8. Oktober. Der Wollmarkt hat begonnen, aber nicht so glänzend als viele erwarteten, da ein großer Theil der Gäste, die uns im vorigen Herbste besuchten, diesesmal nicht erschienen sind, namentlich ist dieses mit den größeren inländischen Fabrikanten der Fall, welche sich entweder schon im Frühjahr mit ihrem Bedarf versehen, oder die Ansicht haben, später billiger kaufen zu können. Dieser Umstand und das gleichzeitige Ausbleiben der Nieder- und Rheinländer, zeigt vorzüglich einen nachtheiligen Einfluß auf polnische Mittelwolle von 55 und 60, in welcher Gattung sehr große Vorräthe sich am Markte befinden. Auf schlesische und feine polnische Einschur hat es weniger gewirkt, da es in England damit besser geht, und unsere Gäste aus diesem Lande recht bedeutende Verkäufe darin wagen, wodurch die Preise der unbedeutenden Vorräthe sich wohl hoch erhalten dürften. Dasselbe ist mit feiner schlesischer Lamm- und Pell-Wolle der Fall, die in England sehr geschätzt werden.

Allerlei.



Danzig, 2. Okt. Eine Gluckhenne aus dem Haushalte des Bäckermeisters Herr Schnetters auf Langgarten hatte vor einiger Zeit als einen Erstling des Frühlings ein Küchelchen ausgebrütet, das man ihr fortnahm, um den nachfolgenden Brüderchen und Schwesterchen Raum zu machen, und ihnen das Durchbrechen und Abwerfen ihrer Schalen zu erleichtern. Man setzte das Küchlein in ein sorgsam durchwärmtes Federkissen auf einem Stuhl am warmen Ofen, und erfreuete sich an den er-

sten hörbaren Lebenszeichen desselben, durch die es jedoch wohl nur zu erkennen geben wollte, daß das Federkissen mit seiner künstlichen Ofenwärme ihm doch nicht so behaglich sey, als das Strohnest unter der wärmenden Mutterbrust. So schien wenigstens der kleine Haushund die klagenden Töne zu deuten, indem derselbe um jenen Stuhl unruhig hin und her sprang. Als man hinausgegangen war und den Hund mit dem Küchlein allein gelassen hatte, hörte man bald darauf ein ängstliches Bellen des Hundes, und fand beim Zurückkehren in's Zimmer das Küchlein auf dem in einer Ecke befindlichen Ruhekissen des Hundes, wohin derselbe es im Maul getragen haben mußte, um es noch bequemer zu betten. Aber als das Pipen desselben doch nicht aufhörte, so wußte er ihm nicht weiter zu helfen, und rief deßhalb durch sein ängstliches Geheul menschliche Hülfe herbei. Dieses Mitgefühl eines unvernünftigen Thieres wird dadurch noch merkwürdiger, daß die Kunst bemüht gewesen war, in diesem Hündchen den mächtigen Trieb der Fortpflanzung, und damit zugleich alle Zuneigung sogar zu seines Gleichen zu vertilgen.

— In der Münchener Lithographie von Bodemer ist „Ludwig I. im Familienkreise" erschienen und auf Befehl des Königs sind durch ein besonderes Schreiben sämmtliche Kreisregierungen des Landes auf diese erfreuliche Erscheinung verwiesen, um die Staats- und öffentlichen Behörden aller Kategorien auf diese Gelegenheit zur Erwerbung eines ganz getroffenen Portraits des Königs aufmerksam zu machen. Das Bild kostet acht Gulden.

— Am 12. September stürzte in der Nacht der südliche, hart an dem Memelstrome gelegene Theil des Rombinus, welcher den höchsten Punkt des Ufers bildet, unter donnerähnlichem Getöse und heftiger Erschütterung der Umgegend, in die Tiefe hinab, und hob gleichzeitig, ohne den an seinem Fuße führenden Randweg, der sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt, im Geringsten zu verletzen, das daran stoßende Flußbett aus der hier beinahe bodenlosen Tiefe unter schauerlichen Zerklüftungen zu einem fast 20 Fuß hohen Damme herauf. Die Masse, welche hier versunken ist, kann leicht auf 1000 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und 80 Fuß Höhe angeschlagen werden. Sie versank mit einer solchen reißenden Schnelle, daß Fische durch die Gewalt des Druckes weit auf das Land hin geschleudert wurden.



— Man schreibt aus Seeland vom 27. Sept.: „Gestern flog eine Taube, die einige Stunden lang auf einem nahen Dache gesessen, durch ein offenstehendes Fenster in einen der Säle des Garnison-Krankenhauses in Vliessingen, fiel vor Hunger und Ermüdung nieder und ließ sich greifen; man fand ihr unter den Schwanz ein Briefchen gebunden, worin ein Ausschnitt einer englischen Zeitung mit der Fonds-Notirung der Londoner Stocks-Börse vom 23. d. Sie war gewiß von London nach Antwerpen bestimmt und durch einen Raubvogel vom Wege verscheucht worden. Es ist dadurch eine Spekulation mehr fehlgeschlagen."

— Der geheime Rath Walter zu München erhält von dem französischen Banquier in Paris, der ihn durch einen Courier dahin berufen ließ, 40,000 fl. Belohnung, wenn die Augenoperation eben so gelingt, wie bei einem, längere Zeit zu solchem Zwecke in München anwesenden Franzosen.

— In den Rechnungen, welche die Mönche von Rheinau dem Zürcher Finanzdepartement jährlich einsenden, stehen unter der Rubrik Hausgebrauch die Arztkonti für die Hochwürden, wie für das Vieh, die Ausgaben für Rebstecken, Käs, Kleesamen, Kurwasser, Tag- und Jahr-Löhne bunt durcheinander. Diese Mönche saufen (laut eigener Rechnung) täglich nicht minder als 60 Maß Wein (d. h. 16 Mönche), was eine jährliche Ausgabe von wenigstens 2,640 Zürichgulden bringt! Für Bücher hingegen sind in den letzten drei Jahren kaum zwanzig Gulden ausgegeben worden! Dennoch steht auf dem Etat ein Buchbinder. Nöthiger wäre diesen Schwelgern ein Bauchbinder!

— In Mammern, zwischen Steckborn und Stein, K. Thurgau, bietet ein großer Apfelbaum dem Auge eine sehr schöne, und in dieser Jahreszeit überraschende Ansicht dar. Auf der hintern Seite dieses Baumes prangen nämlich die schönsten Aepfel, während die andere Seite desselben ganz über und über mit Blüthen bedeckt ist.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 5. 28. Oktober. 1835.

Kunst.

München. Seit einigen Tagen zieht das restaurirte Isarthor die Vorübergehenden sehr zahlreich an. Das Hauptgemälde stellt den Einzug Kaiser Ludwigs in München nach der siegreichen Schlacht bei Ampfing dar; in den Rosetten über den Durchgängen für die Fußgänger, ist die heilige Maria mit dem Kinde und der Landespatron St. Benno auf Goldgrund gemalt. Die Komposition ist von Herrn Neher aus Stuttgart entworfen, und unter Mitwirkung der Herren Bruckmann und Kögl ausgeführt. Rechts und links an dem Hauptthore befinden sich zwei Statuen: St. Georg und St. Michael von Herrn Professor Eberhardt komponirt und modellirt. Die Wappen, welche an den Thoren als Erinnerung an jene, welche an der Schlacht bei Ampfing vorzüglich Antheil nahmen, angebracht sind, malte der in dieser Art von Malerei besonders gewandte Künstler Hellsobler, und die Restaurirung des Thores selbst wurde unter der Leitung des Herrn Professor Gärtner ausgeführt.

Journalistik.

Man meldet aus Berlin, daß Theodor Mundt vom neuen Jahre statt W. Alexis, die Redaction des Freimüthigen übernehmen werde.

— H. Laube soll — wie es heißt — statt Dr. Köchy die Mitternacht-Zeitung redigiren.

— Von Dr. Elsner's Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten (Stuttgart, Scheible) heißt es im „Eremiten“:

Bis jetzt liegen uns zwei Lieferungen von diesem neuen Unternehmen der thätigen Verlagshandlung vor. Wir können dieß Unternehmen empfehlen, und da wir bereits eine Probe daraus mittheilten, vermögen unsere Leser selbst zu urtheilen, in welchem Tone und Geist Herr Elsner seinen Gegenstand auffaßte.

— Der Freimüthige bringt eine sehr lobende Recension des Handbuchs der Mythologie von Herrn Dr. Vollmer, das hier in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung erscheint. Auch wir haben unsere Leser bereits auf dieses tüchtige Werk aufmerksam gemacht.

Theater.

In Berlin gefällt ein neues Quodlibet: „Der Kapellmeister und die Prima Donna, nach dem Italienischen von Carl Blum. Da diese Gattung stets beliebt war, so ist es uns nicht einleuchtend, daß die treffliche: **Prova d'un Opera seria** von Gnecco noch nicht übersetzt wurde. Gnecco, ein junger Komponist, hatte eine ernste Oper geschrieben, die durch die Intriguen der Künstler Fiasco machte. Aus Rache schrieb er die **Prova**, die das Treiben jener Herren und Damen meisterhaft persiflirt. Sie spielen sich nun selbst und gefallen sich und dem Publikum darin.

— Herr Rott, Schauspieler des Berliner Hoftheaters, hat einen zehnjährigen Contrakt daselbst unterschrieben.

— Vor einiger Zeit ereignete sich in E. bei Danzig der unerhörte Fall, daß ein ehrgeiziger Schauspieler, welcher in der letzten Scene eines Stückes nicht mehr beschäftigt war, seinen Mantel umwarf, in das Parterre ging, und sich dort mit überlauter Stimme bemühte, sich selbst herauszurufen; die Intrigue wurde jedoch von einigen Zuschauern entdeckt, und der Schauspieler ausgezischt.

Musik.

Das Musikfest in Halle am 20. bis 23. October, veranstaltet vom Hrn. Universitäts-Musikdirektor Dr. Naue.

(Aus einem Schreiben aus Halle.)

Herr M.-D. Dr. Naue hat wiederholt bewiesen, daß seine Musikfest-Veranstaltungen zu den ausgezeichnetsten gehören. Auch das bevorstehende berechtigt zu ungewöhnlichen Erwartungen, denn nicht bloß ist dasselbe in innerer sowohl als äußerer Hinsicht mit großer Sorgfalt vorbereitet, sondern auch viele Künstler von ausgezeichnetem Rufe werden sich hier vereinigt sehen. Am 20., als am Vorabend des Festes, so wie am zweiten Tage desselben, d. 22., werden, außer den einzelnen Virtuosenleistungen und Operngesängen (bei welchen letztern der Name der Dlle. Vial obenan steht), zwei Symphonien von Beethoven, eine eigens für dieses Fest componirte Ouverture von Lindpaintner u. s. w. aufgeführt werden. Der Haupttag des Festes (d. 21.) ist zur Ausführung des Oratoriums Absalon von Dr. Fr. Schneider, bestimmt, und hat der verdienstvolle Componist die Direction gefälligst übernommen. Am dritten Tage des Festes (am 23.) werden wir Quartettmusik hören. Die Chöre werden ausgeführt von den zahlreichen hiesigen und mehren auswärtigen Dilettanten und Dilettantinnen, dem akademischen Sing-Verein und dem Stadtsingchore. Das Orchester wird aus der Herzogl. Dessauschen Hofkapelle und vielen andern auswärtigen Künstlern und Dilettanten bestehen.

Der Komet.



Der berühmte Astronom Herr v. Boguslawski macht folgende Notiz in der Breslauer Zeitung bekannt: Bei der weiteren Beschauung des Kometen dürfte zweckmäßig seyn, an die alte bekannte Erfahrung zu erinnern, daß dazu große Fernröhre die allerschlechtesten Dienste leisten, und um so weniger der Erwartung entsprechen, je stärker sie vergrößern. Das Gesichtsfeld wird dabei so klein, daß man vom Schweif gar nichts zu Gesicht bekommt, während die nur schwach erleuchtete Nebelhülle des Kopfes um so unscheinlicher wird, je weniger concentrirt sie sich darstellt. Ein scharfes Auge sieht unbewaffnet den Kometen schon am besten, ein schwächeres dagegen wird durch einen Operngucker noch am allermeisten befriedigt werden.

Von der Leipziger Messe.

Der Zudrang ist noch im Wachsen, obgleich viele Verkäufer, welche aufgeräumt haben, schon fort sind. — Wild ist da, und wird die Musikfreunde entzücken.







Von Sehenswürdigkeiten muß noch eines mechanischen Kunsttheaters, einer Menagerie, Kunstreiter u.s.w. erwähnt werden. — Die junge Sängerin Francilla Pixis wird erwartet. — Rappo hat großen Zulauf und erwirbt vielen Beifall. — Das Panorama von Petersburg wird allgemein bewundert.

— Der geschätzte Künstler Cornelius Suhr aus Hamburg hat seine malerische Reise um die Welt aufgestellt; von seinen Bildern zieht in unserer für die Eisenbahnen empfänglichen Zeit besonders die Darstellung der Reise von Liverpool nach Manchester auf der Eisenbahn für Menschen und Thiere an. Von noch größerem Interesse ist ein erst im Jahre 1824 vollendetes sehr deutliches und treues Panorama von Petersburg. Der Standpunkt ist von der zwischen dem großen Winterpalaste und dem weitläufigen Gebäude des Generalstabes sich erhebenden Alexander-Säule gewählt, und die ganze Darstellung trägt das Gepräge der Großartigkeit; mit vielem Vergnügen betrachtet man die tausend interessanten architektonischen Einzelnheiten, die aus dem chaotischen Gewirre der Straßen und Häuser-Massen mit Meisterhand hervorgehoben sind. Dieses Kunstwerk geht nach beendigter Messe nach Dresden, und kommt nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte nach Berlin, für welche Hauptstadt der Eigenthümer mit sehr gültigen Empfehlungen versehen ist,

während sein Kunstwerk ihn überall selbst am besten accreditiren wird; man hat keine schönere Darstellung jener Hauptstadt bisher in Deutschland gesehen.

Selbstmord.

Ein unverheiratheter Mann, ehemaliger Beamter, B. in Danzig, hatte schon mehrmals Versuche der Selbstentleibung gemacht, und war auch vor einiger Zeit um eine neue Anstellung mit der Drohung eingekommen, daß er, wenn diese Anstellung nicht erfolge, sich das Leben nehmen würde. Diese strafbare Drohung wurde ihm verziehen, indeß ließ er nicht von seinem Vorsatze ab. Vor einigen Tagen ging er mit einem Freunde Arm in Arm an der Weichsel spazieren, füllte sich die Taschen voll Steine und ersuchte den Freund, mit ihm in die Weichsel zu springen. Der Letztere bezeigte natürlich dazu wenig Lust; B. aber band seine Kriegsdenkmünze, welche er sich als freiwilliger Jäger erworben, aus dem Knopfloch, und sprang in der That, ohne daß sein Begleiter es hindern konnte, in die Weichsel und ertrank.

Wilddieberei.



Wie seltsam der Mensch um sein Leben kommen kann, geht aus folgendem Ereignisse hervor. Im Guhrauer Kreise, in Schlesien, hatte sich der Tagearbeiter Schröter im Walde hinter Schilfrohr niedergekauert, um Reisenstäbe zu schneiden. Ein anderer, als Wilddieb verdächtiger, Tagelöhner hielt ihn in der Ferne für ein Wild, gab ihm eine starke Ladung Schrot, und ließ ihn sodann hilflos liegen.

Anekdote.

Als der große Devrient nach der Darstellung des Franz Moor hervorgerufen wurde, sagte er zum Publikum: „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte; jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann.“

(Posaune.)

Allerlei.

Dem Herausgeber des Sonntagsblattes, Dr. Meyer in Minden, ist aus Warburg eine seltene Naturmerkwürdigkeit als Geschenk für sein Naturalienkabinet, nämlich ein Hahn-Ei, angekündigt worden. Ein städtischer Beamter und Oekonom in Warburg hatte einen Hahn, der beinahe 10 Jahr alt war, schlachten lassen. Als die Haushälterin ihn ausnahm, fand sich ein Ey in den Eingeweiden. Der äußern Form nach ist die Schale dieses Eies wie die eines jeden Huhneies, besteht also ebenfalls aus kohlensaurem Kalke mit etwas Phosphorsäure, ist aber nicht so glatt wie die Schale eines Huhn-Eies. Das Ei hat auch nicht die Dicke wie ein Huhn-Ei, und ist nach vorne hinzu etwas gebogen. Bei dem Ausblasen desselben ergab es sich, daß es bloß eine weiche, schleimige, gelbe Materie enthielt.

— In Jena hat man in diesem Jahre mit Glück Zuckerrohr gezogen. Der Universitätsgärtner, welcher diesen Versuch machte, erhielt von 5 Pfd. Rohr 3¾ Pfd. Saft, also 15 pCt. mehr, als in Westindien, doch enthielt dieser Saft 10 pCt. weniger an Zuckerstoff.

— Am Steinberge bei Würzburg wurde ein Traubendieb, dem die Feldwache schon längere Zeit nachstrebte, erwischt. Er nahm die Begleitung derselben nach der Stadt, wohin er seinen „Kauf“ tragen wollte, ohne Umstände an. „Der 34er war gut, da ließ man mich ungeschoren — den 35er aber will ich wässern,“ mit diesen Worten entsprang der Dieb den gefälligen Herren, und durchschwamm glücklich den nahen Mainfluß.

— Eine Schrift, welche auf die Reinheit und Aufklärung der Zeit von entscheidendem Einfluß zu werden verspricht, wird von der Wagner'schen Buchhandlung in Neustadt empfohlen; sie ist von Matthison verfaßt, und führt den Titel: „Wichtige Mittheilungen langjähriger praktischer Erfahrungen und der neuesten Erfindungen in der — Seifen- und Licht-Fabrikation.“ (Dorfz.)

— Das Münchner Tageblatt enthält unter der Ueberschrift Nobel

einschenken: Bekanntlich heißt man es „nobel einschenken," wenn ein Halbmaß- oder Maßkrug gerade so viel Bier enthält, daß wenigstens noch ein Zoll fehlt, um ganz voll zu seyn. So viel ich mich erinnere, werden nach einer sehr genauen Durchschnittsberechnung im Isarkreise allein jährlich einhundert und zwanzig Millionen Maß Bier getrunken. Nimmt man an, daß ein Zoll auch nur den achten Theil einer Maß beträgt, so gewinnen die Bierschenker im Isarkreise, wenn sie nobel einschenken, die Maß Bier zu 5 kr. gerechnet, bei jeder Maß 5 Heller, die außer aller Anrechnung stehen, also zusammen dreimalhundert zwölftausend fünfhundert Gulden. —

Nach diesem Ansatze kann jedem Biereinschenker, der nobel einschenkt, sobald man nur weiß, wie viel Bier er ausschenkt, genau nachgerechnet werden, welchen großen Gewinn er auf diese noble Art sich verschafft. Was mich betrifft, so verlange ich gar nicht, daß man mir „nobel" einschenke; je „gemeiner" desto lieber! Zum „Abstreichen," oder noch lieber — „Eintreten!" —



— Für Poeten. Das Reimlexicon von Peregrinus Syntax hat Herr Brockhaus in Leipzig von 6 Thlr. auf 2 Thlr. herabgesetzt, um die Anschaffung dieses nützlichen (!) Werks zu erleichtern.

— Am 28. Sept. ward in London der neue Sheriff beeidigt, ein Israelit. Ganz London war auf den Beinen. Der Sheriff legte nach jüdischer Weise den Eid mit bedecktem Haupte auf einer hebräischen Bibel ab, und kein Spott, kein Hohn, selbst von Seiten der Geringsten im Volke, ließ sich vernehmen. So weit ist man in der wahren Humanität und Aufklärung in England! Wie weit ist man bei uns? (Der Eremit.)

— Stuttgart. Der Kapellmeister Strauß aus Wien ist mit seinem Orchester hier eingetroffen. — Marr und Raimund werden erwartet.

— Aus Lübek. Am letzten Tage des Monats August d. J. starb im 61sten Lebensjahre, am Schlagflusse, der als Schauspieler unter den Namen Ludwig Brand rühmlichst bekannte Prüske (geb. in Hamburg den 14. Febr. 1775). — Brand, schon im Mai d. J. hier angekommen, hatte die Absicht, Gastdarstellungen zu geben; doch wurden dieselben bis September verschoben. Als passionirter Jäger reiste derselbe den 1. August auf's Land, um den Hühner-Jagden beizuwohnen. Am oben genannten Tage war er gesonnen, eine Fußreise von Poggensee (dem Orte seines derzeitigen Aufenthalts), hieher zu machen. In Jägerkleidung, eine schwere Jagdtasche und eine Flinte um die Schulter hängend, von seinem schönen großen Pudel begleitet, — mit dem er noch in diesem Jahre in Riga, Reval, Königsberg, Berlin und andern Orten, in dem Melodram: „Der Hund des Aubry," Vorstellungen gegeben hatte, — schritt er munter fort, als ihn 1½ Stunde von hier, bei dem Dorfe Cramsforde, hart an der Chaussee, der Tod ereilte. Da die Besichtigung und Secirung des den Findern noch unbekannten Jägers erst am nächsten Morgen vorgenommen werden konnte, so mußte die Leiche bis dahin auf dem Felde liegen bleiben. — Die seltene Treue und Anhänglichkeit des Pudels an den Todten gewährte einen rührenden Anblick; unter lautem Winseln bedeckte derselbe die Leiche mit seinem Körper und leckte unaufhörlich das kalte, blasse Gesicht des Entseelten, als wolle er ihn dadurch in das Leben zurückrufen. — „Da lag der deutsche brave Künstler, todt, unbekannt und verlassen auf fremder Erde, ohne Theilnahme und Liebe, von keinem Auge beweint!"

— In Hannover haben dieser Tage die Land-Dragoner bei ihren Manoeuvres einen Schneider über das Gesicht geritzt, was zu sehr ernsthaften Auftritten, bei welchen Militär einschreiten mußte und Verwundungen vorfielen, Anlaß gab.

— Berlin. Im hiesigen neuen Hospital belief sich bis ult. Dezember 1834 die Zahl der darin verpflegten Personen auf 312. Die Ausgabe im gedachten Jahre betrug 15,189 Thlr. 16 Sgr. 1 Pf. Die Verpflegung einer Person kostet 44 Thlr. 26 Sgr. 7 Pf. Das Kapital-Vermögen der Anstalt betrug Ende des Jahres 1834 20,250 Thaler.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 6. 4. November. **1835.**

König Max.



Nur mit Rührung kann man auf dem Max-Joseph-Platze in München die Bemerkung machen, wie viele Leute vor dem Denkmale des verstorbenen väterlichen Königs das Haupt entblößen. Ein sprechendes Zeichen heißer Liebe und inniger Verehrung für den erhabenen Dahingeschiedenen!

Literarisches.

Lenz (Mitglied der Hamburger Bühne) übersetzt die treffliche Biographie der Miß Siddons in's Deutsche. — Spindler's Jesuit ist von Ch. Ledhuy in's Französische übersetzt worden.

Musik.

Musikfest.

Halle, 21. Okt. Seit Sonntag den 8. d. M. ist eine bedeutende Zahl trefflicher, zum Theil hochgefeierter Künstler zum Musikfest hier versammelt, und die geselligen Zusammenkünfte derselben im freundlichen Locale der hiesigen Freimaurerloge beseelt wahrhaft der Geist des Frohsinns und der heitersten Laune. An der Spitze der Musiker steht der Herr Kapellmeister Dr. Fr. Schneider, und unter den übrigen Namen der Anwesenden zeichnen sich besonders die der Dlle. Vial und der Herren Urbanec und Tomassini aus Berlin, Lindner und Drechsler aus Dessau, Queißer aus Leipzig und Treitbar aus Braunschweig aus. Den Kern des trefflichen Orchesters bildet die Dessauer Hofkapelle. Gestern begann das Fest auf eine höchst würdige Weise mit einem Concerte, als musikalische Nachfeier des Geburtstages Sr. Königl. Hoh. unsers allverehrten Kronprinzen. Es herrschte unter den mitwirkenden Künstlern ein solcher Wetteifer, daß alle Kunstleistungen vollkommen gelungen zu nennen sind; es wurden folgende Stücke ausgeführt: 1) Fest-Ouvertüre von Fr. Schneider (über akademische Burschenlieder), ein kräftiges gediegenes Werk; 2) Arie von Bellini, ges. von Dlle. Vial, (der lebhafteste Beifall belohnte die Leistungen dieser Künstlerin); 3) Quadrupel-Concert für 4 Violinen von Maurer (vorgetragen von den Herren Urbanec, Tomassini, Lindner und Appel, letzterer gleichfalls aus Dessau); 4) Salvum fac principem von Chelard; 5) Concertino für Baß-Posaune von Kummer (Herr Queißer); 6) Arie aus Mozarts Titus mit obligater Clarinette, welche vom Kammermusikus Herrn Tausch aus Dessau ungemein schön vorgetragen wurde (Dlle. Vial); 7) Amusement für das Violoncell von Dotzauer (Hr. Drechsler); 8) Bariton-Arie von O. Nicolai (Hr. Nauenburg von hier); 9) Beethovens B-dur-Symphonie, welche das Concert auf die würdigste Weise beschloß. Heute am Haupttage des Festes: Absalon, Oratorium von Fr. Schneider, um 2 Uhr in der Glauchaischen Kirche. Der Eindruck dieses Werkes ist großartig zu nennen. Als Hauptverdienste machen sich bemerkbar eine ungemein reiche und glänzende Instrumentation, und ergreifende Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, welche sich am höchsten in den glänzenden Chören steigert. Die Ausführung des Werks war trefflich, die stark besetzten Chöre wurden sicher und mit ungemeiner Präcision und richtiger Nüancirung des Vortrags gesungen, und die Solo-Sängerinnen und Sänger (Thamar, Sopran: Dlle. Vial; Absalon, Alt:

Mad. Helmholz von hier; David, Tenor: Hr. Diedicke von Dessau, und Joad, Baß, Hr. Krüger ebendaher), machten einander durch ihre ausgezeichneten Leistungen den Rang streitig.

Beethoven.

Bonn, 19. Okt. Das Comité des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für den großen in Bonn gebornen Tondichter van Beethoven hat unter den Unterschriften: A. W. von Schlegel, Präsident, Breidenstein, de Claer, Gerhards, Kneisel, Nöggerath, von Salomon und Walter, vorläufig bekannt gemacht, daß laut Benachrichtigung des Königl. Ober-Präsidiums der Rheinprovinz vom 23sten September l. J. von Seiten der betreffenden hohen Königl. Ministerien die Genehmigung zur Bildung und fernern Wirksamkeit des Vereins erfolgt und derselbe mithin jetzt gesetzlich und förmlich constituirt sey.

Madame Pleyel in Hamburg. — Ich kann heute nur sagen, daß ich Mad. Pleyel, die Klaviervirtuosin, am 21sten October in ihrem Concerte gehört, und von ihrem Spiele im hohen Grade befriedigt — entzückt worden bin. Ihre Kunst steht auf einer solchen Höhe, daß selbst die frühern von allen Seiten ihr laut gespendeten ultracölestischen Prädicate der Wirkung ihres Spiels nicht Abbruch thun konnten. Das Nähere im nächsten Blatte. Ehre der Künstlerin, der in der Jugend schöner Blüthe schon der Lorbeer der Vollendung die Schläfe umwindet. (Freischütz.)

— Moscheles gab in seinem Conzerte in Leipzig unter Anderem seine Ouverture zu Schillers Jungfrau, die von ihm erst kürzlich componirt wurde, dann sein „Hommage à Haendel“ von ihm und Mendelssohn-Bartholdy vorgetragen. Zum Schlusse eine freie Fantasie.

Theater.

Die elegante Zeitung berichtet:

„Eine junge Dichterin aus Sachsen, die sich gegenwärtig in Wien aufhält, und einen Aufsatz über die Kunstleistungen des Dresdener Emil Devrient der Wiener Theater-Zeitung übergeben hat, beklagt sich bitterlich, daß der Schluß derselben angeblich von der Censur gestrichen sey, obwohl, wie sie schreibt, kein Gott und kein Mensch in ihren Aeußerungen etwas Beleidigendes habe finden können. Folgendes ist die gestrichene Stelle:

„Im Trauerspiel gehören zu Devrient's vorzüglichsten Rollen: König Enzio, Hamlet, Tasso, Posa, Leicester, Gaston, Beaumarchais u. s. w. Im Lustspiel: Don Cesar, Wehringer in der Braut in der Residenz, Gluthen, Baron Zinnburg, Student Mauser u. s. w. Im Lustspiel gehört er unstreitig zu den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands, obwohl er hier mehre seines Gleichen finden mag; dagegen im Trauerspiel steht er wohl als jugendlicher Held und Liebhaber einzig da, und schwerlich möchte Jemand die Vollkommenheit der Darstellung eines Königs Enzio und seines Orest erreichen, wie dieß auch schon ziemlich einstimmig anerkannt ist.“

So etwas durfte Bäuerle natürlich nicht aufnehmen! —

— Das meiste Glück macht im Theater an der Wien Nestroy's: „Zu ebener Erde und erster Stock.“ Diese Posse wird schon einen halben Monat fortgegeben, und täglich müssen Hunderte weggehen, welche in dem großen Hause keinen Platz finden. Man kann den Ertrag der ersten 15 Vorstellungen ohne Uebertreibung auf 15,000 Gulden Conv. Münze ansetzen. Wirklich ist das Stück, im Vergleich mit den Erbärmlichkeiten, welche in letzterer Zeit von dieser Direction geboten wurden, ausgezeichnet, keineswegs berechtigt es jedoch zu der in einem Wiener Blatte ausgesprochenen Behauptung, es sey Raimund's „Verschwender“ vorzuziehen, von dem es doch nur eine schwache, in vieler Rücksicht mißlungene Copie ist. Dieß setzte Herr Wiest im „Sammler“ in einem sehr gelungenen Aufsatze bescheiden in's Licht; der ergrimmte Dichter nahm aber dieses so übel, daß er an demselben Tage, als das Blatt erschien, in seiner Rolle, bei einer Stelle, wo vom Whist-Spiele die Rede ist, folgende Worte einschaltete: „daß das Spiel nicht Sache des Verstandes ist, zeigt sich aus dem, daß das Whist (nach Wiener Mundart ausgesprochen) das geistreichste Spiel, den Namen des dummsten Menschen trägt, der, zur Schande Wiens, Theater-Recensent ist.“ — Diese abgeschmackte Selbstrache

wurde vom gebildeten Theil des Publikums mit Zischen aufgenommen; es fehlte freilich in der großen Masse nicht an Leuten, welchen das Ding gefiel, und die Herrn Nestroy einigemal vorriefen. Inzwischen ist diese unsaubere Licenz bei der Behörde bereits anhängig gemacht, und dem jungen, talentvollen Schriftsteller wird die vollste Genugthuung nicht entgehen.

Was ist Berühmtheit?

Kuffner in Wien ist schon ein ziemlich bejahrter Mann, der eine Menge Bücher geschrieben, Gedichte, Romane, Schauspiele, wissenschaftliche Werke, werthvolle Uebersetzungen aus alten und modernen Sprachen; ein Mann, der zu den besten Belletristen in Oestreich gezählt wird, und dort wenigstens allgemein bekannt ist. Ein Kritiker in Braunschweig kennt diesen Mann aber gar nicht, und nennt ihn „einen gewissen Kuffner." Und Wien ist nur einige Meilen von Braunschweig entfernt, und Kuffner's Bücher wurden dort in deutscher Sprache gedruckt. Sollte man glauben daß man in einer großen deutschen Stadt 30 Jahre lang als Schriftsteller wirken könne, ohne seinen Namen, wenigstens unter den Literaten, allgemein bekannt zu machen? — Und doch ist es so. — Hinzufügen muß ich jedoch, daß Kuffner ein Mann von gründlichem Wissen und vieler Bescheidenheit ist, der nie Lärm in der Literatur machte. —

Ein Pendant hiezu ist ein Korrespondent aus München, der einst Folgendes in einem Blatte berichtete:

„Ein Chor aus dem „Alexanderfest," componirt von Hummel (!), arrangirt von Kapellmeister Stunz, nur aus den drei Zeilen bestehend:

»Brich die Bande seines Schlummers
Stürm' ihn auf mit lautem Donner;
Weckt ihn!«

war langweilig. Ich gestehe ganz frei meine Unwissenheit, dieses Alexanderfest nicht zu kennen, Andern schien es nicht besser zu gehen, ich hörte die naive Aeußerung: Ich weiß nicht, was es ist, aber es klang recht russisch."

Ja wohl naiv! eine recht naive Unwissenheit! Hier weiß der Berichtstatter nichts von Händel und Dryden und von ihrem berühmten Werke.

In Wien behauptete einmal ein gutmüthiger Staberl gegen mich, Diogenes müsse ein Russe gewesen seyn, weil er zum Alexander gesagt, er solle ihm aus der Sonne gehen. Dieß scheint mir zum Vorhergehenden zu passen. Der Staberl der aber jene Worte zu mir sagte, schrieb niemals Korrespondenzberichte in „vielgelesene" Tageblätter.

Das Bier.



Folgende Notiz werden uns die Biertrinker Dank wissen. — Bekanntlich hat England die stärksten Biertrinker; man will nun die Erfahrung gemacht haben, daß niemals ein solcher fieberkrank geworden; daher behaupten die Engländer, daß der Genuß bittrer Biere gegen die in mancher Gegend herrschenden Fieber ein gutes und zuverlässiges Mittel sey.

Schiffbruch.

Am 7. September fanden zwei kleine Mädchen in Floutrup, im Kirchspiel Selde (Jütland), an der Küste des Lymfiord, eine aus dem Fiord eingetriebene schwarze zugepfropfte Flasche, worin ein mit Bleistift Deutsch geschriebener Zettel folgenden Inhalts lag: „Albert Schaltz von Rostock, führend die Galeasse „Henriette," die am 8ten August 1835 unter starkem Seegang bei fürchterlichem Sturm 8 Meilen von Bovberg in der Nordsee kanterte, ohne Hoffnung das Leben zu retten. Gott sey unserer armen Seele gnädig!"

Allerlei.

— München. Die Säle der Kunstausstellung sind noch immer und zu jeder Stunde von Personen aus allen Ständen gefüllt, ein Beweis, daß der Kunstsinn der hiesigen Einwohner sich

immer mehr steigert. Auch die Industrie-Ausstellung hat das allgemeine Interesse der hiesigen Einwohnerschaft erregt, und wird fortwährend ungemein zahlreich besucht.

Wie man dem Untergang der Welt sicher entgehen kann.



In einer kurhessischen Stadt unterhielten sich zwei Bekannte über den Kometen, und einer von ihnen machte die Bemerkung, daß derselbe wohl den baldigen Untergang der Welt bedeuten solle. Wenn das wahr wäre, erwiederte der Andere, so würde ich nach — Flachsenfingen reisen. — „Nun, und was würde ihnen das helfen?“ — „Ei, das würde mir viel helfen, dort sind die Leute noch um einige hundert Jahre zurück!“

Räthsel.

Ich bin ein allbekanntes Etwas, kein Der und keine Die, zeige mich aber in ganz verschiedenen, oft gar nicht wieder zu erkennenden Gestalten, bin also eine Art Chamäleon, gerade wie — die Männer, trage auch Beinkleider zuweilen, welche jedoch nichts kosten, welche kein Schneider genäht hat und die größten auf Erden sind. Ich bin in Wahrheit wie die Männer nach der Mode, welche still und mit glatter Physiognomie dahinwandeln, aber desto gefährlicher sind, welche als Liebhaber eine andere Gestalt annehmen, die Farbe der Unschuld tragen, ganz nachgiebig, für den leisesten Eindruck empfänglich sind, wie Butter an der Sonne zerfließen, und doch kalt und gefühllos bleiben. Ja ganz so bin ich. Ach die Männer, die Männer! unbändig sind sie, wenn sie zwangfrei, aufbrausend, wenn die Frau ihnen den Kopf warm macht. Ganz mein Bild! Denn wenn man mich in Hitze bringt, so werde ich ganz umgewandelt, bin aufbrausend, wie die Männer und bin in meiner furchtbaren Kraft gar nicht wieder zu erkennen. Ich bin nicht lebend, aber Bedingung alles Lebenden, bin nicht, wie die Männer, aus Fleisch und Bein, sondern aus zwei anderen Stoffen zusammengesetzt, die jeder Chemiker kennt, ich bin höchst nützlich, und viel nothwendiger als die Männer, welche doch nur ein nothwendiges Uebel sind. Triumphiren sie nicht dieser Vergleiche halber, meine Damen, denn auch sie, wie man zu sagen pflegt, sind nicht unvergleichlich. Sie tragen geduldig so manche Last, als da sind: schöne Kleider, Shwals ꝛc., was den Männern oft unerträglich ist; ich trage auch so manche Last, die den Männern einträglich ist. Sie machen oft viel Lärm um Nichts, und in allen Fällen, wo sie Recht behalten wollen, auch ohne Grund, ich lärme auch, aber nur in gewissen Fällen, wo ich immer einen Grund habe. Sie werden das freilich nicht zugeben, und ich schweige, denn sie haben bei jedem Fall immer viel Gründe, ich aber bei allen Fällen nur einen. Von ihrer Gefallsucht will ich gar nicht reden, denn sie findet man selten ohne Spiegel, mich auch, sie sehen aber hinein, ich heraus. Sie werden sich über mich ärgern, was mir Leid ist, denn ihre Galle macht sie garstig, die meinige aber mich nicht, denn sie ist außer mir, die ihrige aber bringt sie außer sich. Sie werden mein Geschwätz kopflos nennen, es sey, denn ich habe keinen Kopf, oder ihn schaubar nur hinter mir, also nicht auf dem rechten Fleck, und dieser Kopf ist ein kranker Kopf. Sie haben ein Köpfchen und auf dem rechten Fleck, und ist ein schönes Köpfchen, aber ein — Trotzköpfchen. Ein Wunder ist es nicht, wenn sie vor mir Scheu haben, da ich sie nur hinter mir habe, und alle Welt sie dann vor mir hat.

(Aus d. Breslauer Zeit.)

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 7. **11. November.** **1835.**

Theater.



Berlin. Am 29ten Oct. zum ersten Male: „Laßt mich lesen," Schwank in einem Aufzuge von Dr. C. Töpfer. — Diese neue Probe von Töpfer's unbestreitbarem Bühnentalent hat einen guten Zug, der deßhalb um so mehr gerühmt zu werden verdient, weil er selten ist; die Idee desselben ging nämlich ganz aus unserer Zeit hervor. Die Hauptperson des Schwanks, ein reicher Rentier, Hamster genannt, ist über alle Maaßen auf die Journalleserei erpicht. In der Stadt hindert ihn der zu häufige Besuch von Fremden und Freunden am Lesen, er zieht also aufs Land, und muß sich da ebenfalls von Hindernissen überströmt sehen. In der Verzweiflung verheirathet er seine Töchter an zwei Journalisten, welche ihm den Gästeschwarm durch eine gerupfte Gans vom Halse schaffen. Wie? das wollen wir den künftigen Zuschauern zu Liebe nicht verrathen. Gespielt wurde mit allem Fleiß, wenn wir auch keine Rolle besonders hervorheben können: die Personen gehen nur wie Blitze vorüber.

— Im Theater zu Dresden wurde bei vollem Hause ein neues kleines Lustspiel: Die Leibrente, von Baron von Maltitz, mit wahrem unsterblichen Gelächter und Beifallssturm aufgeführt.

— Ueber Herrn Marr's Gastspiel auf dem Stuttgarter Theater wird in der nächsten Lieferung dieses Werkes ein Artikel erscheinen.

— Der arme Leipziger Theaterdirector hat einen schweren Stand. Dortige Theaterfreunde fordern ihn in einem öffentlichen Blatte auf, nicht etwa diese oder jene allgemein beliebte Oper zu geben, sondern sie bitten gleich höflichst, daß er die längst von allen Repertorien verschwundenen Opern: Axur, Armide, Alcidor, Spiegel von Arkadien, Achilles, Aschenbrödel, Aline aufführen möchte. Und das allen Ernstes! Da hätte der gute Mann den ganzen Winter über zu thun, und müßte das bei Seite liegen lassen, was neu ist und sichern Gewinn verspricht.

Musik.

Der berühmte Virtuose, Heinrich Bärmann, erster Clarinettist der baier'schen Hofkapelle ist in Stuttgart angekommen. Wir hoffen ihn in einem Conzerte zu hören.

Gusikows Conzert in Prag.

Den 18. Okt. gab Herr Joseph Gusikow im Conviktsaale sein letztes Conzert auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, welches denjenigen aus dem Publikum, die es nicht verschmähten, dieser Leistung eines polnischen Juden beizuwohnen, einen Genuß gewährte, den sie wohl noch lange in der Erinnerung nachfeiern werden. Gusikow spielte in diesem Conzerte mit einer Virtuosität, mit einem Aufwande von Begeisterung und Gefühl, daß seine früheren, Erstaunen erregenden Leistungen dagegen weit zurücktraten, und daß selbst die strengsten Kunstrichter unseres musikalischen Prags zu lautem Beifalle hingerissen wurden.

Er spielte zuerst ein Allegro von Sarti und Moscheles, und hob durch sein bekanntes anmuthiges und fertiges Spiel die Schönheiten der Composition bedeutend. Die Variationen über das russische Lied „die gepflasterte Gasse" wurden mit solcher Lebendigkeit und Präcision ausgeführt, es wurde dem Ohre eine solche Masse von Tönen in unbegreiflich rascher und wohlgeordneter Aufeinanderfolge geboten, daß man leicht zu überreden gewesen

wäre, ein Zauberer locke mit einem Anschlage hunderte von Klängen aus beschwingten Saiten. — Wenn der Künstler in dieser Composition seine unvergleichbare Sicherheit und Fertigkeit bewährte, so entwickelte er in dem darauf folgenden Potpourri eine Zartheit, einen Reichthum des Gefühls und einen Geschmack, daß wir unwillkührlich an die süß einschmeichelnden Vorträge eines Maiseder und Lafont erinnert wurden. Mit welcher Anmuth wurden nicht die so schönen Melodien aus Robert le diable, Barbiere di Seviglia und Elisire d'Amore vorgetragen! Mit welchem Gefühle wurde nicht die österreichische Volks-Hymne mit den darüber von ihm selbst verfaßten Variationen gespielt! Wie lebhaft und ermuthigend waren nicht die in dem Potpourri verflochtenen Walzer und Masurek gespielt!

Alle Gänge, Läufe, Triller, Harpeggien und Mordanten, die irgend ein Claviervirtuose der neuesten Schule seinem so künstlich gebauten Instrumente abzwingt, entlockt dieser von der Natur allein herangebildete Genius seinen — Holzstäben, und weiß damit Ohr und Herz seiner Hörer auf die überraschendste Weise zu gewinnen.

Wir wünschen und prognostiziren dem Künstler denselben Beifall, den er in Petersburg, Moskau, Wien und überall, wo er sich bereits hören ließ, gefunden, auch aller Orten, wo es Gefühl für die Kunst gibt, und ein unbefangenes Urtheil laut werden kann und darf. (Bohemia.)

Gesangfeste.

Der erzgebirgische Sängerverein hat am 13. Sept. d. J. zu Chemnitz ein Gesangfest gehalten, welches in Hinsicht auf die Wahl der Gesangstücke sowohl, als auch auf die Aufführung derselben, sehr zur Befriedigung der Zuhörer ausfiel.

— Bei dem dießjährigen Volksfeste in Nürnberg vereinigten sich am zweiten Tage, den 26. August, die Gesangvereine von Erlangen, Fürth, Lauf, Neustadt, Schwabach und Weißenburg, 234 Sänger zu einem schönen Gesangfeste.

— Zur Zeit der großen preußischen Heerschau bei Liegnitz, fand daselbst eine gelungene Gesangaufführung von 400 Stimmen statt, welche der Oberlehrer Carow aus Bunzlau leitete. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren unter den Zuhörern.

— Am 7. Octbr. ward zu Dresden in der Frauenkirche von etwa 400 Stimmen eine große geistliche Musik aufgeführt, um deren Leitung sich der Musikdirector Otto an der dortigen Kreuzschule verdient gemacht hat. Mehre auswärtige Sangvereine unterstützten dabei den Dresdener Schullehrerverein, welcher das Ganze zur Begründung eines Fonds für hilflose Schullehrerwittwen und Waisen unternommen hatte. Der Ertrag war nicht unbedeutend. (Allg. Anz.)

Journalistik.

Von dem bekannten Schriftsteller Dr. Bärmann in Hamburg erscheint im Verlage von Schmidt und v. Cossel in Wismar vom Neujahr 1836 an zwei Mal wöchentlich eine Zeitschrift in plattdeutscher Sprache, welche den Titel führen wird „Immen-Honnig in nedderdüüdschen Blädern.“ Wer bei dem Herrn Bärmann in Hamburg selbst auf ein Jahr subscribirt, erhält als Preis ein Exemplar seines Gedichtes in sieben Gesängen „Adlev VI., der Held von der Schauenburg.“ Wer dagegen in der Verlagshandlung sich auf ein Jahr verbindlich macht, erhält als Preis ein Exemplar von Dichtungen unter dem Titel „Sengebusch, Herz und Welt.“ Ich glaube nicht, daß diese Preise besonders viel Abonnenten anzulocken im Stande seyn werden; viel mehr verspreche ich mir in dieser Hinsicht von dem ausgegebenen „Proovblad.“ Der Herausgeber hat durch plattdeutsche Lieder und ein dramatisches Idyll Kwatern sich bereits Anerkennung und Freunde in Niederdeutschland erworben.

Aus Bremen.



Alle Verehrer der Industrie und des geschäftigen Treibens, der geselligen wie der rauschenden Freuden sollen eingeladen seyn, Bremen in den Tagen des Freimarkts zu besuchen. Dort, wo das ganze Jahr hindurch die regeste Thätigkeit herrscht, ist während des Freimarkts die Geschäftigkeit und das Gewühl verhundertfacht. Die Frequenz des dießjährigen Freimarkts war überaus bedeutend und wohl aus dem Grunde, weil im vorigen Jahre, wo die Cholera in

Bremen sich eingeschlichen hatte, dieses merkantilische Fest nur von wenigen Fremden besucht worden war. Ist auch der Markt, was die dort feil gebotenen Waaren betrifft, nicht mit den großen Messen und Märkten Leipzigs, Frankfurts ꝛc. ꝛc. in Vergleich zu stellen, so möchte der Bremer Freimarkt an Leben und Treiben und an Belustigungen aller Art gewiß keinem jener Märkte nachstehen, da, streng genommen, der Bremer Freimarkt fast mehr ein Volksfest, als ein Geschäftsverein zu nennen ist. Daher denn auch schon lange Zeit vorher die Zubereitungen zu diesem Feste. Unter diesen war das Imposanteste die neue Restauration des Herrn Ohlmeyer, des thätigen und freundlichen Wirths der Börsen-Halle. Dieser industriöse Hospes eröffnete am ersten Tage des Freimarkts sein höchst elegantes und geschmackvoll decorirtes Restaurations-Lokal dem Publikum, das mit Bewunderung die Pracht anschaute, und, wie Fama sagt, vor lauter Staunen am ersten Abende gar nicht zum Verzehren kommen konnte. Es gehört aber auch zu dem Schönsten, was man in der Art sehen kann. Das ganze Lokal ist mit Gas erleuchtet; Kronen und Armleuchter von Bronze sind im neuesten Pariser Geschmack; ebenso das Ameublement von Mahagoni; mehre Wände sind ganz von Spiegelglas; die kleinen, zierlich gedeckten Tischchen laden zu den wohlschmeckendsten Speisen die Gäste ein, die sich auch in solcher Masse einfanden, daß mehre hundert Personen sich den Mund wischen und bis zum nächsten Tage gedulden mußten. Verhungern wird jedoch Niemand in Bremen; muß er auch darauf verzichten, in diesem hellglänzenden Lokale seine blinden Groten zu verzehren, so bietet ihm Herr Knoche, der Gastwirth im Lindenhof, einen leckern Imbiß und einen trefflichen Wein. Hier findet man die schöne Welt in solcher Fülle, daß man oft in Verlegenheit geräth, wie die Gabel an den Mund zu bringen. Da hilft denn der geräumige Speisesaal in der Stadt Frankfurt aus, wo eine freundliche Wirthin rastlos für die beste Bewirthung Sorge trägt. Für ambulirende, leere Magen öffnen sich die Pforten der Hallen des angebeteten Otto's, was freilich etwas mystisch klingt, aber durchaus nicht zu den Mysterien gehört, da kein Bremer ein Geheimniß daraus macht, daß er die Austern-Halle des Herrn Otto zu jeder Tagesstunde besucht. Auch der ehrwürdige Rathskeller, von dem Hauff in seinen Phantasien so dithyrambisch phantasirt hat, steht bis in die späte Nacht hinein den Zechlustigen in seinen Angeln offen. Hier ist der eigentliche Sammelplatz aller Volksklassen. Selbst die Nobili's von Bremen schleichen unbemerkt in die kleinen Kämmerlein an der Seite des Kellers und verzehren dort bei einem Glase Niersteiner ihre Austern und Neunaugen, wobei sie sorgfältig die Thüren verschließen und die Fenstergardinen zuziehen. In der Mitte des Kellers sitzen die Herren und Damen auf langen Bänken oder unter dem bausbäckigen Weingott, der den Gästen seinen goldenen Pokal entgegen hält, eine Mühe, die er sich übrigens ersparen könnte, denn hier bedarf es keiner Stimulation. Ein Orchester von Prager Musikern unterhält den fröhlichen Humor durch den gediegenen Vortrag der neuesten und besten Opernpiecen. Unter allen wandernden Gesellschaften, die ich bis jetzt gehört habe, gebührt diesem Vereine der Vorzug. Der Vorgeiger verdient den Namen Virtuos und der Clarinettist dürfte in jeder Kapelle seinen Platz als Solist einnehmen. Ich habe die Ouverturen aus „Robert der Teufel“ und „Fra Diavolo“ gehört und glaubte einen Augenblick (wohl zu bemerken, ich hatte nur zwei kleine Römer erst geleert) mich in ein sehr gutes Opernhaus versetzt, wenn nicht der edle Traubensaft mich daran erinnert hätte, daß ich in der Nähe der weltberühmten Rose mich befinde. Ja, wahrhaftig, wüßte ich nicht, daß es anders ist, ich würde darauf schwören, hier war es, wo Vater Claudius sein Rheinweinlied gedichtet hat, denn hier ist es, wo das Herz sich zum Herzen hingezogen fühlt, hier ist es, wo Haß und Groll vergehen müssen und hier ist es, wo sich der Schmerzbeladene einfinden sollte, um seinen Gram zu stillen; und von hier aus wird, so hört' ich mit Freuden, manchem Kranken und Leidenden ein Labetrunk gereicht, die herrlichen Worte des alten Claudius in Erfüllung gehen zu lassen:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
„Wir gäben ihm den Wein.“

(Posaune.)

Allerlei.

Breslau, 27. Okt. Heute fand in der hiesigen Kathedralkirche die Wahl eines Fürstbischofs für das seit dem Tode des am 27. Dezember 1832 verstorbenen Fürstbischofs, Emanuel von Schimonsky, erledigte Bisthum von Breslau statt. Bereits gegen acht Uhr hatte sich die Geistlichkeit des hohen Domstifts in dem Kapitel versammelt, um den königlichen Bevollmächtigten, den Oberpräsidenten, Dr. von Merckel zu erwarten. Se. Exzellenz langte zu der gedachten Stunde in dem großen fürstbischöflichen Gallawagen, geleitet von zwei Domherrn, vor dem Kapitelhause an, woselbst sie von zwei andern Domherrn empfangen und in die Versammlung eingeführt wurden. — Hier übergab der Bevollmächtigte seine Credentiales dem Präses des Domstifts, dem Domprobst, Grafen von Sedlnitzky, mit einer würdevollen Anrede, welche von diesem in angemessener Weise beantwortet wurde. Unter dem Geläute aller Glocken begab sich nun die hohe Geistlichkeit, nebst dem Commissarius in die Kirche, wo von dem Grafen von Sedlnitzky die heilige Geist-Messe gehalten wurde. Nach Beendigung derselben verließ der Bevollmächtigte die Kirche, und wurde von zwei Domherrn in die fürstbischöfliche Residenz begleitet. Zum dritten Mal ertönten jetzt die Glocken, als Zeichen der nun beginnenden Wahl, welche nach Entfernung aller nicht zum Domstift gehörigen Anwesenden in der herkömmlich feierlichen Weise statt fand. Nach publizirter Wahl, welche einstimmig auf den General-Administrator des Bisthums, Domprobst und insulirten Prälaten, Grafen von Sedlnitzky, gefallen war, wurden die Kirchthüren dem versammelten Volke wieder geöffnet, und nachdem der königliche Commissarius wieder an seinen im Presbyterium erhöhten Sitz geleitet worden, verkündigte der Protonotarius Apostolicus der Gemeinde die so eben vollzogene Wahl eines Fürstbischofs von Breslau. Der neue Fürstbischof wurde von zwei vornehmen Prälaten vor den Hochaltar geführt, woselbst der Domdechant das Te Deum laudamus anstimmte. Nach Beendigung desselben wurden dem neuerwählten Fürsten der Kirche die Glückwünsche dargebracht, womit die Feierlichkeit schloß.

— Viele unserer Leser werden von dem Selbstmorde der jungen und liebenswürdigen Frau des ehemaligen Bibliothek-Custos in Berlin, Dr. Stieglitz, bekannt durch seine „Bilder des Orients," gehört haben. Man hat ihr Schicksal allgemein bedauert, und ihr Märtyrerthum, wie man es nennen möchte, hat den Freunden ihres Mannes Gelegenheit gegeben, Mehres über diese traurige Begebenheit bekannt zu machen. Außer einer Schrift des Dr. Theodor Mundt, „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal," die in einer Berliner Buchhandlung kürzlich erschien, hat nun auch ein Dr. Strahl in einem langen, durch mehre Blätter des „Berliner Gesellschafters" gehenden Artikel die unglückliche Frau zu verherrlichen gesucht. Merkwürdig ist dabei, daß auf den überlebenden Gatten in diesen Schriften seiner Freunde manches nicht gar freundliche Licht geworfen wird, und Persönlichkeiten ohne alle Rücksicht enthüllt werden. In psychologischer Hinsicht ist besonders die erste Schrift merkwürdig.

— Herr Professor Möbius in Leipzig kündigt für diesen Winter astronomische Abendunterhaltungen an, denen er durch Anwendung zweckmäßiger Versinnlichungs-Werkzeuge, so wie durch Betrachtung der Himmelskörper mittels der auf der dortigen Sternwarte befindlichen Instrumente die nöthige Anschaulichkeit geben wird. — Der Hofrath Dr. Heinroth wird ebendaselbst für Gebildete anthropologische Abendunterhaltungen geben, wozu sich eine große Anzahl Theilnehmer gemeldet haben soll.

Solothurn. Das Solothurner Blatt schlägt den Verkauf der dortigen Sammlung alter Harnische vor, mit Ausnahme derjenigen, welche historischen Werth haben. Dieser Werth kömmt, in höherem oder geringerem Grade, jedem Harnisch zu, und schade wär's, um des geringen Erlöses willen eine so schöne, von jedem Fremden bewunderte Sammlung zu verstümmeln.

— Ein Frickthalischer Bürger, der seine Schwägerin heirathen und doch die päpstliche Taxe nicht zahlen wollte, ließ sich vom reformirten Pfarrer Aebli in Arisdorf (Baselland) unter dem Jubel der dortigen Einwohner, und zur völligen Zufriedenheit seiner katholischen Mitbürger, kopuliren.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 8. 18. November. **1835.**

Neuere Dichter.



Das Leipziger Tagblatt (Nro. 305) bringt folgendes Gedicht mit der französischen Ueberschrift:

Mémoire au Caffée (Café) Français à Leipsic.

Da es aber kein Mémoire, sondern ein Gedicht ist, so soll dieß Wort hier so viel als „Andenken" oder „Zum Gedächtniß" heißen. Man sieht, daß der Dichter französisch versteht.

Lispelnd umrauscht mich der Quell der Najaden,
Umrankt von der Rebe üppigem Grün,
Wo demantne Tropfen in Marmor sich baden,
Orangen im dunkelen Laubwerke glühn!
Wo Kraft des Nordens mit Freiheit des Südens,
Geschmack mit Kunst und Zartheit sich eint,
Da thronen die Segnungen des Friedens!
Doch wo man Willkühr nur und Despotie beweint,
Wo jeder herrscht und alle walten,
Wie's nur beliebt! O da entfalten
Sich weder Wissenschaft noch Kunst!

Berlin, den 24. October.

v. Tedtenberg.

— Das Münchener Tagblatt bringt ein Sonnet auf das Bayerische braune Bier, (das weiße wird als unpoetisch und nicht begeisterungsfähig bei Seite gelassen):

Du Malz-Nektar! gewürzt mit bitt'rem Hopfen,
O Bay'risch Bier! — berühmt in allen Zonen,
Wo man Dich braut — nur da ist gut zu wohnen;
Die Dich entbehren — weh den armen Tropfen! —

Nur Du machst Herz und Pulse freudig klopfen,
Von Jüngling, Mann, von Greisen und Matronen;
Doch frisch vom Faß — schmeckst echten Bierpatronen
Du nur, und nicht aus Flaschen da mit Pfropfen.

Und charakt'ristisch ist dieß Faßtrunks Wollen
Denn, wie bei Menschen, hasset auch vom Biere
Der off'ne Bayer, jedes inn're Grollen. —

Gern frischheraus, ohn' allem Wortgeziere,
Sagt seine Meinungen — wie's Männer sollen.
Und hält's auf gleiche Weise — mit dem Biere.

NB. Um dieses Gedichtchen gemeinnütziger zu machen, wünscht man davon einzelne elegante Abdrücke auf Subscription zu veranstalten; und obschon an einem Sonnette nicht viel zu lesen ist, schmeichelt man sich doch, hinsichtlich des hochpatriotischen Gegenstandes, den es besingt: daß dafür der Betrag Einer Maaß Bier — nach der Kaffeehaustaxe — nicht zu abschreckend erscheinen wird. —

Das NB. am Schlusse ist ganz besonders bezeichnend.

— Der Hamburger Erzähler enthält in seiner Nr. 43 folgenden artigen Scherz mit der Ueberschrift „An Wilhelmine":

Auserwählte Wilhelmine,
Mit der heitern, zarten Miene,

Reizend bist Du auf der Bühne,
Glüht die Wange vom Karmine.
Süße, holde Apfelsine,
Gerne würd' ich zur Ruine,
Würde meine Hoffnung grüne.
Doch Du stichst wie eine Biene,
Daß das Herz sich nicht erkühne,
Und in Liebe treu Dir diene.
Reichst Du aber, kleine Kühne,
Auch den Honig mir zur Sühne?
Wenn ich jetzt vor Dir erschiene,
Spielend sanft die Violine,
Oder gar die Mandoline,
Schmölze Deiner Brust Lawine?
Spräch' aus Deines Mund's Rubine
Hell der Liebe Cavatine,
Und der Wangen Balsamine,
Und der Augen Kohlenmine,
Heizten sie die Dampfmaschine
Meines Herzens, die Kamine
Meiner Brust mit Holz und Kiene?
Senke nicht des Blicks Gardine
Durch der Wimpern Mousseline;
Denke, ich sey ein Bramine,
Der, getragen vom Delphine,
In der Hoffnung Pellerine
Eingehüllt, vor Dir erschiene,
Flehend: „Fülle, Wilhelmine,
Meiner Sehnsucht Punschterrine!“
Sprich, ob ich dann wohl verdiene
Eine indische Blondine,
Hochbebrämt in Hermeline,
Oder Dich, o! Wilhelmine,
Oder eine Eisenschiene?
Sprächst Du: „Eisen“, Wilhelmine,
Spräng' ich in die Punschterrine,
Ließ mich fressen vom Delphine,
Hing' mich an der Pellerine,
Kriegte dann die Cholerine,
Und zerplatzt' als Dampfmaschine!

Kunst.



In München scheint doch noch die Kunst stark nach Brod zu gehen. Ein Portraitmaler erbietet sich in den dortigen Blättern in Miniature auf Elfenbein für den Preis von 3 fl. 30 kr. gelungene Gemälde zu liefern, und verspricht die Arbeit zurückzunehmen, wenn die Aehnlichkeit nicht vollkommen ist.

Theater-Zeitung.

Es schaudert mich — heißt es im Berliner Gesellschafter — daß den Theater-Artikeln in mancher deutschen Zeitschrift sich gar nicht ausweichen läßt; — ich muß gestehen, es ist mir unfaßlich, wie ein Redakteur sich immer in Einem und Demselben umtreiben kann, in Dingen, deren einzige Veränderung fast nur darin besteht, daß man sich Eines und Dasselbe immer aus einer andern Stadt schreiben läßt, nur mit einigen anderen Namen dazwischen. Das Entsetzen, was seine bessern Leser bei so engem Kreise der Wiederholungen befällt, sollte man meinen, müßte doch endlich auch über einen solchen Redakteur kommen; aber weil es so bequem ist, das Breite zu verbreiten, das Lange zu verlängern und im lieben Endlosen kein Ende zu finden, versteinert sich bei ihm der Gedanke: die Lesewelt will es so.

Der Halley'sche Komet.



Der berühmte Astronom Herr v. Boguslawski in Breslau berichtet: Mondschein und trübe Witterung scheinen sich mit einander verbunden zu haben, uns den Anblick des Kometen, welcher nur alle ¾ Jahrhundert den Erdbewohnern zu Theil wird, für dießmal bedeutend zu verkümmern. Vor der Erdnähe am 12. Okt. war seine Entfernung von der Sonne so groß, daß er von dieser nur eine schwache Beleuchtung seiner ohnedieß beinahe völlig durchsichtigen Nebelgestalt erhalten konnte, und die Richtung seines Schweifes von uns abgewendet. Erst nach der Erdnähe zeigte sich der letztere in einer günstigeren Lage, und namentlich am 15. Okt. in einer Länge von 24 Grad den unbewaffneten Augen, welche also von demselben eine Ausdehnung von 1,800,000 Meilen überschauen konnten. Seit dieser Zeit nähert er sich fortwährend der Sonne, wodurch er noch immer von Tage zu Tage eine hellere Beleuchtung empfängt, und zum großen Theil das immer wieder an Deutlichkeit gewinnt, was er durch die fortwährende Entfernung von der Erde verliert. Denn obwohl er heute schon wieder über 18²/₅ Millionen Meilen von uns entfernt ist, also ungefähr eben so viel, als am 19. Sept., so muß er doch,

er Rechnung nach, mindestens eben o hell erscheinen, als am 7. Oktober, o er trotz des Mondscheines hell in ie Augen fiel. Mondschein aber auch etzt, und sein sehr tiefer Stand am üdwestlichen Himmel in der Schlange es Ophiuchus, gerade wo der westiche Streifen der dort getheilten Milchtraße durch dieselbe hindurchgeht, weren ihn dennoch schwer dort auffinden assen, weil er schon um 7 1/4 Uhr Abend unter den Horizont hinabsinkt. Wenn aber in einigen Tagen der Aufgang des Vollmondes immer später erfolgt, und vielleicht der kurze, sprüchwörtlich gewordene, Novembersommer noch eintritt, wird man sich beeilen müssen, ihn dort, wo er nur sehr langsam südwärts fortrückt, noch aufzusuchen, ehe noch sein Licht ganz allmählig erbleicht, und er immer früher unseren Gesichtskreis verläßt, was am 12. d. M. um 6½ Uhr und am 20. schon um 5½ Uhr geschieht. Wenn daher der Komet am 16. November Vormittags um 11 Uhr 42½ Min. mittl. Breslauer Zeit (also nur 2¼ Min. vor dem Durchgange der Sonne durch den Mittagskreis) durch den Punkt seiner Sonnennähe gegangen seyn wird, wobei er 12,123,000 Meilen von der Sonne und 26,960,000 von der Erde entfernt ist, verliert er sich wenige Tage darauf in dem Schimmer der Abenddämmerung, um dagegen Anfangs Dezember vor Sonnen-Aufgang wieder sichtbar zu werden.

Nord und Süd.



Man sagt gewöhnlich, daß das geistigere Leben im Norden, das sinnlichere im Süden zu Hause sey. Namentlich machen die Bewohner des nördlichen Deutschlands gern den Süddeutschen den Vorwurf der Völlerei und Schlemmerei. Seltsam muß es jedoch auffallen, in norddeutschen Zeitungen, selbst in den politischen, die Einladungen der Gastwirthe stets in Begleitung des Küchenzettels erscheinen zu sehen, wie solches in keinem süddeutschen Blatte jemals angetroffen wird. Selbst jene Blätter, die sich ausschließend nur mit Lokalinteressen beschäftigen, enthalten ähnliche Verkündigungen nie. Die Vossische und Spenersche Zeitungen in Berlin haben deßhalb längst schon den Spottnamen der „Wurstzeitungen“ erhalten, weil die Ankündigungen der frischen Wurst dort ganze Spalten einnehmen. In der neuesten Vossischen finden wir sieben Gastwirthe nacheinander, welche „frische Wurst, und mehre Braten à Portion 5 sgr.“ ankündigen, einer davon gibt sogar noch einen „Tanzball“ obendrein. Man wäre fast geneigt, es für einen Druckfehler zu halten, und Tanzbär zu lesen. Im Leipziger Tageblatt findet man von Verschiedenen: „Einladungen zu Schweinsknöchelchen und Klößen,“ ferner „Einladungen zu Schlachtfesten,“ (damit sind aber nicht die Gedächtnißfeste der Schlacht bei Leipzig gemeint) ferner zum „Wellfleisch auf 9 Uhr Morgens (!),“ und „Abends zum Wurstschmaus,“ zu frischen Speckkuchen u. s. w. u. s. w. Nach diesem Allen zu urtheilen, sollte man doch wirklich glauben, daß entweder die Leute dort mit Leib und Seele dem (Fr) Essen ergeben sind, oder daß diese Genüsse, die nur zu gewissen Jahreszeiten wiederkehren, den Augenblick bezeichnen, wo jene geistig gesättigten Menschen sich auch einmal körperlich sättigen wollen.

Malitiöser Druckfehler.

In dem Hamburger Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst, erscheint im nächsten Monate ein Häufchen kleiner Lückenbüßer-Dramen unter dem Titel: „Dramatische Desserts.“ Es sind so zu sagen meist Fülsel, um einen vollen Theater-Abend zu machen, aber auch längere Stücke von der modernsten Barbarei, unter andern die Burleske: „Das Königreich der Weiber.“ Dieß Stück hat bekanntlich den Schauspieler Genée zum Uebersetzer und Bearbeiter. Die Ankündigung im Börsenblatte nennt ihn aber unglücklicherweise „Genie.“ Es ist malitiös, den Verfasser dieses Stückes ein Genie zu nennen. Die Genieschaft

verdankte der Autor also einem Druckfehler. Die Ironie des Zufalls ist oft bitter. (Eleg. Zeitung.)

Oekonomisches.

Herr J. v. Brandenburg, der Verf. von „Eine neue Welt" und vieler anderer Schriften, theilt Folgendes in dem Leipziger Tagblatte mit, das alle Beachtung verdient:

Der schmackhafteste Gänsebraten.

Da die Borsdorfer Aepfel zum Füllen des Martini-Gänsebratens etwas zu theuer, und um doch die gebratene Gans eben so schmackhaft und gewiß noch schmackhafter zu haben, so fülle man sie à la polonaise mit eingemachtem Sauerkraute, und verfahre wie auf die gewöhnliche Weise. Das überflüssige Fett der bratenden Gans amalgamirt sich auf das Wundervollste mit dem Sauerkraute, und der Braten selbst gewinnt mehr an Saftigkeit und überhaupt auch besserm Geschmack, indem der Sauerkohl als Zuspeise dazu benutzt, und als leckerer Imbiß betrachtet werden kann.

— Um Kattuntücher u. s. w. vor dem Ausgehen der Farbe während der Wäsche zu bewahren, so nehme man nicht zu wenig Alaun, koche es in einer gehörigen Quantität Wasser, und indem dasselbe noch heiß, weiche man den Gegenstand bis zum Erkalten hinein, trockne denselben, und die Farben werden nicht ausgehen.

Allerlei.

Ein neues Fabrikat sind die Palmwachslichter, die rosa und weiß, das Pfund zu 9 ½ Sgr., in Berlin bei C. Schwarz verkauft und allgemein empfohlen zu werden verdienen.

— Demoiselle Heinefetter ist gegenwärtig in Dresden, und hat in einem Hof-Conzerte zum ersten Male mit ausnehmendem Beifall gesungen.

— In einer außerordentlichen Sitzung der vereinigten Schneider- und Schuhmacher-Innung in Leipzig beklagten sich die meisten Individuen über den ungeheuern Kostenaufwand, den ihnen die Mahnbriefe am ersten eines jeden Monats verursachten, da die Lohnschreiber sich sehr theuer bezahlen lassen, wenn sie dergleichen Schemata ausfertigen sollen. Nachdem von mehren resp. Ober- und andern Meistern verschiedene Motionen gemacht worden waren, wie man diesem Uebel am besten abhelfen könne, verwandelten sich die kombinirten Zünfte in einen engen Ausschuß, und hielten eine geheime Sitzung, welche vom Sonntag Nachmittag bis zum blauen Montag währte. Die Folgen dieser Conferenz zeigten sich schnell. Gleich am andern Tage erhielten die dasigen Putzmachermamsells und Blumenfabrikantinnen den Auftrag, 13,000 Vergißmeinnichte für die ehrenwerthen Innungen anzufertigen, und wenige Tage nachher, am 1. Juli d. J., überreichten die Schneider- und Schuster-Bursche den Schuldnern ihrer resp. Meister, anstatt eines gewöhnlichen Mahnbriefes, als symbolisches Erinnerungsmittel an das zu zahlende Kleider- oder Stiefel-Honorar, ein schön gearbeitetes „Vergißmeinnicht!" Probatum est — —

Zweisylbige Charade.

(An eine eingebildete Schöne.)

Weil ich zu Dir gekommen,
Nennst Du, Geliebten mich,
Der Wahn sey Dir benommen,
Es täuscht die Erste Dich!

Ich kam zwar viele Male,
Wie es noch heut' geschah;
Doch weilt' ich in dem Saale,
Weil Du als Zweite da.

Doch glaubst Du, Dich zu sehen
Käm' ich zu Dir nur hin,
Zwingst Du mich zu gestehen:
Im Ganzen schweift Dein Sinn!

(A. d. Freischützen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6 des Telegraphen.

Wasser. Wasserhose; Wasserdampf; Wasserfälle; Wasserspiegel; Wassergalle; Wasserkopf; Wasserschen.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 9. 25. November. 1835.

Theater.

Frankfurter Theater.

Im Laufe des Monats October gab Herr Hölken, aus München, sein Gastspiel auf unserer Bühne. Seine Stellung als Regisseur und Schauspieler an der königlichen Bühne in Bayerns Hauptstadt einerseits, und andererseits der Umstand, daß er ein geborener Frankfurter ist, und sehr achtbarer Familie angehört, waren schon hinreichend, ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Das hiesige Publikum hat in solchen Angelegenheiten meistens den richtigen Takt, und bewies denselben auch bei diesem Gastspiele wieder. Was nun Hrn. Hölken als Künstler, oder vielmehr als Schauspieler, betrifft, so wissen wir hier keine besondere Eigenthümlichkeit hervor zu heben, keine hervorstechenden Züge. Herr Hölken zeigt den Mann von Bühnengewandtheit und von anständiger Repräsentation, ohne aber die größeren Vorzüge eines geistvollen oder gefühlreichen Spiels zu besitzen; er weiß sich in anständiger Mitte zu halten, vorsichtig vom sicheren Pfade nicht abweichend. Die Rolle des alten Wachtmeisters in Minna von Barnhelm war wohl die gelungenste des Gastes. Ein ruhiges und verständiges Spiel wußte er hier geltend zu machen, und es scheint, daß Herr Hölken in Darstellungen dieser Art an der rechten Stelle steht. Außerdem sahen wir von ihm noch den Zriny, Dunois und Posa. Posa war die am wenigsten gelungene Leistung. Am wenigsten konnten wir hier dem Gast die so sehr mangelhafte Deklamation, die so oft ganz unrichtige Betonung verzeihen; wo diese Elemente verfehlt sind, kann von einer werthvollen Leistung die Rede nicht seyn. Herr Hölken vermochte es nicht, den edlen, männlich-schwärmerischen, in hoher Würde der Sittlichkeit dastehenden Posa dem Zuschauer vorzuführen; man vermißte sowohl das Feuer der Empfindung, als die Ruhe des klaren Gedankens. Der Beifall des Publikums war getheilt. Indem die hiesigen Theaterfreunde den Gastspieler weder mit Geringschätzung, noch mit Ueberschätzung aufnahmen, trafen sie ganz die richtige Mitte.

(Didascalia.)

— Viele Theater Norddeutschlands feiern Schiller's Geburtsfest, am 10. Novbr., durch Aufführnng eines seiner Stücke. In Leipzig wurde dieß Jahr Kabale und Liebe gegeben. Einst gab man dasselbe Trauerspiel bei dieser Gelegenheit in Breslau, und hing das Bildniß des Dichters, als sinnreiche Huldigung, in der Decoration auf, welche das Zimmer der Lady Milford vorstellte.

— Ein neues gutes Lustspiel in der Königsstadt in Berlin soll: „Die Bastille, oder wer Andern eine Grube gräbt fällt selbst hinein," von C. B. Berger seyn.

Das Colosseum in Berlin.



Ein neuer Saal von 72 Fuß Länge u. 52 Breite ist zu diesem schönen Etablissement für diesen Winter hinzugekommen. Derselbe hat auf der schmalen Seite eine Gallerie, welche sich auf Säulen und Bogen stützt. Der untere Raum der Wände ist durch Spiegel und Glasthüren verziert, die obere Abtheilung durch Nischen mit rothem Hintergrunde, in denen, wie im Saale des Englischen Hauses, sich

Bildsäulen der Musen, und Vasen und Büsten aufgestellt finden. Die schönste Zierde dieses neuen Saales ist eine Auswahl hochstämmiger, volllaubiger und fruchttragender Orangerie, welche auf dem Fußboden in einer Reihe den inneren Raum umgibt. Darunter zeichnen sich zwei große Bäume anderer Gattung aus, welche die Mitte der langen Wand einnehmen, eine Ceder und eine Cypresse; namentlich die letztere ist von frischem, dunklem Grün, und für einen Baum unter Dach sehr hoch gewachsen. Der Eindruck, den diese Verzierung bei der sehr hellen Beleuchtung bildet, ist ganz eigenthümlich. Der Saal verdient dadurch den Namen des Sommer-Colosseums, da man aus seinen Glasthüren unmittelbar in Treibhäuser, die wieder in den anstoßenden Garten leiten, treten kann. — Nächst den zwei großen, glänzenden Sälen, hat das Etablissement noch außer den kleineren Zimmern fünf andere saalartige Räume, von denen der neuangelegte Speisesaal im Souterrain der bedeutendste ist. — Der Tunnel ist gleichfalls neu dekorirt und bietet jetzt als point de vue eine Aussicht auf die Pfaueninsel dar. — Alle diese Räume durch schöne Treppen und Durchgänge verbunden, in ihrer Gesammtheit, und durch hunderte von Gasflammen und Lampen beleuchtet, gewähren einen in der That großartig glänzenden Anblick. Wir möchten bezweifeln, daß sich in einer großen Stadt Deutschlands ein ähnliches Lokal auffinden läßt. Auch darf man so leicht nicht vor Ueberfüllung erschrecken, denn das Lokal faßt jetzt bequem 5000 Besucher zu gleicher Zeit, und für 2500 sind Raum und Mittel der gleichzeitigen Speisung vorhanden.

Gas-Beleuchtung.

Dresden wird schon über zwei Drittheile der Stadt mit Gas beleuchtet. Diese Beleuchtung ist bereits jetzt wohlfeiler, als die Oel-Beleuchtung, und bei der stets zunehmenden Neigung der Einwohner, sich jener anzuschließen, läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen, daß in Kurzem die Ausgabe für die Gemeine kaum noch eine Last zu nennen seyn wird; auch hat sich der Preis des Gases seit der ersten Einrichtung vermindert und ist bereits von 4 auf 2 Gr. pr. 100 Kubikfuß herabgesunken, ein Vortheil, an welchem das Publikum Theil nimmt. Die Kosten belaufen sich für die Stadt gegenwärtig auf nicht viel über 8000 Rthlr. jährlich. Auch hat der gute Leiter dieser Anstalt, Inspektor Blochmann, durch eine Menge Einrichtungen das Institut zu dem musterhaftesten erhoben. Die eisernen Röhren werden, statt durch Wasser, unter Wasser mit komprimirter Luft geprüft, ein augenscheinlich sehr zweckmäßiges und sicheres Mittel; die Heizungen bedürfen nur 30 pCt. von der Menge des Gas-Materials. Um der aus Ungleichheit des Drucks bei größeren Leitungen entspringenden Schwächung des Gas-Flammen zu begegnen, ist für die entfernten Stadttheile ein zweites Gasometer errichtet worden, welches jenen nun dieselben Vortheile gewährt, als ob die Anstalt selbst in ihrer Nähe wäre.

Hundeklugheit.

Der Weinschenker und Caffetier Echten in Wittenberg hatte einen Hund, der sich zwar eben nicht durch seine Gestalt, die einem Schäferhunde ähnlich war, desto mehr aber durch seine Fähigkeiten auszeichnete. Dieser hatte viele Kunststücke erlernt; unter Anderem konnte sein Herr ihn zu drei verschiedenen Kaufleuten: Schneider, Laue und Haberland, schicken, um etwas zu holen, zu welcher Absicht ihm ein Zettel, worin das Geld eingepackt war, zwischen die Zähne gegeben ward. Diese drei Kaufleute kannte er nach ihrem Namen, und verwechselte nie den, der ihm genannt ward, mit einem andern, kehrte auch nie ohne Waare zurück. Als er einmal, um Koffeebohnen zu holen, war ausgeschickt worden, hatte die Düte einen Riß bekommen, und ein Theil der Bohnen war verschüttet worden. Der Hund brachte seinem Herrn die Düte mit den noch darin befindlichen Kaffeebohnen, winselte über den Verlust und vielleicht aus Furcht einer Bestrafung, lief sogleich wieder fort, und immer hin und wieder, um seinem Herrn die verlorenen Kaffeebohnen, eine nach der andern, einzeln zu bringen.

Nekrolog.

Am 15. Oct. d. J. starb zu Suhl, im Thüringer Walde, der K. sächsische Hofgraveur Johann Veit Döll,

einer der vorzüglichsten Steinschneider unserer Zeit, in einem Alter von 86 Jahren. Döll war zu Suhl im Jahr 1749 geboren, und erlernte die Büchsenmacherei. Auf einer Reise nach Wien erwarb er sich einige Kenntnisse im Graviren; im Jahr 1768 begann er in Stahl, 1785 in Stein zu schneiden. Letzteres erlernte er, indem er sich nach Werken seines Oheims, des Kabinet-Steinschneiders Klett in Dresden, übte. Als seine bedeutendsten Arbeiten in diesem Fache werden vornehmlich eine Darstellung des römischen Pantheons in dunklem Amethyst, ein Antinous in Chalcedon, eine Hebe, die den Adler Jupiters füttert, in Carneol u. a. m. gerühmt. Ein Aufsatz in Meusel's neuen Miscellaneen (III. S. 322. — auszüglich in Füßlo's Künstlerlexicon) gibt nähere Nachricht über diese Werke. Die bei Neueren fast ungekannte Trefflichkeit seiner Arbeiten veranlaßte es, daß er verschiedene Rufe ins Ausland erhielt, nach Dresden, Petersburg, London u. s. w.; aber er konnte sich nie entschließen, das freundliche Thal seiner Heimath und das Organisten-Amt, welches er in der Kirche seiner Vaterstadt neben seiner Kunst verwaltete, zu verlassen. Er war unausgesetzt thätig, und arbeitete streng fleißig bis einige Wochen vor seinem Ende, wo ihn die ersten Anfälle des heftigen Fiebers überfielen, das ihn hinwegraffte. Die frühe Sonne wie der späte Abend trafen ihn bei seiner Arbeit und heiter dazu singend. Die Arbeiten seiner letzten Jahre können zwar die Spuren der zitternden Hand und des nach und nach schwach gewordenen Auges nicht verläugnen, aber auch sie tragen alle das Gepräge des noch rührigen Geistes und der Liebe, mit der sie gemacht wurden.

Französische Artigkeit.

Nachstehender Brief ist von einem französischen Platz-Commandanten an eine angesehene Dame gerichtet, welche zur Zeit der französischen Occupation in einer der ersten Städte des damaligen Churfürstenthums Hannover wohnte:

A N.N. — le 14. thermidor an 12.

Armée d'Hanovre Division 1ère	Asselin, Capitaine adjoint à l'État-Major, Commandant de la place. A Mad. la Comtesse N.N.

Madame.

J'ai acquis la certitude que vous avez tenu des propos plus qu'indécents sur le compte des Français et plus particulièrement encore sur celui des généraux, qui les commandent. Si cela vous arrive à l'avenir je dois vous prévenir, que j'ai l'ordre de vous faire fouetter aux quatre coins de la place publique.

Je vous salue. Asselin.

Zu Deutsch:

Der Capitain im Generalstabe, Asselin, Platz-Commandant, an die Frau Gräfin N. N.

Gnädige Frau.

Ich habe mit Gewißheit in Erfahrung gebracht, daß Sie sich mehr als unanständig über die Franzosen, besonders über die Generale, die sie befehligen, geäußert haben. Wenn Sie sich das wieder beigehen lassen, so habe ich Befehl, Sie an den vier Ecken des Marktplatzes auspeitschen zu lassen.

Ich grüße Sie. Asselin.

(A. d. Freischützen.)

Anekdoten.

Ein Dieb schlich sich neulich in eine Gewürz-Handlung und erwischte ein Packet mit ungefähr 8 Pfund Caffee. Gerade, wie er damit aus der Hausthüre ging, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte, er habe solches im Laden gekauft, und sagte zu ihm: „Besuchen sie mich bald wieder!"

— Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Corporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, Du bist gar kein Mann!" — „Ich werde Dir's gleich beweisen," antwortete der Corporal, indem er den Säbel zog. „Unmöglich," erwiederte der Betrunkene; „hör' nur einmal den Hauptmann an, wenn er die Wache stellt; sagt er nicht immer: für diesen Posten 6 Mann und ein Corporal! — Du siehst also, daß ein Corporal kein Mann ist."

Allerlei.



Die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alex. Guerra fährt fort, den Pragern die rauhen Herbstabende mit Vorstellungen der höhern Reitkunst zu beleben. Sie gab Dienstag, den 3. Nov., bereits ihre achtzehnte Production. Mit jeder neuen, steigt die allgemeine Theilnahme und der Beifall des Publikums. Herr Alex. Guerra, gleichwie seine Künstlerin-

nen und Künstler, machen sich aber auch durch ihr Mühen, durch ihre überraschenden Leistungen, der Theilnahme, wie des Beifalls ganz vollkommen würdig.

Die große, am 2. November unter der Leitung und Mitwirkung des Herrn Alexander Guerra zum ersten Male gegebene Phantomime: „Gastfrundschaft, Tücke und Verrath, oder die Räuber in den Abruzzen,“ ist sehr interessant. und erhielt großen Beifall.

— Herr Dr. Daxenberger in München, ein sehr talentvoller junger Mann, auch dem gebildeten Publikum durch seine gelungenen poetischen Arbeiten bekannt, ist Sekretär bei S. K. H. dem Kronprinzen von Baiern geworden.

— Ein Gastwirth bei Leipzig macht folgende Anzeige:

„Für verschiedene Sorten feiner Kuchen, welche bei Gelegenheit des Caffeetrinkens an diesem Tage meinen verehrten Gästen gratis verabreicht werden, soll bestens gesorgt seyn.

Carl Schulze.“

Der Mann muß guten Caffee geben! —

— Zürich. Der Regierungs-Rath will nicht mehr zugeben, daß die Sträflinge den Bürgern von Zürich die Gassen kehren; er hat daher dem Polizei-Rath den Auftrag ertheilt, dafür zu sorgen, daß dieses Geschäft durch andere Hände und bürgerliche Besen besorgt werde.

— München. Es verlautet, daß die Regierung nunmehr ernstlich darauf bedacht ist, den so häufigen Klagen über Bierverfälschungen von Seiten der Brauer, durch Niedersetzung einer eigenen, aus Chemikern bestehenden, Untersuchungs-Commision auf die Spur zu kommen. Wirklich haben schon mehre Aerzte, die seit einigen Jahren bei sonst solid lebenden Leuten, namentlich aus der arbeitenden Klasse, auffallend sich mehrenden Hämorrhoidal-Beschwerden, Schlagflüsse rc. lediglich den schädlichen Ingredienzien zugeschrieben, welche die Brauer ihrem Fabrikate aus Hopfen und Malz beimischen. Gegenwärtig, wo der Scheffel Gerste nur 5 fl., und der Centner Hopfen nur 28 fl. kostet, mithin das Publikum einen Satz von 4 Kreuzern das Maaß, das gegenwärtig 5 bis 6 kr. kostet, zu erwarten berechtigt wäre, soll gegen jenen Wucher um so mehr eingeschritten werden. Es sollen demnach häufig unvermuthete Kellervisitationen angeordnet, und die Gesetze, welche auf einen Betrug, der mit einer Gefahr für Gesundheit oder Leben verknüpft ist, strenge Ahndung und selbst Zuchthausstrafe auf mehre Jahre festsetzen, in Anwendung gebracht werden. Bisher hat man sich damit begnügt, durch Entleerung der, geringhaltiges oder ungesundes Bier enthaltenden Fässer, der Mutter Erde eine Libation zu bringen.



— Der Verein zur Unterstützung dürftiger Einwohner Münchens mit Brennmaterial hat nunmehr jene Holz-Niederlagen bekannt gemacht, bei welchen arme Einwohner Münchens um den möglichst niedern Preis kleine Partien Fichtenholz haben können. Diese Verfügung ist eben so lobenswerth als zweckmäßig, denn durch sie wird dem unverzeihlichen dort so überhand genommenen Holzwucher am besten abgeholfen. Man hat berechnet, daß ein solcher Holzmäckler eine für 5 fl. angekaufte Klafter Holz für 10 — 12 fl. wieder in kleinen Quantitäten veräußert.

Räthsel.

Wer es sucht, dem frommt's nicht immer,
Wer es hat, bekommt's nicht immer,
Wer's behält, der hat's nicht immer,
Bei der Macht hat's Platz nicht immer,
Wer's verdreht, der hat es nimmer;
Thor, der meint, er hab' es immer!
Ist's recht alt, so taugt's nicht immer,
Doch verjüngt wird's oft noch schlimmer;
Wer es festhält, läßt ihm immer
Freien Lauf und hemmt es nimmer;
Wer es spricht, der spricht's nicht immer,
Doch, wer's beugt, der bricht es immer.

(Freischütz.)

Auflösung der zweisylbigen Charade in Nr. 8 des Telegraphen:

Trugbild.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. **10.** 2. December. **1835.**

Das Schillerfest in Breslau.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen kein Rang Zwang, und kein Stand einen Rang hat, in welchen das Gemeine ausgeschlossen, aber der Gemeinsinn aufgeschlossen ist, und solch' eine freudempfängliche Gesellschaft hatte sich am 10. November zur Geburtstagsfeier des unsterblichen Schiller in Liebichs Gartensaal zu Breslau versammelt. — Nahe an 100 Gäste aus allen Ständen, die da dirigiren, redigiren, decretiren, creditiren, censiren, recensiren, copuliren, dociren und curiren, saßen, wie der Zufall und der Anordner sie zusammengekettet hatte, an langen, mit irdischer, und gedruckter, geistiger Speise bedeckten Tafeln. Aber ehe noch die Gläser erklangen, und die Lippen sich öffneten zum — Gesang, hielt der Prof. Dr. Hoffmann eine gehaltvolle Rede, in welcher er der Gesellschaft mehre noch ungedruckte, sehr interessante Notizen über Schillers frühestes Jugendleben mittheilte. Die größte Theilnahme, die gespannteste Aufmerksamkeit, die lautlose Stille aller Zuhörer, so wie das einstimmige „Lebehoch", am Schluß der Rede dem großen Schiller dargebracht, gaben das schönste Zeugniß, daß Schiller in Aller Herzen sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, und darum rief man mit jenen trefflichen Versen, die August Kahlert in seinem zum Feste dargebrachten Gedichte aussprach:

»Kein Streit soll uns die Freude d'ran ertödten,
»Dein Wirken ist Dein Werth;
»Mag Weisheit grübeln d'rum, ob Dir, ob Göthen
»Sie ihren Kranz bescheert.«

Auch Herr Medicinalrath Dr. Ebers richtete an die Versammlung inhaltreiche Worte, Kunst und Künstler betreffend. Doch nicht blos mit Worten, auch in der That zeigte sich jene Theilnahme. Denn die zu Schillers Denkmal eingesammelten Beiträge waren nicht gering, und reichlicher noch werden die Beiträge ausfallen durch eine Benefizvorstellung, die der Theater-Direktor, Herr Haake, zu Gunsten jenes Denkmals zu veranstalten sich erboten hat. Rein und lauter war die Freude an diesem Feste, und als die Schlußverse des von Grünig meisterhaft gefertigten Gedichtes erklangen:

»Schlingt den heil'gen Zirkel dichter,
»Schwört bei diesem goldnen Wein,
»Unserm Schiller treu zu seyn.
»Schwört es bei dem Sternenrichter!«

da erschallte ein dreimalig donnernd „Hoch, dem großen deutschen Dichter!" — Nun folgten eine Menge Toaste, von denen einer vom Dr. Hoffmann entschiedenen Beifall erhielt, und eben so wurde eine wohlgelungene Kapuziner-Predigt von Geisheim beifällig aufgenommen. Zwei andere, ziemlich gute, und dem Zweck des Festes entsprechende Gedichte ohne Namensunterschrift, machten den Beschluß der poetischen Festgaben.

So ward das Fest ein Freudenreich,
An Freunden wie an Freuden reich,
. . . . Und celebrirt
Mit guten Liedern
Von allen Biedern.

(Bresl. Zeit.)

Theater.

Am Dienstage, den 3. Nov., fand eine sehr gemessene und vorzüglich angeordnete Gedächtnißfeier Bellini's im Hamburger Stadttheater statt, und es wurden, nach einem ansprechenden Prologe (vorgetragen von Dem. Enghaus), die schönsten Scenen aus den Opern: Seeräuber, die Unbekannte,

Norma, Capuletti und Montecchi, im Costüm aufgeführt.



— Die berühmte Künstlerin, Mad. Schröder-Devrient wird in München zu Gastrollen erwartet.

Neuere Dichter.

Wir fahren mit den Mittheilungen poetischer Stimmen in den Localblättern unseres lieben Vaterlandes fort. (S. Telegraph Nr. 8.)

Nachruf
an
Louis Tourniaire.

Aus dem Großherzogthum Posen, den 9. Novbr. 1833.

Wie rühm' ich Dich — der Du mir die Kunst,
Die bisher ich wenig nur gekannt,
So reizend dargestellt, mich zur Bewunderung zwangst!
Der Du Apollo gleich die Räume schnell durcheilst,
Und Grazie mit Anmuth zu verbinden weißt? —
Fürwahr — nicht zu hoch gestellt bist Du,
Wenn als Meister Deiner Kunst
Dich rühmt die ganze Welt! —
Ewig lebt Dein anmuthreiches Wesen
Mit der Glorie Deiner Kunst umgeben
In meinem Herzen fort.
Stets wähn' ich, Du sey'st nur dem Olymp entstiegen,
Um fühlende Herzen an Ketten zu schmieden,
Denn leicht wird Dir das Siegen!
Doch wenn Himmelslust soll werden
Dir zu Theil schon hier auf Erden,
Besiegt mußt Du dann seyn! —
Wie gern möcht' ich Dich seh'n
Beglückt durch's Leben geh'n!
Denn Deines Glückes Sonne
Ist ja auch meine Wonne!

In dem Rudolstädter Mittwochblat finden wir:

Nachruf
an die verblichene
Frau Hofmarschallin *).

Wohin mein Blick nur reicht, weht Schauer,
Mich in meinen Räumen an!
Die Brust erfüllt in tiefster Trauer
Du verlaß'ne Erden-Bahn.

Die Kunde bald zu mir gekommen,
Beherrscher dich gerufen!
Im Himmelszelt wohl aufgenommen,
Verklärt auf Himmels-Stufen.

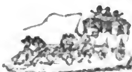
Warum nahm Tod dieß Engel-Leben?
Das der Welt so viel versprach!
Gehandelt eifrig reges Streben,
Wein' dir trauernd Thränen nach.

Im Jenseits werden dir noch Kränze,
Uns — das große Losungswort!
Bleib blühend fort, so wie im Lenze,
Andenken belebet fort.

Wie schwindeln noch im Sturm der Zeiten,
Dich kann berühren kein Tand!
Dein Hochsinn reicht zu Ewigkeiten,
Auch in jenem Vaterland.

Gotha. v. L.

Unglücksfall.



Auf dem Wege von Amsterdam nach Rotterdam ist die Diligence von einem hohen Damme in's Wasser gefallen und wunderbar genug ist von den Passagieren keiner bedeutend verletzt worden. Sie sind Alle mit leichten Quetschungen davongekommen.

Schelmenstreich.



Vor Kurzem verläßt ein junger wohlgekleideter Mann Bielefeld, tritt ungefähr sechs Meilen von dort in ein Wirthshaus und begehrt sechs Scheffel Gerste, die er auf der Diele einer Scheune für eine Heerde Schweine ausschütten läßt, die er sehnlichst erwartet. Er hat gegessen, getrunken, die Schweine kommen nicht. Gut-

*) Wir haben den Namen absichtlich weggelassen.

müthig bietet ihm der Wirth sein Reitpferd an; eine so freundliche Offerte zurückzuweisen, wäre unhöflich; das fühlt der junge Mann, besteigt das Pferd und reitet fort. Aber es vergehen zwei, drei Stunden, er kehrt nicht wieder; der Wirth schöpft Argwohn, und als der Abend vollends hereinbricht, und Roß und Reiter sich nicht sehen lassen, da klagt er laut über Betrug. Doch bald schämt er sich seines Mangels an Vertrauen, denn durch die Dämmerung trabt der Braune auf das wohlbekannte Haus zu. Der Wirth fliegt ihm entgegen; ein von ihm wohlgekannter Mann steigt ab und übergibt ihm folgendes Schreiben: „Mein Herr! Meine Besorgniß war gegründet; meine Schweine sind verirrt; sie können heute nicht mehr zu Ihnen gelangen; Sie aber der Besorgniß ihres Pferdes wegen zu entreißen, übersende ich es hiermit durch Ueberbringer, nebst meinem besten Danke. Morgen früh 3 Uhr bin ich mit meinen Schweinen bei Ihnen, und werde dankbar meine Zeche bezahlen.“ — Ein braver Mann, sagt der Wirth, steckt den Brief in die Tasche und nimmt den Braunen beim Kopf, um ihn in den Stall zu führen. „Nicht doch, ruft der Fremde, ich reite heute noch nach Hause; laßt mein Pferd nur hier und gebt ihm Wasser und Heu.“ — Euer Pferd? ruft der Wirth, und nun ergibt sich's, daß der Reisende 6 Meilen von da den Braunen von seinem Reiter für 32 Louisd'or gekauft, und da er gesagt, daß er den Ort passire, aus Gefälligkeit für den Verkäufer auf seine Bitte jenen Brief für den Wirth mitgenommen. Als Finale behielt der Wirth sein Pferd, der Dieb sein Geld und der leichtsinnige Käufer war — der Geprellte!

Naseweise Reden.

(Gespräch zwischen Frau X. und Y.)

Fr. X. Sie kennen also auch, liebe Frau, den naseweisen Menschen?

Fr. Y. Ob ich ihn kenne! mich soll er nicht mehr bei der Nase herumführen.

Fr. X. O, nur Geduld, uns soll er auch keine Nase drehen.

Fr. Y. Es ist auch schrecklich, allerwärts steckt er seine Nase dazwischen.

Fr. X. Dabei trägt er die Nase so hoch —

Fr. Y. Und hat alle naselang eine andere Liebschaft.

Fr. X. Das wußte meine Tochter, o, die hat eine feine Nase.

Fr. Y. Darum ließ sie ihn auch mit langer Nase abziehen.

Fr. X. Na, da wird er aber die Nase rümpfen.

Fr. Y. Er will klagen — aber die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase.

Fr. X. Nicht doch, man reibt's ihm unter die Nase.

Fr. Y. Wie er das Mädchen ohne unsere Zustimmung uns vor der Nase wegschnappen wollte.

Fr. X. Wozu diese Umwege; Sie sagen nein; immer den geraden Weg der Nase nach.

Fr. Y. (pikirt.) Man wird schon wissen, was man zu thun hat, und bedarf keiner Lehren. Ein jeder greife sich an seine Nase.

(Hamburger Erzähler.)

Nekrolog.

Louis Angely, ist am 16. d. M. im 49sten Jahre in Berlin gestorben.

Allerlei.

Der Verleger der Mitternachtzeitung macht bekannt: „Herr Dr. Laube übernimmt vom Neujahr 1836 die Redaction der Mitternachtzeitung. Zur nähern Bezeichnung des auf diese Weise sich erneuernden belletristischen Journals kann ich versichern, daß alles Mögliche geschehen ist, dem Unternehmen tüchtige Literaten als Beförderer zu gewinnen. Der Redacteur selbst liefert ein stetiges Literaturblatt, was ohne vorgefaßte Parteimeinung in die schlimmen, literarischen Kämpfe unserer Tage hineintreten will. Die lautere Bildung der Nation vor Augen, strenge oder freundliche Worte im Munde habend, soll es nie vergessen, daß es ein Streben für „gebildete Stände“ an den Tag zu legen hat, denen kein Schimpfen und Fanatisiren, keine Zügellosigkeit angemessen ist, und die nicht im Handumkehren zu bedenklichen Theorien einer extemporirten Cultur genöthigt werden sollen. — Für diejenigen Herren Literaten, denen noch keine Einladung zur Theilnahme eingesandt worden ist, diene zur Nachricht, daß Alles, was in gedrängter Form Poetisches, was in geringer Raumaus-

dehnung Historisches behandelt, der Redaction sehr willkommen seyn wird. Diesen Standpunkt möchte letztere auch für Correspondenzen eingenommen, und Notizen, Biographisches ꝛc. darin einbegriffen sehn. Politik bleibt als Fremdartiges von der Mitternachtzeitung ausgeschlossen, und wo die Annäherung sich nicht ganz vermeiden ließe, da ist es Tendenz der Redaction, Achtung und Discretion vor dem Bestehenden nicht aus den Augen zu lassen."

— In Prag gibt eine Dilettanten-Gesellschaft eine Uebersetzung des Lustspiels der „Schlaukopf," welches im Böhmischen

„Chytraussek"

heißt.

— **In München liest man an einer Ladenthür: „Wenn etwas beliebt, der gefällige sich über drei Stiegen hinauf zu bemühen.**

Bettelsystem.



Man schreibt aus München:

Vor Kurzem bettelte in einer der hiesigen Hauptkirchen ein altes Weib, mit verbundenen Kopf und Füßen, eine Bürgersfrau um ein Almosen an, und jammerte kläglich über seine Dürftigkeit. Die mildthätige Frau schenkte der Bettelnden einen Groschen. Eine Viertelstunde darauf handelte sie auf dem Viktualienmarkte mit einem Bauer um eine Gans, welcher durchaus 48 kr. für den Braten haben wollte. Noch war man nicht einig; die sparsame Bürgerin schlug 36 kr. darauf, der Bauer schien nachzugeben, aber in diesem Augenblick wurde die Käuferin auf die Seite gestoßen, und mit den Worten: gebt mir die Gans, Landsmann! ich zahle 45 kr., drängte sich eine andere Käuferin durch. Die Bürgersfrau wandte sich ärgerlich um, und siehe — es war die alte Bettlerin, welche sie vor einer Viertelstunde beschenkte, und welche ihr, so zu sagen, den Braten vor der Nase wegnahm. — Ueberhaupt wird, besonders in den Kirchen, der Bettel wieder stark getrieben, und man kann, will man Almosen geben, nicht vorsichtig genug seyn, daß man seine Güte oft nicht an Unwürdige verschwendet. —



— Hamburg. Der Inhaber einer erst seit wenig Jahren hier bestehenden antiquarischen Buchhandlung, A. Auerbach, ist in d. T. mit circa 300,000 fl. eingekommen, darunter allein Mehre in Paris mit 187,400 Frs. in der Designation aufgeführt stehen. Herr Auerbach hatte das große Loos in der Frankfurter Lotterie gewonnen und ward plötzlich aus einem kleinen Leihbibliothekar ein großer Buchhändler.

Sprechmaschine.

— Vor einiger Zeit meldete man, daß im Baden'schen eine Sprechmaschine erfunden worden sey, nun schreibt man aus Magdeburg: „Der Maler und Mechanikus Warmholz in Eisleben hat eine Sprachmaschine erfunden, mit welcher derselbe die menschlichen Worte durch der Natur nachgeahmte Organe hervorbringt. In einem freistehenden kleinen Behältnisse, welches blos die innern Theile des Mundes enthält, bildet sich die menschliche Sprache allein durch Mechanik, vernehmlich und selbst mit Ausdruck und Veränderung bei der Berührung kleiner Tasten. Die Erfindung — das Werk vieljährigen Nachdenkens — schreibt sich schon vom Jahre 1833 her. Der Erfinder hat bereits vor mehren glaubwürdigen Männern, welche sich besonders für dieses Werk interessirten, vorläufige Proben abgelegt und ihnen den lange bezweifelten Beweis von der Wahrheit seiner Erfindung gegeben."

Homonime.

Ich sitz' an mich gebannt, erfülle meine Pflicht,
Obgleich es mir doch nicht an Flügelpaar gebricht.
Auch bin ich oft geheim, und trage im Geheim,
Dort Sorgen für den Staat, hier Fächer fest durch Leim.

Auflösung des Räthsels in Nr. 9 des Telegraphen:
Recht.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. **11.** 9. December. **1835.**

Musik in Prag.

Nichts zeugt wohl mehr für die den Böhmen angeborne Liebe zur Musik, als die Menge musikalischer Bildungsanstalten und Bildungsmittel, welche sich in der Hauptstadt des Landes zusammengedrängt finden. Während sich seit langen Jahren eines rühmlichen Wirkens das hiesige Conservatorium als eine musikalische Gesammtbildungs-Anstalt (Universität) erwiesen hat, und zu erweisen fortfährt, gründete Herr Jos. Proksch eine musikalische Elementar-Schule, welche nach dem Prinzipe eines gemeinsamen und progressiven Unterrichtes schon in Kindern von sechs bis sieben Jahren den ersten Grund musikalischer Bildung legt. Einem Vereine von patriotisch gesinnten Männern gelang es, eine Anstalt in's Leben zu rufen, deren besonderes Wirken auf eine Verherrlichung des Gottesdienstes durch Kirchengesang und Orgelspiel hingeht. Dabei sucht dieser Verein dem Nutzen einer von ihm eingerichteten und unterhaltenen Sing- und Orgelschule durch wohlfeile Ausgaben von Kirchengesängen, Kompositionen für die Orgel und theoretischen Schriften mehr Ausdehnung zu geben. Daß sich ein gründlicher Orgelunterricht ohne den rein theoretischen Theil der Musik nicht geben läßt, versteht sich von selbst. Wer aber einen ausführlichen, alle Zweige der Theorie umfassenden Unterricht genießen will, ohne ein Schüler des Conservatoriums zu seyn, findet in den Vorträgen, welche der würdige Compositeur und Musikgelehrte, Hr. Wenzel Tomaschek, einem Vereine von Schülern gibt, Aufschluß über alle Lehrsätze und Probleme der Harmonie und der Compositionslehre (des sogenannten Contra-Punktes). An Hrn. Tomaschek hat sich nun auch der Schüler desselben, Herr Regens-Chori Janusch angeschlossen, welcher seine Befähigung in dem ihm anvertrauten Amte schon durch eigene größere Compositionen bewährt hat, und nun mit Benützung der neuesten Werke einzelnen Individuen Unterricht in der Harmonie und im Contrapunkte gibt. Abgesehen davon, daß jeder Chordirektor in seiner Sphäre zugleich als Lehrer wirkt, geben mehre derselben auch außer Hause Unterricht.

Nicht minder zugänglich ist für die Zöglinge der Musik, die nicht Schüler des Conservatoriums sind, der Unterricht in der Behandlung einzelner Instrumente. Nicht leicht dürfte eine Stadt von 100,000 Einwohnern mehr tüchtige Clavierlehrer aufzuweisen haben, als Prag.

(Bohemia).

— Herr Musik-Direktor Lachner von Mannheim ist in gleicher Eigenschaft bei der K. Hofbühne zu München engagirt. Der verdienstvolle Direktor Moralt soll in Pension treten.

Neuere Dichter.

(Fortsetzung.)

Logogryph.

Aus München:

Kennst nicht das Land,
Sehr wohl bekannt
Durch deutsche Redlichkeit und Treu?
Es sind der Sylben ja nur zwei.
Ein Zeichen fort
Erscheint das Wort,
Das dir den großen Künstler nennt,
Der in der Tonkunst eminent
Uns stets entzückt,
Sich Lorbeer pflückt.
Auch ist des ersten wahrer Sohn,
Der Vaterland und Königs Thron
Recht herzlich liebt,
Sich gern hingibt. (!)

(Tagblatt.)

Aus der Berliner Vossischen Zeitung:

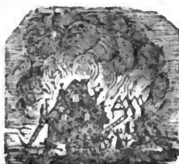
Dem Königl. General-Musikdirektor Dr. Ritter Spontini.

Der 14. Nov. 1835.

Es grüße Dich, in seinem schönsten Lichte,
Der heut'ge Tag, Dein Lebensfest er weiht.
Nimm diesen Wunsch hin für ein lang Gedichte:
Gott sey mit Dir in Deiner Lebenszeit!
Nicht ich allein, nein, alle Guten, Treuen,
Sich heut mit Dir in Deiner Freude freuen.

— — — r.

Feuersbrunst.



In Christiania ist am 6. d. das Schauspielhaus abgebrannt. Es kam um 9 Uhr, während der Aufführung eines Stückes: „der Einzug," Feuer in der Garderobe aus, wo die Statisten sich angekleidet hatten; die Schauspieler und die Zuschauer (etwas über 100), hatten kaum Zeit zu entfliehen, und das Gebäude brannte bis auf die äußern Mauern ab, nebst allem Inventar, wovon besonders die Musikalien viel gekostet hatten.

Originelle Danksagung.



In dem Chemnitzer Anzeiger v. 3. Okt. d. J. steht buchstäblich folgende merkwürdige Danksagung: Mit dem tiefsten, ehrfurchtsvollsten und zugleich erfreulichsten Gefühle sage ich heute, bei der von mir am gestrigen Tage erfolgten Hinrichtung der Mörderin Beyer, verehlicht gewesenen Seltner, meinen schuldigsten und aufrichtigsten Dank für die große Achtung, Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, welche nicht nur von Seiten E. wohllöbl. Justizamtes zu Sachsenburg, der verehrungswürdigen Geistlichkeit, als auch der achtungswerthen Communalgarde, der sämmtlichen hiesigen, mir schätzbaren Einwohner und andern auswärtigen Fremden nicht nur mir, sondern auch meinen Beiständen, Hrn. Joh. Conr. Oette aus Meißen, Hrn. Joh. Andr. Körtzinger aus Lommatzsch und Hrn. Friedr. Louis Otto aus Dresden, zu Theil wurde und ich fühle mich bei meinen Empfindungen um so mehr verpflichtet, bei dieser von mir vollzogenen ersten Exekution meinen aufrichtigsten und herzlichsten Dank allen den verehrungswürdigen Behörden des weltlichen und geistlichen Gerichts, noch mehr aber für den Beweis der Liebe und Achtung, welche uns von der hiesigen Kommunalgarde bei dem Eintritt auf den Exekutionsplatz erwiesen wurde, zu sagen und die Gefühle meines Herzens sind so bewegt, daß ich sowohl, als meine Herren Beiständе, nicht unterlassen können, hiermit öffentlich unsern Dank abzustatten, welchen ich jederzeit auf alle nur mögliche Art zu beweisen suchen werde.

Frankenberg, am 30. Sept. 1835.

Carl Friedrich Fischer,
Scharfrichter.

Stylprobe.

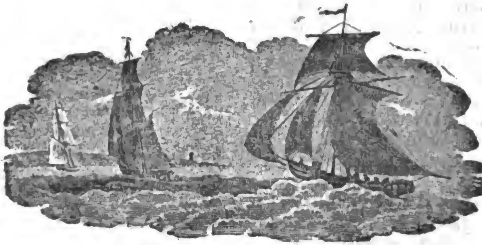


Das Münchner Tagblatt gibt wörtlich: Derjenige Herr wo in der königl. Landwöhrstraßen mich schon das öfteremalen fast mit seinen steifen Rabben hätte fast beinahe zusammengerütten ist ein vrevelhafte Person und vermuthlich ein Mensch der noch nicht durchgehauet woren ist, waß ich aber bestimmt thue, wenn er noch einmal so imfam auf mir fast reitet. Ich bitt dieß in's Tagblatt zu setzen damit man es weiß, was das für kecker Sonderling ist.

Selbstmord.

Unter die Dienstmägde in München ist seit einiger Zeit eine besondere Wuth gekommen, sich mit Vitriol zu vergiften. Am verflossenen Sonnabend ereignete sich wieder ein solcher Fall, ein 21jähriges Dienstmädchen nahm eine bedeutende Quantität Vitriol zu sich, wurde aber dadurch nicht getödtet und befindet sich jetzt im allgemeinen Krankenhaus.

Seeräuberei.



Privatmittheilungen zu Folge, wurde auf der Rückfahrt von Ostindien ein dänisches Schiff, „Matador," Kapitain Schildknecht, von einem Raubschiffe bedroht und mit 2 Kanonenkugeln zum Beilegen aufgefordert. Ehe die Räuber zum Entern kamen, hielt der Kapitain mit seinen Leuten Rath: Ob sie wollten entern lassen, oder sich vertheidigen? Die Antwort war: „Vertheidigung — bis auf den letzten Mann!" Das Raubschiff wurde durch 5 Kanonenschüsse zum Sinken gebracht und ging, mit Ausnahme des Kapitains, der als Gefangener nach England gebracht wurde, in Grund.

Mordthat.

In der Nacht vom 28. z. 29. Nov. wurde der Praktikant bei dem Münchner Kreis- und Stadtgericht E..., in der Josephspitalgasse, ohne vorher gegangenen Wortwechsel von einem Bekannten desselben durch einen Messerstich in den Unterleib tödtlich verwundet.

Aus Darmstadt.

Wenn nicht der durch die Machtvollkommenheit etlicher Zeitungs-Korrespondenten in den Fürsten- und Heldenstand erhobene „Walzerkönig, Walzerfürst und Walzerheros," Herr Joh. Strauß von Wien, gegenwärtig in unsrer Mitte sich befände, so wüßte ich in der That nicht, was ich Ihnen heute schreiben sollte, da unsere materiellen Tagsinteressen bei seiner Ankunft sich ausschließlich um die Nützlichkeit der Runkelrüben, der die Zoll-Intraden bedrohenden Kaffeesurrogate und endlich um die mordbrennerischen Reibzündhölzer zu drehen schienen. Schon die bloße Ankunft des Herrn Strauß als Reisender war ein Ereigniß, welches Aufmerksamkeit erregte. Vor dem Gasthaus zur Traube, wo er abstieg, standen erwartungsvoll viele Neugierige, die schon in den Blicken oder der Physiognomie des anspruchslosen Reisenden die begeisternden Kompositionen zu lesen glaubten, womit er auf seiner musikalischen Reise schon so manche tanzlustige Seele bis zum Wonnetaumel entzückt hatte. In dem Saale des erwähnten Gasthauses ist er mit seinem Orchester bereits zweimal aufgetreten und hat durch seine ausgezeichneten Produktionen den Erwartungen entsprochen, welche die zahlreiche Zuhörerschaft von ihm und seinen tüchtigen Kunstgenossen im Voraus hegen zu dürfen glaubte. Morgen-Abend wird Hr. Strauß bei einem in dem Gesellschaftshaus veranstalteten Festballe erscheinen und durch die Macht seiner Töne ein Vergnügen verherrlichen, welches die Tanzlustigen in jenem Saale in der Art gewiß noch nicht genossen haben. Bei unsern jungen Damen und Herren ist daher jetzt Strauß das Losungswort, welches von Mund zu Munde geht und morgen Abend um 7 Uhr sich in die schönsten Harmonien auflösen wird.

(Didascalia.)

Anekdote.

In Domergues „Erinnerungen aus Rußland während des Krieges mit Frankreich" heißt es: „Ein Pole aus Moskau war mit seiner Familie bis zur Beresine gekommen. Aber bei einem der häufigen Kosaken-Hurrahs wurde er gefangen und unter den Augen seiner Familie

ermordet. Seiner Gattin gelang es zwar, zu entfliehen, aber sie hatte durch diesen furchtbaren Anblick ihren Verstand verloren. Ihr Kind starb vor Hunger und Kälte; sie aber setzte ihren Weg weiter fort, und trug in ihrem Wahnsinne den erfrorenen Leichnam ihres Kindes bald an der Brust, bald führte sie ihn an der Hand."

Nekrolog.

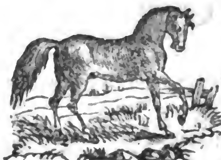
In der Nacht auf den 3. November starb im 92. Jahre der älteste deutsche Schauspieler und gewesene Ballet-Meister Johann Huber zu Odensee auf Fühnen bei seinen Kindern.

Allerlei.

München. Im Monate October d. J. wurden von der hiesigen königl. Polizeidirection 843 Individuen abgestraft, und 30 den Gerichten zugeliefert, und zwar Zwei wegen Majestätsbeleidigung, Eines wegen Falschmünzens, Eines wegen Widersetzlichkeit, Zwei wegen Körperverletzung, Eines wegen Betrugs, Drei wegen Unterschlagung, Zwanzig wegen Diebstahls.

— Man schreibt aus München: Nicht ohne Bedauern wird das Publikum vernehmen, daß die Aufstellung der Krippe, welche bisher im St. Josephsspitale dahier jedes Jahr durch ihre sowohl sinnreichen, als höchst imposanten Vorstellungen sich des öffentlichen Beifalls erfreute, und jedem Kinderfreunde und Erzieher eine willkommene Gelegenheit darbot, den religiösen Sinn seiner Zöglinge zu wecken, und durch lebhafte Vorstellung zu erstarken, dem Eigenthümer, Hrn. Verwalter Ista, untersagt worden sey, weil der neuernannte Geistliche dieser Anstalt durch die öfters etwas lauten Beifallsäußerungen der Jugend den Ernst der Hauskapelle für entwürdigt hält. Wir können dieser Ansicht um so weniger huldigen, als unser Erlöser Jesus Christus selbst sagte: „Laßt die Kleinen zu mir kommen rc. rc." und auch der würdige Hr. Decan und Stadtpfarrer zu St. Peter keinen Anstand nimmt, die Aufstellung einer Krippe selbst in seiner Pfarrkirche zu gestatten.

— In München erscheint vom ersten December ein neues Blatt, unter dem Titel: Panorama. Die ersten vier Hefte werden unentgeldlich gegeben; der Preis des Jahrgangs ist 1 fl. 36 kr.; man kann jedoch auch vierteljährig mit 24 kr. abonniren. Das ist das wohlfeilste Journal des Erdenrunds!



— Der „allgemeine schlesische Volkskalender" auf das Jahr 1835 enthält unter andern vortrefflichen, dem Bürger und Landmann empfohlenen Hausmitteln auch Folgendes, wodurch man einem Pferde die Kraft benehmen, und solche sich selbst einpflanzen kann. Man nehme sperma caballi, vermische dieß mit Erde, pflanze darin schwarze Eberwurz, esse solche, halte sich einige Tage im Pferdestall auf, und man wird die Kraft eines Pferdes sich zugeeignet haben. Der Himmel gebe, daß dieser Kalender nicht in andere Sprachen übersetzt werde, das Ausland möchte sich sonst einen guten Begriff von Deutschlands Volksbildung und seinen Volksschriftstellern bilden. — —



— Am 1. Nov. war in Altona der siebente Jahrestag des daselbst (1828) gestifteten höchst rühmlichen Vereins zur Belohnung treuer Dienstmädchen. Es erhielten fünf Dienstmädchen die größere Geldprämie bis zu 40 fl., und zehn Dienstmädchen die kleinere, bis zu 10 fl., nach Maßgabe ihrer mehr und mindern treuen Dienstjahre bei ein und derselben Herrschaft; die letztern zehn Dienstmädchen erhielten außerdem jede noch ein Schlesw.-Holst. Gesangbuch.

— In einer Zeitschrift war unlängst folgende Ankündigung zu lesen: „Bei dem Gefertigten werden junge ledige Herren in Quartier, Kost und Wäsche aufgenommen.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 12. 16. December. 1835.

Rüge.

Die Lüge des E. M. Oettinger im Berliner Figaro:

„daß das periodische Werk „Europa“ mit dem neuen Jahre aufhören werde,“

muß hier im Interesse des Verlegers und der zahlreichen Abonnenten widerrufen werden. Andere Lügen, die Niemanden als ihrem Urheber schaden können, bedürfen keiner Widerlegung.

Theater.

Im November wurde auf dem städtischen Theater in Prag das erste dramatische Werk eines jungen — noch nicht 20 Jahre alten — Dichters gegeben, das zu großen Erwartungen von diesem ausgezeichneten Talente berechtigt. Es ist dieß: Horimir, Trauerspiel in fünf Akten von Uffo Horn. Mit überraschender Bühnenkenntniß war der hoffnungsvolle junge Mann über den ziemlich magern Stoff Herr geworden, und eine blühende bilderreiche Sprache entschädigte reichlich für die unvermeidlichen Mängel dieses ersten Versuches. Das Haus war sehr gefüllt und die Aufnahme so günstig, daß das befriedigte Publikum den Dichter mehremale stürmisch hervorrief.

— In Leipzig geht man dem Theater-Unternehmer Herrn Ringelhardt stark zu Leibe. Mehre Aufsätze mit und ohne Namensunterzeichnung greifen seine Geschäftsführung an, und da er nicht leidenschaftlos darauf erwiederte, hat er das Uebel nur ärger, und die ihm feindlichen Federn nur regsamer gemacht. Gewiß scheint es zu seyn, daß das Leipziger Theater gesunken ist, denn Herr Ringelhardt selbst muß zu seiner Vertheidigung die leidigen Verhältnisse zu Hilfe rufen. Das Erheben der gesunkenen deutschen Bühne kann aber wahrlich von einem armen Privatdirektor, der selbst gesteht: „er wolle bei seiner Führung etwas Erkleckliches aufstecken,“ nicht ausgehen.

— In Breslau gibt man eine neue Oper: der Edelknecht, oder der Gang nach dem Eisenhammer. Den Text hat Herr Carl Fischer geliefert, von dem bereits einige gelungene Bearbeitungen für die Bühne besorgt wurden, die Musik ist von Herrn Franz Mejo, einem beliebten Lieder- und Tanz-Komponisten. Beide sind Mitglieder des Breslauer Theaters.

Die Brüder Eichhorn.

Hamburg. Der älteste der Brüder ist 13, der jüngste 11 Jahre alt. Beide, und vor Allem der kleinste, haben noch vollauf zu thun, ihre kleinen Instrumente so zu richten, daß volle Freiheit für schönste Ausführung sich nicht versage, aber auch diese Schwierigkeit wird mit allem Glück besiegt. Ernst Eichhorn, der ältere, (der kleine Mann ist bereits Kammer-Virtuos) trug vor: Variationen von Beriot, und das mit wahrer Meisterschaft. Glockenreine Intonation, eine Bogenführung, die auf den Meister Spohr hinweist, ein warmer, weicher, milder Ton, dem dabei nichts von Schwächlichkeit abzumerken ist, und der sich, namentlich in dem Andante, auf treffliche Weise geltend machte. Herrliches Staccato, runde und gewölbte Arpeggien, wie sie wohl selten noch ein 13jähriger Arm zu Gehör brachte, und in den Geschwind-Passagien eine Fertigkeit und Deutlichkeit, die zum Erstaunen und Entzücken hinreißt. Konnte da enthusiastischer Beifall fehlen? Dann spielten beide Brüder ein Duett für zwei Violinen von Paganini und hier mußte man erstaunen, wie Ernst sich Paganini's springenden Bogen, dessen piangendo und glissato, beide Brüder sein Pizzicato, sein herrliches Flageolet sich zu eigen ge-

macht hatten. Verzierungen und Ausschmückungen, Capricen und Neckereien in solcher Vollkommenheit ausgeführt, erlangen den Charakter der Selbstständigkeit, des Realen, und deuten, von solchen kindlichen Virtuosen ausgeführt, denselben eine beneidenswerthe Zukunft an. Selbst der Kleinste, wo er mit Imitation der ersten Violine hervortrat, wie sauber, wie correct, wie abgeschliffen, wie schön ausgebildet, war da schon Alles. Hoffentlich werden wir die kleinen Dioskuren nicht zum ersten- und zugleich zum letztenmale gehört haben, und keinem deutschen Musikfreunde wäre es zu verzeihen, dieser deutschen Knaben Wunder-Geige nicht gehört zu haben, wo sich ihm die Gelegenheit dazu darbot. (Freischütz.)

Neuere Dichter.

(Fortsetzung.)

An Ihn.

Bildender Künstler, nachahmend Natur
mit Griffel und Stichel, seit einem
halben Jahrhundert!

O! wie so anspruchslos Dein schaffendes
Wirken, von Mitwelt und Nachwelt;
ob unermüdlichen Fleißes bewundert.

Lieblich leiteten Musen Dich hin, durch die
Gefilde der Kunst, auf rosenbestreuetem
Pfade, zum Gipfel des Strebens! —

Trittst jetzo Du nun vom Schauplatz
der Kunst, soll Ruhe Dich auch
erquicken am Abend des Lebens! —

(Vossische Zeit.)

Unglücksfälle.

Als neulich ein kleines Mädchen, welches mit seiner Wärterin ausgegangen war, seinen Kopf durch das Eisengitter eines Hofthors steckte, und dem Hunde in demselben spielend „wau wau!“ zurief, sprang dieses Thier auf und riß dem unglücklichen Kinde die Nase aus dem Gesichte.

— Dem zehnjährigen Töchterchen der Mad. Spizeder, K. Hofsängerin in München, wurden kürzlich von einem von einem Dache in der Ludwigsstraße herabfallenden Brette beide Füße gebrochen. Man denke sich die Leiden der Mutter, als ihr die arme Kleine halbtodt in's Haus getragen wurde.

Muth.

Am 24. dieses Monats früh gegen 3 Uhr wurde bei dem Leinwandhändler Dittrich in Dittmannsdorf, Waldenburger Kreises, während derselbe in Breslau zum Markt war, in einem wohlverwahrten und mit starken eisernen Gittern versehenen Gewölbe eingebrochen. Seine beiden Söhne von 11 und 13 Jahren, die in einer daran stoßenden Stube schliefen, wurden durch das Geräusch von einem im Gewölbe vom Fenster herunter gefallenen Glase geweckt; sogleich sprangen die kleinen beherzten Knaben aus dem Bette, eilten dem Gewölbe zu, als sie aber fremde Leute darin erblickten, kehrten sie wieder zurück. Der Aelteste von ihnen ergriff einen an der Wand der Schlafstube hängenden Säbel, und mit gezogener Waffe drang derselbe in Begleitung seines jüngern Bruders in das Gewölbe. Durch diesen Lärm erwacht die Mutter, welche mit den jüngsten Kindern in einem andern Gemache schlief; sie eilte hinzu und so wurden die Diebe, ohne etwas entwenden zu können, durch den Muth der Knaben, durch die bereits ausgebrochene Oeffnung zurückgetrieben.

Erfindung.

Aus München wird gemeldet: Wenn man je etwas Ausgezeichnetes im Instrumentenbaue gesehen und gehört hat, so ist es gewiß das von Herrn Kette, Lehrer der Prinzen und Prinzessinnen von Bayern, kürzlich verfertigte neue Tasten-Instrument, welches der Einsender in Gesellschaft mehrer Freunde der Musik zu bewundern Gelegenheit hatte.

Der Clavierflügel ist von Herrn Biber in München, aufrechtstehend, sein Ton rund, klangvoll und kräftig; das von Herrn Kette verfertigte, mit dem Flügel in Verbindung gebrachte und wie letzterer aus 6 Oktaven bestehende Blasinstrument, welches nach Willkühr mit oder ohne Begleitung des Flügels gespielt werden kann, ahmt die Violine, Oboe, Clarinette, Flöte, das Bassethorn, Fagott, Violoncelle und den Contrabaß in einer so hohen Illusion nach, daß man im Ensemble ein besetztes Orchester zu hören glaubt. Das Instrument hat zwei Claviaturen, die mit einander verbunden sind, und die Mechanik ist ihrer großen Complikation

ungeachtet so ruhig, willig und meisterhaft, daß man einen einfachen Flügel zu spielen glaubt.

Rath für schlechte Dichter.

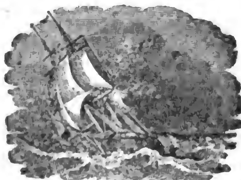


Ich kann mich nicht enthalten, heißt's in den Osterländischen Blättern, schlechten Dichtern einen guten Rath zu geben, da ich die Sache, aus meiner eigenen Erfahrung, sehr probat gefunden habe; ich rathe nämlich jedem schlechten Dichter, Taback zu rauchen. Erstens, hat er dann doch sicher einen Kopf, wenn auch nur einen Pfeifenkopf; und man kann nicht sagen: er schreibe ohne Kopf. Zweitens kommen ihm die Gedanken wie aus den Wolken; und dürfen daher schon etwas wässerig seyn. Will die Kritik ihm den Mund stopfen, stopft er gelassen seinen Kopf und macht der Welt einen blauen Dunst vor: und ist er selbst Kritiker, so wird ihm das Tabackrauchen besonders dienlich seyn, denn der Taback ist eine Giftpflanze. Schreibt er eine Geistergeschichte, kann er nach Herzenslust dabei spucken; schreibt er einen Roman, so rauche er Damentaback; schreibt er eine Satyre, nehme er Stötteritzer, der beißt. Schreibt er ein Schauspiel, so zeigen ihm die Pfeifen schon sein Schicksal. Schreibt er etwas Wissenschaftliches, so kann er wenigstens sagen, er habe die Wissenschaften — beräuchert. Selbst der arme Poet kann doch immer einen gefüllten Beutel haben. Vor dem Schreiben muß der schlechte Dichter jedoch überlegen, ob er den Kiel nicht besser verwenden würde — m Pfeifenrohr; nach dem Schreiben aber muß er wieder überlegen, ob das geschriebene Papier nicht am verwendbarsten sey — zu Fidibus.

Vandalismus.

Die „Zeitung des Ober- und Nieder-Rheins" vom 25. Nov. drückt — mit großem Recht — ihre tiefe Entrüstung darüber aus, daß man den neuen Blitzableiter des Münsters zu Straßburg gerade in das Grab Erwins von Steinbach, des Erbauers dieses erhabenen religiösen Monumentes geleitet habe, so daß die Arbeiter beim Graben des Loches auf die Gebeine des großen Baumeisters stießen, und sie unter den Koth warfen, der weggeführt wurde (?). — Noch zur Stunde seyen die Gebeine Erwins nicht wieder bestattet, wohl aber hätten Alterthumsliebhaber Knochen des Mannes weggeholt, dem Europa eines seiner schönsten Bauwerke verdankt. Diese Schmach, ruft die „Zeitung des Ober- und Nieder-Rheins" aus, vollende den Vandalismus der „Münster-Commission," die erst vor Kurzem „zur Verschönerung" des alten ehrwürdigen Domes denselben ganz neu und durchgängig weiß anpinseln ließ. Das erwähnte Blatt fordert „glänzende Genugthuung für die entweihten Gebeine Erwins von Steinbach."

Aus der See.



Zu Anfang dieses Monats hat es in See gestürmt, zwei Kauffahrteischiffe, von Sturzsee befallen, liefen mit Haverie in den Hamburger Hafen ein; dem einen war Alles vom Deck und zwei Mann, dem andern der am Ruder befindliche Steuermann hinweggespült.

Nekrolog.



Am 19. Nov., Nachmittags vier Uhr, verschied zu Düsseldorf in der Blüthe seiner Jahre, an den Folgen der Schwindsucht, der Maler Ernst Wiskemann aus Hannover.

Allerlei.

Breslau. In der Gemeinde Tichau, Kreis Pleß, ist der Typhus ausgebrochen, und sind daselbst bereits fünf Häuser dieserhalb gesperrt.

— Die gefährlichen sogenannten modifizirten Menschenpocken kommen seit einiger Zeit wieder häufig vor. Obwohl unter den Mitteln gegen ihre Weiterverbreitung auch sorgfältig darauf gehalten wird, daß, wo ein dergleichen Fall vorkommt, eine Warnungs-Anzeige an die Stubenthür oder wo es sonst zweckmäßig scheint, befestigt wird, so scheinen doch viele Personen an die außerordentliche Ansteckbarkeit dieser Pocken-Art nicht zu glauben, sonst könnte es nicht vorkommen, daß so Viele an die Warnungstafel sich nicht kehren, sondern mit Leichtsinn das Krankenzimmer betreten und das tödtliche Gift auf ihre Kinder und Hausgenossen übertragen.

— Es sind in Breslau einschließlich von fünf Schafblatter-Fällen, 36 neue Erkrankungen an Blattern angezeigt worden. Als ein Fall merkwürdiger Unüberlegtheit verdient mitgetheilt zu werden, daß kürzlich sich ein Mann durch den Warnungszettel, den er an einer Thüre angeheftet fand, nicht abschrecken, sondern anlocken ließ, und in die Stube des ihm völlig unbekannten Kranken trat, „weil er außen gelesen, daß hier Blattern seyen, und er gerne sehen wollte, wie ein Blatterkranker aussehe." Jener Mann war Vater von 5 Kindern, denen er das gefährliche Gift mit nach Hause brachte, an welchem sie auch bald sämmtlich erkrankten.

— Die musikalische Wochenschrift: Iris im Gebiete der Tonkunst, redigirt von L. Rellstab, wird mit dem 1. Januar 1836 ihren siebenten Jahrgang beginnen. Mit ihr ist ein musikalischer Anzeiger verbunden, der die Leser schnell mit allen werthvollen Neuigkeiten bekannt macht und zuweilen auch von bedeutenden Unternehmungen noch vor ihrem Erscheinen Kunde bringen wird.

— Im Leipziger Tageblatte finden sich unter andern mysteriösen Sachen auch folgende Zeilen: Sie, die Sie am Dienstage im Theater so ganz ruhig vor mir saßen — dieß die einzigen Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe — werden gebeten, einen Brief: F. K. post. rest. abzuholen.

— Von Leipzig aus klagt man absonderlich über das theure Holz, aber auch über die theuern Begräbnisse; da gäb' es Trageleichen, die kaum der Beutel ertragen könne, und Leichen mit der ganzen und halben Schule, die beide ganzes Geld kosteten. Jemand, der ein großer Grübelkopf ist, meint, man sollte die Leichen verbrennen. Aber er bedenkt nicht das theure Holz; zudem würden auch hier bald Rangstreitigkeiten eintreten und es bald Hartholz- und Weichholzleichen und Torfleichen geben. (Ameise.)

— In Berlin gehen dermalen sieben Pressen, die den schönsten und beliebtesten Druck von der Welt liefern. Die alten abgenutzten Tresorscheine sollen durch neue ersetzt werden, und bereits sind solcher Gebetbüchlein für Kapitalisten ein Paar Metzen fertig.

Ebendaselbst hat sich der Kriminalrichter Hitzig von seinem Amte zurückgezogen; er leidet sehr an den Augen, mit welchen er den Verbrechern gar scharf auf die Finger sah. Uebrigens fehlt es in dieser Königsstadt auch nicht an einer hinreichenden Portion erfahrner Spitzbuben. Tagtäglich hört man von Hausdiebstählen; viele der Weißkäufer tragen sehr elegante Mäntel, wahrscheinlich um ihren Diebstahl so besser bemänteln zu können. (Ameise.)

Berlin. Folgende Vergiftung ist hier verübt worden. Eine junge Frau trug auf Scheidung von ihrem 75jährigen Mann an, und hatte schon vor erfolgter gerichtlicher Entscheidung 14 Tage lang nicht mehr mit ihm in einem Hause gewohnt. Am Tage, wo der Termin auf dem Stadtgericht anberaumt war, fand man ihn mit dem Tode ringend, und ängstlich röchelnd auf einen Zettel zeigend, worauf die Worte geschrieben standen: „Meine Frau hat mich vergiftet." — Sie ist bereits der That überführt.

Sylben-Räthsel.

Es ist das Paar der ersten Sylben, wie
Jeder weiß, ein flaches Land;
Die dritte, die der Wald uns bietet, wird
selbst auch oft ein Wald genannt;
Das Ganz' ist dem Geschlecht der Letzten so
eng' — wie uns ein Mohr verwandt.

Schneiderreit.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 13. **23. December.** **1835.**

Humoristischer Styl.

Man liest in Bäuerle's Theaterzeitung unter dem Spott-Titel: „Trockne Variationen über ein nasses Thema:“ Die hochherzige, edle Bevölkerung Wiens, dieser große Anfangsbuchstabe in der Reihe aller Residenzbewohner, durch den Griffel aller Tugenden eingezeichnet in die unvergänglichen Blätter des Weltgerichts; ein in die Gewitternacht der Geschichte weit hinein leuchtendes Lichtbeispiel eines in sich concentrirten liebeskräftigen Wechselwirkens zwischen dem geliebten väterlichen Herrscherhause und dem kindlich ergebenen Unterthanenkreise, die edlen treuen Bewohner Wiens hegten den innigsten Wunsch, den feierlichen Akt der Erbhuldigung in einem würdigen Monumente der Nachwelt aufzubewahren, und so die heilige Bedeutsamkeit des vorübergehenden Momentes mit dem gebieterischen „Halt!“ eines, alle Schwierigkeiten überwindenden Patriotismus, für künftige Geschlechter zu verewigen.

Theater.

Der Freimüthige schließt Angely's Nekrolog mit der richtigen Behauptung: Vollkommen überzeugt, daß Angely's Einfluß auf die deutsche Bühne ein schädlicher war, der sich noch dadurch vergrößerte, daß er den sehr einseitigen Ansichten der Schauspieler gefällig in seinen Bearbeitungen entgegen kam, müssen wir wünschen, daß er keinen Nachfolger finden möge, der seinen Weg betritt, um so bald als möglich, wenn nach Kurzem seine dramatische Hinterlassenschaft vergessen seyn wird, der deutschen dramatischen Dichtkunst, wenn auch keinen schützenden Tempel, doch wenigstens ein freies Stückchen Grund und Boden, auf dem einer erbaut werden könnte, wieder eingeräumt zu sehen.

— Die Wittwe Angely's soll daran denken, ihres Mannes sämmtliche Werke herauszugeben. Ein colossaler Gedanke!

Musik.

Frankfurt. In einem dieser Tage hier stattgehabten Concert bewunderten wir in Herrn *Bärmann*, aus München, einen der bedeutendsten Clarinettvirtuosen, die wir noch je gehört haben. Außer der Klarheit, Gleichheit und ausgebildeten Rundung seiner Töne, staunten wir mit seiner Fertigkeit vorzugsweise sein Piano und Pianissimo an. Dieser Maestro hat den hiesigen Kunstfreunden einen eben so seltenen, als herrlichen Genuß verschafft.

Theater-Zeitung.

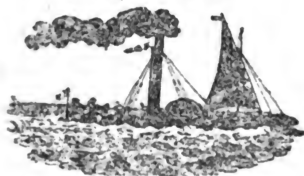


Der Würtembergische Landbote enthält: In ihrer letzten Nummer berichtet die Wiener Theater-Zeitung des Herrn *Bäuerle* aus Stuttgart, daß Hr. *Marr* aus Braunschweig in allen seinen hiesigen Gastrollen, hauptsächlich aber in der Rolle des Mephistopheles, den Hrn. *Seydelmann* weit hinter sich gelassen habe. Wenn wir wüßten, daß diese Nachricht wirklich von hier ausgegangen, so würden wir uns in die Lage setzen, den Verfasser auszukundschaften, um ihn sowohl dieser *literarischen Lüge* wegen vor einem Ehrengerichte der Literatur zu belangen, als auch seine Bornirtheit, der es möglich war, das genannte Urtheil zu fällen — mit der passenden Waffe zu züchtigen.

Die vielen Lügen übrigens, welche as Wiener *Originalblatt* auch

bei andern Gelegenheiten zu verbreiten sich bemüht, sind originell; sie tragen nämlich alle so deutlich den Charakter der Beschränktheit ihrer Erzeuger an sich, daß man sich wirklich wundern muß, wie sie allzumal in den lichtleeren Köpfen dieser Autoren Raum gewinnen können. —

Unglücksfall.



Das Dampfschiff Helvetia (auf dem Bodensee) ist am 3. Dezember untergegangen. Glücklicher Weise konnten die Passagiere und der größere Theil der Waaren gerettet werden.

Mord.

Hamburg. Vor wenigen Tagen kommt ein Wall-Arbeiter in das Haus eines wohlhabenden erbgesessenen Bürgers, eines 76jährigen Mannes im Breitengange, und verlangte von diesem eine Bettstelle zu kaufen. Er ward auf den folgenden Morgen wieder beschieden. Darauf verlangte er eine Feuerzange zu kaufen. Der Alte, der mit einer 66jährigen Haushälterin allein wohnt, gibt dieser letzteren den Auftrag, eine Feuerzange herbeizuholen. Kaum aber hat sie das Zimmer verlassen, so fällt der Arbeiter über den alten Mann her, und versetzt ihm viele Messerstiche in den Kopf, so daß der Unglückliche todt zu Boden sinkt. Darauf nach befriedigter Mordlust geht der Verbrecher aus dem Zimmer, und ruft der Haushälterin zu, es sey dem Alten da drinnen plötzlich nicht wohl geworden. Die Haushälterin stürzt in das Zimmer, findet ihren Herrn im letzten Todeskampf, und schickt sich an, Lärm zu machen. Da ergreift der Mörder auch sie und bringt ihr mehre Messerstiche bei; darauf entflieht er, läßt Mütze und Messer zurück, erreicht seine Wohnung und erschießt sich dort mit seinem Gewehre. Als Veranlassung der schrecklichen That wird angegeben, daß der Mörder vor einiger Zeit der Miether einer dem Ermordeten zugehörigen Wohnungen im Bäckerbreitengange gewesen, und von diesem, da er die Miethe nicht zahlte, ausgesetzt worden. Das fachte seine Rache an, und seit geraumer Zeit schon soll er mit diesem Mordgedanken umgegangen und dem Vermiether den Tod geschworen haben. Wie entmenscht, wie der Hölle des Verderbens geweiht, muß eine Seele seyn, die so lange einen Mordgedanken hegen und pflegen und solchen nach so vielen Tagen und Stunden mit teuflischer Besonnenheit ausführen kann! Der verruchte Mörder ist durch seine Selbstentleibung dem strafenden Arm des weltlichen Gerichts zuvorgekommen. Ein höheres Gericht wird jetzt wägen und richten.

Feuerschaden.

Durch Kinderspiel, in Abwesenheit ihrer Eltern, wurde Mittwoch, den 9. d., das Wohnhaus des Hans Kohli in der Lautermatt, Gemeinde Guggisberg (Schweiz), in Brand und in Asche gesetzt. Dasselbe war wegen vorgehabter Reparation nicht assekurirt. Der brave arme Mann sammt Frau und fünf kleinen Kindern werden nun dringend christlichen Wohlthätern zur milden Unterstützung empfohlen.

Strausomanie.

Der Hamburger Freischütz enthält: Die Strauß- und Lanner-Wuth ist eine Mode-Wuth, die ihre Zeit bald durchgelebt haben wird. Beide Musiker haben reizende, die Füße hebende Tänze componirt; beide aber noch bei weitem mehr Schofel, das da, wie es ja auch manchen Menschen geht, affectirt, in seinem Nichts etwas Rechts zu seyn. Für den Ball-Saal in eigenthümlicher Ausführung mag das Alles recht gut seyn, obgleich ich versichern kann, daß ich Walzer, vor 20 Jahren componirt, vor mir habe, die mit Lanner und Strauß einen Straus bestehen könnten, aus dem sie wohl als Sieger hervorgehen dürften; sie haben freilich nicht die Prädicate Leontinen-, Ambos-, Philomelen- und Gott weiß was für Walzer; aber es ist Musik darin, und die Motive sind so reizend und anregend, als nur irgend zu einem

Walzer aus der Wiener Fabrik. Uebrigens finde ich bei Lanner mehr musikalisches Talent, als bei seinem Rival Strauß. — Wir können dieß nur aus vollem Herzen unterschreiben.

Neuere Dichter.

(Fortsetzung.)

Grabschrift auf einen Gutschmecker.

Aus dem Grillenbuche eines lachenden Todtengräbers.

Hier unter diesem Steine,
Hier ruhen die Gebeine,
Hans Tellerlecks von Schmausigern;
Er aß auch Schnepfendreck und Austern!!
Wer Schnepfendreck und Austern liebt,
Der weine hier und sey betrübt!
Der Tod — der nimmt auch Herren weg,
Die Austern essen und Schnepfendreck.
Setz Du's einmal dem Tode vor,
Ob er nicht drum Dich nehmen wird beim Ohr?
Was frägt denn der nach Austern?
Was frägt denn der nach Schnepfendreck?
Wie ging's dem Herrn von Schmausigern? —
Es kam Freund Hain — schnapp — riß er'n weg
Von einem Teller Schnepfendreck,
Und seine Schulden mögen die Erben bezahlen,
Mit sieben Fuder Austerschaalen.

(Beob. a. d. Spree.)

Allerlei.

Man meldet aus Hamburg: Am Sonntag, 13. Dec. Nachmittag um 2 Uhr, wird Hr. Löwentritt, berühmter Wassertreter aus Pesth, mittelst eines von ihm neu erfundenen Apparats so frei seyn, bei Hrn. Streits Garten in verschiedenen Richtungen auf der Alster zu spazieren, so wie andere Leute im neuen Jungfernstieg. Er will sogar während dieses Spaziergangs auf der Alster auf einem schwimmenden Tische schreiben, und wenn auch das Geschriebene etwas wässerig werden sollte, so geht es ja manchem Schreiber eben auch nicht besser. Wünschen Hn. Löwentritt viel Vergnügen und noch mehr Zuschauer.

— München. Die Frechheit der Diebe geht oft ins Unglaubliche. So wurde z. B. vor ein paar Tagen aus dem Vorzimmer des literarischen Vereins im Bazar, während im Lesezimmer sehr viele Mitglieder anwesend waren, und der Aufseher sich nur auf einen Augenblick entfernt hatte, ein ganz neuer Mantel gestohlen.

— Eggelingen (im Hannöverschen), 14. November. Heute erfolgte hier seit dem 14. August 1834, also nach einem Zeitraum von vollen fünf Vierteljahren, der erste Todesfall. Das Kirchspiel Eggelingen hat eine Bevölkerung von 525 Einwohnern, wovon also, nach der auf dem platten Lande gewöhnlichen Mortalität von 3 vom Hundert, 18 bis 19 Personen hätten sterben können. — Einen ähnlichen seltenen Fall geringer Sterblichkeit meldete man unlängst aus Kirchdorf bei Aurich: In der Bauerschaft Kirchdorf bei Aurich, die 312 Seelen zählt, wurden in einem Zeitrum von ungefähr 1 Jahr 7½ Monaten — vom 8. Januar 1834 bis zum 26. August 1835 — 27 Kinder geboren, da hingegen zu der Zeit in mehr als 1¾ Jahren — vom 2. November 1834 bis zum 24. August 1835 — nur eine Person verstarb. Diese Person starb noch an Altersschwäche, und gehörte der Familie eines Militärs an, der eine andere Cantonirung erhalten hatte, und zufällig noch mehre Tage über den Zeitpunkt seiner bestimmten Abreise hier verblieb. Wäre dieses Letztere nicht eingetreten, so würde also in fast 22 Monaten von 312 Einwohnern Niemand gestorben seyn.

— Bei Th. Bade in Berlin ist erschienen: Berliner Theater-Almanach für 1836, herausgegeben von A. Cosmar. Velinp. ½ Thlr. Enthält: 3 Lustspiele, 2 Possen, jede in einem Aufzug, und 1 Puppenspiel in 3 Aufzügen und einem Vorspiele. Letzteres: „Quatember im Monde,“ aus der Feder eines geistreichen Schriftstellers, wurde noch auf keiner Bühne dargestellt, und dürfte daher um so mehr das Interesse des Lese-Publikums erregen. Die Personen sind: Allüberall, die Wünschelfee, erster, zweiter, dritter Wunsch, sonst Wunschgenien. Die Erdwünschelpost. Die Mondwünschelpost. Auf Erden: Herr von Pamisus, ein vornehmer Mann. Panisa, seine Tochter. Ein Cousin, ihr Cousin. Quatember, ein mondsüchtiger Jüngling. Sein Vater, ein Viehmäster. Brombilla, dessen Frau. Bartel, ein Bauerjunge, Quatembers Pylades. Ein Notar. Ein Koch. Lü-

gen ꝛc. Zwischen Mond und Erde: Der Posthalter auf der Station. Couriere nach Mond, Erde. Der Schirmmeister der Ordinari im Monde: Paropamisus LXXVII., Mondkaiser Majestät. Paropamisa, seine Tochter. Fürst von Nieß-Nieß-Ober-Nieß. Erster, zweiter, sonstige (Mondfürsten), alle von echtem Mondgeblüt; schloßweiß. — Oerindur, Ober-Ceremonienmeister und Scharfrichter. Ein Corporal. Afanasja, eine Zofe. Hauptmann Schwedenborg. Erster Mondbürger. Kind der Liebe. Kind der Natur. Sonderling. Lafontaine's Kinder. Kotzebue's Kinder. Eulalia, eine stumme Person. Deserteure aus Kindesliebe. Mondvolk.

— Der Hochwächter enthält folgende Mittheilung aus Dresden: Ehemals gehörte der Mord in Sachsen unter die nicht häufig vorkommenden Verbrechen, daher denn auch eine Hinrichtung ein seltenes Ereigniß und eben deßhalb ein stets um so schauerlicheres für die Gemüther des Volkes war, die es lange im Gedächtniß zu bewahren und mit Graus davon zu erzählen pflegten. In neuerer Zeit haben sich leider dergleichen schwere Frevel, namentlich die Raubmorde, auf eine so schaudererregende Weise gemehrt, die zu den größten Besorgnissen Anlassung gibt und uns dringend auffordert, der immer mehr einreißenden Demoralisation durch geeignete, zweckmäßige Maßregeln möglichst Einhalt zu thun. In einem Zeitraume von wenigen Wochen wurden 10 oder 11 des Mordes schuldige Verbrecher geköpft, davon erst vier vor wenigen Tagen, und schon ist wieder ein Todtschlag verübt, und es sind die Thäter von dem Arm des Gerichts ergriffen und in Haft gebracht worden.

Ein Gastwirth zu Colbitz lud in der Leipziger Zeitung förmlich zu einer Hinrichtung ein, die in seiner Nähe vollzogen wurde, und rühmte bei dieser Gelegenheit seine Zimmer an und versprach die beste Bewirthung, als ob es sich um ein Freudenfest handelte.

Bei einer kürzlich statt gehabten Hinrichtung will man einen Haufen junger Dirnen laut lachend gesehen haben bei dem ängstlichen Benehmen einer Delinquentin.

Das Merkwürdigste von diesen alle Schicklichkeit höhnenden Umständen war jedoch, daß im Oschatzer Wochenblatt bekannt gemacht wurde: „Das Publikum könne für 8 Groschen Entree zusehen, wie die Delinquenten am Tage vor ihrer Hinrichtung das Abendmahl empfangen würden.“ Zwar sollte dieß Geld zur Unterstützung der Hinterbleibenden jener Verurtheilten seyn, aber macht dieß die Sache wohl besser? Das Abendmahl ein Schauspiel für 8 Groschen! — Zieht man nun noch das im vorigen Stücke des Telegraphen mitgetheilte Danksagungsschreiben eines gemüthlichen Scharfrichters in Erwägung, so muß man gestehen, daß das frappirende Erscheinungen sind.

Auflösung der Charade im vorigen Telegraphen: Ebenholz.

Inhalt.

